



Die Lebensgeschichte

des

großen Königs

Friedrich von Preußen.

Ein Buch für Jedermann

von

Dr. J. D. E. Preuß,

Professor der Geschichte und Correspond. Mitgl. der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde.

In zwei Theilen.

Mit dem Bildnisse Friedrichs des Großen nach der Maske.

Berlin, 1834.

In der Nauckschen Buchhandlung.

Die Lebensgeschichte

des

großen Königs

Friedrich von Preußen.

Ein Buch für Jedermann

von

Dr. J. D. E. Preuß,

Professor der Geschichte und Correspond. Mitgl. der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde.

Zweiter Theil.

Berlin, 1834.

In der Nauckschen Buchhandlung.

Vorrede.

Weit eher, als der Verfasser es erwartete, hat das Bedürfniß dieses neue Werk gefordert. Wir übergeben es der Lesewelt mit dem freudigen Bewusstsein, nichts versäumt zu haben, was wir der Ehre unsers Berufs als Biograph des großen Königs und der Dankbarkeit für die wünschenswertheste Unterstützung unsers Strebens schuldig sind.

Ueber das Verhältniß dieser verjüngten Schrift zu der größeren zu sprechen, enthalten wir uns billig, zufrieden, wenn die Empfänger dieser Gabe nichts vermissen; der Sachverständige mag bemerken, daß der Verfasser solche Arbeit nie als abgeschlossen betrachten kann. Daher die immer neue Bitte, daß

die Kenner uns mit ihrem Rathe, die glücklichen Besitzer von Quellen mit diesen Schätzen uns fernerhin erfreuen wollen.

Was wir im Laufe unsers öffentlichen Strebens einzelnen hohen Behörden und Instituten, einzelnen verehrungswürdigen Gönnern und Freunden schuldig geworden, wird dem treuergebenen Herzen stets als dankenswerther Lohn für manche Sorge gelten und niemals in Vergessenheit gerathen können.

Berlin, den **10**. Dezember **1834**.

J. D. E. Preuß.

Fünftes Buch.

Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege.

Der große Kurfürst hatte seit dem westphälischen Frieden Kurbrandenburg zur zweiten Macht im deutschen Reiche erhoben; auch zum Muster, zur Stütze, zum Schutze anderer Reichsstände: sein Urenkel stellt durch die erste Hälfte seiner Regentensorgen, 23 Jahre lang, den preußischen Staat glücklich in die Reihe der europäischen Großmächte; dann wendet er die andere Hälfte, 23 Jahre, rastlos an, sein Volk aufzuklären, zu beglücken, künftige Tage vorzubereiten.

So sehr hatte der schwere Krieg des Land verheert, daß noch Jahre lang nach dem Frieden der Geldumlauf und die Betriebsamkeit fast gänzlich stockten und daß selbst einsichtsvolle Patrioten die Wunde für unheilbar hielten. Friedrich fast allein verlor den Muth nicht, er strebte unermüdet von den ersten Tagen seiner Zurückkunft an, sein Land wiederherzustellen und die wohlthätigen Hülfsleistungen, welche er, sobald die Waffen ruhten, dem Unglück angedeihen ließ an Geld, an Saat- und Brodkorn und an Zugvieh, entrissen viele Unterthanen der Verzweiflung: das Leben war gefristet, und das Feld wurde wieder gebaut; aus der Asche erhoben sich Dörfer und Städte, das Gewerbe gewann neuen Muth; Ordnung und Sicherheit begleiteten den Handelsverkehr, die fehlenden Beamten (darunter die ältesten Räthe und Minister vom Generaldirektorium) wurden ersetzt, und im Gefolge aller Friedenskünste fanden allmählig auch Redlichkeit, Zucht und Sitte wieder die alte Stelle.

Alle Uebel sofort zu heilen in dieser gewaltigen Zerrüttung war auch dem großen Könige, bei dem besten Willen, rein unmöglich: die äußern Mittel war zu beschränkt: das Heer, beim Frieden auf 150,000 Mann vermindert, setzte doch des Unterhalts wegen in Verlegenheit. Aber schuldenfrei war der Staat; freilich durch die nothgedrungenen Künste des Königs, der immer nur vorwärts auf die künftigen Zwecke sah

und danach die Mittel wählte. Doch wollte in den Zeiten der Ruhe die alte Einnahme, bei den vergrößerten Anforderungen, die durch unvorhergesehene Uebel mehr und mehr wuchsen, nicht genügen. Königsberg litt dreimal großen Brand; Ober-Glogau, Parchwitz, Hainau, Goldberg, Freistädtel und Naumburg am Queis hatten gleiches Schicksal; so Belgard, Tempelburg, Gollnow und Jakobshagen in Pommern; eine Vorstadt von Landsberg an der Warthe und Kalies. Ueberall gab der König große Baugelder; aber er sann auch, wie neue Quellen der Hülfe zu Tage gefördert werden könnten.

Zuerst wurde die Akzise in Anspruch genommen, welche, vom großen Kurfürsten eingeführt, seit 1736 unverändert geblieben war. In dem Etatsjahre 1764 und 1765 beliefen sich sämmtliche Akzise-, Zoll-, Lizent- und Transito-Einnahmen in den Provinzen diesseits- und jenseits der Weser auf 3,926,538 Thaler brutto und, nach Abzug der Verwaltungskosten, auf 3,437,820 Thaler. Das Generaldirektorium und die unter ihm stehenden Kammern verwalteten die Akzise so, daß jeder Minister diesem Zweige der Staatswirthschaft nur in der Provinz vorstand, von welcher er Chef war; der Steuerrath wieder kontrollirte nur die Akzisebedienten seines Bezirks, und jeder Rath von der Kammer bekümmerte sich auch nur um den seinigen. Auf jeden Fall wurde den indirekten oder mittelbaren Auflagen nicht die gebührende ungetheilte Sorgfalt und Umsicht gewidmet.

Nun verlangte der König zu seinen landesväterlichen Zwecken eine Vermehrung seiner Einkünfte von zwei Millionen Thalern, welche eine bloß sorgfältigere Verwaltung hätte schaffen können. Dagegen sprach der Vizepräsident des Generaldirektoriums Valentin v. Massow, in einem Ministerrathe zu Charlottenburg, den 10. Juni 1765, die Ansicht aus: „das durch den Krieg erschöpfte Land lasse an gar keine Abgabenerhöhung denken." Der König fragte weiter, wie viel Pfunde Kaffee in seinem Lande verbraucht würden? Man wusste ihm nicht zu antworten. Da beschloß der Monarch, für die indirekten Steuersachen ein unabhängiges Departement zu errichten. Dem Generaldirektorium war er schon während des Krieges sehr ungnädig geworden; „ich bitte ihm (schrieb er den 5. Januar 1761 an den G.-L. v. Wedell, welcher sich Krankheits halber in Berlin aufhielt) nehme er Sich doch aldort der Sachen an dan es ist Kein vernünftiger Mensch den ich sie dorten anvertrauen Kan;" — den 19. Januar an Denselben: „Weilen Mir aber schon aus der vorigen Erfahrung bekannt ist, wie schläfrig und nachlässig während diesen jetzigen Kriegeszeiten auch die pressantesten Sachen bei dem Generaldirektorio betrieben werden, und wie verkehrt und unbedachtsam sich

solches mehrentheils in Sachen, die nicht von dem täglichen Schlendrian sein, nimmt; 2c." darum läßt er nun französische Finanzbediente kommen und Preußen sieht eine ganz neue Erscheinung ins Leben treten: die sogenannte französische Regie, oder, nach dem amtlichen Ausdrucke: „die Generaladministrazion der Königlichen Gefälle."

Einer von Friedrichs literarischen Gesellschaftern, der G.-L. Anton v. Krockow, aus Pommern, welcher 23 Jahre in französischen Kriegesdiensten gestanden, unterhielt den König oft von den Einrichtungen jenes Landes und veranlasste denselben zu einem Briefwechsel mit dem berühmten Helvetius, der sich als Generalpachter, auf eine sehr anständige Weise, ein großes Vermögen erworben. Dieser Philosoph, wegen seines Buchs Ueber den Geist, 1758, in Frankreich verfolgt und nach England geflüchtet, kam zu Ende des Jahres 1765 selbst nach Berlin, wo er auch bis zum Juni des folgenden Jahres blieb und dem Könige über die neue Akziseverwaltung die nöthige Auskunft gab. Der Kabinetsbefehl vom 9. April 1766 zeigte dem Generaldirektorium die Veränderung amtlich so an: „Wir sind in Rücksicht, daß die Sachen, anlangend die Accise, bis dato so schlecht und unordentlich gewesen, zur Coupirung der dabei vorfallenden Defraudationen Allerhöchst bewogen worden, Fermiers aus Frankreich kommen zu lassen, so die Administration derselben übernehmen, und soll die Administration gedachter Fermiers vom Juni a. c. angehen und die dieserhalb zu bestellenden neuen Bedienten im nächstkommenden Monath Mai sogleich in Activität gesetzt werden. Auch sollt Ihr vom 1. Juny c. an nichts weiter mit den accises und douanes zu thun haben, dergestalt, daß die Summen, so dies Jahr von den Accisen zur Generalkriegeskasse fließen, durch die genannte Administration an die Generalkriegeskasse gezahlt und die Summen von den Zöllen nach dem Etat an die Kassen, wohin sie gehören und sonst bezahlt worden sind, gleichergestalt in den gewöhnlichen Terminen berichtigt und abgeführt, und daß diejenigen Summen von Zöllen, so wie aparte erhoben und eingezogen, auch hinfüro dergestalt direkt berechnet und eingesandt werden sollen. Daher Wir Euch hierdurch solches zur Nachricht und ganz ohnfehlbaren genauesten Achtung bekannt machen." Darauf erschien, den 14. April, ein „Vorläufiges Deklarationspatent wegen einer für sämmtliche Königl. Preußische Provinzien, wo bishero die Accise eingeführt gewesen, vom 1. Juni 1766 an, allergnädigst gut gefundenen neuen Einrichtung der Accise- und Zoll-Sachen." Der König versprach darin Erleichterung, besonders den geringeren Klassen seiner Unterthanen. Eine Behörde, unter dem Vorsitze des kurmärkischen Kammerpräsidenten Freih. von der Horst, der im Juni

1766 zum Staatsminister und zum Minister des fünften Departements im Generaldirektorium ernannt wurde, traf zu Berlin die einleitenden Maaßregeln, und, während Frankreich an seinem schlechten Geldhaushalte schon sehr danieder lag, kamen uns eben daher, auf der Post, zu Pferde, auf Eseln und zu Fuß ganze Schaaren von Finanzkünstlern, („pour exploiter la Prusse,“ [um Preußen auszubeuten] wie sie bei der Abreise in Paris zu ihren Freunden sagten) unter zum Theil sehr drolligen Namen: Directeurs, Inspecteurs, Vérificateurs, Controlleurs, Visitateurs, Commis, Plombeurs, Controlleurs ambulants (reitende Aufseher), Jaugeurs (Weinvisirer), Commis rats de cave (Kellermäuse, zu den Kellerrevisionen), Brigaden von Anticontrebandiers zu Fuß und zu Pferde als Wächter, welche auf dem platten Lande beschwerliche und willkürliche Nachsuchungen ausübten.

So entstand die „Administration générale des Accises et Péages,“ gewöhnlich Regie genannt, an deren Spitze fünf Regisseurs standen: Le Grand de Cressy, welcher schon im Februar 1766 starb, und dessen Nachfolger de Lattre auch noch in demselben Jahre den Regisseur Trablaine de Candy im Zweikampfe erstach, La Haye de Launay, Briere und de Pernety, mit denen der König einen sechsjährigen Vertrag schloß, nach welchem jeder dieser Fünfmänner jährlich 12,000 Thaler Gehalt, auch bedeutende Prämien von Dem bekam, was von Akzisegefällen über den Etat von $17\frac{65}{66}$ eingehen würde, und den Titel eines Geheimen Finanzraths führte. Direktoren waren Anfangs elf in den Provinzen Ostpreußen, Lithauen, Breslau, Glogau, Pommern, Berlin, Kurmark, Neumark, Magdeburg, Kleve, Minden; bald nachher auch in Neiße eine besondere, zwölfte Direkzion. Indeß wurden die westphälischen Provinzen, auf viele Vorstellungen der Unterthanen, bald nach Einführung der Regie, von dieser neuen Einrichtung ausgenommen; dagegen aber mit der Akzisefixazion oder Fixakzise belegt, nach welcher die Städte ein Gewisses (das Akzise-Fixazions-Quantum) aufbrachten und an die ihnen vorgesetzten Krieges- und Domänen-Kammern abführten. Die „Deklarazion die Akziseeinrichtung in den westphälischen Provinzen betreffend, vom 25. Januar 1777, bestimmte theils jenes Akzise-Fixazions-Quantum ebenmäßiger, theils stellte sie in den Provinzen Kleve, Mark, Minden, Ravensberg die ordinäre Akzise, nach den von dem Präsidenten Roden revidirten Tarifs, wieder her; doch sollten die Kammern darauf sehen, daß das bisherige Fixazionsquantum dabei erreicht würde. Im Meursischen, sowie im Tecklenburgischen und Lingenschen blieb die Fixazion bestehen. In diesen beiden Bestimmungen sahe man auf den Wunsch der Unterthanen. —

Im Herzogthum Geldern hat nie eine Akzise statt gefunden; alle Einkünfte, mit Ausnahme der Zölle waren, nach der Konvenzion von 1770, an die geldernschen Stände auf 30 Jahre verpachtet. — In Ostfriesland wurde, bald nach der preußischen Besitznahme, die Pachtakzise abgeschafft und dafür das bekannte Surrogat eingeführt, indem die Stände die Verwaltung der landesherrlichen Revenuen übernahmen, welche unter den anderen Abgaben gleich mit erhoben wurden. Für Westpreußen wurde eine, von der Regie abhängige Akzisedirekzion zu Fahrwasser und Fordon errichtet.

Als den 31. Mai 1772 der erste Vertrag zu Ende ging, entließ der König die Regisseurs bis auf de la Haye de Launay, ernannte zwei neue französische Regisseurs dazu, Morinval und la Serre, und zwei deutsche, Magusch und Engelbrecht; verbesserte auch das Justizwesen der Akzise durch das Reglement (vom 11. Juni 1772) für das Königliche Akzise- und Zollgericht in Berlin, welches in zweifelhaften Fällen noch jetzt Kraft hat und gab den 16. Oktober 1783 ein noch gegenwärtig giltiges Edikt, betreffend die Bestrafung der Vergehungen der Akzise-, Zoll- und Lizent-Offizianten. Endlich wurde ein eigenes Ober-Akzise- und Zollgericht für die Monarchie errichtet, unter welchem die Provinzial-Akzise- und Zollrichter standen.

Die Regie, welcher, so lange Friedrich lebte, de la Haye de Launay als erster Regisseur vorstand, und in deren eigentliches Verwaltungsgeschäft auch der Akziseminister v. d. Horst, welcher den 3. Dezember 1774 den Abschied nahm und Tages darauf den Minister v. Görne zum Nachfolger hatte, sich nicht mischen durfte, erregte in ganz Europa Aufmerksamkeit und — im Lande selbst — viele Klagen. Man weissagte das Verderben des Staats, der aber, trotz der Regie, immer mehr aufblühete. Daß die neue Verwaltung große Umsichtigkeit und Ordnung in das Akzisewesen gebracht, kann kein ruhiger Beobachter läugnen. Ueber ihren Nutzen und ihren Nachtheil geben die nach des Königs Tode erschienenen Streitschriften das beste Licht.

de la Haye de Launay behauptet, daß er, gegen das wirkliche Einkommen des Jahres 1765 bis 1766, den Staatskassen einen Mehrertrag von 42,718,656 Thalern, d. h. jährlich im Durchschnitt 2,135,932 Thaler mehr geschafft habe. Es muß aber bemerkt werden, daß 1766 die Wunden des Krieges noch bedeutend einwirkten und daß, in Folge des Friedens, bei steigender Kultur und Wohlhabenheit, die indirekten Einkünfte, ohne die Fremdlinge, bei sorgsamerer Verwaltung der Eingebornen vielleicht noch höher gekommen sein würden. Auch ist de Launay's Rechnung nicht ganz richtig. Denn, wenn seine eigenen Tableaux'

den Akziseertrag für das Jahr 1765 bis 66 im Ganzen zu 5,088,373 Thaler 9 Gr. 4 Pf. angeben; so hat die nach Friedrich's Tode ernannte Behörde zur Untersuchung der Regieadministrazion die Bruttoeinnahme jenes Jahres nur auf 4,979,963 Thaler 11 Gr. 5 Pf. ausgemittelt, ohne daß der Unterschied jetzt noch ganz aufzuklären wäre.

Nun hat die Bruttoeinnahme der Regie (in den 21 Jahren) 137,304,187 Thaler betragen; die Bruttoeinnahme von 1765 zu 66 betrug 4,979,963 Thaler, wonach sich die Einnahme für 21 Jahre auf 104,579,223 Thaler berechnet: sodaß die Regie während dieser Zeit eine Mehreinnahme von 32,724,964 Thalern geliefert hat.

Davon geht aber der Ertrag von Westpreußen ab, in welcher Provinz die Verwaltung der Akzise- und Zolleinkünfte durch die Regie den 1. September 1773 begann. Die Nettoeinnahme von 177$\frac{4}{5}$ bis 178$\frac{6}{7}$ ist auf 10,976,059 Thaler ausgemittelt worden und die Bruttoeinnahme würde, wenn die Administrazionskosten auf wenigstens 10 p.C. angenommen werden, 12,195,621Thaler betragen.

Dazu kommen noch die, mit etwa 1,500,000 Thalern bezahlten Remisen-Antheile, welche gleich bei Einführung der Regie bewilligt, und seit 177$\frac{2}{3}$ mit 25$\frac{1}{3}$ p. C. des Mehrertrags (oder mit 6 Gr. $\frac{24}{25}$ Pf. von jedem Thaler Plus) über das Fixazionsquantum den Beamten gezahlt wurden, was früher nicht statt fand und seit dem Jahre 180$\frac{7}{8}$ ganz aufgehört hat.

Es würde also nur eine Mehreinnahme von höchstens 19,029,343 Thalern übrig bleiben, weil die Verwaltungskosten während der Regie sich bedeutend vermehrt hatten und den reinen Ueberschuß verminderten.

Der König prüfte im Jahre 1783 die Spezialetats selbst, verminderte das Dienstpersonal um 834 Beamten mit 110,592 Thalern Besoldung und setzte die der bleibenden Beamten um 150,000 Thaler herab. Die damals normirten Besoldungen sind seitdem nicht bedeutend erhöht worden.

Auch das beweist die übermäßige Zahl der Regiebeamten: im Jahre 178$\frac{4}{5}$ betrug die Akziseeinnahme der Stadt Berlin und sämmtlicher kur- und altmärkischer Städte 1,182,871 Thaler 9 Gr. 3 Pf., in Berlin allein waren 40 Aufseher angestellt und doch klagte de Launay über die *ungenügende* Zahl; 1816 hat die Akziseeinnahme von Berlin allein 2,273,586 Thaler betragen und 15 Aufseher sind hinreichend gewesen.

In dem Etatsjahre 178$\frac{5}{6}$ waren *allein* bei der Generaladministrazion, den Generaladministrator mitgerechnet, 90 Personen mit einem

Gehalte von 119,583 Thalern 22 Gr. 9 Pf. angestellt, was jetzt mit 35,000 Thalern bestritten wird.

Wahrscheinlich hat sich, nach diesen Thatsachen, die wirkliche Mehreinnahme während der 21jährigen Regiezeit kaum auf 18 Millionen Thaler, oder auf jährliche 857,000 Thaler belaufen, wozu allein die neu eingeführten Zettel-, Plombage- und Umschüttegelder fast die Hälfte beigetragen haben, indem sie z. B. im Jahre 178½ 356,244 Thaler einbrachten.

Werden nun noch die erhöheten Abgaben vom Bier, Branntwein, Fleisch, Wein und Kaffee zur Berechnung gezogen; auch der Umstand berücksichtigt, daß die sonst befreiten Stände den neuen sogenannten Aufschlagsimposten unterworfen worden; so bemüht man sich vergeblich, diejenige höhere Einnahme zu finden, welche durch vermehrte Bevölkerung und durch erhöhten Wohlstand in den sonst so glücklichen Jahren der preußischen Monarchie von 1766 bis 1787 bei einer redlichen Verwaltung entstehen musste, zumal da der Monarch die Resultate derselben gerne verfolgte und sich darüber monatliche Abschlüsse einreichen ließ.

Einen erklecklichen baaren Ersatz gab die Regie also keinesweges für die vielen Plackereien, welche die Fremdlinge über das Volk brachten, für die, alle Sittlichkeit untergrabenden Zoll- und Akzise-Unterschleife, welche sie veranlasst und für das gekränkte Ehrgefühl des preußischen Volks, „daß der Staat alle seine Unterthanen für unfähig erklärte, seinem Finanzwesen vorzustehen, und dafür einer Bande unwissender Spitzbuben sein Herz, den Beutel seiner Unterthanen anvertrauete.“ Hamann, der dies geschrieben, und der allerdings für den Staatsdienst, nach eigenem Geständniß, nicht sehr gemacht war, gehörte den kleinen deutschen Akzise- und Zollbeamten zu, denen es unter den französischen Vorgesetzten fortwährend sehr kläglich ging. Auch das inländische Brauwesen, welchem Thee, Kaffee, Wein schon immer größeren Abbruch thaten, litt bedeutend gegen des Königs eigenen Grundsatz; denn die, den geringeren Klassen verheißene Erleichterung trat nicht ein, weil, statt der erlassenen Brodakzise, eine Eingangsakzise vom Getraide und Mehl mit respektive 4 und 6 Pf. für den Scheffel (Umschüttegeld) erhoben, auch die Zettel- und Plombagegelder eingeführt und die Abgaben vom Bier, Branntwein und vom Fleische sehr bedeutend erhöht wurden, wozu späterhin noch mehrere Erhöhungen, namentlich die sogenannten Aufschlagsimposte kamen. Die Tonne Bier und das Quart Branntwein zahlten damals schon respektive 18 Gr. und 1 Gr.; die Fleischakzise betrug zwar nur 1 Pf. auf das Pfund,

aber, außer dieser sogenannten Pfundakzise musste von dem Schlachtvieh (z. B. in Berlin, vom Ochsen 1 Thaler 13 Gr. 6 Pf.) Eingangs- und 10 Gr. Handlungsakzise, auch eine besondere Fell- und Talgakzise erlegt werden.

Friedrich Wilhelm der Zweite hob die Regie auf; de Launay wurde den 26. Oktober 1786 entlassen; aber, in der über ihn gesetzten Untersuchung durchaus unschuldig befunden. Mirabeau sagt in seinem Buche über die preußische Monarchie: 1500 Franzosen seien in die preußischen Staaten mit der Regie vertheilt worden, um deutschen Unterthanen französische Gesetze vorzuschreiben; v. Zimmermann sagt gar noch lächerlicher in seinen Fragmenten, es seien 3000 französische Finanzkünstler über den Rhein gekommen; v. Beguelin giebt 500 an; de Launay dagegen sagt, es seien nie mehr, als etwa 200, und noch dazu nur eine gewisse Zeitlang in den preußischen Staaten gewesen: er habe sogleich die Hälfte davon nach Frankreich zurückgeschickt. Mit ihm wurden nun alle seine Landsleute aus der Akzisesverwaltung entfernt und man folgte darin eigentlich nur den Absichten des großen Königs, welcher schon den 1. Dezember 1784 an den Minister v. Werder schrieb: „Ich habe Euren Bericht vom gestrigen Datum wegen der untersuchten Beschwerden des gewesenen General-Inspektörs Pagan wider die General-Accise-Administrazion erhalten und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch Schurken-Zeug ist, die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will, und wenn man das thut, so verliert man nichts an sie: Was diesen Pagan betrifft, so kann der nur gleich abgeschafft werden, wobey Ich Euch noch sage, daß Ich überhaupt darauf denke, und suchen werde, Mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen, und sie los zu werden, welches Ich Euch zur Antwort melden wollen, als Euer wohlaffectionirter König." — An de Launay schrieb er den 30. April 1783, auf dessen Beschwerde wegen der herabgesetzten Besoldungen und wegen Verminderung des Personals, eigenhändig: „Man findet ehrliche Leute für 50 Thaler Einkünfte und große Schelme mit 1000 Thaler und mehr Gehalt; also die Summe hindert nicht zu stehlen, sondern wohl die Ehrlichkeit und die Sitten der Person; aber wenn man Kanaillenzeug zusammenrafft und mit dem Titel von Employés' und Beamten ehrt, dann wird man sie nur am Stehlen hindern, wenn man über sie wacht oder die Schuldigen schwer bestraft."

Um übrigens Friedrich's eifrige und preiswürdige Absichten auch bei Einführung der Regie noch deutlicher darzulegen, geben wir die Hauptstellen aus seinem Briefe an de Launay vom 16. März 1766:

„......... Fleisch. Es ist mir unmöglich, zu dieser Steuer (auf das fremde Schlachtvieh) meine Billigung zu geben; sie ist für den gemeinen Mann zu drückend. Was das Fleisch betrifft; so kann man das Pfund auf 19 Pf. setzen; aber der Impost von einem Thaler auf jedes Stück fremdes Hornvieh kann nicht statt finden, und Ihr müsst sonst einen accisbaren Artikel auffinden, bei welchem man sich erholen kann."

„Bier. Das einheimische Bier muß nicht zu hoch besteuert werden; es bezahlt bis jetzt 9 Gr.; es mag 12 Gr. bezahlen, aber nicht drüber hinaus. Dagegen könnt Ihr die fremden Biere, das englische, zerbster, braunschweiger u. s. w. so hoch impostiren, als Ihr wollt."—

„Branntwein. Der Franzbranntwein kann hinführo anstatt 14 Gr. auf 10 herabgesetzt werden; so viel lasse ich mir gefallen. Pfeffer, Spezereien und dergleichen Artikel gebe ich Euch preis: mit Einem Worte, Alles was zum Luxus und zum Ueberfluß gehört."

„Ihr könnt auch alle fremde Weine, Franken-, Neckar-, Schwaben-Weine, und wie sie Namen haben mögen, so hoch besteuern, als Ihr für gut findet; so was bezahlt der Arme nicht, und sehe ich mich als den Sachwalter der Soldaten und Fabrikanten an, deren Vortheil allein ich zu besorgen habe."

„Uebrigens ist Euer Projekt vortrefflich, und wir wollen diesen Nachmittag frisch an die Arbeit gehen, Alles vollends ins Reine zu bringen. Ihr werdet beide die Ehre haben, in dieses Chaos Licht, Ordnung und Deutlichkeit gebracht zu haben. Ich sehe die Herrn de la Haye und Candy als zwei Jupiter an, die es glücklich entwirret haben."

Die hier entwickelten Gesinnungen bezeuget die ganze Schrift von de Launay gegen Mirabeau, aus der wir, grade hier, der Regie gegenüber gleichsam, folgendes Zeugniß beibringen, wie wahrhaft landesväterlich der große König auch in diesem Zweige seiner Verwaltung gefühlt und gesorgt. de Launay sagt also in seinem Oekonomisch-politischen Finanzsysteme Friedrichs des Zweiten: „Anstatt die Abgaben des geringen Volkes vermehren zu wollen, hat der König sie oftmals, ohne mir ein Wort davon zu sagen, vermindert und sich der Gefahr ausgesetzt, in seinen Einnahmen einen wesentlichen Ausfall zu leiden, wie ich es ihm öfters, obschon vergebens, vorzustellen mir die Freiheit nahm."

„Was der König über die Summe, die er als ein nothwendiges Fixum verlangte und brauchte, theils von willkürlichen Artikeln, welche der reichere Theil der Nazion bezahlen wollte, theils von den Aus-

ländern an Zöllen, Transito und andern dergleichen Abgaben erhielt, schenkte er allemal seinem Volke wieder, dem er nie etwas abforderte und immer gab; denn seine Ersparungen selbst hatten keinen anderen Zweck, als seinem armen Volke in Unglücksfällen und kritischen Zeitläuften zu Hülfe kommen zu können."

„Seine Geschenke waren keine bloße Geldspenden; er bezahlte Arbeiter, die er dadurch in Nahrung und Aktivität setzte; denn, pflegte er zu sagen, durch's Arbeiten lernt man Geld verdienen, Geld behalten und macht sich, mehr oder weniger, dem Gemeinwesen nützlich. Er ließ daher Ländereien urbar machen, Moräste austrocknen, Häuser und Gebäude aufführen, Kanäle graben, öffentliche Arbeiten unternehmen, Fabriken anlegen und bewies dadurch, daß sein einziges Augenmerk auf das Wohl und den Nutzen seines Volks gerichtet war."

„Als er 1778 zur Armee ging, schrieb er mir: „Ich nehme viele Menschen aus dem Lande, und entziehe dadurch der Konsumzion viel; meine Unterthanen werden während der Zeit wenig verdienen können; stellen Sie sich, als merkten Sie die Mißbräuche nicht, die einschleichen werden; nach dem Kriege wollen wir Alles wieder in Ordnung bringen."

„Die Sorgen des Krieges, der Tumult der Waffen verdrängten die Sorgen für sein Volk keinen Augenblick aus seinem Herzen. Er schrieb mir von der Armee: „Ich möchte wissen, wie Alles geht; aber kein Detail. Schreiben Sie mir nur: gut, ziemlich, schlecht; so weiß ich schon, woran ich bin."

„Als der Krieg zu Ende und der König in Berlin zurück war, ließ er mich noch den nämlichen Tag zu sich rufen. Ich fand ihn noch mit edlem Staube bedeckt und schon mit der Vorsorge für sein Volk beschäftigt. Er fragte den Minister Michaelis: warum nach der sächsischen Gränze hin noch so viele unbebaute Striche wären? Als ihm zur Antwort gegeben wurde, daß diese Striche armen Edelleuten oder Gemeinheiten zugehörten, die nicht im Stande wären, sie urbar zu machen, erwiderte der König: „„Warum hat man mir nicht früher etwas davon gesagt? Man weiß doch einfürallemal, daß wenn in meinen Staaten etwas über die Kräfte meiner Unterthanen geht, es mir obliegt, die Kosten über mich zu nehmen, und sie nichts weiter zu thun haben, als die Früchte davon einzusammeln. Ich assignire hiermit 300,000 Thaler, um diese Ländereien urbar zu machen, und wenn diese Summe nicht zureichen sollte, so will ich mehr geben."

Also, um geben zu können mit der einen, nahm der König mit der andern Hand, und darum führte er, in guter Absicht, die Regie, sammt

den übrigen Veränderungen ein, welche, wie das Akzisewesen, um dieselbe Zeit mehrere andere Zweige des Geldhaushaltes erfuhren.

An die Spitze des Postwesens stellte er ebenfalls Franzosen: Bernard als Generalintendant, de la Hogue als Surintendant und Moret als Regisseur, welchen, am 16. Juni 1766, der Kammergerichtsrath (nachherige Großkanzler) v. Goldbeck als Justiziarius zugeordnet wurde. Das alte Generalpostamt verblieb gewissermaßen noch in Thätigkeit, nämlich der Generalpostmeister Staatsminister und Obermarschall Heinrich der Neunte Graf von Reuß, sammt den Posträthen Buchholz, Lieder und Bertram.

Die neue Postverwaltung, Regie, auch Generalpostadministrazion genannt, handelte, unter des Königs Augen, mit fast unbeschränkter Macht, vereinigte auch endlich das Postwesen in Schlesien, welches bis dahin ganz für sich unter dem Minister dieser Provinz, abgesondert von den alten Landestheilen gestanden, mit ihrem Geschäftskreise. Aber, des Bleibens der französischen Posthäupter war nicht lange: Moret musste, Schändlichkeiten halber, schon den 22. Dezember 1766, Berlin in 24 Stunden verlassen; sein Nachfolger, Guiard, wurde im folgenden Jahre abgesetzt; Bernard entzog sich der gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht; de la Hogue, allgemein geachtet, wurde mit dem gesammten übrigen Postpersonale verabschiedet; auch der Graf Reuß erhielt seine Entlassung und es wurde der Minister v. Derschau, den 16. April 1769 zum Generalpostmeister ernannt, ganz in der unbeschränkten Macht seiner deutschen Vorgänger und Nachfolger. Unter ihm vervollkommnete sich das Postwesen; auch wurden auf den Hauptrouten (1773) die ersten (schlecht-) bedeckten Postwagen statt der bisherigen Leiterwagen eingeführt. Der nachfolgende Generalpostmeister Michaelis ließ durch den Postrath Seegebarth eine neue allgemeine Postordnung bearbeiten, welche aber erst unter dem Generalpostmeister v. Werder, 1782, Gesetzeskraft erhielt.

Durchgreifender und merkwürdiger, als die Postregie sind Friedrichs Taback's- und Kaffee-Verwaltung geworden; denn für den Theeverbrauch blieb Preußen den Holländern und Dänen zinsbar, da die embensche Kompagnie, durch welche der König auch den Thee unmittelbar aus China zu ziehen beabsichtigt hatte, missglückte.

Das Taback-Rauchen scheinen die 2000 Engländer unter dem Grafen v. Gray, welche im Sommer 1620 Friedrich dem Fünften nach Böhmen zu Hülfe zogen, ins Brandenburgische gebracht zu haben; den Schnupf-Taback machten erst die eingewanderten Hugenotten Mode. Nun wurde auch bald im Lande Taback gebaut. Im Jahre 1738 grün-

dete Samuel Schock aus Basel eine Rauch- und Schnupftaback-Fabrik in Berlin. Seine Waaren fanden im In- und Auslande, vor den Hamburgern und Holländern Beifall. Schock machte nach Sachsen, Polen, Böhmen, Mecklenburg, Dänemark, selbst nach England großen Absatz. Er wurde ansehnlich entschädigt, als der König den Tabackshandel am 4. Mai 1765 zum Monopol nahm, wofür der marseiller Kaufmann Roubaud und der Italiäner De Calzabigi eine Million Thaler Pacht zahlen wollten, aber, trotz aller Beschränkung der Käufer und der Pflanzer, schon den 13. Juni, unter Königlicher Genehmigung, die Octroi zedirten. Auch zehn berliner Tabacksfabrikanten und Kaufleute, unter denen sich auch Schock wiederfindet, welche den 6. Juli in die Pacht eintraten, 100,000 Thaler mehr zahlten und billigere Preise setzten, konnten nicht Wort halten. Also löste sich auch diese Gesellschaft den 1. Juli 1766 auf; der König übernahm den Alleinhandel mit Taback selbst und es wurde die Generaltabacksadministrazion, nachdem sie nur kurze Zeit mit der Regie verbunden gewesen, den 1. Mai 1767 als ein besonderer Verwaltungszweig geschaffen, an dessen Spitze vier Regisseurs und Geheime-Finanzräthe unter dem Minister von der Horst, seit 1774 unter dem Geheimen-Finanzrath Magusch standen. Die elf Provinzen des Reichs zerfielen, hinsichtlich der Tabacksregie, in vier Departements: de Launay führte die Aufsicht über die Generaltabackskasse. In dem Einen Etatsjahre 1785 bis 86 betrug die Summe für den in und außer Landes verkauften Taback über 28 Tonnen Goldes und in die königlichen Kassen floß in diesem Jahre an reinem Ueberschusse, nach Abzug der Akzienzinsen (bis 1780 zehn p. C., seitdem 8 p. C.) und aller Einkaufs-, Fabrikazions-, Verkaufs-, Provisions-, Fracht-, Magazin- und Regie-Kosten 1,286,289 Thaler; also eine bedeutende reine Einnahme und ein Ansehnliches für das Erzeugniß im Lande erhalten! Die Administrazion hatte zwar für 250,000 Thaler amerikanische Blätter verarbeitet; aber auf der andern Seite auch für 240,923 Thaler 19 Gr. 2 Pf. inländische Rohe- und Rollen-Tabacke außerhalb Landes abgesetzt.

Friedrich betrachtete diese seine neue Schöpfung immer mit großem Wohlgefallen und nannte sie nur „mein Werk.“ Das Akzisesystem, welches in der Regie nur eine veränderte Gestalt annahm, da beide wesentlich wenig unterschieden waren, fand er schon vollständig ausgebildet vor; das Tabacksgeschäft dagegen, welches einen bloßen Luxusartikel betraf, war seine ganz eigene Erfindung, welcher er auch immer neue Aufmerksamkeit widmete. Er wollte, daß die Generaltabacksadministrazion den inländischen Taback veredle und zu Knaster mache, verschrieb auch Tabackssaamen aus Amersfoort und ließ ihn unter die Tabackspflanzer

vertheilen, zog den berühmten Chemiker Marggraf zu Rathe und setzte Preise aus. Viele machten Versuche, besonders Achard in Berlin, welcher im Jahre 1800 auch den Runkelrübenzucker erfand, und Borowski in Frankfurt an der Oder mit virginischem und asiatischem Saamen. Beide Professoren bekamen ein Jahrgehalt von 500 Thalern. — Der Schleichhandel führte aber auch große Uebel herbei; er wurde sehr häufig, fast ohne Scheu getrieben; wie denn alle hohe Steuern eine Prämie für den Schleichhandel sind. — Friedrich rauchte nicht; aber er schnupfte — Spaniol!

Später, als der Taback, wurde der Kaffee üblich, und, weil es die Hausfrauen Anfangs nicht verstanden, dieses Getränk zu kochen; so entstanden eigene Kaffeehäuser. In Berlin bewilligte K. Friedrich Wilhelm der Erste (1721) einem Ausländer für das erste Kaffeehaus freie Wohnung in einem von den Gebäuden, welche damals im Lustgarten neben dem königlichen Waschhause leer standen; auch jährlich zwölf Haufen Brennholz. Als die neue Domkirche erbaut wurde und die hinderlichen Gebäude abgerissen werden mussten, da erhielt der Kaffeeschenke eine freie Wohnung in den leer stehenden Zimmern der Malerakademie im Stallgebäude, aus welchen ihn fortzuschaffen der Direktor Le Sueur, 1765, den König bat. Damals war der Kaffee unter der Menge gar noch nicht bekannt; vom Mittelstande wurde er nur an hohen Festen genossen. Aber nun ward er, wie Taback, Thee, Kakao, Branntwein und Kartoffel, welche in demselben Jahrhundert die leibliche und die ökonomische Lebensweise des Volkes ganz geändert haben, schnell beliebt, so gehässig des Königs Alleinhandel war und so hoch die Steuer sein mochte, welche die Kaffeeadministrazion oder Kaffeeregie darauf legte. Das Pfund Kaffee bezahlte 4 Gr. Steuer, als das Edikt vom 1. April 1772 die Abgabe um 2 Gr. (und, zum Besten der Bank, noch um) 2 Pf. erhöhete. Und doch trank man Kaffee; aber, man lernte dabei auch, wie bei dem Tabacke, den Schleichhandel immer schlauer und kecker, selbst mit bewaffneter Hand treiben; denn die Auflage ermunterte nun über alle Rücksichten zum Betruge, welches man ganz deutlich daran merkte, daß in Berlin das Pfund Kaffee durchgängig für 10 Gr. gekauft wurde, was auf rechtmäßigem Wege durchaus nicht möglich gewesen wäre. Da schlug der potsdamer Kupferschmied Jury dem Könige die englische Kaffeebrennerei vor; de Launay machte den Entwurf dazu und den 21. Januar 1781 erschien die neue Kaffeeordnung. Jede Provinz bekam ein Hauptentrepot von Kaffee mit verschiedenen Nebenentrepots, deren im Ganzen 21 waren: in der Kurmark 4, in der Neumark 3, in Pommern 3, in Preußen 2, in Magdeburg 2, in Halberstadt 1, in Schlesien 4, in West-

preußen 2; die westphälischen Lande bezahlten eine Aversionalsumme. Die Königlichen Entreposeurs, welches Kaufleute waren, erlegten 6000 Thaler Kauzion. Sie verkauften ungebrannten Kaffee an die Privilegirten und gebrannten in Büchsen an die Krämer. Das ganze Kaffeegeschäft stand unter dem berliner Generalbureau und unter der Generalakzise- und Zollkasse; de Launay war Präsident.

Jede blecherne Büchse hielt genau 24 Loth gebrannten Kaffee und war mit einer königlichen Verordnung verklebt. Diese 24 Loth kosteten Einen Thaler; die Büchse, welche wieder genommen wurde, 4 Gr. Der gesammte Verbrauch (welcher jetzt im preußischen Staate, im Durchschnitt, jährlich 244,025 Zentner, d. h. auf den Kopf ungefähr $1\frac{3}{4}$ Pfund beträgt), machte damals jährlich etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Pfunde, außerdem etwa noch $\frac{1}{2}$ Million Pfunde für die Privilegirten aus. Die rohen Bohnen selbst brennen zu dürfen, war nämlich eine besondere Begünstigung, welche jedoch nur in den Städten dem Adel, den Offizieren, den Geistlichen, den Mitgliedern der Landeskollegien und einigen andern Bevorrechteten durch sogenannte Brennscheine, die bei dem königlichen Akziseamte mit 1 Gr. bezahlt wurden, zu Gute kam. Die Privilegirten bekamen den ungebrannten Kaffee zu 9 Gr.; sie mussten aber jährlich wenigstens 20 Pfund verbrauchen. Frankreich hatte damals die besten Kaffeeplantagen; dahin ging aus den preußischen Staaten jährlich Eine Million Thaler für Kaffee.

Die französischen Kaffeeriecher wurden ein Gegenstand des bittersten Volkshasses und der König sahe sich, der vielen Strafen für den Schleichhandel wegen, auf de Launay's Vorschlag, genöthigt, die Auflage zu ermäßigen. Das geschah zuerst den 19. Juni 1783 durch eine Deklarazion, nach welcher die 24 Loth gebrannten Kaffee's in der Büchse, vom 1. August an, nur 16 Gr. kosteten. Aber der Schleichhandel blieb immer noch höchst gefährlich, weil in Hamburg das Pfund Kaffee damals 6 bis 7 Schilling, in Berlin also mit Kosten, aber ohne Akzise, $4\frac{3}{4}$ Gr. kostete. Das nöthigte endlich zu der Deklarazion vom 20. Mai 1784, nach welcher die Administrazion des gebrannten Kaffee's das Pfund von nun an zu 10 Gr., das Loth zu 5 Pf., das halbe Loth zu 3 Pf. lieferte, um welchen Preis ihn auch die Krämer verkauften, welche ihn aus den Entrepots ebenfalls in Büchsen nahmen und 5 p. C. Provision bekamen.

Als de Launay den Kaffeeimpost so bedeutend herabsetzte, so hob sich die Kaffeeakzise, welche bei den übertriebenen Steuersätzen nur 300,000 Thaler eingetragen hatte, rasch auf 574,000 Thaler jährlich hinauf, zum klaren, dennoch spät begriffenen Zeugniß, daß die Verminderung der

Steuern den Staatseinkünften, wie der Sittlichkeit des Volks zu Gute komme.

Die Armuth musste sich, als der wahre Kaffee so vertheuert war, mit einheimischem: aus Erbsen, Gerste, getrockneten Mohrrüben und ähnlichen Surrogaten, unter welche einige Kaffeebohnen gemischt wurden, begnügen. v. Heine und Förster bekamen (1770) ein Privilegium zu einer Zichorienkaffeefabrik.

Als die hinterpommerschen Landstände sich über die Kaffee- und Weinversteuerung beschwerten, gab der König ihnen, Potsdam, den 27. August 1779 folgenden Bescheid: „Se. K. M. von Pr. ꝛc. lassen Dero Hinterpommerschen Landständen auf ihre Vorstellung wegen der geordneten Versteuerung des Weins und Kaffees auf dem platten Lande, hierdurch zu erkennen geben, daß sie darüber wohl keine Ursache, sich zu beschweren haben; denn was den Kaffee betrifft, so ist dergleichen zu der Zeit, wie sie ihre Privilegien gekriegt, nicht dagewesen, sondern erst lange nachher aufgekommen. Ihren Privilegien geschiehet also kein Eingriff, vielmehr haben höchst dieselben darunter ganz andere Absichten, nämlich die gräuliche Consumtion etwas einzuschränken, und auch zu verhindern, daß unter ihren Namen nicht soviel Kaffee eingebracht und ein contrebander Handel damit getrieben wird. Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees gehet, ohne was die anderen Sachen sind. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee, weil solcher auf dem Lande so leicht zu haben ist. Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen die Leute sich wieder an das Bier gewöhnen, und das ist ja zum Besten ihrer eigenen Brauereien, weil sie alsdann mehr Bier verkaufen. Das ist also mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll, und wenn es auch nur 60,000 Thaler sind; so ist es immer schon genug. Was sie hiernächst von der Visitation anführen, so ist solche um der Ordnung willen nöthig, besonders auch in Ansehung ihrer Domestiken, und sollten sie wie gute Unterthanen darwieder nicht mal was sagen. Uebrigens sind Se. K. M. Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen; mithin können die Leute dorten eben so gut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee. Die Stände können sich also um so mehr bei der Sache beruhigen, zumal denen für beständig auf dem Lande wohnenden vom Adel so viel Wein und Kaffee, wie sie zu ihrer und ihrer Familie Consumtion nöthig haben, fernerhin frei gelassen wird. Nur soll kein Mißbrauch dabei weiter vorgehen, daß die Sachen unter ihren Namen hereingebracht werden, und denn damit ein contrebander Handel getrieben

wird, und der Kaffee verkauft wird. Das kann durchaus nicht gestattet werden."

Auf die Beschwerde der Kaufleute antwortete der König den 12. Januar 1781: „Der augenscheinlich überhand nehmende Gebrauch des Kaffee, sowie die damit immermehr um sich greifende Contrebande mit demselben, sind die einzigen Ursachen, welche Se. M. bewogen, die unter Händen seiende Anstalten zu treffen; Höchstdero einzige Absicht dabei ist diese, daß nicht alle Maurer, Mägde und dergleichen von ihrer Hände Arbeit sich nährende Personen Kaffee trinken sollen; Und da solches dem wahren Besten der Unterthanen angemessen ist, so können Höchstdieselben um so weniger davon abgehen, und auf die dagegen unterm 10. eingereichte Vorstellung der hiesigen Materialhändler Rücksicht nehmen, als eben durch ihren allzugroßen Absatz dieses ausländischen Products der Gebrauch desselben sich über die allergeringsten Stände der menschlichen Gesellschaft verbreitet und zu großen Contrebanden Anlaß gegeben hat." — Zwei Tage drauf an Dieselben: „Aus der anderweiten Vorstellung der hiesigen Materialhandlung von gestern, gegen die vorstehende Abänderung des Kaffeehandels, ergiebt sich, daß dieselbe die landesväterliche Absicht, welche Se. M. v. Pr. ꝛc. haben, hierunter in ihrem ganzen Umfange nicht kennet, und daher wollen Höchstdieselben ihr hiermit solche näher bekannt machen. Zu dem Ende muß gedachte Materialhandlung wissen, daß theils bloß für Kaffee jährlich wenigstens eine Summe von 700,000 Thalern aus dem Lande gehet, und dagegen die Bierbrauereien, welche bloß eigene Landesprodukte consumiren, zum größten unwiederbringlichen Verlust des Adels, des Bürgers und des Landmanns, abscheulich herunter und ihrem Ruin nahe gekommen sind; andern Theils aber noch überdem mit diesem ausländischen, soviel Geld aus dem Lande ziehenden Produkt, eine erstaunliche Menge Kontrebande und zwar soweit getrieben worden, daß sie mit geladenem Gewehre sich auf den Gränzen eingefunden, und zu deren Begünstigung Feuer auf die Akziseoffizianten und Aufseher gegeben haben; beide aus einem uneingeschränkten Kaffeehandel entstandene, und täglich mehr überhand nehmende Uebel sind also die einzigen Ursachen, welche Höchstgedachte Se. K. M. zu den gedachten Aenderungen veranlasst haben, und Höchstdieselben werden auch davon um so weniger abgehen, als die Materialhandlung, statt sich mit dergleichen schelmischem Handel weiter abzugeben, noch viele andere Waaren, als Hammel, Kälber und ander Schlachtvieh, sowie außer den Gewürzen u. s. w. auch noch Butter und Eier übrig bleiben, welche sie aus den übrigen königlichen Provinzen anhero schaffen und dadurch den

vielen Abgang von Kaffee ihrem Handel auf eine dem Vaterlande weit vortheilhaftere Art ersetzen kann."

Im Fürstenthum Minden und in der Grafschaft Ravensberg sollte die Kundmachung vom 19. Juni 1768, den Gebrauch des Thees und Kaffees bei dem gemeinen Manne gänzlich und auf immer unterdrücken und zwar so nachhaltig, daß die Leute binnen zwei Monathen sich alles Thee- und Kaffee-Geschirrs entledigen müßten, nach welcher Zeit ihnen solche mittelst einer vorzunehmenden genauen Visitazion weggenommen, von Amtswegen verkauft und das daraus gelöste Geld zu Bezahlung der öffentlichen Schulden verwandt werden würde. Nur den Schwächlichen und Kranken sollte, auf ärztlichen Attest, der Genuß beider verbotenen Früchte freigegeben werden.

Aber die Neigung und das Bedürfniß des Volks siegte; Friedrich mochte belehren, strafen und verbieten, wie er wollte; die Klagen und der Schleichhandel blieben, und — das Wohlgefallen am Kaffee wuchs: auch wurde die Ansicht bei dem gemeinen Manne allgemein, daß der Kaffee die wohlfeilste Nahrung der Armuth sei. Unter den einflußreichen Männern theilte sich früh die Stimme: der Minister v. d. Horst war für den Kaffeezwang, indeß der General v. Möllendorf, zum Besten der Armen dagegen sprach. Darum wurde auch bald nach des Königs Tode, den 25. Januar 1787, die Regie sammt dem königlichen Alleinhandel mit Kaffee und Taback aufgehoben. Der Minister v. Werder, als neuer Akzisechef, wollte die Ausfälle decken: 1) durch eine Mahlakzise, welche 2 Gr. auf den Scheffel betrug und 1766 abgeschafft worden war; 2) durch eine Tabacksakzise; 3) durch eine Erhöhung der Waizensteuer, welche schon 4 Gr. vom Scheffel betrug; 4) durch eine Akzise vom Zucker und Syrup; 5) durch eine Nachschußakzise von einem Groschen auf den Thaler, in allen Fällen, wo das zu entrichtende Akzisequantum 12 Gr. und darüber beträgt, wovon jedoch das Bier ausgenommen war; 6) durch eine Erhöhung der Stempelbogen zu 4 Gr. und der Spielkarten zu 6 Gr. Außerdem kündigte dasselbe königliche Patent noch eine, vom platten Lande aufzubringende Abgabe an, von welcher wenigstens 160,000 Thaler die brodlos gewordenen Tabacksoffizianten versorgen sollten. Das behagte auch nicht; ja es erhob sich eine gewichtige Stimme für die abgeschaffte Generaltabacksadministrazion und die Regierung fand sich wirklich selber in der Nothwendigkeit, den 24. Mai 1797 erst die Einbringung alles fremden fabrizirten Rauch- und Schnupftabacks zu verbieten und den 18. Juni selbst wieder eine Generaltabacksadministrazion unter dem Minister v. Buggenhageneinzuführen, die aber von dem neuen Könige schon den 25. Dezember 1797 wieder aufgehoben wurde.

de Launay, welchen Friedrich bei allen diesen Regie-, Kaffee- und Tabacksgeschäften wesentlich gebraucht, war, nachdem seine Unschuld strenge erfunden worden, in sein Vaterland zurückgekehrt, ohne die 5000 Thaler Jahrgeld anzunehmen, welche der große König, der stets außerordentlich mit ihm zufrieden gewesen, nicht nur ihm, sondern, im Fall seines Todes auch seinen Kindern ausgesetzt. Mit den zu vier verschiedenen Malen an außerordentlichen Geschenken erhaltenen 30,000 Thalern, hatte er in den 21 Jahren überhaupt 400,000 Thaler preußisches Geld für seine Mühen und Sorgen geerntet (außer Gehalt und Geschenken nämlich 5 bis 13,000 Thaler jährlich an Remisen).

Das fremde Kochsalz war im Preußischen schon 1725 scharf verboten worden; die königlichen Salzsiedereien lieferten den Bedarf zu festen Preisen für das ganze Land. Nun bestimmte Friedrich, bei der allgemeinen Musterung der wichtigsten Einnahmegegenstände, auch den Salzverbrauch, den 17. Dezember 1765, genau. Jeder Hauswirth bekam ein Salzbuch, in welchem sein Salzverbrauch verzeichnet wurde. Nach der späteren Verordnung, vom 8. April 1774, war die jährliche Salzkonsumzion in des Königs Staaten festgesetzt: für jedes über 9 Jahre alte menschliche Wesen auf 4 Metzen und noch ½ Metze für das Fleisch, welches die Leute in ihren Häusern salzen und räuchern; — für eine milchende Kuh jährlich 2 Metzen; — für fünf milchende Schaafe 1 Metze und halb soviel für die, die keine Milch geben; — auf einen Wispel Getraide zum Brauen 1½ Metze; — den Verbrauch der Gastwirthe und anderer Gewerbe bestimmte der Salzinspektor nach einem billigen Ueberschlage. Zu Gunsten des Mindenschen Salzwerks mussten Ostfriesland und Harlingerland jährlich 500 Lasten dorther nehmen. — Diese Salzkonskripzion besteht seit 1816 nicht mehr. Jetzt verkauft die Königliche Salzregieanstalt die Tonne Salz (405 Pfund) im ganzen Reiche zu 15 Thalern und es brachte das Salzmonopol dem Staate im Jahre 1829 ein 4,783,000 Thaler.

Bei der Einführung der Lotterie war dem Könige De Calzabigi behülflich, welcher mit dem bekannten Casanova schon in Paris, 1757, das genuesische Lotto eingerichtet. Er wurde mit dem Titel eines Geheimen-Finanzraths und mit einem Gehalte von 3300 Thalern, auch mit einer Tantième von 5 p. C. des reinen Gewinnes an die Spitze der „Lotteriedirekzionskammer" in Berlin gestellt und schon von Leipzig aus machte der König, den 8. Februar 1763, die Einführung der Lotterie, mit einer merkwürdigen Entwickelung der dazu veranlassenden (die allgemeine Wohlfahrt nämlich bezweckenden) Gründe bekannt. Die erste Ziehung geschah den 31. August 1763.

Anfangs ließ die Regierung das Lotteriewesen auf eigene Rechnung verwalten; dann übernahm es De Calzabigi für 60,000 Thaler Pacht. An seine Stelle traten, den 1. September 1766, als Pachter, die Grafen von Reuß (Obermarschall und Staatsminister) und von Eickstedt und der Baron v. Geuder, welche ihren Vertrag erst auf drei Monathe, dann auf 3 Jahre, ferner auf 6 Jahre, endlich vom 1 Februar 1775 auf 10 Jahre erneuerten und jedesmal größere Pacht zahlten. Des B. v. Geuder wird bei der letzten Pacht nicht mehr erwähnt und da der Grand-Maitre de la Garderobe Graf Eickstedt vor 1775 gestorben war; so traten seine Erben in den Vertrag ein.

Zu der seit 1767 bestehenden Klassenlotterie gab der Kaufmann Dietrich den ersten Anlaß.

Die verschiedenen Arten von Lotterien, welche der König schon vor dem siebenjährigen Kriege theils zum öffentlichen Vortheil beabsichtigt, theils milden Stiftungen, z. B. der Realschule in Berlin und dem Waisenhause zu Frankfurt an der Oder verliehen, hatten kein Glück gemacht.

Das Zahlenlotto ist 1810 aufgehoben worden, weil es, bei den so geringen Einsätzen, nachtheiligen Einfluß auf die Moralität habe, auch Veranlassung zu Traumdeuterei und zu anderm Aberglauben gebe; doch wurde, die Einkünfte des Staats zu decken, gleichzeitig eine Quinenlotterie eingerichtet, welche indeß nur Einmal gezogen und dann durch die Kleine Geldlotterie mit neun jährlichen Ziehungen ersetzt worden, an deren Stelle 1829 die, auch wieder eingegangene Kurantlotterie mit 10 Thalern Einsatz in Einer Ziehung getreten ist. Jetzt besteht nur noch die Klassenlotterie, aber, die Einkünfte von derselben sind im Steigen und betrugen (1829) 684,000 Thaler.

Das Stempelwesen hat bei uns der große Kurfürst 1682 begründet, der Spielkartenstempel kam 1701 dazu; Friedrich gab den 13. Mai 1766 ein Erneuertes und bestimmteres Stempel- und Karten-Edikt, wodurch die Stempelsteuer bis auf 600,000 Thaler stieg. Nach dem Stempeledikt vom 7. März 1822 trägt dieselbe anderthalb Millionen ein.

Die Generalrechenkammer hatte König Friedrich Wilhelm der Erste den 22. November 1714 als ein, nur von ihm selbst abhangendes Immediat-Kollegium gestiftet, auch solche dazu nochmals durch das Patent vom 16. Juni 1717 erklärt und den Staatsminister v. Creutz zum Chef mit dem Karakter als Controlleur-Général ernant. Bei Errichtung des Generaldirektoriums aber wurde die Generalrechenkammer den 2. März 1723 in eine Ober-Krieges- und Domänen-Rechenkammer verwandelt. Friedrich erklärte die Oberrechenkammer, den 30. Mai 1768

2*

zu einem attachirten Theil des Generaldirektoriums, auch zur Kontrolle des ganzen Finanzwesens und legte ihr den Rang vor allen Kammern bei. Der Minister vom Hagen führte die neue Einrichtung ins Leben und stellte der Oberrechenkammer ihren Präsidenten Roden, am 13. Juni vor.

Die Anweisung, wie das Kassen- und Rechnungswesen besser eingerichtet werden solle, vom 27. Februar 1769, war so zweckmäßig, daß dieselbe, dem Wesen nach, noch jetzt der Grund des preußischen Kassen- und Rechnungswesens ist.

Ueber das gerichtliche Kosten- und Rechnungswesen erschien den 30. Mai 1769 ein neues Gesetz und den 20. April 1782 ein neues Sportelkassenreglement.

Bei anderweitiger Verpachtung der Glashütte zu Chorin, im Jahre 1764, erließ der König einige eigenhändige Kabinetsordres, aus welchen immer wieder erhellet, daß er zwar die Einkünfte erhöhen, aber weder die Unterthanen bedrücken, noch die nothwendigen Wirthschaftsmittel übertheuern wollen. Auch beweisen solche Anordnungen, wie genau der König mit allen Wirthschaftsangelegenheiten durchaus vertraut gewesen. So viel also auch über seine strengen Sorgen für den Staatshaushalt gemurrt und geseufzt werden mochte, so staunte man doch seine Größe und seine Thaten an, widmete ihm verehrungsvolle Liebe und lud den Fremdlingen die Schuld der Leiden auf. Doch ist eine unangenehme Volksäußerung über Friedrich's Streben nach vermehrten Einkünften geschichtlich geworden, deren wir als einer Zwischenhandlung gedenken wollen.

Die Erwerbung von Neufchatel und Valengin im Jahre 1707 war für das Haus Preußen sehr kostspielig gewesen, da sie aber, in der Nähe von Frankreich, dem mächtigen Monarchen jenes Landes den bedeutenden moralischen Einfluß des berliner Hofes offenbaret; so betrachtete derselbe das neue Fürstenthum mit besonderem Wohlgefallen. Indeß suchten die Finanzminister, bei Erwägung der unverhältnißmäßig geringen Einnahme, die sie, im Vergleiche mit den übrigen Provinzen des Staats, von Neufchatel zogen, sehr bald einen erhöheten Steuerbeitrag zu bewirken. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten führte das zu keinem Ziele; 1748 aber setzte der König an die Stelle der Regie oder Verwaltung eine Ferme oder Verpachtung der Abgaben, wobei dem Volke wesentlich zwei große Wohlthaten verloren gingen, die in der Landessprache l'Abri oder Schutz hießen, nach welchem 1) die Abgaben in Gelde oder, nach einem feststehenden Satze, in Früchten entrichtet werden und nach welchem 2) die armen Einwohner (eben dem feststehenden Satze gemäß) das zur

Aussaat nöthige Getraide erhalten konnten. Zuvor hatten die Königlichen Gouvernörs schonend die Verhältnisse gewähren lassen; jetzt trieben die Pachter die Abgaben rücksichtslos ein.

Diese Veränderung hatten die Neufchateller 1748 nicht in aller Schärfe erwogen; als nun aber 1766, bei der allgemeinen Finanzreform, auch in Neufchatel die gehässige Verpachtung erneuert werden sollte, da beriefen die Einwohner sich auf ihre Privilege; der König aber brachte vor dem hohen Rath des Kantons Bern, ihres bundesmäßigen Richters, die Klage wider sie an und erhielt Recht. Ein dortiges Landeskind, der General-Advokat Gaudot, hatte Friedrich's Sache mit eifriger Kunst geführt. Auch den Regierungsrath Freih. v. Derschau und den G.-M. v. Lentulus hatte der König nach Bern gesandt, die Sache auf das Nachdrücklichste zu betreiben. So erfolgte der Spruch des souveränen Rathes zu Bern im Januar 1768. Aber, Neufchatel fügte sich nicht und der Stand Bern hielt 8000 Mann Fußvolk, 50 Geschütze, ein Regiment Dragoner und einige Kompagnien Scharfschützen bereit, die Hartnäckigen zu beugen. Gen. v. Lentulus, ein geborner Schweizer, im August 1767 bei der magdeburger Revue zum preußischen Generallieutenant befördert, war schon im Frühjahr 1767, bei dem Besuche in seinem Vaterlande, zum Generallieutenant über alle Kriegesvölker des Kantons Bern ernannt worden und sollte jetzt die Unternehmung gegen Neufchatel anführen. Zu mehrerer Vorsorge hatte man wirklich den Paß und die Brücke über den Zihlfluß, der das neufchâteller Gebiet von dem berner scheidet, mit 100 berner Grenadieren besetzen lassen. Da fand das Fürstenthum es rathsam, dem Rechtsspruche von Bern sich zu unterwerfen. Aber, ein neuer Vorfall stört den Frieden ärger, denn zuvor. Das Volk der Hauptstadt Neufchatel greift den 25. April 1768 Gaudot's Haus an; Obrigkeit und Waffen nützen nichts. Der bedrängte Sachwalter und seine Neffen schießen aus den Fenstern auf das Volk: ein Zimmermann fällt; da stürmt der Pöbel das Haus und Gaudot wird durch drei Flintenschüsse getödtet. Nun Jubel des Volks; man klatscht, nicht bloß die Hefe, besonders die Weiber in die Hände und ruft: „Es lebe der König; der Vogel ist herunter!"

Bei ruhiger Besinnung schicken die Neufchateller alsbald Gesandte nach Bern, sich zu entschuldigen. Diese werden vom Pöbel beschimpft, übrigens mit schlechtem Troste entlassen. v. Derschau ersucht die Kantone Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn um Zuzug; jeder bestimmt 1500 Mann, Neufchatel, bis zur Beilegung aller Streitigkeiten zu besetzen; Lentulus mit einem größeren Haufen der Berner deckte den Einmarsch, welcher den 20. Mai ohne Widerstand erfolgte. Nun traten die

Gesandten der vier Kantone in Murten zusammen; v. Lentulus, in des Königs Namen, wohnte ihren Beschlüssen bei, verweilte dann in Bern und hielt den 27. August, als Statthalter von Neufchatel seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, mit vielem Gepränge eingeholt. Friedrich aber handelte, als die Kantone den Schuldigen die gebührende Strafe gesprochen, großmüthig: er gab den Reuigen die Waffen wieder, welche sie abgeben müssen, verzichtete darauf, seine Einkünfte zu verpachten oder nach Willkür zu verwalten und Beamte ohne Urtel und Recht abzusetzen; ja, er gab sämmtlichen Gemeinden das Recht zu einer unabhängigen allgemeinen Rathsversammlung, ohne deren Beistimmung der Fürst im Staatshaushalte nichts ändern solle. Die alten Gesetze wurden zu des Volkes Gunsten verbessert, welches ihm fortan mit ganzer Seele zugethan war. Der König aber schrieb 1771 an Voltaire, welcher für den Fenner Osterwald um eine Staatsrathsstelle in Neufchatel gebeten hatte: „Ein Mann, der durch seine Werke die Erde lange unterrichtet hat, kann als Lehrer des menschlichen Geschlechts angesehen werden und folglich Rath bei allen Königen in der Welt sein, diejenigen ausgenommen, die keine Macht haben. In letzterem Falle befinde ich mich zu Neufchatel, wo ich eben so viel Autorität habe, als der König von Schweden bei seinen Reichstagen, oder so viel Gewalt, als Stanislaus über seine sarmatische Anarchie. Wollte ich in Neufchatel ohne Approbazion des Synodus jemand zum Staatsrath machen; so setzte ich mich ohne Nutzen in Gefahr, einen Streit zu bekommen: Jean Jacques sollte in diesem Lande Schutz von mir haben; man verjagte ihn. Ich verlangte, man solle einen gewissen Petit-Pierre nicht verfolgen; aber ich konnte nichts ausrichten, und ich bin also gezwungen, Ihnen das erniedrigende Geständniß zu thun, daß ich ohnmächtig bin. Ich habe in diesem Lande das Mittel nicht ergreifen wollen, dessen der französische Hof sich bedient, um die Parlamente im Königreiche gehorsam gegen seinen Willen zu machen. Die Konvenzionen, auf welche das dortige Volk seine Freiheit und seine Privilegien gründet, sind mir ehrwürdig und ich schließe meine Macht in die Gränzen ein, die es selbst bestimmt hat, als es sich meinem Hause unterwarf."

Haben wir bisher den König darauf sinnen sehen, wie er dem wohlhabenden Zehrstande eine erhöhete Steuer auferlegen könne; so wird es auch anziehend sein zu sehen, wie er eben so sinnreich, nach seinem Systeme, möglichst wenig Geld in die Fremde gehen zu lassen und möglichst viel hereinzuziehen, unausgesetzt trachtet. Zu dem Ende unterstützt er mit großem Aufwande die Vermehrung der Fabriken und Manufakturen.

Die Leinwand fand einen reichen Absatz nach Amerika, besonders die aus dem schlesischen Gebirge, auf dem Wege von Hamburg über Cadix. Preußen setzte von dieser Waare (1780) für 4,382,951 Thaler ab und hatte in dem genannten Jahre 24,576 Weberstühle. Die Versendung nahm indeß noch zu und es fällt die blühendste Zeit des schlesischen Leinwandhandels erst zwischen die Jahre 1795 und 1798, mit 6 Millionen Thaler Absatz, rein durch des Königs unablässiges Bemühen, der auch durch Spinnschulen auf die Vermehrung und Verbesserung der Leinengarnspinnerei auf dem Lande, in Schlesien und in der Grafschaft Glatz wirkte.

Wollenwaaren wurden für 4 Millionen Thaler ausgeführt. Die Tuche gingen über Kiächta nach China. Um den Tuchmachern die Wolle wohlfeil zuzuwenden und den sächsischen Tuchmachern in der Lausitz Abbruch zu thun, welche bis dahin viele schlesische Wolle verbraucht, wurden 1766 die alten Verbote der Wollausfuhr erneuert; denn schon der große Kurfürst hatte, im Sinne des Merkantilsystems, Hanf, Flachs, Leder, Felle, Hopfen, Getraide, Lumpen, — Wolle auszuführen untersagt. Seine Nachfolger gingen in derselben Richtung weiter und das Reglement vom 20. Dezember 1722 sagt: „Wer nur Einen Stein von einheimischer Wolle auszuführen sich untersteht, soll den Galgen verdient haben.“ So verbot auch Friedrich, den 3. April 1774, bei Lebensstrafe, Wolle und Wollfelle auszuführen. Alle diese Gesetze schadeten den Schäfereien sehr und, obgleich der König auch, dieselben eingehen zu lassen, bei tausend Dukaten Strafe verbot; so konnte er ihren Verfall doch nicht hindern. Systemsucht schadet überall, weil sie den freien Blick benimmt. Doch war Friedrich, wie wir wissen, der erste deutsche Regent, welcher spanische Böcke zur Veredlung der Schaafzucht kommen ließ, wenn gleich in Sachsen die Schaafzucht zufällig eher, als bei uns gedieh, nachdem 1765 die ersten hundert spanischen Schaafe und 100 Widder bei Dresden angekommen waren, die Elektoralwolle zu begründen. Friedrich selbst begrüßte noch auf dem Sterbelager eine Sendung spanischen Wollenvieh's in Sans-Souci; aber er sah auch hier die Morgenröthe einer ganz neuen Thätigkeit in diesem Gebiete nicht; er konnte es nicht ahnen, daß in Spanien Kriege und Umwälzungen die Schaafzucht zu Grunde richten, und dieselbe nöthigen würde, unter den neuen Grundsätzen vom Staatshaushalte in Deutschland ein neues Vaterland zu suchen, daß namentlich Preußen mit seiner Wolle begierig an dem Welthandel Theil nehmen würde, nachdem es die Ausfuhr derselben fast ganz abgabenfrei erlaubt.

Die Gerbereien begünstigte der König sehr; die Glas- und Spiegelhütten mehrten sich: die Spiegelfabrik zu Neustadt an der

Dosse brachte, 1769, das Banquierhaus Splitgerber in Berlin, zu größeren Erfolgen an sich; — die in Magdeburg, Rheinsberg und an andern Orten entstehenden Fayencefabriken verdrängten allmälig das Zinngeräthe: englisches Steingut wurde verboten.

Um eine Porzellanfabrik von der, auf den Gütern des v. Glöden gefundenen Erde zu errichten, hatte der König dem Kaufmann Wegeli 1751 das am Königswalle liegende Kommandantenhaus (Neue-Friedrichsstraße Nr. 22) geschenkt. Das Werk blieb aber nach einigen Jahren wieder liegen. Da fügte es sich, daß der bekannte Gotzkowsky, Ende November 1760, zum Könige nach Meißen kam. Friedrich hatte einige Proben sächsisches Porzellan im Zimmer, zeigte es Gotzkowsky und äußerte, daß, wenn er irgend etwas wünschte, so wäre es, eine Porzellanfabrik in seinen Landen zu haben, wozu er alles Mögliche anwenden würde, sobald nur Friede sei. Gotzkowsky ging sogleich daran, des Königs Willen zu verwirklichen und er konnte demselben schon im Januar 1762 in Leipzig einige Stücke Porzellan aus der neuen berliner Fabrik überreichen, welche damals schon 150 Menschen beschäftigte. Friedrich hatte große Freude und übernahm die Fabrik, zwei Jahre später, selbst für 225,000 Thaler. Diese berliner Porzellanfabrik beschäftigte (im Jahre 1785) 500 Arbeiter; sie hat bis zum Jahre 1808 einen reinen Ertrag von 1,321,472 Thalern gebracht, aber, mit der Gewerbefreiheit ihr Privilegium verloren.

Ehe der König eine Porzellanfabrik hatte, und, um dieselbe in Aufnahme zu bringen, prächtige Tafelservice verschenkte; so machte er, um den Juwelieren Beschäftigung zu geben, die meisten Geschenke mit Dosen und Ringen. Wenn er zum Karneval nach Berlin ging; so nahm er eine ziemliche Anzahl seiner kostbaren Dosen in zwei Kasten mit, welche gewöhnlich eines von den beiden Dromedaren trug, die er von dem Grafen Czernyschew bekommen.

Der Salzkommissarius Rappard sah den Holländern in Gouda die Bereitung der Thontabackspfeifen ab und begründete die schlesische Fabrik bei dem Dorfe Zborowski (im Reg.-B. Oppeln), wo bald hundert Arbeiter solche Gipspfeifen in großer Menge und Güte lieferten.

Die erste Fabrik lackirter Waaren aus Eisenblech, gegossenem Zinn, Kupfer, Pappe, gestampfter Papiermasse, Holz in Berlin wurde von dem Franzosen Chevalier betrieben, welchen der König 1766 ins Land zog, zum Hoflackirer ernannte, ihm Wohnung, Fabrikgebäude und 600 Thaler jährlich Pension gab; 1772 legte der Franzose Guerin, auf des Königs Einladung, eine zweite Lackirfabrik an, welche sein Schwager Stobwasser aus Braunschweig, 1797, übernahm, der die Lackirmahlerei auf eine Stufe von Vollkommenheit erhob, auf der sie lange uner-

reicht geblieben ist. Chevalier machte bis 1786 sehr gute Geschäfte; dann sank seine Fabrik.

1764 wurden Herold und Eichel, zur Begründung einer Dosenfabrik, unter vortheilhaften Bedingungen aus Paris nach Berlin gerufen. Das Geschäft bestand noch 1798, wo der letztere der beiden Kompagnons, Herold, starb. Man hatte bis dahin bloß feine und mittlere Gattungen von Dosen verfertigt. Der junge Herold gab dem Geschäfte neuen Schwung, indem er in Nürnberg auch die ordinäresten Gattungen Dosen machen lernte.

Potsdam bekam 1769 eine Englische=Bleistiftfabrik.

1771 den 21. August wurde in Potsdam eine eigene Fabrikenkommission eingesetzt, welche, unter dem Vorsitze eines Fabrikeninspektors, die Geschäftsbeschwerden der Fabrikanten untersuchen und an das 5. Departement des Generaldirektoriums zur Entscheidung übersenden, außerdem die Fabriken und Manufakturen monatlich revidiren und von dem Gedeihen oder von der Abnahme derselben Listen einreichen sollte.

Die kleinen bunten nürnberger Spiegel befahl der König ausdrücklich, im Lande zu verfertigen und dieselben durch die frankfurter Messe nach Polen abzusetzen; — und, da die kleinen Heiligenbilder einen großen Absatz versprachen; so gebot er, den 10. Juli 1779, sich zu erkundigen, welche Heilige die Leute am liebsten hätten und diese dann am meisten und wohlfeil zu machen. — Als er einst auf dem Rapportzettel einen leipziger Oblatenhändler fand; so erließ er unmittelbar darauf die Ordre, die Oblaten im Lande selbst zu machen. — Den 15. Dezember 1784 befahl er dem Generaldirektorium: genau nachzusehen und zu untersuchen, ob hier im Lande genug Seifensiedereien vorhanden seien, von allen Arten, besonders auch von dergleichen Seife, die bei denen Fabriken und Färbereien gebraucht wird, damit solche nicht auswärtig hergeholt werden dürfe.

Die schon vom großen Kurfürsten unterdrückte Lumpenausfuhr, wurde immer auf's Neue wieder untersagt; auch die Papierspäne, Abschnitzel von Pergament und andern Häuten, Schaaffüße und andere zum Leimmachen erforderliche Materialien sollten, zum Besten der inländischen Papiermühlen, nicht über die Gränze gelassen werden. Die 1781 zu Spechtshausen bei Neustadt=Eberswalde angelegte Papiermühle verschenkte der König: er wollte nur vom Auslande unabhängig sein und die Unterthanen durch Betriebsamkeit wohlhabend machen.

An den Geheimenfinanzrath Tarrach schrieb der König den 6. Juli 1780: „Ich habe Euch auf Euren Bericht vom 4. d. wegen des Etablissements einer holländischen Papiermühle durch den Eisenhard zu

erkennen geben wollen, daß wenn Ich dazu 30,000 Thaler gebe, es genug ist. Bedenket doch selbst, was das für eine Summe ist, wenn die jemand kriegt und das Etablissement dafür zu Stande bringt. Aber, statt dessen die Bürger solche Sachen machen und dazu ihre Gelder anlegen sollten, wollen sie Güter kaufen und Ich muß Manufakturen machen. Das sollten dagegen die Bürger thun; denn Güter schicken sich nicht für sie." — An Denselben, den 30. September 1780: „Es hat sich auch der dortige Kaufmann Bühring bei Mir gemeldet und will das Etablissement der holländischen Papierfabriken, wie Ihr solches aus seiner hierbei kommenden Vorstellung näher ersehen werdet, übernehmen. Nun ist es Mir einerlei, wer die Sache unternimmt, wenn solche nur zur Perfection gebracht wird: es sind aber noch ein Haufen Umstände dabei, ehe daraus was werden kann. Denn zum Ersten muß zuvor aus den Acciseregistern genau extrahiret werden, wie viel ausländisches Regal- und Druckpapier, auch andere Sorten fein Papier jährlich eingebracht werden? Wenn das nur, wenn Ich annehmen will, für 50,000 Thaler wäre; so muß denn 2) überschlagen werden, wie vielerlei Gattungen an Lumpen, zu wie viel in der Quantität müssen wir haben, um für 50,000 Thaler solches Papier zu machen? Gesetzt nun, das betrüge etwa 10,000 Pfund, so ist 3) die Frage, können wir die erforderliche Quantität Lumpen hier zusammenkriegen, oder, wo nehmen wir solche her? 4) Wenn die Lumpen weit herkommen, wie theuer ist der Transport, und können wir dann bei dem Papier hier den Preis halten mit dem holländischen Papier? 5) Die ganze Quantität zu machen, kann das auf Einer Mühle geschehen? oder wie viele Mühlen müssen dazu sein? und wie viele Leute sind dazu erforderlich? und was kosten die zu unterhalten? — Dieses Alles, und was sonsten noch weiter dabei vorkommt, muß erst mit Ordnung und Zuverlässigkeit ausgemittelt und dann balanzirt werden, wie hoch das Papier, was hier gemacht wird, zu stehen kommt? und wie sich dieser Preis gegen den Preis vom holländischen Papier verhält, und wieviel Profit für den Entrepreneur dabei herauskömmt? Vorstehendes sowohl, als auch, wie Ich Euch gestern bereits über die Sache zu erkennen gegeben, müsset Ihr mit aller Sorgfalt in Ueberlegung nehmen und nach diesen Principiis einen vernünftigen Plan machen, daß man daraus sehen kann, ob das Werk auszuführen stehet, oder nicht? Wobei denn darauf Rücksicht genommen werden muß, solche Leute zu kriegen, die das Papiermachen auf holländische Art aus dem Grunde verstehen, auch die Lumpen zu sortiren wissen. Dann müssen auch solche Leute sein, die mit Karren umherfahren, und die Lumpen in den Städten und auf dem Lande aufkaufen, und den Leuten Schwämme geben zum Feueranmachen, damit nicht

so viele leinene Lumpen zu Zunder verbrannt werden, welches alles Ihr also gehörig in Betracht ziehen und darauf denken müsset, wenn Ihr einen ordentlichen Plan von der Sache machen wollet."

„Was hiernächst die andere Sache, wegen der Uhren, anlangt; so muß man erstlich wissen, wie viele Uhren werden in Berlin gemacht? Wie viel Ouvriers von aller Art sind dazu nöthig, welche die Räder, die Ressorts, die Ketten und alle die differenten Sachen, die zur Uhr gehören, verfertigen? Auch wie viel verdient eine solche Familie in Neufchatel? Ist es hier theurer zu leben, so müssen sie nothwendig eher etwas mehr haben; das muß aber mit aller Ueberlegung und so gemacht werden, daß die Ouvriers leben können und die Fabrik bestehen kann. 3) Wenn man weiß, wie viel Uhren der Truitte macht, so muß er auch sagen, was die Ressorts und übrige Fournitures, so er dazu aus der Fremde kommen lassen, ihm gekostet? Werden solche nun hier gemacht; so erspart er nothwendig die Transportkosten von Genève oder Neufchatel bis hieher; hingegen aber kommen ihm die Ouvriers hier höher zu stehen, weil er ihnen hier etwas mehr geben muß, als dorten. Wenn davon die Balance richtig gezogen ist; so kann man daraus sehen, ob er die Preise mit den Andern halten kann oder nicht? Geht das an, daß er die Preise mit den Schweizern und den Neufchatellern halten kann; so kann er auch hier und das ganze Land, Polen, Russland, Schweden und Dänemark an sich ziehen. Auf diesen Fuß und nach diesen Principiis muß Alles gemacht werden, daß man sieht, wie weit die Sache kann poussirt werden, oder wie man dann anhalten muß."

Die hier mitgetheilte Verhandlung bezweckte also eine Erweiterung der Uhrenfabrikazion, an deren Blüte der König bereits 15 Jahre unablässig arbeitete. Es kam nämlich 1765 ein genfer Uhrmacher, Huguenin, nach Potsdam, welcher zum Neuen-Palais einige Uhren anbot und lieferte. Er trug seine Dienste an, in Berlin eine Uhrenfabrik anzulegen und die Arbeiter aus Genf und aus Neufchatel kommen zu lassen. Der König gab ihm 68,000 Thaler, aber, Huguenin entwich 1775 und Truitte, auch aus Genf, setzte die Fabrik fort, indem er noch 36,236 Thaler, auch, zur Anlegung einer Fourniturenfabrik in Friedrichsthal bei Oranienburg 36,999 Thaler empfing; aber, er starb 1783 insolvent, und es wurden, das berliner Fabrikhaus mitgerechnet, nur 31,623 Thaler gerettet und dem berliner Kaufmann Hovelac zur Fortsetzung der Fabrik gegeben, unter welchem sie noch 1799 bestand.

1753 fing Friedrich auch an, des Berg- und Hüttenwesens sich unmittelbar anzunehmen. Bis zum Jahre 1778 hatte er schon 470,000

Thaler auf diesen Gegenstand verwandt; es war auch bereits 1768 ein Berg- und Hüttendepartement errichtet worden, welchem nach und nach mehrere Minister vorstanden: Graf von der Schulenburg-Kehnert von 1771 bis 1774; nach ihm der Oberberghauptmann Waitz Freih. v. Eschen, bis der König den sächsischen Generalbergkommissar Freih. v. Heinitz, welcher 1765 die Bergakademie in Freiberg gestiftet, den 7. September 1777 zum Staatsminister bei dem Generaldirektorium ernannte und dem Berg- und Hüttenwesen vorsetzte. Dieser ausgezeichnete Mann durchreiste sofort den ganzen preußischen Staat, um unterirdische Schätze aufzusuchen und überreichte dem Könige über diese seine mineralogische Reise einen Bericht, der auch im Drucke erschienen ist. Die bauwürdigen Gänge wurden sorgsamer benutzt, die Bergeleven besser ausgebildet, dem ganzen Berg- und Hüttendepartement ein neuer Schwung gegeben. Das reichenbacher Oberbergamt wurde nach Breslau verlegt und dem Grafen v. Reden anvertraut, welchem namentlich der Steinkohlenbergbau und das Eisenhüttenwesen ihre nachherige Bedeutung verdanken. Friedrich aber gewann, indem er durch solche Geister auch den geheimnißvollen Schooß der Erde beschwur, 5 Millionen Thaler, für Eine Million Thaler Waare ging in die Fremde und es wurden in Oberschlesien, wo 1776 der ganze Steinkohlengewinn nur 4296 preußische Scheffel betragen, im Jahre 1824 preußische Scheffel 7,327,934 gefördert: eine Betriebsamkeit, deren Umfang mit jedem Tage wächst.

Noch bevor der König den Freih. v. Heinitz in seine Dienste zog, hatte er den bekannten Metallurgen Cramer in Blankenburg zu Rathe gezogen, der zuerst das rothenburger Kupfer, statt des bis dahin aus Ungarn gezogenen, zum Legiren in den Münzen gebrauchen lehrte, auch das Hüttenwerk Vietz (zwischen Küstrin und Landsberg an der Warthe) dahin brachte, daß es wöchentlich 200 Zentner Eisen lieferte, während vorher nie über 140 geschafft werden konnten. Das Eisenhüttenwerk bei dem Dorfe Torgelow in Vorpommern mit hohen Ofen, einem Zainhammer und drei Stabhammern, wurde 1755 angelegt und 1758 völlig eingerichtet. Man tadelte den König zwar, als er kein schwedisches Eisen mehr einlassen wollte; ja, als die mit Landeseisen belegten Reifen der Kanonenräder auf dem Straßenpflaster wie Pfeifenstiele sprangen, verlachten ihn die Spötter und dachten nicht, daß unser Eisen so brauchbar werden könnte, wie wir es jetzt zum feinsten Damenschmuck verwenden und der ganzen Welt zuführen.

Gegen das Jahr 1764 nahm der Galmeibau in Oberschlesien, zuerst auf der fürstlich-plessischen Hütte zu Wessola seinen Anfang.

Eine große Wohlthat, besonders auch für Berlin war es, daß Heinitz, wie in Schlesien und Westphalen den Steinkohlenbau, so auch die Torfgräbereien in weit größerem Umfange einführte.

Auf der Saline Königsborn bei Unna wurden im Jahre 1771 eine Menge Süßwasserbohrlöcher, jetzt artesische Brunnen genannt, abgebohret, welche Wasser, meistens im Ueberflusse darboten. Die Salzquellen wurden daselbst auf gleiche Weise gesucht.

Auch Steinsalz sollte dem Könige das Bergdepartement in seinen Landen verschaffen: da es doch dort hinten in Polen und sonst an manchen Endpunkten gefunden werde; so sei keine Ursach abzusehen, warum es nicht auch in Preußen angetroffen werden könne. Heinitz gab sich alle Mühe, ohne in jener Zeit zum Ziele zu gelangen.

Seit 1754 musste der Bergrath Lehmann, und seit 1769 der Oberbergrath Gerhard dem Chrysopras in Schlesien nachspüren; vorzüglich aber benutzte der König den Obersten v. Regler, den Erbauer und Befehlshaber von Silberberg (seit dem Oktober 1785) zur Auffindung des Chrysopras', welcher durch Minörs auf dem kosemitzer Berge den Bau betrieb. Die großen Stücke dieses grünen, ins Goldgelbe schimmernden Steines ließ Friedrich als Ringe und Dosen verarbeiten, auch Sans-Souci damit schmücken; die kleinen Stücke wurden den schlesischen Schleifern zu Handknöpfen und ähnlichen Arbeiten überlassen.

Auch dem Bernstein widmete Friedrich seine Aufmerksamkeit; 1769 gab er eine neue Strandverordnung, und seit 1782 ließ er den Bernstein bei Großhubnicken, eine Viertelmeile von dem Strandamt Palmnicken in den Strandbergen bergmännisch graben. Eben so hat er die Verarbeitung des pommerschen Bernsteins und den Absatz desselben in die Fremde empfohlen, dagegen die nach Bernsteinart gefärbten Korallen und dergleichen, schon 1743 verboten. Der Bernsteinfang an der pommerschen Küste wurde 1765 dem Kaufmann Boye in Rügenwalde verpachtet; dagegen Allen, so auf ihren Territoriis die Strandgerechtigkeit nicht erstritten hätten, alles Bernsteinkeschern bei schwerer Strafe untersagt. Der preußische Bernstein wurde damals vom Staate selbst verwaltet.

Der Professor Mönch aus Frankfurth an der Oder, der nach Berlin als Oberbergrath war gerufen worden, wurde, ehe er sein neues Amt antrat, 1784, auf ein halbes Jahr nach Freiberg geschickt, um sich mit dem Maschinenwesen und mit dem praktischen Bergbau, insofern die Kenntniß desselben für den Maschinenbau unentbehrlich ist, zu beschäftigen. Den nachherigen Oberbergrath Bückling sandte der König nach England, um sich von dem Bau der Dampfmaschine ganz genau zu unterrichten. Darauf wurde diese merkwürdige Erfindung im Preußischen zuerst in Tar-

nowitz nachgeahmt; die zweite preußische Dampfmaschine wurde in der berliner Porzellanmanufaktur aufgestellt. Bückling baute dann auch die Dampfmaschinen zu Schönebeck bei Magdeburg für die Saline, bei Unna in Westphalen und bei Hettstädt in der Grafschaft Mansfeld.

Du Plantier aus Genf legte 1741 die erste Kattundruckerei in Berlin an und bekam dazu vom Könige 1000 Thaler Vorschuß auf zehn Jahre, auch eine Beihülfe zur Miethe und zu den Geräthschaften. — Drei Jahre später brachte der Fabrikeninspektor Paul De Missy die Baumwollen-Spinnerei und Weberei zu Berlin in Aufnahme. Das ganze Land lernte und ahmte nach. Dies der Anfang eines der herrlichsten Zweige unsrer vaterländischen Manufakturen, welcher aber seine ungeheure Höhe erst seit 1774 durch die Spinnmaschine erreicht hat, eine Erfindung, welche durch die Kühnheit des Gedankens und durch ihre unsäglichen Folgen zur Dampfmaschine das würdigste Gegenstück bildet.

König Friedrich Wilhelm der Erste hatte, zu Gunsten der Wollen- und der Leinen-Waaren, alle bunte Baumwollenzeuge schwer verboten; Friedrich dagegen erlebte die Freude, daß, im Jahre 1785, 7000 Arbeiter in seinen Landen für 1,200,000 Thaler Baumwollenwaaren verfertigten. Und, als der Handel im Preußischen von allen Banden erlöst war; so betrug im Jahre 1831 der reine Gewinn, welchen unser Vaterland aus der Verarbeitung der rohen Baumwolle und des Baumwollengarns zog, gegen 30 Millionen Thaler.

1769 machten die Kaufleute Richter und Comp. den Anfang mit Verfertigung baumwollener Sammetwaaren oder Manchester; 1775 errichtete die Seehandlungsgesellschaft eine Königliche Manchesterfabrik unter Leitung des Kaufmanns Thomas Hotho, der die Fabrik auch bald, in Gesellschaft des Schweizers Karl Welper selbst übernahm und ein ausschließliches Privilegium auf die Fabrikazion der baumwollenen Sammetwaaren erhielt, welches erst 1731 aufgehört hat.

Um die Stuhlwaaren wohlfeiler zu stellen, befahl der König, die englischen Spinn- und Kratzmaschinen in den berliner Fabriken einzuführen; als ihm aber der Minister Freih. v. Heinitz meldete, daß etliche der reichsten Wollfabrikanten anfangen würden, die Wollspinnmaschinen zu gebrauchen, so schrieb er eigenhändig darunter: „Dies aber versteht sich nur von feinen Tüchern und Manchester, sonst würde durch Abbringung der Spinnerei die Armuth leiden." — Nicht lange nachher schrieb der König: „Sodann ist auch gar nicht Meine Intention, daß diese Spinnmaschine allgemein werde, und bei allen Kattun- und Zitz-, auch andern solchen Fabriken eingeführt werden soll. Es würde ja sonst eine sehr große Menge Menschen, die bisher von dem Spinnen sich er-

nährt haben, außer Brod gesetzt werden; das kann unmöglich angehen, sondern Ich meine lediglich nur bei den Manchesterfabriken, um denen mehr aufzuhelfen." Auf die Anzeige des Ministers v. Werder, daß durch den Gebrauch der englischen Spinn- und Kratz-Maschinen die Manchesterfabrik in den Stand gesetzt worden, mit den Engländern wo nicht geringere, doch gleiche Preise zu halten, schrieb der König eigenhändig unter diesen Bericht: „Das ist Mir lieb. Denn bei Manufakturen kommt Alles auf wohlfeilere oder gleiche Preise an."

Die Ausbeute vom Seidenbau belohnte Anfangs des Königs Sorgen und Kosten nicht; denn der ganze Ertrag war vom Jahre 1746 bis 1750 im ganzen Staate nicht mehr als 100 Pfund. Aber die nun unausgesetzt betriebenen Bemühungen und die reichlichen Geldunterstützungen, auch die seit 1783 verliehenen silbernen Denkmünzen, förderten auch diesen Industriezweig zusehends: 1751 betrug die gesammte Ernte nur 50 Pfund, 1757 schon 700 Pfund und 1785 bereits 17,000 Pfund. Ist in späteren Zeiten bei uns, wie in andern deutschen Ländern, das ganze Seidengewerbe wieder in Verfall gerathen; so scheint die Schuld nicht an der Natur zu liegen; und wenn die, neuerdings von Privatpersonen glücklich wieder auf diesem Gebiete angeregten Bemühungen zu größeren Erfolgen führen sollten; so lebt des großen Königs Gedanke weiter, da ihm zunächst der Ruhm für die Früchte gebührt, welche uns auf dem Gebiete der Manufakturen und Fabriken überhaupt so ansehnlich wachsen.

Einen größeren Lohn als die unmittelbaren Folgen des Gewerbfleißes: Betriebsamkeit und Wohlstand, erntete der König in dem Bürgerglücke und in den guten Sitten seines Volkes, auch schloß das gemeinsame Streben des Landesvaters und der Unterthanen beide enger an einander: den betriebsamen Bauerschaften der Grafschaft Ravensberg schrieb Friedrich auf ihren Dank für seine neuen Wohlthaten, den 7. Juli 1785: „Sr. K. Maj. getreue Unterthanen in Dero Grafschaft Ravensberg haben bloß ihrer guten Aufführung beizumessen, daß Höchstdieselben ihnen dieses Jahr einen Theil der Contribution erlassen haben. Dergleichen Unterthanen verdienen, daß ihr Landesvater sie soviel möglich unterstützt. Höchstgedachte Se. K. M. nehmen dahero Ihren Dank mit gnädigstem Wohlgefallen an und versichern dieselben, bei fernerhin verspürter deutscher Treue Dero ferneren Huld und landesväterlichen Fürsorge."

Greiffenberg in Schlesien, mit bedeutendem Leinwandhandel war 1783 abgebrannt; Friedrich gab gleich ansehnliche Baugelder, sodaß die unglückliche Stadt sich schnell wieder erheben konnte. Im Gefühl

ihrer Dankbarkeit benutzten die Bürger im folgenden Jahre des Königs Anwesenheit in Hirschberg, ihm ihre Huldigungen darzubringen:

Friedrich saß mit dem Prinzen von Preußen und mit zwei Flügeladjutanten an der Tafel, als er die greiffenberger und hirschberger Handlungs-Deputirten vor sich kommen ließ. Nachdem er sich mit ihnen eine geraume Zeit über die Leinwandmanufaktur und Handlungssachen unterhalten, trat der eine greiffenbergische Deputirte, Lachmann, hervor und redete den König also an: „Ew. K. M. statten wir im Namen der abgebrannten Greiffenberger den allersubmissesten Dank ab für das zur Aufbauung unsrer Häuser allergnädigst verliehene Gnadengeschenk. Freilich ist der Dank eines Staubes, wie wir sind, ganz unbedeutend und ein Nichts. Wir werden aber Gott bitten, daß er Ew. Maj. für dieses königliche Geschenk göttlich belohne." Hier stiegen dem Könige Thränen in die Augen und er sagte die ewig denkwürdigen Worte: „Ihr habt nicht nöthig, Euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen; dafür bin ich da!"

Die pommersche Ritterschaft wünschte schon längst, das Kreditsystem bei sich einzuführen. Im Jahre 1779 endlich wurden die Anstalten dazu getroffen. Der Generalmajor v. Borck außer Diensten, Baron v. Eickstedt und die Landräthe v. Winterfeldt und v. Puttkammer wurden abgeordnet, den König um Genehmigung und um Unterstützung ihres Vorhabens zu bitten. Friedrich empfing sie außerordentlich gnädig und redete sie so an: „Kommen Sie näher, meine Herrn, ich will mit Ihnen als Ihr bester Freund sprechen. Sie haben bei mir um die Einführung einer Kreditsozietät angehalten. Ich will Ihnen gern helfen; denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder und man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Vertheidigung des Vaterlandes, sowohl im Felde als zu Hause, mit Gut und Blut beigestanden haben, und ich müßte kein Mensch sein, oder kein menschliches Herz haben, wenn ich Ihnen bei dieser Gelegenheit nicht meine Dankbarkeit bezeigen wollte. Allein Sie müssen mir zuförderst einen Hypothekenschein aus dem Landbuche wegen Ihrer Schulden beibringen; auch hiernächst aus allen Kreisen, wozu auch der lauenburgische und bütowsche gehört, schaffen, denn diese Kreise werden nunmehr mit zu Pommern gerechnet, und je mehr ihrer in diese Assoziazion treten, desto besser ist es. Ich werde alsdann den Ministern v. Carmer und v. Görne auftragen, die Sache mit Ihnen zu reguliren. Es sind selbige bereits in Schlesien und der Mark zu diesem Geschäfte gebraucht worden und folglich dabei routinirt. Sie müssen aber die Deputirten nach Berlin

senden, und solche dazu wählen, die sowohl von der Sache, als auch von den Umständen des Landes und der Kreise informirt sind. Die Nutzbarkeit dieser Einrichtung ist im Anfange nicht sogleich merklich: allein in zwei bis drei Jahren wird sich selbige unfehlbar zu ihrem Vortheile und Vergnügen offenbaren. Auch ich werde an meinem Theil Alles anwenden, was die Sache erleichtern kann. An Gelde soll es nicht fehlen. Ich kann zwar jetzt nicht viele hunderttausend Thaler dazu hergeben, weil allerlei Ausgaben in Kriegeszeiten vorfallen und besonders die vielen Wasserschäden nun vieles absorbirt haben. In Berlin allein liegen 12 Tonnen Goldes, die nicht untergebracht werden können und die man Ihnen gern geben wird, sobald nur Ihr Kreditwesen in Ordnung gebracht ist. Sowohl dem Kapitalisten, der sein Geld placiren will, als auch Ihnen ist dadurch geholfen. In Schlesien, wo der Adel ganz durch den Krieg ruinirt war, habe ich selbigem durch diese Einrichtung wieder aufgeholfen, und hernach auch in der Mark. Im Anfange habe ich vielen Widerstand gefunden, weil manche ein Hinderniß dabei zu bemerken glaubten, ihre Güter nach Gefallen verthun und das Ihrige durchbringen zu können. Allein hat jemand baares Geld, so kann er solches nach Gefallen depensiren und wird ihm niemand durch diese Einrichtung daran hinderlich sein. Allein in Ansehung der Güter vigilirt nunmehr ein Landstand auf den andern, daß er sein Gut nicht deteriorire oder devastire: und das ist nützlich; denn dadurch wird der Adel conserviret, woran mir gar viel liegt, da mir der Adel bei der Armee ganz unentbehrlich ist. Freilich dürfen und können sie nicht alle in Kriegesdienste gehen: es müssen auch einige zu Hause bleiben, um die Angelegenheiten ihrer Familie und Verwandten zu besorgen. Imgleichen brauche ich den Adel, um Präsidenten und Ministres daraus zu wählen; und ich sehe niemals darauf, ob jemand reich oder arm ist, wenn er nur Verdienste hat, alsdann kann ein Armer auch reich werden, wie z. E. der v. Tauentzien, der von Hause nichts gehabt und zu einem Vermögen wenigstens von 150,000 Thalern gelangt ist. Der selige F.-M. Schwerin hat mir mehr als einmal erzählt, wie ihn sein Vater von Hause nach Breslau geschickt, um sein Glück da zu versuchen, derselbe ihm nur Einen Thaler und eine Ohrfeige gegeben, mit dem Ausdruck: „dieses leide von Keinem weiter!“ und in was für glückliche Umstände war dieser Mann nicht durch den Dienst gerathen? Viele sind auch durch gute Wirthschaft zu einem ansehnlichen Vermögen gekommen, wie besonders in Schlesien geschehen. Und in Pommern würde Manches nach der schlesischen Methode mit Vortheil eingeführt werden können, besonders durch bessere Einrichtung mit den Schäfereien und mit dem Viehstande. Auch will ich gern fernerhin, und jährlich, so lange ich lebe,

dem Lande Meliorationsgelder geben; und diejenigen, welche die für sie schon ausgesetzten Gelder noch nicht ausbezahlt erhalten haben, sollen sie noch bekommen; denn der Tod des v. Brenckenhoff soll darin keine Aenderung machen. Ich lasse eine oder anderthalb Millionen mehr im Tresor, oder nicht, das ist gleichviel und besser, wenn ich noch in meinem Leben Gutes damit stifte."

So sehen wir den König allen Denen mit seinem Troste, mit seiner Einsicht, mit seinem Gelde zu Hülfe kommen, die er als thätige, als treue und würdige Bürger, gleichviel aus welcher Ordnung des äußern Berufes, erkannt hatte.

Ja, väterlich wachte Friedrich über das Wohl seiner Kinder aller. Gesetzt auch, er habe das Merkantilsystem etwas hoch getrieben: schuf er nicht auch den rohen Naturfrüchten des Ackerbaues einen vorher unbekannten und nie geahneten Absatz durch die Schöpfung zahlreicher Manufakturen und Fabriken? ermunterte er nicht zu immer größerer Betriebsamkeit auch den Landmann, indem er die Einwohnerzahl mehrte, den Staat mit Gewerbfleißigen aller Art füllte — also mehr Verzehrer hervorrief? Auch das mit Weisheit in allen Bezirken vertheilte Heer, die vielen Bauten, die überallhin gespendeten Unterstützungen förderten einen schnellen, heilsamen Geldumlauf. Durch jene unmittelbare Begünstigung des Manufakturfleißes also half der König eigentlich für alle Zeiten jeglichem Zweige der geselligen Thätigkeit ebenmäßig auf und insofern wären die Klagen der Physiokraten gegen ihn wenigstens sehr unstatthaft. Man glaube ja nicht, daß dieser wichtige Gegenstand von dem Könige nicht auch nach seiner Schattenseite sei erwogen worden. de Launay erzählt in der Widerlegung der falschen Behauptungen des Grafen Mirabeau, wie er 1779 dem Könige über dessen Prohibizionen Vorstellungen gemacht, und wie derselbe umständlich seine Gründe und seine Vertheidigung ihm auseinandergesetzt. Was Friedrich that, muß aus seiner Zeit und aus seinen Verhältnissen, dann aber auch als Grundsteinlegung für die Zukunft, d. h. für unsere freieren Zeiten angesehen werden; denn, nur nachdem seine Fabrikenschöpfung gediehen, war es möglich, die Gränzen des preußischen Staates dem freien Handel aufzuthun und dennoch die Bewerbung mit England zu bestehen. Auf Friedrich's Schöpfungen weiter bauend, konnte Preußen durch seine neue Gesetzgebung aller Welt die Lehre geben, daß rohe und verarbeitete Stoffe in Hinsicht des Handelsvortheils keinen Unterschied machen.

Wenn nur in des Königs Ansichten vom Staatshaushalte nicht auch das Sperren der Landesgränzen für die rohen Landesfrüchte gelegen hätte! Aber — wie die Wolle dem Fabrikanten; so sollte das Getraide

für die Armuth, für den Soldaten, und für den Fall der Noth zurückgehalten werden. Indem also die Ausfuhr des Getraides sehr bedingt war, musste es zu festen Preisen in die königlichen Speicher und für den Kriegesstand geliefert werden. Noch anderweitig griff Friedrich in das freie Gewerbe des Ackerbauers ein. Da er bei seiner Thronbesteigung Brodmangel fand; so gebot er alsbald, alles Getraide zu messen: wollten die Eigenthümer ihre Vorräthe nicht verkaufen, so sollte es mit Gewalt versteigert werden. In demselben Jahre wurde untersagt, Korn aus denjenigen Ländern einzuführen, mit welchen Preußen nicht in wechselseitigen Handelsverträgen stehe. — Mitte April 1763 ließ der König, wie er selbst sagte: „um dadurch das Publique zu soulagiren und die bisherige enorme Haberpreise herunter zu bringen," aus seinen Magazinen in Berlin Hafer, den Scheffel zu 12 Gr. in altem guten Gelde durch das Gouvernement verkaufen. Eben so gab er, in derselben Zeit, den Regimentsschlächtern oder Burschen bei den Regimentern auf zwei Monathe die Erlaubniß, gegen Entrichtung der gewöhnlichen Accisen, Vieh zu schlachten, „maßen die Stadtschlächter hiesiger Residentien eine unerhörte impertinence bezeigen und die Fleisch-Taxen nach ihrer Willkür und Gefallen, zum größten Bedruck des publici, zu machen sich unterfangen; hiernächst haben höchste Königl. Maj. befohlen, daß aus den hiesigen Magazinen eine starke Quantität an Mehl, Roggen, Gerste und Hafer verkaufet werden solle, in der Absicht, die ganz enormen Preise obiger Naturalien herunter zu setzen." — Die Getraidehändler ließen sich dadurch nicht schrecken; der König aber forderte von dem Kommandanten in Berlin eine Visitationstabelle von denen daselbst und in den Kreisen der Kurmark, nach Abzug desjenigen, so zur Wirthschaft und zur Saat erfordert wird, befundenen Vorräthen und da sich davon zu Berlin allein an Roggen 1699 Wispel befanden; so ließ der König den Inhabern desselben bekannt machen, daß er die Residenz mit dem zur Konsumzion benöthigten Mehl und Getraide bis zur kommenden Ernte versehen werde; er rathe ihnen daher an, ihre Vorräthe um dieselben Preise zu verkaufen, um welche er seine Magazine öffne. Auch das scheint keinen Eindruck gemacht zu haben; denn am 8. Mai 1763 droht er denen, welche ihr zum Verkauf aufgeschüttetes Getraide länger auf Wucher liegen lassen würden, „bei vorfallenden Gelegenheiten ihnen sein Ressentiment deshalb empfinden zu lassen." Dasselbe musste die Pommersche Kammer dem stettinschen Kaufmann **Friesner** „wegen seines zu Neustadt-Eberswalde gemachten Depots" bekannt machen.

In derselben Art schreibt er an den kurmärkischen Kammerpräsidenten v. **Mauschwitz**, auf dessen monatlichen Bericht von dem Zustande

der Provinz: „die Kornpreise sind enorm hoch und muß darunter was stechen. Ich habe ja so viele Pässe gegeben, und ist auch den Sommer eine große Menge von Getraide hier durchgegangen, wo ist das alles hingekommen? — Es kann also nicht anders sein, die Kornhändler haben das aufgeschüttet liegen und intendiren, damit zu wuchern. Es muß daher sofort die Anstalt getroffen werden, dorten in der Stadt (Berlin) eine Visitation anzustellen und nachzusehen, und müssen denn die Kornhändler angehalten werden, ihre große Vorräthe auf dem Markte zu billigen Preisen zu verkaufen. Auf dem Lande müssen die Kornvorräthe ebenfalls untersuchet, und die Beamten und Landleute dahin angehalten werden, daß sie mehr zufahren."

Pässe, d. h. Erlaubnißscheine, in der Fremde, oder auch in andern Provinzen Getraide anzukaufen, gab der König z. B. Bäckern nur, wenn das Getraide an Ort und Stelle über den üblichen Satz in die Höhe zu gehen drohete.

Dagegen begünstigte der König, ganz in dem Geiste der damaligen besonderen Freiheiten und Vorrechte, den 5. und 8. Februar 1770, zwei Handelsgesellschaften zur Ausfuhr des Getraides auf Elbe und Oder. Das Kapital einer jeden derselben sollte aus 200,000 Thalern bestehen, welche durch 1000 Akzien zusammengebracht wurden, zu denen der Adel das Näherrecht hatte. Beide Getraidehandlungskompagnien handelten ausschließlich mit fremdem Getraide; auch mit inländischem, ohne indeß dabei den übrigen Unterthanen Zwang anzulegen. Diese aber durften anders kein Getraide ausführen, als wenn der Scheffel Roggen in Berlin 1 Thaler, in Pommern oder in Magdeburg 18 Gr. kostete. Ueberstieg das Getraide diesen Preis; so gehörte eine besondere königliche Erlaubniß zur Ausfuhr. Ueberdies durften die beiden Handelsgesellschaften auch kein fremdes Getraide im Lande verkaufen.

Ueber die Kornspeicher, mit welchen wir den König die Getraidepreise beherrschen sehen, spricht er selbst in den Hinterlassenen Werken, bei Gelegenheit der Hungerjahre 1771 und 72: „Der König, sagt er, hatte große Magazine, sowohl in Schlesien, als in seinen Erbländern angelegt; 76,000 Wispel waren aufgeschüttet, um die Armee ein Jahr zu unterhalten, 9000 Wispel bloß für Berlin. Diese Anstalten retteten das Volk vor der Hungersnoth. Das Heer wurde aus den Magazinen ernährt und außer dem unter das Volk vertheilten Korne, ward noch zur Saat aus denselben geliefert. Auch im folgenden Jahre war die Ernte schlecht; wenn aber der Scheffel Roggen in den preußischen Staaten 2 Thaler galt; so war das Elend benachbarter Staaten noch weit drücken-

der. In Sachsen und Böhmen galt der Scheffel 5 Thaler. Sachsen verlor, in der erzgebirgischen Hungersnoth 1772, an hunderttausend Einwohner, Böhmen 180,000, und 40,000 Bauern fanden Aufnahme in den Staaten des Königs." — Allein von dem Armendirektorium in Berlin wurden 3000, wo nicht mehr Fremde aus allen Ländern verpflegt, welche die große Noth zu uns trieb und welche, nach Endigung derselben, zum Theil zurückgingen, zum Theil bei uns blieben. Das Armendirektorium reichte mit seinen jährlichen 80,000 Thalern für die Armen nicht aus und nahm in diesen zwei Jahren des Elends 60,000 Thaler Kapitalien auf, um auch den fremden Nothleidenden zu helfen. Friedrich bezahlte diese Stadtschulden. Die Kornspeicherwirthschaft aber, welche Anfangs nur auf die wohlfeilere Verpflegung des Kriegesheeres berechnet war, gewann, eben nach jenen beiden Hungerjahren, in seinen Augen einen so allgemeinen Werth, daß er in der Abhandlung über die Regierungsformen gradezu sagt: „Ein Souverain, welcher der öffentlichen Wohlfahrt hold ist, wird wohlgefüllte Magazine unterhalten, um einer schlechten Ernte zu Hülfe zu kommen und einer Hungersnoth vorzubeugen." Uebrigens versetzten die beiden Hungerjahre auch Friedrichs Land, trotz seiner großen Vorsorge, in eine sehr mißliche Lage und er selbst sagt in einem Briefe an d'Alembert vom 16. September 1771, daß die Magazine erschöpft seien, und daß alle seine Industrie kaum bis zur nächsten Ernte Rath schaffen werde.

Die alten Verbote, daß sich zwischen den Bauer und den städtischen Verzehrer Hände ins Mittel legten, wurden mehrfach, besonders durch das Fundamentalgesetz über die Auf- und Vorkäuferei vom 17. November 1747 erneuert.

Von dem Ueberflusse an dem schönsten Bauholze in den königlichen Forsten wurde, auf des Geheimen-Finanzraths Delatre Vorschlag, 1769, in Stettin der Anfang gemacht, für königliche Rechnung eine Anzahl großer Fregatten zu bauen, sie auszurüsten und dann zu gutem Preise an auswärtige Mächte abzulassen. Die erste Fregatte, von dem königlichen Schiffsbaumeister Catin vortrefflich gebaut, und dem Gouvernör Herzog von Bevern zu Ehren „Duc de Bevre" getauft, lief im Mai 1770 glücklich von Stapel. Der nachher so berühmt gewordene colbergsche Bürger Nettelbeck wurde zum Königl. Preußischen Schiffskapitän durch das, in seiner Art erste Patent ernannt, mit der Berechtigung, die königliche Uniform sammt Säbel und Porte-Epée zu tragen.

Eine Brennholzgesellschaft für Berlin und Potsdam wurde 1766 auf sechs Jahre errichtet und 1773 erneuert. Als das Privilegium der Gesellschaft 1785 zu Ende ging, so übernahm der König das Brenn-

holzmonopol auf eigene Rechnung und dehnte dasselbe dadurch auf alle Provinzen aus, daß er alles Brennholz mit einer Akzise belegte; die westphälischen Lande, auch Halle an der Saale, wurden damit verschont: Schlesien kaufte sich durch eine jährliche Summe los.

Merkwürdig bleibt es, daß Friedrich, dem es doch so sehr am Herzen lag, den Früchten seines Gewerbfleißes recht blühenden Absatz zu verschaffen und zu sichern, keine einzige Meile Kunststraße gebaut hat. Denn, wenn er auch an Voltaire, 1773, schreibt: er habe, um den Handel zu erleichtern, in den schlesischen Gebirgen große Wege machen lassen; so darf man darunter höchstens eine oder die andere gewöhnliche Landstraße verstehen: selbst die vier kleinen Meilen zwischen Berlin und Potsdam blieben ein ewiger Wechsel von Berg und Thal in erschöpfender Sandfülle, wodurch dieser kurze Weg zu einer Tagereise wurde. Erst im Jahre 1789 beginnt mit der Straße zwischen Berlin und Potsdam der preußische Chausséebau, sehr langsam, man könnte sagen zur Entschuldigung König Friedrichs, da nur ein blühender Handelsverkehr den großen Aufwand für Kunststraßen (durchschnittlich 20 bis 22,000 Thaler für die Meile) zu verzinsen vermag. Das konnte Friedrich in seiner Zeit und bei den gesammten Kulturverhältnissen seines Landes nicht erschwingen. Dagegen fuhr er fort, bequeme und kurze Kunstwasserwege mit großen Mitteln herzustellen. Der 1764 bis 66 angelegte johannisburgsche Kanal in (Ost-) Preußen, welcher den Niddersee, Spirding, Gurkel, Leventhin, Maursee und die dazwischen liegenden Seen zu einer 12 Meilen langen Wasserfahrt verbindet, gab den reichhaltigen Forsten der Gegend einen neuen Werth. — Der Gilgekanal im lithauischen Amte Linkuhnen, gab 1778 dem Gilgeflusse bei seiner Mündung in die Memel einen graden Lauf. — Die Ueberreste der Fossa Eugeniana in Geldern, Maas und Rhein zu verbinden, wurden der Wiederherstellung nicht werth gefunden. — Des bromberger Kanals wird unten umständlicher gedacht werden.

Die Seefahrt von der pommerschen, preußischen und ostfriesischen Küste aus war sehr regsam.

Noch fehlte es dem preußischen Staate an großen Kapitalisten. Selbst Berlin hatte, mit einer Bevölkerung von etwa 90,000 Einwohnern, noch keinen Banquier von Profession. Das jetzige Haus Schickler und Comp. entstand mit königlicher Unterstützung als das erste, unter der Firma Splitgerber und Daum. Natürlich, daß, bei dem Mangel an bedeutenden Fonds, auch keine bedeutende Geldgeschäfte unternommen werden konnten und daß der Wucher den Zinsfuß ungebührlich in die Höhe trieb. So etwas entging dem Könige nicht: er eilte zu

Hülfe, dem Kaufmann durch Bank und Seehandlung, dem Adel durch Kreditsysteme, den kleinen Leuten und der Jugend im Soldaten- und Bürgerstande durch Leihhäuser.

Zuerst versuchten Privatleute, 1753, im Preußischen eine Bank anzulegen. Sie fanden keine gute Aufnahme. Nach dem Frieden machten dann die hamburger und die holländischen Kaufleute Boué, van Zanen und Wurm die erste Anlage zu der berliner Bank, deren Zweck der König in der Verordnung vom 17. Juni 1765 in folgenden Worten ausspricht: „So haben Wir hierbei (bei Heilung der Wunden nämlich, welche der siebenjährige Krieg dem Staate geschlagen) überzeugend eingesehen, daß die Errichtung einer Bank in Unsern Staaten das vornehmste Mittel wäre, durch den mehreren Umlauf des Geldes, in allen Wechsel- und Handelsgeschäften das Commercium blühend zu machen und in der Folge zu erweitern." Es wurde also am 20. Juli des genannten Jahres eine vereinigte Giro-, Disconto- und Leihbank in Berlin errichtet und den 29. Oktober des folgenden Jahres erweitert. Sie gab Banko-Zettel oder Noten aus, die aber keinen erzwungenen Kurs haben sollten und es wurden ihr Provinzialbanken untergeordnet in Magdeburg, Stettin, Frankfurt, Kolberg, Emden, Kleve, Elbing; auch Königsberg, Breslau, Minden bekamen Banken. Der König verbürgte die Bank (die Girobank hatte man 1768 aufgegeben) und lieh zum anfänglichen Stock acht Millionen Thaler baar, welche unter König Friedrich Wilhelm dem Zweiten zurückgezahlt wurden.

Die 1765 in Berlin geprägten Bankothaler oder Pfunde Banko wogen 1 Loth 3¼ Quentchen, wogegen die graumannschen Thaler nur 1 Loth 2¼ Quentchen (drei einen Dukaten) wogen; 100 Pfund Banko wurden zu 125 Thalern in Friedrichsd'or oder zu 131¼ Thalern Kurant, also 1 Pfund zu 1 Thaler 7½ Gr. berechnet, weil der Frd'or damals 5 Thaler 6 Gr. galt. Die Banknoten waren zu 4, 8, 10, 20, 50, 100, 500 und 1000 Bankpfunden ausgefertigt. Kaufleute sollten durch diese wohlthätige Anstalt zu billigen Zinsen Gelder finden können, welche, womit wieder den übrigen Einwohnern gar sehr gedient war, von jedermann gegen niedrigere Zinsen, zu 2, 2½, 3 p. C., nach Verschiedenheit der Darleiher (Waisen, Arme) annahm. Kindergelder waren sonst bei den Gerichtshöfen niedergelegt worden; ihre Aufbewahrung kostete jährlich 1 p. C.; von der Bank wurden eben diese Gelder mit 3 p. C. verzinset, so daß sie nun gewissermaßen 4 p. C. eintrugen. Eben so war es mit den im Rechtsstreite begriffenen Geldern. — Kleine Kapitale konnten jeden Augenblick zurückgefordert werden, größere nach achttägiger Kündigung.

Der Segen dieser Stiftung, besonders seit der Minister vom Hagen sie verwaltete, schaffte ihr bald eine ausgedehnte Thätigkeit.

Da der Bank die erworbenen Summen als Stock blieben; so konnte sie sich in immer bedeutendere Geschäfte einlassen. Späterhin gab sie Geld auf südpreußische Güter, was sie endlich (1807) in Verlegenheit setzte. Damals betrug der Gesammtgewinn aus den 40 Jahren ihres Bestehens 9,692,911 Thaler 18 Gr.; ihr jährlicher Umsatz betrug (1804) 9,670,420 Thaler 9 Gr. 6 Pf. Aber, nach der Schlacht von Jena fielen ihre Obligazionen gleich bis auf 75 p. C. und Napoleon nahm ihr Vermögen, obgleich es kein Staatsgut war, in Beschlag. 1809 hat die Bank ihr Geschäft ganz in der alten Art, als Leih- und Borgeanstalt wieder begonnen.

Der Seehandlung gingen mehrere Handelskompagnien vorauf, die alle (wie die asiatisch-chinesische und die bengalische) nur von kurzer Dauer waren: 1764 errichtete der Kaufmann Teegel in Emden eine ostindische Handlungskompagnie; er erbot sich für eine Octroi auf 20 Jahre von dem 1. Schiffe 5000 Thaler und von jedem der übrigen zurückkommenden Schiffe 15,000 Thaler zur königlichen Disposizion zu erlegen. Teegel wurde zum Geheimen-Kommerzienrath und Direktor der ostindischen Kompagnie ernannt und der König ertheilte ihm den 21. April 1764 eine Octroi auf 20 Jahre zu einem Handel nach China und nach allen Theilen Indiens; aber die Kompagnie ging zurück. — Auch aus der neuen asiatischen Kompagnie in Emden wurde nichts, zu welcher der marseiller Kaufmann Roubaud, den 10. Juli 1765, eine Octroi erhielt.

Auch die levantische Handelsgesellschaft, für welche der König einem gewissen Philipp Clement und dessen Compagnie, den 17. Mai 1765, eine zwanzigjährige Octroi ertheilte, hat nur sehr kurze Zeit bestanden. Sie hatte keine eigene Schiffe und verdung ihre Fracht auf fremde; die Baumwolle aus der Levante, das türkische Garn, seit Ende Dezember 1766 auch die italiänischen, spanischen und portugiesischen Früchte machten die Hauptgegenstände ihres Handels aus. Die Fabrikanten durften nur von ihr Baumwolle nehmen.

Das Privilegium der Seeassekuranzgesellschaft, zur Schiffsversicherung, vom 31. Januar 1765, lautete auf 30 Jahre: das Kapital sollte aus Einer Million Thalern bestehen und durch 4000 Akzien zusammengebracht werden.

Eine Häringskompagnie in Emden hatte der König schon 1753 beabsichtigt: aber erst den 4. August 1769 hatte er die Freude, für die vereinigte Societät in Emden eine Octroi auf 15 Jahre (auf 750

Akzien zu 200 Gulden holländisch) auszustellen; und es liefen im folgenden Jahre zuerst 6 Buisen, 1771 schon 10 Buisen aus (von denen das Stück, vollständig versehen, 7190 Thaler kostete); und als die Holländer, welche auch der asiatischen Kompagnie immer neidisch entgegengewirkt, die Preise der Häringe unter den Werth herabsetzten, so belegte der König alle holländische Häringe mit einer Steuer von 8 Gr., die nordischen mit 4 Gr. von jeder Tonne. Aus diesem Impost wurde der embdener Kompagnie für jede Tonne ihres Fanges eine Gratifikazion von 16 Gr. gegeben, worauf die Emdener (1775) 12 Buisen aussandten, die mit 4260 Tonnen Ladung zurückkamen; 1785 gar 43 Buisen, die 1280 Lasten aufbrachten; 1797 bestand die Flotte aus 54 Buisen und drei Jägern.

Die Häringskompagnie hatte das ausschließende Recht, ihre Waare in Ostfriesland, Halberstadt, Magdeburg, Ukermark und Altmark zu verkaufen, während Pommern, Neumark, Mittelmark, Schlesien von Stettin; Preußen von Königsberg, Memel und Elbing versorgt wurden.

Bei der ersten Theilung Polens war Oesterreich in den Besitz der Salzwerke von Wiliczka, Bochnia und Halicz, d. h. in den Genuß eines äußerst wichtigen Monopols gekommen, welches Friedrich gern getheilt hätte. Er errichtete deshalb den 3. Oktober 1772 eine Gesellschaft für den Handel mit Seesalz aus Spanien, Frankreich, England; erweiterte die Stiftung auch den 14. Oktober 1772 zu einer Seehandlungs-Gesellschaft, wobei er von der Ansicht ausging, wie vortheilhaft es sein würde, unmittelbar und unter preußischer Flagge, von preußischen Häfen die Häfen Spaniens und alle andere Plätze zu beschiffen, wo sich vernünftige und sichere Aussichten zu einem tüchtigen Gewinn von Aus- und Einfuhr vorfinden möchten. Vom 1. Januar 1773 an sollte kein anderes, als der Seehandlungssocietät angehöriges, oder für ihre Rechnung gebrauchtes Schiff, zum An- und Verkauf des Salzes in den, Preußen unterworfenen Häfen und Rheden aufgenommen werden; der Fordoner Zoll an der Weichsel sollte ein Stapel für alles Wachs sein, was abwärts verführt und das sich innerhalb der Gränze von zehn Meilen zur Rechten und zehn Meilen zur Linken einfinden werde, auch der Sozietät der ausschließende Ankauf dieses Wachses zustehen. Diese beiden ihr vorbehaltenen Artikel wurden für unentbehrlich erklärt: um die Schifffahrt der Sozietät durch einen sichern Gewinn zu begünstigen, um sie in den Stand zu setzen, ihre Fonds ohne Besorgniß in neuen Handlungsunternehmungen, deren glücklicher Fortgang nothwendig dem allgemeinen Besten, dem Vertrieb und Fortkommen der Manufakturen, dem Verbrauch der Lebensmittel, und der Nahrung einer großen Menge von Menschen ersprießlich sein müsse, gebrauchen zu können.

Der Fonds der Sozietät wurde durch 2400 Akzien zum Gesammtbetrage von 1,200,000 Thalern gebildet, wovon für Rechnung des Staats 2100 Stück Akzien zu 500 Thalern zurückbehalten wurden, und die Zinsen der Akzien wurden auf 10 p. C. gesetzt.

Das der Sozietät ertheilte ausschließliche Privilegium zur Anfuhre des Salzes sollte sich jedoch nicht auf den Handel damit erstrecken, sondern für diesen wurde eine besondere Preußische Kompagnie („Compagnie de Prusse") gestiftet.

Die Dauer des Privilegiums wurde auf 20 Jahre bestimmt; auch das Privilegium „des alleinigen ausschließenden auswärtigen Verkaufs des fremden Salzes in der ganzen Monarchie" für die Compagnie de Prusse, ebenfalls vom 14. Oktober 1772, lautete auf 20 Jahre. Ihr Fonds sollte durch 500 Akzien zu 1000 Thalern Frd'or zusammengebracht werden.

Beide Institute traten also in Wirksamkeit. Um die Thätigkeit der Beamten der Seehandlungs-Sozietät noch besonders zu reizen, sollten, nach dem von dem Könige selbst vollzogenen „Plan d'administration," im Fall die Akzien außer den auf 10 p. C. bestimmten Zinsen noch eine Dividende bringen würden, die Direktoren die Hälfte davon und auch die anderen Beamten eine verhältnissmäßige Zulage daraus erhalten. Die Resultate waren aber nichts desto weniger sehr ungünstig. Der Minister v. Görne, welcher Ende des Jahres 1774 statt des Ministers v. d. Horst die Leitung der Seehandlungsgeschäfte überkommen hatte, stellte dieselben in dem Berichte vom 2. April 1775 an den König umständlich dar und führte dabei aus: daß die Seehandlung, wenn gleich sie nach einer spekulativen Berechnung, von sämmtlichen disponiblen Geldern, bis zum 1. Juli 1777 einen reinen Vortheil von 10 p. C. gewinne (welchen er, der Minister v. Görne aber bei weitem geringer anschlug) dennoch gekostet und respektive ihre Fonds angegriffen haben würde mit 539,603 Thalern 8 Gr. 9 Pf. Die Schuld dieser Verluste maß derselbe der Untüchtigkeit und Schlechtigkeit der damaligen Beamten bei und verband damit Vorschläge zu einer gänzlichen Reform der Verwaltung, welche auch den 22. Dezember 1775 die königliche Genehmigung erhielten. Der Geheime-Finanzrath Delatre aber, der eigentliche Chef der Seehandlung, wurde in gefährliche Prozesse verwickelt und kehrte im folgenden Jahre (1776) nach Frankreich zurück.

Zu dieser Reform gehörte auch die Aufhebung der Compagnie de Prusse, deren Resultate der Minister v. Görne in einem Berichte vom 10. Mai 1775 sehr nachtheilig darstellte, indem er behauptete, daß dieselbe durch Ankauf einer ungeheuren Menge von Salz, welches in einer

langen Reihe von Jahren keinen Absatz finden könnte, zum Theil auch von sehr schlechter Beschaffenheit sei, sich in eine Schuldenlast von mehr als einer Million gesetzt habe. So wurde denn die Compagnie de Prusse (den 24. Mai 1775) mit der Seehandlung verbunden, welche sämmtliche Privilegien derselben, Aktiva und Passiva übernahm und deren Privigium durch das Patent vom 9. Febr. 1776 bis zum 1. Januar 1796 ausgedehnt wurde.

Hinsichtlich des Salzes wurde dabei festgesetzt, daß von dem künftig in die preußischen Häfen einzubringenden Seesalze, auf jede Schiffslast (6000 Pfund) 13 Thaler an die Königliche Kasse von der Seehandlung gezahlt, ihr jedoch solange erlassen sein sollten, bis sämmtliche Passiva der Compagnie de Prusse getilgt sein würden.

Die Erfolge des gesammten Geschäftsbetriebes waren indeß abermals so schlecht, daß die Verwaltung des Ministers v. Görne mit einem Defizit von 1,612,075 Thalern abschloß, welche durch die Kabinetsordre vom 21. Januar 1782 auf königliche Fonds übernommen wurden.

Der Minister v. Görne wurde, unredlicher Verwaltung wegen, den 19. Januar 1782 verhaftet und in einen schweren Kriminalprozeß verwickelt; an seine Stelle trat der Minister von der Schulenburg-Kehnert.

Von der segensreichsten Wichtigkeit war das, nach Entwürfen des Bleiweißfabrikanten Bühring, durch den schlesischen Justizminister v. Carmer, 1770 den 15. Juli, in Breslau errichtete „Landschaftliche Kreditsystem." Der Adel in Schlesien war nämlich, wie in dem ganzen übrigen Lande durch den Krieg in sehr große Geldverlegenheit gerathen. Fruchtbare Jahre mehrten die Noth der Gutsbesitzer, welche keine Zinsen bezahlten, den Kredit verloren und verklagt wurden. Je mehr Güter zum Verkaufe angeschlagen wurden, desto weniger bot man; ein fünfjähriger Indult tödtete vollends alles Zutraun, und der Adel war in Gefahr, zu Grunde zu gehen: mit ihm litt der Ackerbau, der Staat. Da überreichte Bühring, welcher in seiner Jugend in Holland gelebt, dem Könige, 1767, einen „Plan zu einer allgemeinen Leihbank auf liegende Gründe und Häuser." Das Generaldirektorium machte einige Ausstellungen, der Urheber wollte in nichts nachgeben; so blieb das Ganze liegen, bis zwei Jahre später v. Carmer sämmtliche schlesische Rittergutsbesitzer vereinigte, um, was wesentlich Bühring's Gedanke war, durch gemeinschaftliche Verbürgung den öffentlichen Glauben zu erhalten. So trat, unter des Ministers Vorsitze, durch den Kabinetsbefehl vom 29. August 1769, in Breslau eine schlesische Landschaftskreditbank ins Leben, welche Gelder aufnahm, um dieselbe auf Güter, bis zur Hälfte des Werthes wieder auszuthun. Wer Kapitale bei der Landschaft unterbringt, empfängt eine

Schuldverschreibung oder einen Pfandbrief, auf Pergament gedruckt und gestempelt. Darauf steht der Name des verpfändeten Guts und die Beglaubigung der Landschaftsabgeordneten. Diese Pfandbriefe, welche den Vorzug vor allen andern Gläubigern haben, werden in Summen von 100 bis 1000 Thalern ausgefertigt und gelten wie baares Geld; der Inhaber hebt halbjährlich 5 p. C. Zinsen, nicht von dem Besitzer des verpfändeten Gutes, sondern von der Landschaft, welche Schuldner des Pfandbriefinhabers ist. Auch dieser Stiftung, welche gleich bei ihrem Entstehen viele angesehene Familien rettete, gab der König ein Kapital, dessen geringe Zinsen unvermögenden adligen Offizier-Witwen und Töchtern als Gnadengelder bestimmt wurden.

Kur- und Neumark eigneten sich 1777 ein ähnliches Kreditsystem an, Pommern 1780, Westpreußen 1787, Ostpreußen 1788; das Großherzogthum Posen hat das Kreditsystem in Verbindung mit einem Tilgungsfonds bei sich aufgenommen, d. h. grade so, wie Bühring's ursprünglicher Plan war: nämlich, 5 p. C. Zinsen zu nehmen, 4 zu geben und das 5. p. C. theils zur Beamtenbesoldung, theils zu einem Amortisazionsfonds anzuwenden, aus welchem jährlich Pfandbriefe eingewechselt und die Zinsen dem Stocke zugeschlagen werden.

Auch die Königreiche Polen und Württemberg haben das Pfandbriefsystem nachgeahmt; die andern Provinzen des preußischen Staats aber haben es nicht beliebt; auch die dem Fürstenthume Minden, den Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen 1776 vom Könige zugestandene Vereinigung zur Aufhülfe des allgemeinen Kredits der Rittergüter, nach dem schlesischen Fuße, kam nicht zu Stande.

Als die schlesischen Rittergutsbesitzer den König um Erlaubniß baten, dem Minister v. Carmer 8000 Thaler zum Neubau und zur Ausstattung der Kirche auf seinem Gute Rützen, als Dankbarkeit darbringen zu dürfen; so bekamen sie zur Antwort: der nunmehrige Großkanzler v. Carmer denke viel zu edel, um dergleichen anzunehmen, weshalb sie denn auch gar nicht nöthig hätten, ihm das Kapital von 8000 Thalern zum Besten seiner baufälligen Kirche anzubieten.

Im Jahre 1783 erschienen, den 15. Sept. die noch giltige Depositalordnung und den 20. Dezember die Allgemeine Hypothekenordnung.

Der Rezeß und das Reglement der kurmärkischen Feuersozietät auf dem platten Lande vom 23. Juli (7. September) 1765 wurden wieder aufgehoben durch den Revidirten Rezeß und das Reglement der kurmärkischen Feuersozietät auf dem platten Lande vom 11. April 1771; aber weder diese, noch die übrigen älteren und neueren Feuerassekuranzen

gaben damals genügende Summen zum Wiederaufbau abgebrannter Grundstücke, sodaß der König bei allgemeinen Unglücksfällen durch landesväterliche Wohlthaten und Geschenke aushalf, wie er denn allein in Schlesien auf seine Kosten Freystadt, Parchwitz, Polkwitz, Rauden, Herrnstadt, Jauer, Neumark, Ratibor, Haynau, Neustadt, Habelschwert, Mittelwalde, Landeshut, Freyburg, Schmiedeberg, Greiffenberg und andere Städte mehr massiv wieder aufgebaut hat.

Um dem Wucher vorzubeugen verordnete der König seit 1775 wiederholentlich, in allen großen Städten, unter öffentlicher Obhut, Leihhäuser (Lombards) zu errichten, bei welchen man um billige Zinsen gegen Pfand borgen könne.

Die Allgemeine Witwenverpflegungsanstalt genehmigte der König den 10. Dezember 1775. Der Minister v. d. Schulenburg-Kehnert bekam die Oberaufsicht über diese Stiftung, für welche Landschaft und Bank die Gewähr übernahmen, und welche mit dem 1. April 1776 in Wirksamkeit trat. Den späterhin bemerkten Mängeln in dem, vom Kriegesrath v. Segner ausgearbeiteten Plane, haben die Gesetze von 1782, 1783 und 1796 abgeholfen; 1831 ist die Anstalt ganz auf die Witwen der Zivilbeamten beschränkt worden.

Wir haben hier, ohne Unterbrechung, die wohlthätigen Stiftungen des Königs nach einander genannt und müssen deshalb auf die Rittergüter zurücksehen, zu deren Gunsten eben das Pfandbriefsystem ins Leben gerufen wurde, und gegen deren Verkauf an Unadlige Friedrich fortwährend eiferte. Als der Krieg viele adlige Gutsbesitzer in Noth brachte; so gab er zwar, „weil es darunter (wie er selbst sagt) bei jetzigen Kriegeszeiten nicht so genau genommen werden könne" den 12. Februar 1762 nach, „daß auch bürgerliche Personen währendem Kriege adlige Güter kauften;" doch sollten diese dann „wenigstens Einen von ihren Söhnen zum Militärstande widmen und hergeben, und solchen dergestalt erziehen, daß derselbe bei der Armee dienen und bei einer guten Conduite als Officier mit employiret werden könne." Unmittelbar nach dem Frieden indeß trat das ausschließliche Verbot wieder ein. Aber der König bemerkte bald aufs Neue mit besonderem Mißfallen, daß die alten Familien in seinem Lande sich nicht „conservirten," er gab darüber den Landeskollegien seine Befehle und rieth den Familien selbst die Errichtung von Majoraten, damit sie nicht, durch Zersplitterung der Güter bei Erbschaften, in Verfall geriethen.

Um aber seinen Adel bei dem Besitze der adligen Güter nicht allein zu erhalten, sondern auch denselben, bei deren unauszuweichendem Verkauf an andere Personen adligen Standes, gegen allen Verkauf unter

dem wahren Werthe zu decken und in Sicherheit zu stellen; setzte der König 1774 den 29. Januar, in einer Kabinetsordre an den Großkanzler Freih. v. Fürst ein für allemal fest: „Sobald ein adliges Gut in Concours fällt, sollen die Justizkollegia sofort die Krieges- und Domänenkammer in der Provinz, worin das Gut belegen ist, benachrichtigen, diese aber sodann ohne den geringsten Anstand einen Kriegesrath aus ihren Mitteln benennen und dieser die Administrazion desselben auf eben dem Fuße, als ob es ein Domänengut wäre, dergestalt einrichten und dirigiren, daß dasselbe während des Concourses nicht deteriorirt und unter seinen vorigen Werth nicht heruntergesetzt werden möge; niemals aber sollten Rittergüter an Personen bürgerlichen Standes, sondern, nach Vorschrift der Gesetze, einzig und allein an Adlige verkauft werden." Da jedoch alle diese Verbote nicht ausreichten; so wurde auf Einschränkungen gesonnen, um bürgerliche Personen vom Ankauf und Besitz adliger Güter noch mehr abzuhalten und es schlug der Großkanzler Freih. v. Fürst dem Könige, den 15. Februar 1775 vor, daß die bürgerlichen Besitzer adliger Güter die mit diesem Besitze sonst verbundenen persönlichen Ehrenrechte, nämlich die Gerichtsbarkeit, das Kirchenpatronat, Kirchengebet und Kirchentrauer, Benennung nach dem Gute und den Zutritt zu Kreis- und Landtagen nicht genießen sollten. Schon Tages darauf genehmigte der Monarch nicht nur diese fünf Einschränkungen, auch für diejenigen von solchen Bürgerlichen, welche dazu seinen Consens erhalten würden, sondern er fügte noch als sechste Einschränkung hinzu: daß kein bürgerlicher Besitzer dergleichen adligen Guts weder hohe noch niedere Jagd haben solle. Aus diesen Verhandlungen, zu welchen auch das Generaldirektorium zugezogen wurde, ging denn die Verordnung vom 18. Februar 1775 hervor, welche, sowie auch das Allgemeine Landrecht (Theil 2 Titel 9 §. 59) noch, jene sechs Ehrenrechte rein den adligen Rittergutsbesitzern vorbehält.

Im Jahre 1778 gab der König abermals 200,000 Thaler zu Meliorazionen auf adlige Güter in Pommern her und zwar zu 1 p. C. Zinsen, um die vom Adel dadurch zu animiren, daß sie suchen sollten, die adligen Güter, die noch in bürgerlichen Händen wären, nach und nach an sich zu kaufen; dazu sollte der Geheimerath v. Brenckenhoff ausländische gute Edelleute zu engagiren und ins Land hereinzuziehen sich Mühe geben: „Ueberhaupt, schließt der König diesen Befehl, möchte Ich gern, daß alle adlige Güter, so bisher noch Bürger besitzen, nach und nach aus deren Händen gebracht würden; denn der Bürger soll sich mit Manufakturen, Commerz und dergleichen bürgerlichem Verkehr abgeben, und sein Geld darin stecken, aber keine adlige Güter besitzen."

1780 den 15. Januar setzte der König fest, daß die, Denen von Adel verliehene Akzisefreiheit, den bürgerlichen Besitzern adliger Güter nicht zu Statten kommen sollten, und nach der Kabinetsordre vom 14. Juni 1785 sollte kein Mensch bürgerlichen Standes mehr die Erlaubniß haben, adlige Güter an sich zu kaufen; sondern alle Rittergüter sollten bloß und allein für die Edelleute sein und bleiben.

Wesentlich bestätigte auch König Friedrich Wilhelm der Zweite noch, in der Kabinetsordre vom 27. Juni 1787, diese Grundsätze; aber, die Macht der Verhältnisse war einflußreicher als alle gesetzgeberische Fürsorge: der Adel selbst sahe es als eine große Vergünstigung an, wenn ihm, Rittergüter an Bürgerliche zu verkaufen, ausnahmeweise gestattet wurde, Friedrich Wilhelm der Zweite gab dann oft und fast ohne Ausnahme die Erlaubniß zu solchem Verkaufe und durch die Mehrzahl der Käufer stieg der Preis der Rittergüter, welche doch auch nur mit lohnendem Ertrage von denen bewirthschaftet werden konnten, welche die dazu erforderlichen Geldkräfte besaßen.

Friedrich hemmte also das Gedeihen des Ackerbaues auf den Rittergütern, indeß er sonst der Landeskultur unermüdlich seine Sorgen weihete. Schon sein Vater hatte an Urbarmachung und Verwallung der Warthenniederung gedacht, und, als die Forstbedienten Vorstellungen dagegen machten „Besser Menschen, als Schweine!“ geantwortet; doch legte er dann den großen Entwurf zurück mit den Worten: „Für meinen Sohn Friedrich.“ Dieser beauftragte zuerst 1765 den Oberstlieutenant Petri mit Untersuchung der ausgedehnten Warthebrücher, dessen Gutachten v. Brenckenhoff im November des folgenden Jahres vorlegte, worauf der König gleich 350,000 Thaler anwies und 1768 wurden 1360 Büdnerfamilien mit 136,000 Thalern Kosten angesiedelt. Mit gleichem Eifer wurde bis nach Friedrich's Tode in dieser wichtigen Unternehmung fortgefahren, welche im ganzen über eine Million Thaler kostete, aber auch innerhalb einer Verwallung von 14½ geometrischen Meilen, auf 4¼ Quadratmeilen, 51 alte und 94 neue Kolonien, mit 1088 alten Wirthen und mit 1755 neuen Kolonistenfamilien trug, sodaß der uralte Aufenthalt von Wölfen, Bären, Ottern und ähnlichem Ungeziefer und Wilde in gesegnete Menschenwohnungen umgeschaffen war.

Eben so wurden die Netzeufer durch Abzugsgräben urbar und für nahe an 4000 neue Familien baufähig gemacht; wovon der Segen über die ganze Umgegend bis Driesen, Friedeberg, Landsberg und Küstrin sich erstreckte und späterhin bis nach Berlin Absatz für seine Früchte suchte.

Dasselbe gilt von dem, schon vor dem Kriege urbar gemachten Oderbruche, welches nach dem Frieden durch Petri so verbessert wurde,

daß der König bei dem Ueberblicke desselben in Freuden ausrief: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe!“

Um das Verbesserungswesen in Pommern machte sich der Kammerpräsident v. Schöning sehr verdient. Der Maduc, einem großen See zwischen Pyritz und Altendamm im Amte Colbatz, sammt der Leba im Lauenburg-Bütowschen wurden (1769) durch Austrocknung 30,000 Morgen Wiesenland abgewonnen; eben so bei Stargard, Camin, Treptow, Rügenwalde, Colberg; — 1770 gab der König zur Urbarmachung der Moräste und Wiesen längs der Plöne bei Damm, und zum Etablissement von 150 fremden Familien, 40,000 Thaler, 1771 zur Austrocknung des sogenannten Thurbruchs auf der Insel Usedom und zum Etablissement von 30 Familien, 10,475 Thaler; 1777 zur Urbarmachung der Moräste bei Schmolsin und Camin, auch 1779 zur Urbarmachung der Moräste an der Ihna die erforderlichen Gelder. Die zwei schönen Kolonien Brenckenhoffsthal und Pabsteinsthal im Schmolsinschen Bruche bei Lauenburg schenkte Friedrich zu Ende des Jahres 1776 dem Geh. Rathe v. Brenckenhoff, um bessere Ackerkultur und Viehzucht, wie in der Neumark und in dem Netzbruch einzuführen und die Hinterpommern zur Nachahmung anzuregen.

Auch in der Kurmark erblühete Frucht aus alten Sümpfen: es wurden nämlich die Flüsse Nieblitz und Nuthe, von Treuenbrietzen und Luckenwalde bis Potsdam grade gestochen; eben so die Luckau, welche von Ziesar kommt, und die Temnitz und Plaue, welche aus dem sächsischen Kurkreise herabfließen und bei Brandenburg in die Havel fallen; auch die von Lehnin kommende Emster.

Die Dosse, der Rhyn und die Jägelitz wurden seit 1773 aufgeräumt, grade gestochen und mit Deichen versehen, um das Uebertreten des Wassers bei dem Aufthauen der Elbe und Havel zu verhüten. Die vielen Kanäle und Abzugsgräben führten das Wasser aus den Niederungen ab, und 1776 waren 8750 Morgen einer ganz wüsten Gegend abgetrocknet und zur Summe des tragbaren Bodens für 330 ausländische Familien hinzugekommen. Es wurden, nach Beschaffenheit des Bodens, Büdner, Holländer und Hopfengärtner angesetzt. Als der König den 23. und 24. Juli 1779 die Gegenden von Nauen, Fehrbellin, Neustadt an der Dosse bis ins Magdeburgische bereiste um, echt patriarchalisch, sich der Urbarmachungen, der Kolonien und anderer Anlagen der Art zu erfreuen, bestieg er auch bei Stöllen eine Anhöhe, um von derselben die neuen Kolonien an der Dosse und am Rhyn zu übersehen.

1777 bis 82 wurde das Fiener-Bruch bei Ziesar im Magdeburgischen ausgetrocknet zu Acker- und Wiesenland; 1778 begann die, erst 1796 völlig durchgeführte Urbarmachung des vorher aus Morästen bestehenden magdeburgischen Bruches, der Drömling genannt, welcher fast 6 Meilen lang und gegen 3 Meilen breit war. Es wurde hier ein urbarer Flächenraum von 176,832 magdeburger Morgen, zu 180 Rheinländischen Quadratfuß, für 2000 neue Wirthschaften gewonnen. Seitdem waren keine fremde Erntebauer aus Thüringen und dem Voigtlande mehr nöthig. Anderthalbhundert Kronmeiereien wuchsen zu Dörfern an.

Preußen und Lithauen, wo Friedrich Wilhelm der Erste schon so väterlich gesorgt hatte, die Folgen der Pest von 1709 zu tilgen, bekamen 13,000 neue Hauswirthe, Niederschlesien 4000; Oberschlesien 213 neue Dörfer mit 23,000 Einwohnern.

Auch in Ostfriesland ließ der König den Anwachs bei Carolinen-Syhl im Witmunder Amte umdeichen, nannte ihn Friedrichs-Polder und überließ denselben der ostfriesischen Landschaft für 26,100 Thaler auf dem 3. und letzten, in seiner Zeit gehaltenen und den 28. Sept. 1765 geschlossenen Landtage.

Zu der Verbesserung oder Gewinnung von Aeckern und Wiesen durch Kanäle, durch Bewallung, durch Bändigung des Flugsandes und durch jedes andere zweckdienliche Mittel wurde ein eigener allgemeiner Meliorazionsplan vom 21. Oktober 1774 für das ganze Land von einer Immediatkommission auf königliche Kosten ausgeführt; Pommern allein hat von Friedrich zu Meliorazionen und Etablissements, von 1763 bis 1786, 3,261,706 Thaler auf ewige Zeiten, gegen 1 bis 2 p. C. Zinsen bekommen, welche dort auch zu Pensionen für dürftige adlige Witwen und Waisen, zur Unterhaltung des Kadettenhauses in Stolpe und zu Gehalten für Landschulmeister angewiesen wurden und aus welchen der noch jetzt in der Provinz Pommern bestehende Meliorations-Zinsen-Pensions-Fonds herstammt.

Fast aus allen Ländern des deutschen Reichs, aus Polen und aus andern Gegenden zog der König Ansiedler zur Bevölkerung seines Reichs. Abgesehen von den vielen tausend Soldaten, welche, in der Fremde geworben, am Ende doch auch dem Vaterlande verblieben, rechnet man, daß von 1740 bis 1786 in der Kurmark überhaupt 262 neue Dörfer und Anlagen, welche der König auf seinem, auf adligem und auf städtischem Grund und Boden veranstaltet, 11,618 fremde Familien aufgenommen haben; in dem Netz- und Warthebruche der Neumark ließen sich, seit dem hubertsburger Frieden, 2581 fremde Familien nieder; in Pommern, von 1740 bis 1775, 2112 fremde Familien, in Schlesien, von

1763 bis 1777, über 30,000 Kolonisten, in Westpreußen, von 1774 bis 1786, 1353 Familien; auch in den andern Provinzen deren mehrere Tausend; — in Allem aber etwa 250,000 neue Anbauer: als Handwerker in den Städten, als Kolonisten auf dem platten Lande, oder als Büdner. Man rechnete damals auf die Ansetzung einer Familie 400 Thaler, und die auf solche Weise angelegten Kapitalien verzinseten sich sehr gut.

In diesem großartigen Zweige der Urbarmachung und Bevölkerung des Landes durch fremde Ansiedler stand dem Könige ein sehr tüchtiger Mann zur Seite, der Geheime-Finanzrath v. Brenckenhoff, welcher 1723 zu Reideburg bei Halle geboren, in früher Jugend Page am Hofe des Fürsten Leopold von Dessau war, der große Fähigkeiten in ihm fand und ihn daher sorgfältig selbst auszubilden suchte, sich auch einen treuergebenen Vertrauten an ihm erzog. Im ersten schlesischen Kriege that v. Brenckenhoff, in Pagenuniform, Generaladjutantendienste bei seinem Fürsten und bewies sich tüchtig im Felde, wie in der Landesverwaltung; 1745 beförderte ihn sein Herr auf Einmal vom Pagen zum Oberstallmeister; Fürst Maximilian ernannte ihn zum Kammerdirektor und nach dieses Fürsten Tode war er Mitvormund des minderjährigen Fürsten Franz. v. Brenckenhoff nahm Theil an den Lieferungen, welche der Kaufmann Schimmelmann für das preußische Heer im siebenjährigen Kriege besorgte und gewann dabei ansehnlich. Diesen Mann nun lernte Friedrich in jenem Kriege aus seiner musterhaften Verwaltung des dessauischen Landes kennen. Als der König dieses Gebiet nach der Schlacht von Torgau wieder berührte, da hatte v. Brenckenhoff, selbst schon in Anwesenheit der Oesterreicher, so zweckmäßige Verpflegungsanstalten für das preußische Heer getroffen, daß Friedrich äußerst überrascht war und die vortheilhafteste Meinung von ihm gewann. Der Adjutant Major Wilhelm v. Anhalt scheint v. Brenckenhoffs Uebertritt in preußische Dienste vermittelt zu haben, wenigstens schreibt der König demselben, den 7. April 1762: „Ich nehme den v. Brenckenhoff mit vielem Vergnügen, auf die Euch schon bekannte Art, in meinen Diensten an, und accordire demselben zugleich die beiden vorgeschlagenen Kriegesräthe; welches Ihr ihm von Meinetwegen sogleich bekannt machen, und denselben sofort hieher (nach Breslau) schicken sollet." v. Brenckenhoff kam und wirkte 18 Jahre segensreich. Bei den Meliorazionen in Pommern, in der Neumark und in Westpreußen setzte er sein Vermögen zu und als er in Carzig in der Neumark auf dem Sterbebette lag, musste er des Königs Gnade anflehen, weil er die Kassen, die er verwaltet, in dem verwickeltesten Zustande hinterließ. Sein Biograph (Meißner) sagt: „Was auf diesen Brief, vom 21. Mai 1780, seinem Todestage erfolgte, gehört nicht für

dieses Buch, das bloß Brenckenhoff's Leben enthalten soll." Der König aber ließ seine Güter, wie die Görneschen, schonungslos verkaufen.

Als Friedrich in allen Provinzen dem wüsten Boden fruchtbare Wohnstätten für eine neue Bevölkerung abzugewinnen suchte; lag der Ackerbau in vielen Gegenden seines Landes immer noch in der Wiege: aber er fuhr auch hier fort, durch Rath, durch Muster, durch Unterstützung zu helfen, da der Gegenstand ihm besonders am Herzen lag: Gleich nach dem siebenjährigen Kriege sollten die Landräthe in Schlesien eine ökonomische Gesellschaft, nach Art der thüringischen errichten; — 1770 wurden, um das trockene Obst in größerer Menge und Güte zu gewinnen, Kreisgärtner für jeden Kreis der Kurmark angenommen, dem vernachlässigten Obstbau in dem Lande Schwung zu geben. Ebenso wurden 1772 Hopfengärtner angestellt und der fremde Hopfen dann 1776 verboten. Auf den Bau der Färberröthe wurden Prämien gesetzt. — Daß die Bauern und Kossäthen sich auf die Wartung und Pflege der Bienen legen, und selbige nach den Umständen, jeder Bauer wenigstens vier, jeder Kossäthe wenigstens drei Stöcke anlegen müßten, darauf sollte seit 1766 mit Nachdruck und allenfalls mit Schärfe gehalten werden. — Lebendige Hecken und Zäune wurden immer aufs Neue anempfohlen. — Mit der Aufsuchung des Mergels und mit dem Mergeln sind seit 1766 in der Mark Brandenburg viele Versuche gemacht worden. — In den sechziger Jahren reisten betriebsame Gutsbesitzer nach England, die dortige Wechselwirthschaft kennen zu lernen und der König gab (1774) zu Versuchen mit derselben 100,000 Thaler her; aber, er sahe den gewünschten Erfolg in Verminderung der überflüssigen Brache und der bessern Düngung nicht: selbst in Schlesien konnte er die Dreifelderwirthschaft nicht verdrängen, so viel die Amtspachter auch in allem Wirthschaftswesen mit gutem Beispiel vorgehn sollten.

Einen großen Segen für Feldbau, Wiesewachs und Viehstand versprach der König sich von der Aufhebung der Gemeinheiten (der Gemein-Aecker, Wiesen und Hütungen zwischen Gutsherrn und Unterthanen, oder letzterer unter sich, oder mit benachbarten Ortschaften). Das erste Reskript in dieser wichtigen Sache erschien den 22. April 1766; den 21. Oktober 1769 gab er eine ausführliche allgemeine Verordnung darüber und erklärte: daß zu keiner Zeit hiervon zur Vermehrung der Landes- und Domänen-Abgaben einiger Anlaß genommen werden solle. Zwei Monathe später äußerte der König gegen das Generaldirektorium mündlich, daß die Angelegenheit schlechterdings bewirkt, daß mit seinen vornehmsten Aemtern der Anfang gemacht, jedoch der Unterthan bei der Vertheilung in Rücksicht auf die Güte des Bodens nicht vervortheilt,

vielmehr von den Justizbedienten auf Recht und Billigkeit gesehen werden solle. Dennoch erschwerten Vorurtheile diese weise Absicht, die Unermüdlichkeit des Königs kämpfte, von Jahr zu Jahre bis an sein Ende, zum Wohl des Landes gegen den alten Zeitgeist an, und erst die Gemeinheitstheilung von 1821 hat das, schon in dem alten Sprichwort als „verdammt Gut" bezeichnete „Gesammt-Gut" abgeschafft. Aber — wie wenige Beispiele der aufgehobenen Gemeinheiten, der künstlichen Wiesen, der Stallfütterung, der Theilung der Gemeinden, der Zergliederung der Vorwerke, der Erbpächte und ähnlicher Verbesserungen Friedrich auch noch selbst erleben mochte; hatte er doch in der gesammten agrarischen Kultur eben so, wie im Fabriken- und Manufakturwesen die Bahn gebrochen.

Wenn wir nun den König so rastlos für den Ackerbau sorgen, und den Landmann doch die ganze Regierung hindurch nicht emporkommen sehen; so fragen wir billig den zurückhaltenden Ursachen nach. Der Beschränkungen im Absatze der Feldfrüchte ist schon gedacht worden; die Hauptfesseln aber, welche damals den Landbau drückten, waren die Gutsbehörigkeit, die Frohndienste und der Vorspann.

„Es giebt in den meisten Staaten Europens, sagt Friedrich in dem Versuche über die Regierungsformen, Provinzen, wo die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelleute sind: dies ist unter allen Zuständen unstreitig der unglücklichste und der, wogegen sich die Menschheit am meisten empört. Gewiß ist kein Mensch geboren, um der Sklave von seines Gleichen zu sein. Man verabscheut mit Recht einen solchen Missbrauch und man glaubt, es sei nichts als guter Wille nöthig, um diesen barbarischen Gebrauch abzustellen; aber die Sache verhält sich anders: es kommt dabei auf alte Verträge zwischen den Eigenthümern des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird, jenem Vertrage gemäß, durch die Dienste der Bauern bestritten. Wollte man also jene abscheuliche Einrichtung auf einmal abschaffen; so würde die ganze Landwirthschaft einen tödtlichen Streich erleiden und man müsste zum Theil den Adel für den Verlust, den er an seinen Einkünften litte, entschädigen." So Friedrich am Ende seiner Tage, nachdem er Alles vergebens aufgeboten, den Bauer frei zu machen, und nachdem er, mit der Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten die neue Ordnung der Welt eintreten sehen. Dem Ziele nahe, strebt er auf seine Weise als bedächtiger Reformator weiter, seiner Zeitansicht, seinen Systemen gemäß jede Daseinsminute mit Wohlthun zu bezeichnen. Darum weisen wir auch jede Bemerkung von uns, wie etwa, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die letzte Spur der mittelalterlichen Knechtschaft zu vertilgen,

die Freiheit einen blühenderen Wohlstand, und dieser wieder eine raschere und glücklichere Bevölkerung erzeugt haben würde, als alle mühsam versammelte Kolonisten. Friedrichs ganze Regierung ist das Kunstwerk einer Einzigen Herrscheridee — und dieses ist wie aus Einem Gusse zu Tage gefördert: Merkantilsystem, Monopole, Söldnerheer, Kantonfreiheit, Feudal- und Zunftprivilegien, Bann- und Zwangsrechte, Hörigkeit und Erbunterthänigkeit, Patrimonialgerichte und Gesindedruck waren Früchte desselben Baumes; darum konnten sie nur in derselben Zeit reifen und abfallen. Also, der jetzige durchaus freie Zustand des preußischen Bauers wurde in Friedrich's Zeit erst sehr allmählig vorbereitet; ganz lösen konnte der König, ohne eine gewaltsame Umwandlung der ganzen Staatsverfassung, weder das gutsherrliche und bäuerliche Verhältniß, noch auch die drückenden Anforderungen der Regierung selber an den Bauer. Ohne Vorspann, ohne die kostspieligen Fouragelieferungen, welche oft dem Betrage der jährlichen baaren Kontribuzion gleich kamen, ohne die Kavalleriegrasung (wovon unten umständlicher die Rede sein wird) hätte die Unterhaltung des großen Heeres einen bedeutenderen Aufwand erfordert, als Friedrich, bei dem schon so kostspieligen Werbesysteme und bei seinem Grundsatze, das unbewegliche Eigenthum möglichst wenig zu besteuern, hätte leisten können.

Doch darf man nur obenhin mit den Ediktensammlungen bekannt sein, um zu wissen, wie viele Verordnungen schon der große König zu Gunsten des Bauernstandes erlassen, als dankenswerthe Vorarbeit für die spätere, allerdings unvergleichliche Gesetzgebung, welche freilich auf mehr als hundertjährigen Vorarbeiten ruht. Schien es nämlich unstatthaft, den Bauer ganz zu erlösen aus dem Unterthänigkeitsverhältnisse, bei welchem weder Wohlstand, noch Sittlichkeit gedeihen konnte; so wollte die Regierung wenigstens die Misshandlungen von ihm abwehren, denen er nur zu oft, wie ein Jochthier ausgesetzt war. Harte Prügel litt er von seinem Edelmanne, von dem Beamten, von den Forstbedienten (in der Neumark z. B. bei den Wolfsjagden im Winter), beim Vorspann, in seinem eigenen Hause von dem Reiter, der sein Pferd vier Monathe auf Grasung brachte, im Regimente von Unteroffizier und Offizier. So ist es wesentlich geblieben, bis Friedrich Wilhelm der Dritte endlich das Wort der Erlösung ausgesprochen.

Menschenfreundliche Verordnungen zu Gunsten der armen geplagten Bauern hatten die hohenzollerschen Regenten in Brandenburg-Preußen lange vor Friedrich im Einzelnen als Schutzbefehle ergehen lassen; besonders sind, seitdem König Friedrich der Erste verordnete, „daß kein Beamter, Hof- oder Jagdbedienter, er sei wer er wolle, bei

Vermeidung harter Bestrafung sich unterstehen solle, Dero Unterthanen ferner zu schlagen oder zu prügeln," häufig sogenannte Prügelmandate erschienen, namentlich 1738 gegen „das barbarische Wesen, die Unterthanen gottloser Weise mit Prügeln oder Peitschen, wie das Vieh anzutreiben."

In diesem milden Geiste fuhr Friedrich seine ganze Regierung hindurch fort, gegen den unglücklichen Zustand der „armen Leute" Befehle zu erlassen, nach welchen ihnen Recht und Hülfe werden sollte gegen das harte und ungebührliche Verfahren.

Seine, und seiner Vorgänger Liberalität dachte weiter. Schon Friedrich Wilhelm der Erste hatte die Einsassen in den (ost-) preußischen Domänenämtern von aller Leibeigenschaft, Gutspflichtigkeit und Erbunterthänigkeit freigesprochen, worüber die Patente doch theils nicht durchgängig befolgt, theils wieder beschränkt wurden. Zwei Jahre später, den 22. März 1719, sagt er in einer merkwürdigen Verordnung, wie er selbst in allergnädigste Erwägung gezogen, „was es denn für eine edle Sache sei, welche sich statt der Leibeigenschaft der Freiheit rühmen, und das Seinige desto besser genießen, seine Gewerbe und Wesen mit so viel mehrerer Begierde und Eifer als sein eignes betreiben, und seines Hauses und Heerdes, seines Ackers und Eigenthums, sowohl vor sich als den Seinigen, desto mehr auf gegenwärtige und künftige Zeiten gesichert ist, und daß es alsdann demselben unter Gottes Segen, bei seinem Fleiße, an gutem Wohlstande und seiner Conservation nicht ermangeln werde" — und er sich „dannenhero entschlossen, aus landesväterlicher Vorsorge, die Leibeigenschaft in den Hinter-Pommerschen und Caminschen Aemtern aufzuheben, den bisherigen Erbunterthanen selbige zu erlassen, auch die Höfe, und was dazu an Gebäuden, Acker 2c. gehört, denselben zu eigen zu stellen." Sollte man es glauben, daß solche Güte Unruhen erregt? Aber, gleiche Saat trägt immer gleiche Früchte. Wie schon die aus den Kreuzzügen heimkehrenden Bauern, denen das Kreuz die Freiheit gegeben, aus Furcht vor der selbstständigen Wirthschaft, in die Ernährung ihrer Herrn zurückkehrten; so stießen sich die hinterpommerschen und caminschen Domänenbauern bei des Königs Wohlthat daran, daß sie kein freies Bauholz weiter bekommen und die Hofwehr bezahlen sollten — und sie verweigerten größtentheils die eigenthümliche Annahme der Höfe.

Nicht besser ging es dem großen Könige. Des bisherigen fruchtlosen Mühens müde, diktirte er, am 23. Mai 1763, in Colberg, dem Geheimen-Finanzrath v. Brenckenhoff, in Gegenwart des pommerschen Kammerpräsidenten v. Schöning, 26 Punkte mündlich in die Schreib-

tafel; darunter: „Sollen absolut, und ohne das geringste Raisonniren, alle Leibeigenschaften, sowohl in Königlichen, Adligen, als Stadteigenthumsdörfern, von Stund an gänzlich abgeschafft werden, und alle diejenigen, so sich dagegen opponiren würden, so viel möglich mit Güte, in deren Entstehung aber mit force dahin gebracht werden, daß diese von Sr. K. M. so festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde." Dies machte die stettinsche Kammer, den 28. Juni, den pommerschen Landständen bekannt, welche sich darauf, den 29. Juli, in Demmin versammelten, die Unmöglichkeit des königlichen Willens einhellig zu Protokolle brachten und, auf den Grund desselben, folgende Erklärung von sich gaben:.

„Allerdurchlauchtigster rc. Durch die gnädigsten Rescripta vom 28. Juny und 26. July a. c. ist uns bekannt gemacht, was Ew. K. M. wegen Aufhebung der Leibeigenschaft Allerhöchst befohlen und uns aufgegeben, uns aufs schleunigste zusammen zu thun, solches in Erwägung zu ziehen, und Vorschläge zu thun, wie Ew. K. M. Allerhöchste Willensmeinung am leichtesten zu bewerkstelligen sei? Ew. K. M. Allerhöchsten Willen in pflichtschuldigster Treue zu befolgen, ist jederzeit unser allerunterthänigstes Bestreben gewesen, und wir glauben auch jetzt solche allerunterthänigste Erklärung, nachdem wir in jedem Kreise darüber conferiret, abzugeben, die Ew. K. M. Allerhöchsten Intention gemäß ist."

„Die Leibeigenschaft wird in Vorpommern in keinem andern Verstande, als nur in einer Gutspflichtigkeit genommen; unsers Wissens ist auch solcher Name ab immemoriali tempore in Vorpommern nicht mehr gebraucht, es möchte denn von einem oder andern nur abusive geschehen sein."

„Die Leibeigenschaft ist in den ältesten Zeiten unter den Slaven und Wenden entstanden, vermöge welcher der Bauer mit Leib und Gut ein Eigenthum des Adels gewesen, sodaß er über nichts zu disponiren gehabt, sondern alles, was er erwerben können, zum Gebot seines Herrn gestanden, und er nicht nur zu allen Diensten ohne Unterschied verbunden gewesen, sondern auch der Herr mit ihm Handel treiben, ihn verschenken, vertauschen und verkaufen können."

„Solche Leibeigenschaft ist zwar in Böhmen, Polen und Rußland fortgesetzt und beigeblieben. Nachdem aber die Slaven und Wenden Pommern auf den größesten Theil verlassen, und diese Provinz von Teutschen bevölkert worden; so hat auch die Leibeigenschaft in Pommern sich verloren, wogegen nur eine Gutspflichtigkeit bei denen

auf dem Lande gesetzten Bauern eingeführt worden. Diese Gutspflichtigkeit ist der obgedachten Leibeigenschaft gar nicht gleich, und hat damit nichts gemein. Der Bauer hat über das Seinige frei zu disponiren; was er erwirbt, ist seines; er kann damit thun und machen, was er will, ohne daß der Herr einige Ansprache daran hat. Seine Verbindlichkeit ist nur in Ansehung des Hofes und der ihm dabei eingegebenen Stücke. Wenn er den Hof nicht bewohnet, sondern dienet, oder sonst arbeitet, bekömmt er so viel Lohn, als einem andern freien Menschen gegeben wird."

„Diese Gutspflichtigkeit gründet sich in Pactis, die bei Anwendung der Besetzung der Höfe mit denen Bauern geschlossen."

„Nach der Provinz Pommern sind wenige solcher Bauern gekommen, als wie in Sachsen und andern Orten zu befinden, die selbst aus ihren Mitteln Höfe aufbauen oder bezahlen, und sich das Nöthige zum Ackerbau anschaffen können. Um nun doch ohne eigene Mittel Brod zu finden, Höfe zu bekommen, und das nöthige Vieh und Ackergeräthe zum Ackerbau zu erlangen, haben sie sich mit dem Herrn des Guts dahin vereiniget, daß ihnen nicht nur ohne einige Zahlung Höfe eingegeben, sondern sie auch mit Vieh und was sonst zum Ackerbau nöthig versehen würden, gegen Verpflichtung für sich und ihre Nachkommen, auf den Höfen in den Gütern zu bleiben, den Acker zu kultiviren, anstatt der abzuführenden Pächte Dienste zu leisten und ohne des Gutsherrn Einwilligung nicht wegzuziehen, noch aus dem Gute zu weichen."

„Solche Gutspflichtigkeitsverbindungen sind nachhin und wieder in neuern Zeiten vorgegangen, inmaßen verschiedentlich sich welche zu solcher Pflichtigkeit freiwillig engagirt, gegen solch Versprechen Höfe angenommen, und sich darzu das Nöthige von dem Gutsherrn reichen lassen; in solchem Zustande und mit solcher Verbindung zwischen dem Gutsherrn und Bauern sind die Güter von Einem auf den Andern gekommen, und von den jetzigen Possessoribus titulo oneroso acquiriret worden."

„Diese Verbindung ist dem Bauern so wenig lästig, als es ihm vielmehr zum wichtigen Beneficio gereicht."

„Ein Beneficium ist's für ihn, daß er ohne eigene Mittel auf einen Hof gesetzt, mit Saaten, Vieh, ja auch sogar mit Betten und Hausgeräthe versehen wird, ohne das würde er nicht im Stande sein, ihm sein Brod zu erwerben."

„Ein noch größeres Beneficium ist für ihn, daß, wenn er alt, schwach und zur Arbeit unvermögend wird, der Herr des Guts ihn

doch nicht verlassen muß, sondern ihn zu unterhalten und versorgen verbunden. Ohne das würde ein Bauer in seinem Alter das Brod mit Betteln suchen müssen. Gegen diese Wohlthaten ist nur eine geringe Dankbarkeit, daß er die Dienste, so lange er vermögend, leistet; und daß er auf dem Gut zu bleiben schuldig ist; damit prästirt er kaum das, was jeder, der Wohlthaten genießt, zu thun naturaliter obligiret ist."

„Die Größe dieses Beneficii haben sämmtliche Bauern in Vorpommern, besonders während dem Kriege empfunden. Was der Feind genommen oder verderbt, hat der Herr des Guts ersetzen, und eher an des Bauern Noth, als an seine eigene gedenken, und auch noch ein jeder sich die Wiedereinrichtung der Bauern ein Großes kosten lassen, und dazu Kapitalien aufnehmen müssen. Es würden sehr wenige Bauern in Vorpommern geblieben sein, wenn diese Verbindung nicht gewesen wäre, mithin ein jeder Bauer seine Conservation nur selbst hätte wahrnehmen sollen."

„Noch jetzo würde Vorpommern von Bauern entblößet werden, wenn solche Verbindung cessiren sollte; weil kein Bauer im Stande ist, den Hof, das Zuchtvieh und Ackergeräth zu bezahlen; keiner aber auf den Fall, es ihm umsonst zu lassen schuldig; folglich ein jeder sich anderswohin zu begeben bedacht sein würde. Wir können uns aber allerunterthänigst versichert halten, daß Ew. K. M. Allerhöchste Intention dahin nicht, sondern nach Inhalt Dero allergnädigster Declaration nur auf die Leibeigenschaft gehe. Und da in Vorpommern seit undenklichen Jahren die Leibeigenschaft nicht mehr im Gebrauch gewesen; so sind wir allerunterthänigst gerne zufrieden, daß die Leibeigenschaft gänzlich aufgehoben werde, sodaß dem Gutsherrn aus dem Grunde der Leibeigenschaft niemals ein Recht an des Bauern Person und Vermögen zustehe, sondern der Bauer über Alles, was er erwirbt, außer der Hofwehr und was ihm von der Grundherrschaft vorschußweise gegeben, freie Disposition habe."

„Nur daß es bei obgedachter Gutspflichtigkeit und Verbindung verbleibe, und daß Inhalts derselben der Bauer nicht aus dem Hofe, noch ohne der Herrschaft Einwilligung aus dem Gute ziehen dürfe, daß, wenn er Alters halber unvermögend wird oder stirbt, der Hof wiederum einem seiner Söhne, wenn derselbe ein guter Wirth ist, eingegeben werde, und daß, wenn des Bauern Sohn und Tochter als Knecht oder Magd dienen, selbige dem Gutsherrn vorzüglich zu dienen schuldig gegen den Lohn, so einem freien Menschen gegeben wird."

„Sollte diese Verbindung nicht beibehalten werden, so würde wider Ew. K. M. huldreiche Intention eine Depeuplirung Vorpommerns erfolgen."

„Die Dienste sind in Vorpommern zwar so mäßig und so leidlich angerichtet, daß kein Bauer jemals sich darüber beklagen dürfe; dennoch aber würde 1) das junge unverständige Volk, weil es hier nicht so, wie in Sachsen was eigenes zu verlieren hat, alsbald in Meinung, bei solcher gänzlicher Freiheit, anderswo noch besser zu fahren, davon ziehen; andere würden sich, zur Erlernung einer Profession, nach den Städten begeben, auch denen wenigen Bauern, so alsdenn sich hier annoch zu ernähren gedächten, würde es an Gesinde fehlen. Solches würde durch keine Gesindeordnung abzuwenden sein, und dergestalt der in dieser Provinz so nothwendige Ackerbau, als das einzige Productum derselben, zum Schaden des Publici gänzlich gehindert werden. Eben so würden 2) die auf Höfen wohnenden Bauern, in Hoffnung, es anderswo noch besser zu finden, austreten; andern, die allhier noch zu bleiben Willens, würde es an Mitteln fehlen, den Hof zu bezahlen, oder auch sich selbst Vieh und was zum Ackerbau erforderlich anzuschaffen; keiner aber würde doch in dem Fall verbunden sein, den Bauern mit Vieh, Ackergeräthe und andern Bedürfnissen zu versehen. Vorpommern würde also in weniger Zeit von Bauern gänzlich entblößet werden. So empfindlich der Verlust bei jedem Gutsherrn, der das Gut in dem bisherigen Nexu acquiriret, sein würde, so allgemein würde auch der Schaden für's Publicum werden, weil der Mangel des Ackerbaues eine drückende Theurung, der, so in Städten als auf dem Lande nöthigen Lebensmittel nach sich ziehet. 3) Obengedachte Verbindung ist bishero nur das Mittel gewesen, die Bauern im Lande zu erhalten, auch die, welche ihrer Größe halber aus Furcht der Werbung geflüchtet oder austreten wollen; inmaßen ein jeder Gutsherr sich angelegen sein lässet, seine Gutspflichtige jedesmal zu reclamiren, worin auch jedesmal in Schwedisch-Pommern sowohl, als in Mecklenburg Justice erlangt, und auf solche Anzeige die Auslieferung sofort verfügt: Dieses aber würde hinfüro cessiren; keiner würde bei Aufhebung solches nexus einen ausgetretenen Bauern zu verfolgen Recht haben, noch weniger alsdann in Schwedisch-Pommern oder Mecklenburg dessen Auslieferung fernerhin verhoffen dürfen."

„Ew. K. M. Allerhöchste Intention ist auf Peuplirung Dero Reich und Lande huldreichst gerichtet; wir können dahero der devotesten Zuversicht sein, daß Dero allergnädigste Willensmeinung nicht auf die Aufhebung dieser Verbindung, sondern nur auf die Aufhebung der Leibeigenschaft gehe. Die allergnädigsten Ordres wegen Beförderung und Ver-

besserung des Ackerbaues überzeugen uns davon auf das Vollkommenste, weil dieser Nexus in Vorpommern nur das Mittel bei der Ritterschaft ist, diese Allerhöchste Landesväterliche Absicht pflichtschuldigst nach allen Kräften zu befolgen."

„Wir verhoffen demnach allerunterthänigst, Ew. K. M. werden diese unsere Vorschläge allergnädigst zu approbiren allerhöchst geruhen. Die wir in getreuester Devotion ersterben

Ew. K. M.

allerunterthänigste
Vorpommersche Landstände."

Diese Vorstellung hatte mit so scheinbaren Gründen die Entvölkerung des Landes und das Austreten der waffenfähigen jungen Mannschaft als Folge von Friedrichs landesväterlichen Ideen zum Besten der hörigen Leute dargestellt, — daß er dieselben (in so durchgreifendem Umfange) nicht nur ganz aufgab, sondern vielmehr den Edelleuten und Landbegüterten bei etlichen hundert Dukaten Strafe für jeden wüsten Hof anbefahl, denselben, wie in alten Zeiten, mit Bauern wieder zu besetzen.

Im Jahre 1764 hob der Geheimerath v. Brenckenhoff mit Genehmigung des Monarchen die Unterthänigkeit in dem Amte Balster (im dramburgischen Kreise der Neumark) auf, wobei zugleich die Bauern auch Eigenthümer von den Höfen und Inventarien wurden. Ein großer Theil der Einwohner machte sich diese Freiheit zu nutze, gingen mit ihrem Habe und Gute davon, und verließen ihre Nahrungen, weil in dasiger Gegend kein Absatz der Produkte war, und zogen mit ihrer Hofwehr, mit Pferden und Vieh nach den bessern Gegenden der Weichsel und Oder, verkauften theils dieses Vieh, und dienten bei den Bauern im Oderbruch, woselbst sie ein großes Lohn bekamen. Da nun diese Probe schlecht ablief; so wurde die Unterthänigkeit wiederhergestellt, weil sonst die Gegend bald ganz entvölkert worden wäre.

Fortan sucht der König nur durch einzelne Verordnungen das allzu Harte allmälig abzustellen. In der Bauernordnung für Vor- und Hinterpommern, vom 30. Dezember 1764, wird es jeder gutspflichtigen Weibesperson frei gegeben, sich unter einer andern Herrschaft nach ihrer Willkür zu verheirathen, ohne daß von ihrer Gutsherrschaft ihr deshalb etwas in den Weg gelegt, oder sonst Schwierigkeit gemacht werden soll. Dagegen bestimmte die Verordnung vom 7. April 1777, daß abgedankte Soldaten nicht nur aufs Neue ihrer alten Grundherrschaft unterthänig sein sollen, sondern daß dies Loos auch ihre im freien Stande gebornen Frauen, Witwen und Kinder treffe. —

Gegen das Ende seiner Laufbahn fand der König in der Unzufriedenheit des unterthänigen Landbewohners in Schlesien nochmals einen Antrieb, etwas Nachhaltiges zu versuchen. Er gab also den beiden Ministern der Provinz, 1784, auf, durch Urbarien-Kommissionen (welche den 20. Januar 1785 ihre Instrukzion empfingen) die Dienste und Schuldigkeiten der Bauern gegen ihre Herrschaften zu bestimmen und schriftlich in Urbarien verzeichnen zu lassen. Diese Einrichtung aber, welche künftigen Unruhen vorbeugen sollte, erregte eben bei ihrer Ausführung die größesten: der Bauer hoffte nämlich auf Erleichterung, indeß der Edelmann die alten Schuldigkeiten (Zins und Robothen) befestigt zu sehen wünschte.

Und so ist dieses mittelalterliche Verhältniß geblieben, bis, nach dem Gesetze vom 9. Oktober 1807, vom Martinitage 1810 an die Erbunterthänigkeit im preußischen Staate aufgehört hat und das Gesetz vom 14. September 1811 allen Bauern das wahre, freie und uneingeschränkte Eigenthum ihrer Grundstücke verliehen. Darum durfte König Friedrich Wilhelm der Dritte in dem (auch am 14. Oktober 1811 erlassenen) Edikte wegen Beförderung der Landeskultur sagen: „Das platte Land Unserer Monarchie befand sich bisher im Ganzen in einem ungünstigen Zustande. Um ihn zu verbessern, haben Wir die Unterthänigkeit aufgehoben, und die große Last des Vorspanns und der Fouragelieferung erlassen. Inzwischen reichen diese Wohlthaten und andere, die aus der Gewerbefreiheit entspringen, immer noch nicht hin, das Wohl der Landbewohner gründlich und dauernd zu befördern. Mit Ausnahme Niederschlesiens fehlt dem größten Theile derselben das Eigenthum, und da, wo es vorhanden ist, unterliegt es großen Beschränkungen." — „Die durch Unsere Edikte vom 9. Oktober 1807 und vom 27. Oktober v. J. (1810) gegebene Verheißung wegen allgemeiner Verleihung des Eigenthums, geht durch das Edikt vom heutigen Tage wegen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Erfüllung. Auch werden, theils durch solches, theils durch die nächstens ergehende Gemeinheitstheilungs-Ordnung, Bestimmungen gegeben, wie die Abhängigkeitsverhältnisse der bäuerlichen Grundbesitzer abgelöset, und die Servituten, welche der Kultur hinderlich sind, ausgeglichen werden können." — „Um nun die noch übrigen Hindernisse völlig aus dem Wege zu räumen, und Unsere getreuen Unterthanen in die Lage zu setzen, ihre Kräfte frei anwenden und Grund und Boden, so weit solche reichen, nach bester Einsicht benutzen zu können, verordnen Wir ꝛc."

Wenn man zu den hier genannten Edikten noch die Ablösungsordnung vom 21. Juni 1821 hinzunimmt; so hat man die ganze großartige

preußische agrarische Gesetzgebung beisammen, welche als geschlossen erachtet werden könnte, wenn nicht immer noch der Lehnsverband der adligen Familien unter sich herrschte.

Eben so hat die Gesindeordnung für sämmtliche Provinzen der preußischen Monarchie vom 8. November 1810 „das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde auf einen Vertrag gegründet, wodurch der eine Theil zur Leistung gewisser häuslicher oder wirthschaftlicher Dienste auf eine bestimmte Zeit, so wie der andere zu einer dafür zu gebenden bestimmten Belohnung sich verpflichtet." Friedrich's Gesindeordnung vom 11. Februar 1769 ist noch ganz in dem alten Geiste der Servilität, mit den damals möglichen Milderungen, auf den Grund der alten Gesindeordnungen abgefasst.

Von den Städten ist schon bemerkt, daß Friedrich sie in immer strengere Vormundschaft genommen, namentlich durch die Instrukzion für die Steuerräthe vom 1. August 1766 und (zwei Jahre später) durch die neue Organisazion der Oberrechenkammer. Dabei verfielen die städtischen Anstalten, der Bürgersinn erlosch; nirgends Gemeingeist; und, da der Bauer aus seinem Kreise nicht treten, der Adel nur den herkömmlichen Lebens- und Berufsweisen sich widmen durfte; so war mit dem beschränkten Städtebewohner die dritte Kaste fertig; Alles ganz in dem Gesammtgeiste der damaligen Zeit. Auch die Offiziere in den Garnisonen erlaubten sich hie und da arge Misshandlungen gegen die Bürger, und prügelten sie, wie die Soldaten; welchem Unwesen selbst scharfe Kabinetsordres, z. B. die bekannte vom 30. Mai 1763, nicht durchweg zu steuern vermochten. Darum ist, wie mit der neuen agrarischen, so auch mit der neuen civischen Gesetzgebung, neben der Wohlhabenheit auch die Sittlichkeit gediehen.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man meinte, es habe dem Bürgerthume damaliger Zeit so ganz an Licht gefehlt, wie jetzt an Schatten, nachdem die Städteordnung die Bürgerschaft aus der Bevormundung der Staatsbehörden zur freien Verwaltung der Kommunalangelegenheiten emporgehoben, den Unterschied zwischen Mediat- und Immediatstädten vernichtet, den Stadtverordneten beider die Wahl ihrer Magisträte anheim gegeben und den Grundherrn der mittelbaren Städte bloß ihre nutzbaren Rechte in denselben gelassen hat. Es sind, merkwürdig genug, nach glücklich errungener Freiheit, sehr sachverständige Männer mit Beurtheilungen des jetzigen und des früheren Städtewesens aufgetreten; sie haben gezeigt, wie in vielen kleinen und Mittel-Städten Mangel an Gemeinsinn und an Bildung eher schlechte, als gute Früchte aus der Freiheit zu Tage gebracht, daß manche größere Stadt sorglos mit dem

Kämmereiwesen umgegangen, — sie haben gewarnt, nicht undankbar zu sein gegen die frühere Obhut über die Städte, gegen die Etatsordnung, gegen die Beschränkung der Ausgaben, gegen die gehörige Eintheilung und Schlagbewirthschaftung der Forsten. Wir wollen auch hier die billige Mitte einnehmen, der abgelaufenen Zeit ihre geschichtliche Dankbarkeit weihen und der frohen Hoffnung leben, daß der für mündig erklärte und zum selbstständigen Verwalter seiner Ortsangelegenheiten erhobene Bürger, dieser Ehre bald sich in aller Art würdig beweisen werde.

Das Zunftwesen in den Städten von den alten Gebrechen zu reinigen, war König Friedrich Wilhelm der Erste dem Generalreichshandwerkspatente von 1731 beigetreten, hatte auch in den folgenden Jahren für alle Zünfte neue Gildebriefe ausgefertigt. Auch Friedrich suchte den Handwerksmissbräuchen zu steuern; aber — mit demselben Erfolge, mit welchem er, ohne eine lebendige Reformation, gegen alle übrige Privilegien ankämpfte. Die allgemeine Handwerksordnung vom 24. März 1783 eiferte zwar aufs Neue vergebens gegen den blauen Montag; aber in Bezug auf andere Punkte ist sie immer merkwürdig genug: §. 5. wird es den Meistern gestattet, so viele Gesellen und Lehrjungen zu nehmen, als sie wollen; §. 6. Auch Frauenzimmer können, z. B. bei der Weberei beschäftigt werden und es soll den Gesellen, welche mit Frauenzimmern bei einem Meister arbeiten, daraus kein Vorwurf gemacht werden; §. 7. Die Kinder und Abkömmlinge der Wasenmeister und Abdecker, welche die verwerfliche Arbeit ihrer Eltern noch nicht getrieben haben, sollen in die Zünfte aufgenommen werden und die Töchter jener Wasenmeister und Abdecker sollen sich, ohne Anstoß zu erregen, an Handwerksleute und andere ehrliche Personen verheirathen können."

Der Handwerkszwang selbst war in einigen Städten leidlicher, in andern drückender. In Breslau, wo er vielleicht am weitesten getrieben wurde, war z. B. Demjenigen, welcher wollene Socken oder Filzschuhe verfertigte, so wenig erlaubt, Sohlen von Leder darauf zu setzen, als es dem Schuhmacher frei gestanden hätte, wollene Pantoffeln mit ledernen Sohlen zu verkaufen; und diese Einschränkung erstreckte sich sogar bis auf die sonst freien Künste: Mengs, Rode, Angelika Kaufmann würden (als Pfuscher) nicht öffentlich haben arbeiten dürfen, wenn sie sich nicht in die Mahlerzunft hätten aufnehmen lassen.

In derselben Art behielten das Edikt vom 17. November 1747 wider die Auf- und Vorkäufereien, auch verbotenen Handel mit Getraide, Wolle und allerhand Lebensmitteln auf dem Lande, — das Verkaufsmonopol der Bäcker-, Schlächter- und Hökergewerke, — der Mühlen-, Bier- und Branntweinszwang ihre Kraft, bis endlich, in Einklang mit dem übri-

gen Neubau, das Gesetz vom 2. November 1810 über die völlige Gewerbefreiheit erschien, welches alle frühere Beschränkungen (auch die Handelsmonopole des Staats bis auf die Spielkarten, den Bernstein und das Salz) aufgehoben; aber noch jetzt, nach fast einem Vierteljahrhundert, unsägliche Widersacher hat und, bei den Betheiligten nicht gut anders als haben kann, ohne daß es je möglich sein dürfte, einseitig auch zu diesem Gewerbezwange ganz wieder umzukehren, der eben nur untergegangen ist für immer, weil auch die Klöster, die Burgen, der Feudalnexus, die Hörigkeit, die Bevormundung des Bürgers, die Monopole, die Sperrgesetze — das ganze Mittelalter untergegangen sind. Wird dereinst die, mit jeder neuen Kulturepoche eintretende Störung ausgeglichen sein; so wird jeder Einzelne im Staate bei dem gemeinschaftlichen Verluste der Privilegien gemeinschaftlich gewonnen haben; da vernünftige Wesen bei freier Regung aller Kräfte glücklicher sein müssen, als bei gebundenem Fittig.

Für das Universitäts- und Schulwesen that Friedrich weit weniger, als man von ihm, dem großen Freunde der Bildung und der Wissenschaften hätte erwarten sollen. Denn dieses ganze Gebiet hat keine durchgreifende Verbesserung nachzuweisen, die doch so sehr nöthig gewesen wäre. Der heilsamen Verordnungen sind mehrere erschienen; allein, sie ins Leben zu führen, fehlten die Mittel. Die spärlichen Einnahmen wurden noch vorzugsweise für die Belebung und Erziehung des Staatsleibes gebraucht: zur Urbarmachung des Bodens, zur Ansiedelung der aus der Fremde kommenden Bevölkerung, zur Ermunterung der Manufakturen, der Fabriken, des Handels, zur Speisung des Schatzes endlich, dessen jene Zeit bei uns nicht entbehren zu können schien: — für den Lehrstand im Großen und Ganzen, nach allen seinen Zweigen und Richtungen hin, blieb das Erforderliche nicht übrig, so sehr der König, mehr als Einer, die Gebrechen desselben einsah, und so gern er auch hier geholfen hätte. Das scheinbar Entferntere musste dem scheinbar Näheren nachstehen. Am Herzen gelegen hat das Erziehungs- und Schulwesen dem Könige, wie der große und wichtige Gegenstand es verdiente; wenn nur mit guten Wünschen und mit zweckmäßigen Verordnungen (ohne Geldmittel) zu rathen gewesen wäre! Halle war in Friedrich's Zeit die wichtigste Universität im Lande, und doch hat ihr Etat vom Jahre 1730 an bis auf Friedrich Wilhelms des Zweiten Regierungsantritt, nicht mehr als 7000 Thaler betragen. Der Philologe Wolf kam, auf Zedlitz' Zureden, mit 300 Thalern Gehalt nach Halle und Reinhold Forster, welcher auch von London dahin zog, sagte zu eben jenem trefflichen Minister: im Preußischen habe der Gelehrte Zeisigfutter und

Eselsarbeit; aber, derselbe Gelehrte sagte auch mit Thränen des Entzückens zu dem Könige: „Ich habe nun bereits sieben Könige gesehen, vier wilde und drei zahme; aber so einen, wie Ew. K. M. habe ich in der Welt noch nicht gesehen." Dieser Geniusglanz von Friedrich's Throne zog die Geister an, auch gewann die große Denkfreiheit in seinen Staaten und das wahrhaft patriotische Bemühen trefflicher Minister, eines v. Münchhausen und eines v. Zedlitz, der das arme Halle ungern durch das reiche Göttingen verdunkelt sahe, mit geringen Mitteln manchen herrlichen Gelehrten; und dann gewährte der König sehr berühmten Männern, um sie seinen Universitäten zuzuwenden, ansehnliche Bedingungen, wie er denn nach Wolff's Tode, 1754, dem großen Mathematiker Segner, um ihn von Göttingen nach Halle zu bekommen, selbst den Adelstand verlieh. Dagegen geschah für die, an Ort und Stelle als Privatdozenten aufstrebenden jungen Gelehrten so gar wenig, daß mancher treffliche Kopf, Griesbach und Schütz z. B. von dannen in die Fremde zog.

1742 bestätigte der König die Statuten der Universität Breslau in ihren beiden Fakultäten: der jesuitisch-theologischen und der philosophischen, ohne sie aus ihrem schlaffen, wenig bedeutenden Zustande zu erheben. — Nach der Verordnung vom 23. Dezember 1749 sollten die Lehrer auf den Universitäten fleißiger im Disputiren ihre Geschicklichkeit beweisen. — Der Streit eines Fähnrichs v. Sydow mit einem Studenten in Halle veranlasste einen Tumult, welcher die Stadt acht Tage lang beunruhigte, und mit Blutvergießen und dem Auswandern der Studenten endete. In Folge dieser Unruhen wurde den Studenten aus dem Bürgerstande, am 9. Mai, das Degentragen verboten und eine bessere Zucht und Ordnung auf den Universitäten anbefohlen. Da trugen denn die Gekränkten, zur Trauer um die dahin geschwundene akademische Freiheit, **Knotenstöcke** mit Flor umwunden, oder sie schnallten ihre Bücher und Hefte in Riemen und hängten dieselben über ihre Rücken, um anzudeuten, daß die edlen Musensöhne zu Schulknaben herabgewürdigt worden. Aber, die Mode des Degentragens verlor sich seit der Zeit auch auf andern Universitäten; selbst der Adel und der vornehme Bürgerstand machte allmählig immer weniger aus jener alten unbequemen Sitte, welche auf die Universitäten gekommen war, als der Adel sich den Wissenschaften zu widmen anfing und den Degen als Ehrenzeichen trug: der bürgerliche Student that das nach, zumal bei den Unruhen in Deutschland jedermann bewaffnet ging.

Die lutherischen Studenten der Theologie sollten, seit 1752, nicht schlechterdings in Halle oder Königsberg zu studiren verbunden, sondern auch die Universität Frankfurt zu besuchen berechtigt sein; und die da-

selbst ihnen ertheilten Zeugnisse sollten eben so giltig sein, als wenn sie dieselben zu Halle oder Königsberg bekommen hätten. — 1759 wurde den theologischen Fakultäten befohlen „die studiosos theologiae bei der ihnen nachgelassenen zweijährigen Zeit ihrer akademischen Studien zu ermahnen, wenigstens so lange auf der Universität zu bleiben, bis sie alle partes studii theologici gehöret haben.“ Eben so waren die in Halle 1769 angefertigten methodologischen Anweisungen, nach welchen die Studenten aller Fakultäten ihre Vorlesungen hören sollten, auf einen zweijährigen Aufenthalt zugeschnitten. — Auch gegen den Missbrauch des Studirens der vielen Söhne von Schulzen, Bauern, Kretschmern, Gärtnern, Häuslern und Bürgern, welche nicht des Vermögens wären, ihren Söhnen die nöthigen Subsidien dazu ohne ihren eigenen Nachtheil zu fourniren, erschienen 1764 und 65 erneuerte Verordnungen, besonders in Bezug auf Schlesien.

Bei seiner Anwesenheit in Halle (1754) gab der König dem philosophischen Professor Meyer den Auftrag, über Locke's Versuch über den menschlichen Verstand Vorlesungen zu halten. Das Kolleg kam nur einmal zu Stande vor kaum vier regelmäßigen Zuhörern, zu welchen der nachmalige Minister von Zedlitz und der nachmalige Professor Nösselt gehörte. Eben so war eben dort im Jahre 1782 ein noch lebender Justizminister ein halbes Jahr lang der einzige Zuhörer in Semler's Kirchengeschichte.

Im Einzelnen fehlte es überall nicht an regem wissenschaftlichen Eifer auf den Universitäten: in Frankfurt z. B. bildeten im Jahre 1764 talentvolle Studirende, unter ihnen auch der nachherige berühmte Suarez, einen Verein, um sich in praktischen Ausarbeitungen zu vervollkommnen. Sie wählten sich den Professor Darjes zum Präsidenten und der König bestätigte 1766 diese „Gesellschaft zum Nutzen der Künste und Wissenschaften.“

Die Aufsicht über die Universitäten und Gymnasien wurde, 1747, von dem geistlichen Departement getrennt und einem besonderen, aus dem Großkanzler v. Cocceji, dem Minister v. Marschall und dem Legazionsrath Bar. v. Bielfeld bestehenden Kuratorium anvertraut. Nach zwei Jahren übernahm das geistliche Departement die Aufsicht wieder, als aber der Minister v. Danckelman, 1764, seinen Abschied nahm, so wurde der Freih. v. Fürst eigends zum Kurator ernannt; nach ihm, den 23. Dezember 1770 v. Münchhausen, und den 18. Januar des folgenden Jahres schon v. Zedlitz, der es bis 1788 geblieben ist. Da dieser, in aller Art denkwürdige Minister, in seiner wahrhaft preußischen Gesinnung, hinter keiner kulturhistorischen Bestrebung anderer Länder zurückbleiben

wollte; so veranlasste er 1778 auch in Halle ein, dem dessauischen Philanthropin ähnliches Erziehungsinstitut durch Christian Gottfried Schütz, der aber schon im folgenden Jahre nach Jena ging und den Professor Trapp zum Nachfolger hatte als Professor der Pädagogik und als Inspektor des pädagogischen Instituts. Trapp ging zwar schon 1782 wieder nach Braunschweig, ohne seine Methode sonderlich bewährt zu haben; die doch wesentlich nicht ohne Einfluß geblieben ist, sollte sie auch nur, neben den pietistischen Pädagogen in Halle, Berlin, Züllichau, Bunzlau und wo sonst Francke's Geist durchdrang, die ganz gewiß etwas abgestandenen Humanisten wieder wohlthätig aufgeregt und angefrischt haben. Wenigstens werden wir weiter unten überall einen sehr lebendigen Geist unter den Erziehern und Lehrern finden, welcher ungemein erfreulich neben den dürftigen Thatsachen der Regierung dasteht.

Der Großkanzler Freiherr v. Fürst wollte, als er in den sechziger Jahren durch den Geheimenrath v. Steck die Universität Halle untersuchen ließ, mit Verbesserung der Gymnasien seine wohlthätigen Reformen anfangen; es kam aber zu keinen wesentlichen Erfolgen.

Im Allgemeinen stand es in Friedrich's Zeiten so, daß alle Stadtschulen, ohne Rücksicht auf die künftige Bestimmung des Handwerkers, des Kaufmanns, des Gewerbetreibenden überhaupt, einen gewissen gelehrten Zuschnitt an sich trugen, und weder für den künftigen Geschäftsmann, noch für den Studirenden genug leisteten; womit nicht gesagt werden soll, daß selbst in einzelnen kleinen und Mittel-Städten nicht allseitig wackere Männer seien gebildet worden, wie denn auch die Trotzendorf und Comenius ohne äußere Beihülfe da Wunder gethan, wo Andere ihrer nicht mächtig sein dürften; was denn auch von den eigentlichen Gymnasien und Lyzeen unter Friedrich's Regierung gilt, deren allgemeine Einrichtung darauf hinaus lief, daß sie das Latein als den wesentlichsten Lehrgegenstand ansahen; Griechisch wurde fast gar nicht gelehrt: vier wöchentliche Stunden fielen dem griechischen neuen Testamente zu. Die Mathematik galt nichts; die Geschichte schöpfte man dürftig aus Hübner's Fragen und aus Hilmar Curas, nur als Gedächtnißwerk, indem man, wie bei dem Latein, viel auf den Buchstaben, desto weniger auf den Geist gab. Eben so ging's mit dem Rechnen und mit dem wenigen für Geographie ausgegebenen statistischen Notizenkram. Von der Muttersprache klagt Sulzer, daß sie in den Schulen Deutschlands zum Erstaunen der klügeren Nachwelt beinahe ganz vernachlässiget werde; der eigentliche Gelehrte, z. B. David Ruhnken, 1723 zu Stolpe in Pommern geboren, hielt sie gradezu unter seiner Würde.

Friedrich dachte oftmals auch an die Verbesserung seiner Gymnasien; aber, er scheint sie wenig gekannt zu haben: doch kam er immer wieder auf sie zurück, und gern hätte er das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, über welches er den Professor Sulzer, 1766, zum Visitator setzte, als eine Normalanstalt blühend gesehen. Schon 1763 hatte er sich mit dem alten Heinius, dem Rektor dieser Lehranstalt, über Schulsachen unterhalten. Heinius bekam 1768 an Stosch einen Gehülfen und im folgenden Jahre einen wirklichen Nachfolger; welcher indeß schon 1771 als Generalsuperintendent nach Detmold ging; wobei man bemerken kann, daß der Theologe damals zugleich Pädagoge war und das Schulamt wie ein Fegefeuer ansah, welches die Regierung dann mit einer guten Pfarre vergütigte. Vier Jahre vergingen nun im Joachimsthale, ehe ein neuer Rektor ernannt war: eine ganz anarchische Zeit, in welcher ein sehr roher und wilder Renommistenton herrschte. Die Neuankommenden auf das Gröbste zu mißhandeln, die Inspektoren zu verhöhnen und öffentlich zu beschimpfen, ja selbst manche Lehrer in den Klassen und Speisesälen auszuzischen und auszutrommeln, Karzer- und Arreststrafe für eine Ehre zu halten, war so ziemlich in der Regel. Im Aeußern zeichneten sich die Alumnen aus durch lange, bis weit über die Knie gehende, gewichste Stülpstiefeln, durch gelbe lederne Beinkleider und durch große Hüte, deren Seitenspitzen fast die Schultern berührten. Die Schüler der untern Klassen mussten sich von den Primanern und Sekundanern Alles gefallen lassen, und die geringste Widersetzlichkeit zog ihnen körperliche Mißhandlungen zu. Fremde, und vornehmlich die Vorbeigehenden wurden häufig beleidigt und gekränkt. Des Abends in großen Gesellschaften Taback zu rauchen (welches nach den Gesetzen durchaus verboten war), dabei Bier im Uebermaaß zu trinken und rohe Studentenlieder zu singen, oft ganze Nächte beisammen zu bleiben und Karten zu spielen, war nichts Ungewöhnliches; ja, es kam selbst mehrmals zu wirklichen Ausbrüchen der wilden Rohheit. Die Gymnasiasten standen in der Stadt in dem übelsten Rufe und die Eltern und Vormünder fingen an, dem Institute ihr Zutrauen zu entziehen, wodurch eine merkliche Abnahme der Schülerzahl die unmittelbare Folge war. Der neue Rektor, Meierotto, ein Mann, dessen Name noch immer in ruhmvollem Andenken lebt, hatte dieses Unwesen bald vertilgt und durch ein wahrhaft wissenschaftliches Leben Fleiß und Sittlichkeit begründet.

Nächst dem Joachimsthalschen Gymnasium lag dem Könige die alte berühmte Lehranstalt zu Kloster-Bergen bei Magdeburg am Herzen. Dieselbe hatte 1732 den Abt Steinmetz zum Vorsteher bekommen, welcher, neben August Hermann Francke, als Stern erster Größe am pädagogi-

schen Himmel glänzte, durch Gelehrsamkeit (ohne drucken zu lassen) und durch wahre Frömmigkeit gleich ausgezeichnet, Pietist, wie Francke, im vollen Sinne des Wortes; kein Phantast, kein Kopfhänger, kein Heuchler. „In Kloster-Bergen, sagt Göthe, hat Wieland, 1748 bis 50, in allen konzentrirten jugendlichen Zartgefühlen gewandelt, zu höherer literarischer Bildung den Grund gelegt, wo Abt Steinmetz im frommen Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig wirkte." Steinmetz waltete 30 Jahre in Licht und Wärme religiöser Begeisterung und Selbstständigkeit zum Segen von Kloster-Bergen und erfreuete sich der schmeichelhaftesten Theilnahme des großen Königs. Sein Nachfolger, der Abt Hähn, war ein schwacher Kopf, eigensinnig, herrschsüchtig und von falschem Pietismus getrieben, welcher zur Heuchelei führt. So schildern ihn die Annalen der eigenen Anstalt. Und, wie seine Karakterlosigkeit des wahrhaft religiösen Lebens in der Formelsucht kirchlicher Hülle entbehrte; so erfand er sich auch als Pädagog in der sogenannten Literalmethode, welche er zuerst in der Realschule zu Berlin verkündigte, einen ähnlichen didaktischen Mechanismus. Methoden aller Art finden an dem oberflächlichen großen Haufen immer einen breiten und bereitwilligen Bekenner, weil der bodenlose Lehrer eben in ihnen den Zauberstab zu finden wähnen wird, welcher doch allein wohlthuendes Eigenthum des gründlich gebildeten Geistvollen sein kann. Die Literalmethode erregte, so geisttödtend sie war, ein großes Aufsehn, und machte ein unverdientes Glück. Silberschlag, Heckers Nachfolger, führte sie bei der Realschule in Berlin ein, ohne die Schmach ihres Verfalles von sich abwehren zu können; denn Heckers Geist fehlte, dessen pietistische Vortrefflichkeit Friedrich's schmeichelhafte Anerkennung genossen. Hähn brachte seine nichtsnutzige Ausgeburt der Methodensucht nach Kloster-Bergen und nach Magdeburg, wo Resewitz jedoch sie bald wieder ausrottete. Kloster-Bergen aber, bis dahin Friedrich's Freude und der Stolz des preußischen Staats, verfiel. Da erhob sich der König in ganz gerechtem Unwillen gegen den schlechten Haushalter. „Der Abt Tauget nichts, schrieb er den 11. Juni 1770 auf den Rand einer Ministerialeingabe, Man Mus Einen Andern in der Stelle haben Kein Mensch wil jetzo Seine Kinder dahin Schicken weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist." Darauf mussten der Professor Sulzer, der Hofprediger Sack und der Probst Spalding (ein Beweis, daß hier nicht von unreiner Abneigung gegen Theologen die Rede war) nach Magdeburg gehen, um den Abt Hähn außer Wirksamkeit zu setzen und Vorschläge zur Verbesserung von Kloster-Bergen zu thun. Friedrich trug dem berühmten Jerusalem (also

einem Theologen) die Leitung der Anstalt an, und, als dieser den Antrag ablehnte; so schrieb Sulzer an Heyne in Göttingen, welchem man 2000 Thaler feste Einnahme und 500 Thaler Witwengehalt bot, ohne Verpflichtung zum eigenen Unterrichte: er sollte nicht Schulmann werden, sondern nur das Ganze leiten; dabei andere große Vortheile, die der Abt als solcher genoß: fast ganz freien Haushalt, Vergebung mehrerer Pfarren und dergleichen; Kloster-Bergen sollte nur durch ihn so eingerichtet werden, daß es aufs Neue für ein Muster einer vollkommenen Erziehungs- und Unterrichtsanstalt dienen könne. Heyne blieb in Göttingen und der bisherige Direktor des Gymnasiums in Coburg, Frommann nahm den Ruf an, starb aber schon 1774, worauf Resewitz Abt wurde, ein tüchtiger Theoretiker, unter welchem z. B. auch Matthisson bis 1778 in Kloster-Bergen studirte.

Spalding und Sulzer gingen bald nach ihren Verrichtungen in Magdeburg in ähnlichen Aufträgen nach Stettin und nach Stargard, dort das akademische Gymnasium und die Stadtschule, hier das Gröningsche Gymnasium, auch die Stadt- und Realschule zu untersuchen. — Bei Gelegenheit eines Disciplinarfalles verfügte das stettinsche Konsistorium, 1782, die zweite Klasse des Lyzeums sei über die Bestrafung durch Stockschläge noch ganz und gar nicht hinweg, sondern solche schicke sich für selbige, wenn sie sich darnach aufführe, ganz wohl.

Sonst hatten in Friedrich's Zeit als Gymnasien Ruf: das Kloster Unsrer Lieben Frauen zu Magdeburg und die damit verbundenen Lehr- und Erziehungsanstalten, welche Dr. Rötger seit 1780 als Probst und Prälat regierte; die Domschule in Magdeburg seit 1769 unter Funks Führung, die Domschule in Halberstadt unter Rektor Struensee und seit 1782 unter Fischer; das Graue-Klostergymnasium in Berlin war seit 1762 unter Büsching, nach ihm durch Gedike berühmt; das hirschberger Lyzeum bekam 1766 den Lexikographen Bauer zum Rektor; der lateinischen Stadtschule in Neu-Ruppin standen Lieberkühn und Struve seit 1777 als Freunde gemeinschaftlich vor und machten die Anstalt segensreich.

Des Königs pädagogischen Eifer ahmten viele Privatleute im Preußischen nach: der Prediger Hecker bei der Dreifaltigkeitskirche in Berlin stiftete mit eigenen Opfern, 1747, die sogenannte Realschule, schuf, zum Besten derselben, 1753, einen ehemaligen Gottesacker, den jetzt sogenannten Schulgarten, zum Pflanzengarten um und führte den Seidenbau bei dem mit der Realschule verbundenen Landschullehrerseminare ein. Die Realschule wollte, ihrem ersten Plane nach, Offiziere, Ingenieure, Kaufleute, Landwirthe, Künstler und Handwerker bilden, eine Idee, welche wir erst in unsern Tagen allgemeiner in's Leben treten

sehen. Der König begünstigte die Anstalt angelegentlich, gestattete ihr auch eine eigene Buchhandlung; aber sie trennte sich bald in eine Bürgerschule und in ein Gymnasium.

In Stargard wurde die vangerowsche Realschule 1759 eröffnet.

Die reformirte Gemeinde in Breslau dachte, nachdem sie durch Friedrich völlige Religionsfreiheit bekommen und sich ein Bethaus erbaut, auch an eine Schule, welche aber, wie die Kirche, durch eigene Mittel und durch Kollekten im In- und Auslande angelegt werden musste. Diese Schule wurde 1765, an des Königs Geburtstage, als Realschule eröffnet; Friedrich tilgte späterhin die Schulden und nannte sie „Königliche Friedrichsschule."

Noch mehr nahmen Privatleute in allen Provinzen sich des Landschulwesens an, für welches zu sorgen der König schon 1750 dem Oberkonsistorium aufgegeben hatte. Drei Tage vor dem hubertsburger Frieden benachrichtigte er den Minister v. Danckelman, daß er acht Schulhalter in Sachsen angenommen, wovon vier in der Kurmark, vier in Hinterpommern auf Aemtern angestellt werden sollten, und befahl, für ihr Unterkommen zweckmäßig zu sorgen und sie gegen alle Verfolgung des Neides zu schützen, damit sie zum Beispiele dienen und sogar die Schulmeister lehren könnten, die Jugend besser zu unterrichten; — auch die katholischen Schulen in Schlesien bedachte der König um dieselbe Zeit. — Das sehr zweckmäßige Generallandschulreglement vom 12. August 1763 (welches von dem Stifter der Realschule verfasst und vom Könige mit eigener Hand verbessert, wie vollzogen ist) sagt zu Anfange: „Demnach Wir zu Unserm höchsten Mißfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der mehresten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen, so ist Unser so wohlbedachter, als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen Unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt und verfasst werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlsein Unsrer Länder in allen Ständen uns zum Augenmerk machen; so nöthig und heilsam erachten Wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht, und andern nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen, und Alles inskünftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen, und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen

werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können."

Leider kam diese treffliche Verordnung nicht zur Ausführung: die Landschulen blieben mit schlecht besoldeten Lehrern aus dem niedern Handwerksstande besetzt. Auch die Zirkularordnung vom 17. Mai 1765, nach welcher Stadt- und Landschulen verbessert werden sollten, machte viel Aufsehen; aber, sie blieb unfruchtbar, wie das Generallandschulreglement für die katholischen Stadt- und Landschulen in Schlesien und Glatz, vom 3. Nov. desselben Jahres. 1768 forderte der König Rechenschaft von den Erfolgen jener Befehle und gebot aufs Neue sorgfältig, die Volksschulen zu bedenken, besonders die des platten Landes: er entwickelt dabei die trefflichsten pädagogischen Ansichten und legt von Jahr zu Jahr in erneuerten Verordnungen seine Theilnahme für das Volksschulwesen an den Tag. 1771 den 9. Juni schrieb er an den Minister v. Derschau: bei den kurmärkischen Städtekassen sei ein Fonds von 100,000 Thalern übrig, welchen ihm die Landschaft angeboten; da dieses ersparte Kapital eigentlich vom Lande aufgebracht worden, so finde er billig, solches wiederum zum Landesbesten anzuwenden: es sei ihm in dieser Absicht eingefallen, ob dieser Fonds zur Einführung der englischen Wirthschaft bei den Ackerstädten und den, dem nicht hinreichend bemittelten Adel zugehörigen Dörfern, zu etwa 4 p.C. anzulegen, die davon aufkommenden Zinsen aber zur Salarirung der Schulmeister auf dem Lande, und solchergestalt zu besserer Erziehung der Jugend zu verwenden, rathsam sein dürfte. — Liebhaber für die englische Wirthschaft fanden sich nicht, und das Kapital wurde ausgeliehen. Von den Zinsen machte man, auf des Königs Rath, nicht kleine Zulagen, sondern neue Besoldungen von 120 Thalern. Unter das Verzeichniß der ausgesuchten Oerter, deren Lehrer sich dieser Vergünstigung erfreuen sollten, schrieb der König eigenhändig: „Die Oehrter Seindt ganz gut ausgesuchet, Die Schlechten Schuhlmeisters Seindt Schneiders die Meisten, und Müste Man Sehen ob man Sie nicht in kleinen Stetten könte Schneidern lassen, oder wie Man Sie Sonsten Unterbringet damit die Schuhlen desto ehr im guhten Stande komen können, was eine Interessante Sache ist." — Zwei Jahre später schrieb der Minister v. Zedlitz an den berühmten Pädagogen v. Rochow, daß der Herr (Friedrich) die Schulanstalten, so viel nur möglich, ausgebreitet haben wolle. — 1776 wurde die Bibliothek in Berlin angewiesen, aus ihren ordentlichen Einkünften das Reisegeld für 40, nach Westpreußen bestimmte Dorfschulmeister zu bezahlen. — Mit vieler Einsicht spricht der König über das Volksschulwesen sich auch am 5. September 1779 in Potsdam zu dem Minister Freih. v. Zedlitz aus, und der mit anwesende

Geheimekabinetsrath Stellter musste den Inhalt der königlichen Worte in einen Kabinetsbefehl zusammenfassen. Diesmal empfahl der Monarch, in Bezug auf die lateinischen Schulen, ganz besonders Logik und Rhetorik, sowie das Latein und das Griechische zu treiben und die Jugend in der evangelischen Religion wohl zu unterrichten; „eine gute teutsche Grammatik, die die beste ist — befahl er auch — in den Schulen zu gebrauchen, es sei nun die Gottschedische, oder eine andere, die zum besten ist.“

Aber, es war bereits zu den mangelnden Geldern und Schulmeistern noch ein neues Leiden hinzugekommen, welches alle die herrlichen Ideen und die wirklich angelegentlichen Wünsche des Königs durchaus vereitelte, durch v. Brenckenhoffs oder eines Rittergutsbesitzers v. Koppy, im strehlenschen Kreise von Schlesien Vorschlag: die ausgedienten Soldaten und Unteroffiziere als Schulmeister unterzubringen. Friedrich, welcher, ohne neuen Kostenaufwand, seine alten Kriegeshelden versorgen wollte, forderte am 31. Juli 1779 von dem General v. d. Schulenburg, welcher bei dem Generaldirektorium das Kriegesdepartement versah, ein Verzeichniß von Invaliden, welche sich zu Schulmeistern schickten, worauf das geistliche Departement eine Liste von 74 solcher Invaliden erhielt, wozu bald darauf noch 5 Namen geliefert wurden, mit dem Bemerken, daß außer diesen und 741 andern, welche als Büdner, Holzwärter und auf ähnliche Weise angesetzt werden könnten, noch 3443 unversorgte Invaliden übrig blieben. Ein trauriger Schlag für die Landschulen; denn jene tapferen Soldaten vermochten, was sie zum Theil selbst fühlten, auch nicht das Nothdürftigste in ihren neuen Stellungen zu leisten: ja, war der Vorgänger ein nur nicht ganz unwissender Mann gewesen; so waren die Schüler unterrichteter, als der unter den Waffen ergraute Lehrer. Uebrigens wandte der König auch hie und da noch bei günstigen Gelegenheiten den Landschulen seine Geldhülfe zu, z. B. als er 1782 dem pommerschen Adel 175,000 Thaler zu 2 und zu 1 p. C. vorschoß; da bestimmte er diese Zinsen zu Gnadengeldern für Offiziers-Witwen oder Waisen, und zur Unterhaltung einer gewissen Anzahl Schulmeister.

Unter ähnlichen Bedingungen gab er das Jahr darauf für denselben Adel noch 218,000 Thaler; sodaß am Ende jährlich 4652 Thaler Zinsen in Pommern, von denen den Edelleuten zu Meliorazionen auf ewige Zeiten geliehenen Kapitalen, für den Volksunterricht zu verwenden waren. Das Konsistorium in Stettin gründete daraus 1777 die königlichen Gnadenschulen auf dem Lande, mit 40 bis 80 Thalern Lehrergehalt und baute Schulhäuser. Doch versahen (noch unter der folgenden Regierung) an vielen Orten in Pommern, auf dem Lande, Professionisten,

oder gar Hirten und arme Hausleute die Schullehrerstellen als eine unbedeutende Nebensache. Viel besser stand es auch in den übrigen Provinzen nicht. Die Kurmark-Brandenburg z. B. zählte (im Jahre 1774) an lutherischen Küstern und Schulhaltern, die meisten auf adligen, die wenigsten auf königlichen Dörfern, im Ganzen 1760, von welchen

über 100 Thaler jährlichen Gehalt hatten	49
100 = hatten jährlich	33
90 = = =	47
80 = = =	64
70 = = =	77
60 = = =	132
50 = = =	164
40 = = =	185
30 = = =	250
20 = = =	301
10 = = =	184
5 = und darunter	111
gar keinen Gehalt hatten	163;

diese letzten waren sogenannte Winterschulmeister, welche nur im Winter angenommen und von den Bauern bloß beherbergt und ernährt wurden.

Bei dem Allen begründen sich eben damals immer mehr bei uns die dem preußischen Staate jetzt so sehr zum Ruhme gereichenden Schullehrerseminare: mit dem evangelischen Waisenhause zu Königsberg in Preußen war schon 1701 ein, 1809 neuorganisirtes Seminar verbunden worden; 1735 bekam Alt-Stettin ein evangelisches Seminar; in Kloster-Bergen legte Steinmetz, 1736, auf königlichen Befehl eins an, welches sich Hecker, 1750, bei der Realschule in Berlin zum Vorbild wählte; zu Schlegel in der Grafschaft Glatz wurde 1764 das erste katholische Schullehrerseminar gestiftet, 1765 ein katholisches in Breslau; Kriegsrath Genge stiftete 1767 zu Klein-Dexen in Preußen ein, 1816 erweitertes evangelisches Seminar; 1768 bekam Breslau ein evangelisches; 1778 gründete der Konsistorialrath Struensee eins in Halberstadt; 1780 begann in Breslau ein Unterricht für Landschullehrer, welcher dem Oberkonsistorialrath Gerhard und dem Pastor Hermes übertragen war; um dieselbe Zeit bildete der Rektor Funk aus den Chorschülern der magdeburger Domschule ein Seminar und für Pommern, die Neumark und Westpreußen errichtete der König selbst 1783, ein Landschullehrerseminar, dessen sich der Generalsuperintendent Göhring sehr erfolgreich annahm.

Es ist schon oben angedeutet worden, daß von Privatleuten Rühmliches für den Volksunterricht geschehen sei. Obenan muß hier der wür-

dige Domherr v. Rochow genannt werden, welcher, 1734 in Berlin geboren und durch Rousseau's Emil zu großer Begeisterung im Erziehungsfache aufgeweckt, das Schulwesen auf seinen Gütern Rekahn, Göttin und Krahne, wo die Kinder freien Unterricht bekamen, mit vielen Kosten und durch eigene schriftstellerische Werke so von Grund aus und so musterhaft verbesserte, daß der 2. Januar 1773, der Stiftungstag der Schule zu Rekahn, einen neuen Zeitraum in der Geschichte der Landschulen anhebt; denn diese Dorfschule, unter ihrem trefflichen Lehrer Bruns, galt bald in ganz Deutschland als Musteranstalt, wie denn auch v. Rochow, gleich Pestalozzi, ein wahrer Held der niedern Schulen unsers Vaterlandes, bis an seinen Tod, den 16. April 1805, mit der edelsten Begeisterung für seinen Lieblingsgedanken lebte. Seine Schriften, besonders sein Kinderfreund haben heilsam eingewirkt und die wohlthätigen Folgen seiner eigenen Schulen sind noch zwanzig Jahre nach seinem Tode in einem amtlichen Berichte nach Gebür gepriesen worden.

Der Minister v. Zedlitz bekümmerte sich selbst um seine Schule zu Friedrichshagen bei Köpenick; er machte auch in der Nachbarschaft kleine pädagogische Reisen und visitirte die Dorfschulen, „damit die Herrn Inspectores die Schulvisitations nicht mehr als unter ihrer Würde ansehen" — „und die Pastores loci aufpassen lernen." — Eben so munterte der Minister v. Hertzberg das Volksschulwesen auf, wie er denn auch jedem Lehrer des Gymnasiums in Neu-Stettin, 20 Jahre lang, 50 Thaler Gehaltszulage gab.

Die von König Friedrich Wilhelm dem Ersten gestifteten Garnisonschulen in Potsdam und Berlin wurden 1780 und 1784, dort durch G.-M. v. Rohdich und Feldprobst Kletschke, hier durch G.-L. v. Möllendorf und Rektor Wippel neugestaltet.

Mehrere Regimenter der Armee stifteten für ihre Soldatenkinder zum Theil sehr musterhafte Schulen auf eigene Kosten, von denen die des Regiments Gensd'armes (v. Prittwitz) in Berlin mit ihrem Lehrer Kiesewetter, die des Regiments Pfuhl in Berlin mit ihrem Lehrer Wolfarth und Prediger Mörschel, die des Regiments v. Tschammer in Neu-Ruppin und die des Gen. v. Scholten in Treuenbrietzen ausgezeichnet waren. Für das Regiment in Frankfurt ließ der Herzog Leopold von Braunschweig 1777 auf seine Kosten eine Garnisonschule bauen, welche mit dem Anfange des folgenden Jahres (nach der rekahnschen Methode) eröffnet wurde. Die Kosten trugen die Kompagniechefs mit dem Herzog.

Für die berlinschen Bürgerkinder und zum Vorbilde für künftige Schullehrer schuf der Minister v. Zedlitz eine Normalschule; 1773 gaben 16 Freischulen in Berlin, welche bloß durch Vermächtnisse und durch

Beiträge von Wohlthätern bestanden, 980 armen Kindern unentgeldlich Unterricht.

Die jüdischen Freischulen in Berlin thaten den ersten Schritt für die Erziehung der armen Juden.

Magdeburg bekam eine Handlungsschule; in Kottbus, Bunzlau und an andern Orten stiftete die Privatbarmherzigkeit Waisenhäuser; das vortreffliche schindlersche Waisenhaus (in welchem der Staatsrath v. Stägemann den König 1778 schon besungen) wurde 1753 sehr erweitert und von Schöneiche nach Berlin verlegt. — Der in Padua 1775 verstorbene venezianische Kaufmann Streit vermachte dem Grauenklostergymnasium seiner Vaterstadt Berlin 200,000 Thaler.

Um die katholische Jugend machte sich der Augustinerabt v. Felbiger in Sagan, seit 1762, sehr verdient. Er kam selbst nach Berlin, um die Realschule zu sehen und ließ auch einen fähigen Schulmann, Kauschke, die Methode der Realschule erlernen. Kauschke wurde 1764 Prorektor in Sagan und unterwies die katholischen Schulamtskandidaten fast ganz Schlesiens in der Realmethode. Der Ruf dieser saganschen Schulverbesserung wurde so allgemein, daß der Abt v. Felbiger 1774 von Maria Theresia nach Wien berufen wurde, um das dortige Schulwesen auf den saganschen Fuß einzurichten. — 1776 kam v. Birkenstock, welcher auf Befehl derselben Kaiserinn die vornehmsten Lehranstalten auf einer besondern Reise kennen lernen sollte, nach Halle; er fand sich hier von Allem sehr erbaut und hätte den Professor Schütz, welcher das pädagogische Seminar leitete, gar gern für Wien gewonnen.

Auch Weiße der Kinderfreund, Salzmann in Schnepfenthal, Campe in Braunschweig, Heinecke (der erste deutsche Taubstummenlehrer), und was sonst in dieser regsamen, durchaus vorwärtsstrebenden Zeit Treffliches in der Fremde geschah, blieb für unsern Staat, dessen ganzes Dasein Fortschritt ist, nicht ohne Segen; denn alle jene Männer, welche mit einer, seit langer Zeit nicht so laut und so allgemein gewordenen Begeisterung sich bewegten, hauchten dem ganzen deutschen Lehrstande einen bessern Geist ein, gewannen ihm, dem sehr gebeugten, eine vorher selten so nachhaltig vorhandene Anerkennung und halfen auf jeden Fall die durchgreifenden Maaßregeln zum Heile des Jugendunterrichts vorbereiten, deren wir uns jetzt erfreuen, und welche Friedrich's Streben nach dem Besseren seinem Lande so sehr wünschte. „Die Sorge für die Erziehung, schreibt er im Sept. 1772 an d'Alembert, ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht vernachlässigen sollten, und den ich bis auf meine Landschulen ausdehne. Das sind die Steckenpferde meines Alters und ich verzichte, auf gewisse Weise, auf das schöne Handwerk,

über welches Herr v. Guibert so beredten Unterricht giebt." Noch schöner läſſt er sich, drei Wochen später, in einem Briefe an Denselben aus: „Je mehr man im Alter fortschreitet, desto mehr überzeugt man sich von dem Schaden, welchen die vernachlässigte Erziehung der Jugend den Gesellschaften stiftet. Ich beeifere mich auf alle Weise, diesen Nachtheil zu verbessern und bilde die Gymnasien, die Universitäten, ja selbst die Landschulen um. Aber, es sind dreißig Jahre nöthig, um Früchte zu sehen; ich werde sie nicht genießen: aber, es wird mich freuen, meinem Vaterlande diesen Vortheil zu schaffen, dessen dasselbe entbehrt!" — „Die Regierung, sagt Friedrich, an einem andern Orte, darf sich nicht auf einen einzelnen Gegenstand einschränken: das Interesse darf nicht die einzige Triebfeder ihrer Unternehmungen sein; das allgemeine Wohl, welches so viele verschiedene Zweige hat, bietet ihm eine Menge von Gegenständen dar, womit sie sich beschäftigen kann. Die Erziehung der Jugend muß als einer der hauptsächlichsten angesehen werden, sie hat Einfluß auf Alles." Diesem Gegenstande widmete der König auch den schönen Aufsatz „Ueber die Erziehung." Daraus erklärt sich denn Alles, was er für die folgenden einzelnen Lehranstalten that und wünschte.

Die französische Kolonie gründete 1747 eine Armenschule, 1770 für ihre 35 Kirchen im preußischen Staate und deren 50 Prediger (davon allein elf in Berlin standen) ein theologisches Seminar für sechs Mitglieder, und 1778 eine Pflanzschule für Schulmeister und Kantoren; auch ihr Gymnasium blühete: überall trat der König mit seiner Hülfe hinzu.

Zur Bildung des jungen Adels wurden die Kadettenhäuser vermehrt und zweckmäßiger eingerichtet: zu Stolpe in Hinterpommern wurde 1764 eine neue Kadettenanstalt für 96, in Kulm 1775 eine für 56 junge Adlige errichtet. Die berliner Kadettenanstalt, 236 Köpfe, bekam 1777, auf der Stelle des 1693 zu Hetzen und Thierkämpfen bestimmten kurfürstlichen Hetzgartens, ein neues „den Zöglingen des Mars und der Minerva" gewidmetes Gebäude; — die Kadettenanstalt in Potsdam, 1744 für 40 Junker gestiftet, war ein Theil des dortigen Militärwaisenhauses. Zu den Kadettenchefs wählte Friedrich die bewährtesten Offiziere: den Obersten v. Mosch ließ er, den 30. Mai 1782, nach Potsdam kommen, „weil er ihn selbst instruiren wolle, wie er seinen Posten zu verwalten habe."

Das Kadettenkorps nahm junge Adlige aus allen Ländern auf, bis häufige Undankbarkeit den König bestimmte, dem Unwesen zu steuern, nach welchem solche Fremdlinge nach wenigen Jahren den Abschied forderten und das Land verließen. Das setzte der König dem Gen. v. Mosch, 1783, umständlich auseinander, mit der Bemerkung, daß das Institut

nur vor die jungen Edelleute hier im Lande gestiftet, und vor keine Fremde. Eine besondere Vorliebe scheint Friedrich immer für die aus Pommern gebürtigen Kadetten gehabt zu haben.

Die Behandlung der Kadetten in Friedrich's Zeit war sehr hart und man fand selbst schwere körperliche Züchtigungen mit dem Adel nicht unverträglich, obgleich den Gouvernören der Zivil- und Militär-Akademie für junge Edelleute bei Gefängnißstrafe verboten war, ihre Zöglinge zu schlagen, weil es, wie der König sagt, junge Leute von Stande seien, denen man edle Gesinnungen einflößen müsse; man dürfe ihnen Strafen auflegen, welche die Ehrliebe reizen, aber sie nicht erniedrigen.

In der hier genannten und 1765 gestifteten Ritterakademie zu Berlin wurden 15 fähige, zum Theil aus dem Kadettenkorps erlesene Eleven, unter Aufsicht von fünf Gouvernörs, durch mehrere, meist französische Professoren, für die höheren Krieges- und Gesandtschaftszwecke ausgebildet. Die ganze Anstalt war rein die Idee des Königs, der auch den gesammten Lehrplan und die Vorschriften für die Professoren und für die Gouvernörs entworfen hatte. Diese Akademie (Académie Civile et Militaire des jeunes Gentilshommes) trat den 1. März 1765 ins Leben und behalf sich im oberen Geschosse des Marstalles, bis das für sie bestimmte Gebäude in der Burgstraße bezogen werden konnte. Die Gouvernörs waren größtentheils adlige ehemalige Kapitäne; Professor Toussaint lehrte Logik und Rhetorik, Sulzer Metaphysik und Moral, de Castillon der Sohn Mathematik und Physik, Stosch die Rechte, besonders den Codex Fridericianus, Wegelin (vorher Prediger in St. Gallen) Geschichte und Geographie, Thiébault allgemeine Grammatik und Stil.

Diese sechs Professoren, zu denen 1767 im Sommer noch Pernety hinzu kam, und von welchen Toussaint 1772 durch Borelly, Sulzer durch Prevost aus Genf ersetzt wurde, bildeten den eigentlichen Körper der Akademie; sodaß der Offizier, welcher Artillerie und Fortifikazion vortrug, sowie der Gouvernör, welcher die deutsche Sprache lehrte, nur als Nebenglieder angesehen waren. An die Spitze dieser Akademie, welche dem Könige immer sehr am Herzen gelegen, stellte er den jedesmaligen Chef des Kadettenkorps, also zuerst den G.-L. Freih. v. Buddenbrock, einen Sohn des Feldmarschalls, welchem er in dieser Beziehung ungemein viel zutrauete. Dem Nachfolger desselben, dem Gen. v. Mosch schrieb er, den 14. Januar 1786: „Bei der Académie des Nobles muß weder Empfehlung noch Verwandtschaft etwas ausrichten können; nur allein fähige Köpfe müssen in solcher aufgenommen, und

wenn solche demnächst der Erwartung nicht entsprechen, an deren Stelle andere genommen werden."

Auch die zur Universität vorbereitende Ritterakademie in Liegnitz erfreuete sich, durch des Ministers v. Zedlitz Sorgfalt, einer ausnehmenden Verbesserung; für die Ritterakademie in Brandenburg geschah unter Friedrich nichts, ja er schlug sogar ihre Bitte, der Anstalt aufzuhelfen, ab: der Minister des Schulwesens hatte die Anstalt in seiner Jugend im Verfall besucht.

Endlich errichtete der König, 1775, eine Ecole de Génie, um gute Kriegesbaumeister, Ingeniöre und Konduktöre zu bilden. Ein Schweizer, Prof. Marsson besorgte den Unterricht in der Mechanik, Optik, Hydraulik und Hydrostatik; die Lehrzimmer waren im königlichen Schlosse; aber, die Anstalt gedieh nicht. Sie wurde, nach des Königs Tode, nach Potsdam verlegt und unter die Leitung des aus dänischen Diensten gekommenen Majors v. Scheel gestellt.

Diese besonderen Lehranstalten für die adlige Jugend hangen zusammen mit Friedrichs Ansicht vom Adel überhaupt, der, bei des Königs Thronbesteigung, im Ganzen, noch weit über den Bürgerlichen stand, dem im Allgemeinen die Bildung mangelte, welche, seit die deutschen Redekünste sich aus der Geschmacklosigkeit hoben, in so reichem Maaße sein Eigenthum geworden ist; der hörige Bauer lag überall in anspruchsloser Unterthänigkeit. Erst als ein neuer Geist die alte Ansicht brach, beneidete man dem Adel das Näherrecht zu Befehlshaberstellen im Heere; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht. Aber, schon als der König nach dem hubertsburger Frieden, der in mehrfacher Beziehung eine epochemachende Begebenheit ist, seinen Wehrstand neu gestaltete und in der Linie bloß adlige Offiziere anstellte; da war die Zeit nicht ganz mehr die alte. Hat der große König das nicht eingesehen, oder, hat er es aus Gründen nicht beachten wollen? Wenigstens sagt er unumwunden: nur der Mangel an Edelleuten, und die Anzahl der erledigten Offizierstellen in den Regimentern seien die Ursache gewesen, daß man die Offizierstellen während des Krieges an Bürgerliche geben müssen („qu'on eut recours à la roture"); aber, „um den für die Wohlfahrt des Staats so wichtigen Grad von Vollkommenheit im Heere zu erreichen," habe man, nach dem Frieden, aus dem Korps der Offiziere Alles hinweggeschafft, was zum Bürgerstande gehörte; „diese Leute, die Bürgerlichen nämlich, wurden bei den Garnisonregimentern angestellt, wo sie wenigstens eben so viel werth waren, als die, an deren Stelle sie kamen, welche, weil sie zu schwach waren, ein Gnadengehalt erhielten, und da

das Land selbst nicht so viel Edelleute hergeben konnte, als bei der Armee erforderlich waren; so nahm man Ausländer aus Sachsen, Mecklenburg und dem Reich in den Dienst, unter denen sich einige gute Leute befanden." — In dem 1779 erlassenen Anhang zu dem Infanterie-Reglement heißt es: „Sollten sich Edelleute aus fremden Landen finden, welche Verstand, Ambition und einen wahren Diensteifer bezeigten: so können solche Sr. K. Maj. zu Officiers in Vorschlag gebracht werden, und die Chefs haben dahin zu sehen, dergleichen bei ihren Regimentern zu engagiren." Das war unstreitig ein Verkennen der Verhältnisse und der Verdienste, welcher mancher wackere Bürgerliche in des Königs Schlachten sich errungen. Prediger- und Förstersöhne, Studenten, bau- und bergwerksverständige junge Leute; kurz Jünglinge und Männer aller Art, welche das Glück der Waffen, oder ein noch höherer Eifer, selbst die Schulen zu verlassen trieb (das kölnische Gymnasium in Berlin hatte deshalb mehrere Jahre kein Prima), halfen den blutigen Kampf bestehen und, als das Friedenswort ertönte, märzte man sie aus, bloß weil sie aus der „Roture" waren.

Freilich bringt der König Gründe für sein Benehmen bei: „Es ist nöthiger, sagt er, als man glaubt, diese Aufmerksamkeit auf die Wahl der Offiziere zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat; man kann indeß nicht läugnen, daß man bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talent findet: aber das ist selten und in diesem Falle thut man gut, sie zu behalten. Aber im Allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Bürgerlicher („Roturier"), wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt."

Wir wollen, da diese eigene Vertheidigungsrede des Königs etwas matt ist, einiges Andere für ihn beibringen. Wollte nämlich die Regierung aus dem Kastengeiste des Mittelalters nicht auch noch die letzten Schritte heraus wagen, sondern, wie es noch das Allgemeine Landrecht thut, dem Adelstande besondere Pflichten und Rechte beilegen; so musste sie demselben, bei dem Mangel an eigenem inneren Schutze gegen den immer drohenderen Verfall, auf besondere Weise zu Hülfe kommen. Nun durfte der damals schon sehr zahlreiche arme Adel, als Adel eben, kein bürgerliches Gewerbe treiben; seine Dürftigkeit sperrte ihm die Universitäten: also musste man ihm eigene Lehranstalten widmen und die Offizierstellen ihm vorbehalten. — Noch bedenke man, daß Friedrich's Heer, gleich dem jetzigen englischen, aus zwei ganz verschiedenen

Theilen zusammengesetzt war: dem gemeinen Soldaten, der, theils in der ganzen Welt zusammengerafft, theils in den Kantons aus der Niedrigkeit des Volks genommen, also in beiden Fällen der Regel nach zum Offizier nicht vorgebildet und in seinem adligen Führer früh ein Wesen höherer Art zu verehren gewöhnt war. Freilich wurden in der Fremde manche feine Leute durch die Versprechungen der Werber gewonnen, mit Offizierpatenten in die Garnison geschickt und als gemeine Soldaten unter die Fahne gestellt. Auch fanden sich unter den schöngewachsenen Kantonisten allerlei Jünglinge von Bildung, da die Kantongesetze hie und da ziemlich willkürlich geübt wurden. Endlich, könnte man zu Friedrich's Gunsten sagen, der nordamerikanische Freiheitskrieg habe zuerst in der neuen Welt, und in der alten die französische Konskripzion auch auf diesem Felde die Zeit der Reife angekündigt. Es fehlt überdies der preußischen Armee von 1740 bis 1786 durchaus nicht an bürgerlichen Offizieren im Einzelnen, selbst bei den Dragonern, Kurassieren und der Linien-Infanterie; allgemein bekannt sind die von Friedrich bis zu Obersten und Generalen beförderten: Moller, Quintus Icilius, Tempelhoff, Stollhofen, Mayr, Wunsch, Möhring, Salenmon, Hohenstock, Günther, Rohdich, obgleich mehreren von ihnen der Adel ertheilt wurde, ehe sie so hoch stiegen; und, wenn gleich der König mit jedem Jahre schärfer auf den Adel unter seinen Offizieren hielt; so findet man doch auch in der Stammliste von 1787 noch, selbst unter den Stabsoffizieren und Hauptleuten der Linieninfanterie, hin und wieder Bürgerliche.

Wir haben oben schon die Stimme des Zeitgeistes vernommen, nach welcher der Adel selbst in seiner äußeren Erscheinung sich vom Bürgerlichen aussonderte. Das findet sich in den ersten Jahren nach dem siebenjährigen Kriege noch. Hörten nun wohl späterhin diese mittelalterlichen Auszeichnungen durch Kleiderprivilegien auf; so blieben doch die Ansprüche auf allerlei wesentlichere Vorzüge so entschieden, daß selbst der Minister v. Zedlitz, welcher in seiner Abhandlung „Ueber die Erziehung zur Vaterlandsliebe in der Monarchie" treffliche pädagogische Grundsätze ausspricht, ganz in dem Geiste der Zeit, eben daselbst (1777) sagt: daß von allen Bürgern eines monarchischen Staates die Adligen die schwersten Pflichten zu erfüllen haben, und daß die höchsten Stellen im Zivil, wie in der Armee für sie seien; sie bedürften deshalb auch eines Spornes mehr, und dieser Sporn sei die Ehre, welche ihren Muth bis zur Todesverachtung beleben, welche ihnen Festigkeit in den kritischen Momenten verleihen werde. Auch das Allgemeine Landrecht sagt, daß dem Adel, wie der Besitz von Rittergütern, so vorzugsweise alle Ehrenstellen gehören. Es schien also ganz recht zu sein, daß bloß die Präsidentenstellen bei



den Magisträten der großen Hauptstädte mit Bürgerlichen besetzt werden konnten, daß aber in den Provinzial- und Landes-Kollegien nur Edelleute zu Präsidenten ernannt wurden; auch, daß ein Bürgerlicher nur in höchst seltenen Fällen bei einem anderen, als bei einem Artillerie-, Garnison- und Husarenregimente zum Offizier befördert werden, also in dem höheren Militärrange sich finden konnte. Daher die Verwunderung, wenn einmal ein Bürgerlicher besonders hervorragte: der Adel nahm es übel, der sich fühlende gebildete Bürgerliche freute sich seines Standesgenossen; — das gemeine Volk aber dachte, wie noch jetzt wohl, es ist doch nur ein Bürgerlicher.

Unter den beiden früheren Regierungen scheint den Bürgerlichen, namentlich in der Verwaltung, die Bahn zu den höchsten Ehrenstellen zugänglicher gewesen zu sein; denn Friedrich Wilhelms des Ersten Staatsminister Bartholdi, Ilgen, Krautt, Katsch, Creutz, Cocceji, Fuchs, Thulemeier, Viebahn, Boden waren alle von bürgerlicher Herkunft und gelangten erst durch Verdienste zum Adelstande. In Friedrich's Zeit wurde das, bei der immer schärferen Abmarkung der dem Bürgerlichen und der dem Adeligen gebührenden Stellen, mit jedem Jahre unmöglicher; doch hat er in seiner späteren Lebenszeit einen bürgerlichen Minister ernannt, ohne ihm den Adel zu ertheilen: das war Michaelis, eines neumärkischen Apothekers Sohn, der sich vom Regimentsquartiermeister hinaufgedient hatte. Aber das erregte viel Aufsehen, weil es so ganz gegen des Königs Grundsätze lief und vielleicht nur in dem Mißtrauen seinen Grund hatte, welches mit zunehmendem Alter der große König selbst gegen die obersten Beamten hegte. In dem gegebenen Falle ist noch Eins merkwürdig: Michaelis übersprang den adligen Chefpräsidenten der kurmärkischen Kammer, welcher, in der Zuversicht, daß ihm die Erhebung an des v. Derschau Stelle zu Theil werden müsse, dieses verstorbenen Ministers schönes Viergespann, damals zur äußeren Ministerwürde nothwendig, schon im Voraus gekauft hatte. Nun nannte der Präsident in den dienstlichen Anschreiben den bürgerlichen Minister solange Wohlgeboren, bis er von dem Könige darüber zurecht gewiesen wurde.

Daß die wenigen bürgerlichen Präsidenten bei den Landeskollegien (Heiligenstädt z. B. bei der Regierung in Halberstadt, und Colomb bei der Kammer in Ostfriesland) nicht auch in den Adelstand erhoben wurden, war allgemein auffallend. Unter den von Friedrich ernannten fünf Präsidenten der Oberrechenkammer waren Resen, Roden, Kummer aus dem Bürgerstande; Kummer wurde im November 1786 geadelt, Roden aber, zu welchem der König das unbedingteste Vertrauen hatte, welchen er selbst zu außerordentlichen Geschäften gebrauchte, die

sonst einen wirklichen Minister erforderten, erwartete die Standeserhöhung vergebens.

Als Guichard, welcher bis dahin Lehrer des Prinzen von Oranien gewesen, im Jahre 1758 mit dem Namen Quintus Icilius zum Major und Flügeladjutanten ernannt wurde; so nahmen einige Offiziere aus dem Gefolge des Königs Anstoß daran und nannten ihn spottweise den „holländischen Professor."

Um solche Verwunderungen und Ueberraschungen im Geiste der damaligen Zeit ganz natürlich zu finden; dürfen wir nur die königlichen Vorschriften berücksichtigen, welche über die Besetzung der erledigten Offizierstellen erlassen sind.

In dem Edikte, welchergestalt die Söhne von Rittergutsbesitzern bürgerlichen Standes der Erhöhung in den Adel, wenn sie Lust zu Militärdiensten bezeigen, sich gewärtigen sollen, Berlin vom 28. Mai 1768, heißt es: „Wenn dieselben bei Garnisonregimentern oder in der Artillerie bis zum Capitaine avancirt sind und zehn Jahre als Capitaine gedient; alsdann sollen sie sich gewärtigen, in den Adelstand erhoben zu werden."

Nach diesen Vorschriften und Forderungen gestalteten sich denn ganz natürlich die Ansichten von dem Näherrechte des Adels zu allen, nicht allein den militärischen Ehrenstellen im Staate; und diese Ansichten sind, im ganzen Zeitalter Friedrich's herrschend, auf ganz natürlichem Wege auch noch in das Allgemeine Landrecht übergegangen, welches, erst ins Leben tretend, als in Amerika und in Frankreich die neuen Ansichten schon herrschend geworden waren, für uns recht eigentlich nun eine geschichtliche Quelle bleiben wird des Entwickelungsgrades, welchen der preußische Staat wesentlich unter dem großen Könige erlangt hatte. Keiner konnte aus der Begränzung seiner Kaste heraus; jeder sollte, von dem Standpunkte seiner Geburt aus, zum Wohle des Staats beitragen, welches, genau von Friedrich berechnet und besorgt, so auch in letzter Entscheidung seinen — des allgemeinen Obervormundes Händen vertrauet blieb, die dann jedem Unterthanen seinen Antheil am Erwerbe und am Mitgenusse ebenmäßig bestimmten.

Eben so ordnete der König Jeglichem im Staate seinen Wirkungskreis zu mit den bestimmtesten Schranken.

Ganz anders erscheint Friedrich als Dichter, als Philosoph, als Geschichtschreiber, als Freund und als Gesellschafter; kurz, wo er als Mensch nur den Menschen, nicht als Monarch mit den Augen des preußischen Staatsoberhauptes die Geburt ansah. Darum singt er in der Epistel an den Prinzen von Preußen, seinen Bruder: „Haben Tugend und Talente Ahnen nöthig?" und in demselben Gedichte, weiter unten: „Alle

Menschen, von denen die Erde wimmelt, sind Kinder Eines Vaters, und bilden Eine Familie; und, trotz allen Hochmuthes, den Euer Rang Euch giebt, sind sie Euch gleich geboren, sie sind von Eurem Blut. Oeffnet stets das Herz ihrer ungestümen Klage und bedecket ihr Elend mit Eurem Glücke; wollt Ihr wirklich über ihnen stehen, zeigt Euch menschlicher, sanfter, tugendhafter!"

In der zweiten Epistel an **Hermothime** lesen wir:

„Euer Geist ist umhüllt von gemeinen Vorurtheilen,
Eure verwes'ten Pergame sind nur Chimeren;
Das Verdienst liegt in uns, nicht in so falschen Gütern,
Welche der Zufall giebt und als sein wiederfordert."

So in vielen andern Stellen von **Gedichten**. Als ernster Forscher der Schicksale seines Hauses sagt er: „Mich dünkt, wenn von der Geschichte des menschlichen Geistes die Rede ist, verschwindet der Unterschied der Stände und Lebensarten; die Könige sind weiter nichts, als Menschen, und alle Menschen sind einander gleich." Auch sagt der königliche Verfasser zu Anfange der Brandenburgischen Denkwürdigkeiten, indem er, dem dunklen Ursprunge seines Hauses nachzuspüren, geringschätzig verschmäht: „Meinem Bedünken nach stammen die Menschen alle von einem gleich alten Geschlechte ab." — „Wie viele Feldherrn, wie viele Staatsminister aus dem Bürgerstande! Europa ist voll davon, und, ist eben darum nur desto glücklicher. Ich verachte gewiß nicht das Blut der Wittekinde, der Karle, der Ottonen; im Gegentheil habe ich gewiß mehr als Einer Ursache, das Blut der Helden zu lieben; aber, noch mehr lieb' ich das Verdienst." — In dem schönen Aufsatze über die Erziehung sagt Friedrich: „Zwar wird in der Justiz, im Finanzwesen, im diplomatischen Fache und im Militär eine vornehme Geburt allerdings geehrt; aber gewiß wäre es um einen Staat geschehen, wenn Geburt Vorzüge vor Verdiensten hätte. Von einem so falschen, so ungereimten Grundsatze würde eine Regierung, die ihn annähme, die unglücklichsten Folgen erfahren;" — „denn, die Talente sind von der Natur ohne Rücksicht auf die Genealogie vertheilt;" und an einem andern Orte steht das schöne Wort: „Jeder, der sich durch Tugenden und Talente auszeichnet, ist ein Mann von Adel; und in diesem Sinne kann man ihn betrachten wie einen Melchisedek, der weder Vater noch Mutter hatte."

Anders konnte auch grade Friedrich's Geist unmöglich denken, mochte er nun als Philosoph die Natur des Menschen, oder als Geschichtsforscher ihre Thaten zergliedern. Was hat Brandenburg-Preußen nicht seinen Lampert Distelmeyer, Franz Meinders und den schon genannten vielen Ministern von der Einen, den Treffenfeld, Micrander, Derfflinger (der

nach dem Reichsfreiherrnpatente „von der Musquete“ auf gedient) von der andern Seite verdankt! Dennoch zieht der König Adlige aus der ganzen Welt in sein Reich, um mit ihnen die bürgerlichen Landeskinder aus den Ehrenplätzen zu verdrängen.

Friedrich, der als Weiser die Gleichheit der menschlichen Natur nicht beredt genug schildern kann — und rein nach dieser Gleichheit seinen vertrauten Umgang wählt — wird als König widerwärtig berührt von den sogenannten Mißheirathen, und er ist eifrig dahinter her, sie zu hindern.

Hierbei stößt noch Ein Widerspruch auf. Dem Könige misfielen Rang- und Titelsucht; und, wie hoch er persönlichen Werth geschätzt und lächerlichen Dünkel gegeißelt, ist bekannt genug. Darum hier nur zwei Beläge. In einem Briefe an Voltaire, 1767, erzählt er: „Während des Krieges herrschte in Breslau eine ansteckende Krankheit und man begrub täglich 26 Personen. Eine gewisse Gräfinn sagte damals: „„Gott sei Dank! der hohe Adel wird verschont; Alles was stirbt, ist nur Pöbel.““ Sehen Sie, so denken Leute von Stande; sie glauben aus edleren Theilen zusammengesetzt zu sein, als das Volk, das sie unterdrücken. So ist es beinahe von jeher gewesen.“ — Den 6. Oktober 1772 an d'Alembert: „Der Adel ohne Kenntnisse ist nur ein leerer Titel, welcher den Unwissenden an das helle Tageslicht stellt und ihn dem Gespötte Derer aussetzt, die sich über ihn lustig machen.“ — An den Hofmarschall Grafen von Schulenburg im Hannöverischen, welcher gebeten, seinen Sohn, dritten Junker bei der Garde du Corps, bald zum Offizier zu befördern, weil er als Graf diesen Vorzug verdiene, schrieb Friedrich im Jahre 1783: „Wohlgeborner, lieber Getreuer! Ich habe aus Eurem Schreiben vom 22. Mai a. c. Euer Gesuch wegen Eures Sohnes gesehen; Ich muß Euch aber sagen, daß Ich schon Befehl gegeben habe, keinen Grafen in Meiner Armee anzunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben; gehen sie nach Hause und es ist lauter Windbeutelei mit ihnen. Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt. Ich bin Euer gnädiger König.“ — Dazu hatte Friedrich noch mit eigener Hand geschrieben: „Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. In England ist der Sohn des Königs nur Midshipman auf einem Schiffe, um die Manövers dieses Dienstes zu lernen. Im Falle nun einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses sind nur Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an.“

Der in dieser königlichen Nachschrift gemeinte hohe Midshipman ist kein andrer, als der noch regirende König Wilhelm der Vierte von England, welcher damals wirklich als Seekadet in der Flotte diente.

Als der Graf Viktor Friedrich zu Solms im J. 1780 ein Zeremoniel-Bedenken hatte, da antwortete ihm der König, man kenne hier gar kein Zeremoniel und werde auch keins einführen; er, Graf Solms habe den Schwarzen-Adler-Orden und damit den Rang der Minister und aller der Personen, welche diese Auszeichnung trügen. Dann fügt der Monarch die Anekdote hinzu, wie Karl der Fünfte in Mailand den Rangstreit zwischen den beiden ersten Damen seines Hofes so entschieden, daß er gesagt: die größte Närrinn geht voran!

So blieb es denn auch die ganze Regierung hindurch bei dem kurzen Rangreglement von 1713 und 1723, nur daß 1747 der Justiz- und der Finanz-Präsident nach dem Dienstalter zu rangiren angewiesen wurden und, als 1761 die pommerschen Kommerzienräthe, gegen das Reglement von 1713, den Konsistorialräthen den Rang streitig machten, jenes Reglement zur Entscheidung gegeben wurde.

Hieher gehört noch ein merkwürdiger Widerspruch zwischen Friedrich als Dichter, als Philosophen — und zwischen Friedrich dem absoluten Könige von Preußen. So monarchisch auch die Form der Regierung des großen Königs war; die Art seiner Regierung war freier, als in manchem Freistaate: denn es herrschte in seinen Landen Freiheit in dem Gesetze und Gleichheit vor demselben. Aber als Mensch ging Friedrich viel weiter; er floß da über von Bewunderung freier Völker und großer republikanischer Seelen. In der Epistel an d'Argens z. B. singt er:

„Ihr, der Freiheit Helden, die ich ehre,
O, Caton's Manen, Brutus' Manen!"

Seinen Staat jedoch fand er solcher Freiheit noch nicht reif und er hat keine Anstalten getroffen, diejenigen Grundsätze ins Leben zu führen, zu welchen er sich als Dichterphilosoph bekannte; bis an seinen Tod hat die Art der Heereseinrichtung und der Gewerbe, die Alles umfassende, Alles wie eine Maschine bewegende Selbstherrschaft den freien Schwung der Thätigkeit nicht so begünstigt, wie, soweit sein Szepter reichte, die ungebundene Forschung der Geister nach allen Kräften sich versuchen durfte: eine Bemerkung, welche allerdings einen neuen Widerspruch offenbaret, der seine Wurzel in Friedrich's Scheu vor revoluzionärem, d. h. nicht geschichtlichem Fortschritt hatte, weshalb er auch, seit dem hubertsburger Frieden ununterbrochen gegen die Enzyklopädisten zu Felde lag.

Wir sind auf dieses Zwischenstück von den Ständen gekommen, indem wir, bei der Geschichte des Schul- und Erziehungswesens der Bildungsanstalten für den Adel gedachten.

Friedrich war nicht bloß auf die Vorbereitung der künftigen Offiziere bedacht; auch die schon im Heere dienenden wurden weiter gebildet auf mehrfache Weise. Wie? — Das geben wir mit des Königs eigenen Worten an Fouqué v. J. 1764: „Die gemeinen Soldaten werden im nächsten Jahre eben so gut in Ordnung sein, als vor dem Kriege. Aber die vorzüglichste Aufmerksamkeit richte ich auf die Offiziere. Damit sie künftig im Dienste wachsam werden, und ihre Beurtheilungskraft bilden, lasse ich sie in der Fortifikation unterrichten; und dabei hält man sie zugleich an, über Alles, was sie zu thun haben, nachzudenken. Sie sehen wohl ein, daß es mit dieser Methode nicht allgemein gelingen kann; aber unter der großen Anzahl werden wir doch einige Subjekte und Offiziere bilden, die nicht bloß durch ihr Patent Generale sind, sondern wirklich die dazu nöthigen Eigenschaften haben." — An einem andern Orte sagt der König: „Damit es den Offizieren nicht an Unterricht in der Befestigungskunst fehlte; so hatte der König bei jeder Inspekzion einen Ingenieuroffizier angesetzt, der den jungen Offizieren die Anweisungen ertheilen musste, die ihnen in diesem Punkte mangelten. Nachdem sie die Elemente dieser Kunst gelernt hatten, mussten sie allerlei Werke zeichnen, die der Verschiedenheit des Bodens angemessen waren: sie steckten Läger ab, sie ordneten den Marsch der Kolonnen an, und sie wagten es nicht, auf ihren Planen selbst die Vorposten der Kavallerie zu vergessen. Dies Studium erweiterte die Sphäre ihrer Kenntnisse und lehrte sie im Großen denken; sie entwarfen die Regeln der Lagerkunst und erwarben sich von ihrer Jugend an die Kenntnisse, die ein General besitzen muß.

Zu diesem Unterrichte oder (wie der König ihn in dem Anhange zu dem Reglement v. 1779 nennt) zu diesen Militär-Akademien wurden die fähigsten jungen Offiziere in den Regimentern ausgewählt, deren Kommandörs nämlich alle Jahre eine Konduitenliste einreichen mussten. In solche Liste sollte zugleich gesetzt werden: „ob der Officier ein Säuffer ist, ob er guten Verstand, und einen offenen Kopff hat, oder ob er dum ist." Die so herausgelesenen Offiziere blieben die vier Wintermonathe nach dem Herbstmanöver dienstfrei und lebten dann bloß den Wissenschaften in den Inspekzionshauptstädten der Provinzen. Der König bewies diesem Unterrichte solche Theilnahme, daß er z. B. den Major v. Tempelhoff, welcher in Berlin einen Hauptheil der Offizierstudien leitete, so oft er nach der Residenz kam, mit seinen Zuhörern und mit deren Arbeiten auf das Schloß kommen ließ, wobei, ohne daß die schwäche-

ren wären eingeschüchtert worden, die fähigeren und fleißigeren durch besondere Zufriedenheit ermuntert wurden. Friedrich ließ sich über jeden einzelnen Offizier aus und machte seine Anmerkungen über die Arbeiten.

Auch in den einzelnen Regimentern selbst fand der Offizier zu seiner Fortbildung Gelegenheit. Denn, da man sich durch wissenschaftliche Thätigkeit bei dem Monarchen Gunst erwerben konnte; so fehlte es an mehrseitiger Bestrebung nicht. Theils sorgten die Chefs selbst für den Unterricht ihrer Untergebenen, theils erboten sich die vollständig ausgebildeten Offiziere zu Lehrern ihrer Kameraden. Auch waren, seit dem hubertsburger Frieden, die Feldprediger verpflichtet, wöchentlich wenigstens einige Stunden für die Fahnenjunker des Regiments Vorlesungen über die religiöse Moral und über die Geschichte zu halten.

Besonders merkwürdig dürfte es bleiben, daß Friedrich von diesen, in den Inspekzionen gebildeten jungen Offizieren die talentvollsten nach Potsdam nahm, gleichsam auf die Hoheschule, wo sie durch ihn selbst und unter seinen Augen eingeweiht werden sollten in die höchsten Geheimnisse der Kunst und zu dem ehrenvollen Berufe des Generalquartiermeisterstabes, welcher gleich nach dem Kriege neu eingerichtet wurde.

Um dieses Quartiermeisterkorps immer auf würdigem Fuß zu haben, mussten die nach Potsdam berufenen Offiziere Gegenden aufnehmen, Festungen zeichnen, Dörfer befestigen, Höhen verschanzen, mit Pallisaden verwahrte Gräben aufführen, die Märsche der Kolonnen angeben. „Vornämlich aber, sagt der König, führte man sie an, daß sie selbst alle Moräste und Bäche untersuchten, damit sie nicht aus Nachläßigkeit Missgriffe machten und etwa eine Armee an einen Fluß lehnten, der zu durchwaten ist, oder an einen Morast, durch den die Infanterie waten kann, ohne sich die Knöchel zu benetzen." Diesen Unterricht hat der König fortwährend geistreichen Offizieren ertheilt, da diese Lieblingsbeschäftigung seit dem Frieden die detaillirte Uebung des Ersten Bataillons Garde ersetzte.

Gleich nach dem siebenjährigen Kriege ging der Generaladjutant und Generalquartiermeister Oberst Wilhelm v. Anhalt mit einigen Generalstabsoffizieren, unter welchen sich auch der nachherige G.-L. und Gen.-Quartiermeister v. Geusau befand, auf Reisen: zuerst durch das Braunschweigische und Hessische (um das Kriegestheaterland zu sehen), durch Holland, Brabant und über Frankfurth zurück; dann durch Sachsen, Baireuth, Anspach, Württemberg, die Schweiz, Savoyen, Piemont, Genua, Mailand, Mantua, Venedig, Tyrol, Linz, Wien und über Schlesien zurück.

Diese lebendige Art der Studien in Potsdam machte, daß mehrere der dortigen gelehrten Offiziere die Wissenschaften mit dem erfolgreichsten Eifer trieben: v. Geusau, v. Hertefeldt, v. Knobloch und andere waren fleißige Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek; — mehrere standen mit Ramler und mit ähnlichen namhaften Männern, auch mit entfernten gleichgesinnten Freunden in anregendem Briefwechsel; — der nachherige Gen. v. Boguslawski ist nicht unrühmlich als Dichter bekannt geworden; — der jüngst erst verstorbene Uebersetzer des Lukrez, Major v. Knebel diente bis 1774, zehn Jahre bei dem Regimente des Prinzen von Preußen in Potsdam als Offizier, machte in dieser Zeit mit Ramler, Gleim, Jacobi, Moses Mendelssohn und Nicolai freundschaftliche Verbindungen und konnte dann des Prinzen Konstantin von Weimar Hofmeister werden und Göthe für den dortigen edlen Hof gewinnen.

Aber, wir brechen ab: wie ließe es sich auch ins Einzelne hinein vollständig aufzählen, welche Ernten die Menschheit den Saaten ihrer großen Männer danket!

Indem wir von dem Unterrichtswesen zu den Kirchensachen übergehen; so können wir die Frage nach des Königs eignen (religiösen) Ueberzeugungen nicht vorbeilassen.

Fern von allem Streben, etwas äußerlich zur Schau zu tragen, was er innerlich nicht bekennen oder durch die That bezeugen konnte, hat er die Erforschung dessen, was man seinen Glauben und seine Religion nennen könnte, der Geschichte leicht gemacht. Ja, offen spricht er's selber, 1781, gegen d'Alembert in einem Briefe aus, „daß er mit der Religion niemals dasselbe Dach bewohnt.“ Aber, es wird sich finden, daß Friedrich hier mit dem Worte Religion keinesweges Liebe und Hülfe, die wahre Gottähnlichkeit, sondern Aberglauben und Intoleranz, das wahrhaft Irreligiöse habe bezeichnen wollen, grade wie Schiller seinen Glauben ausspricht, indem er sagt: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst! — Und warum keine? Aus Religion.“

So hat die Menge Friedrich's Leben und Bekenntniß nicht genommen; sondern, weil er nicht kirchlich war, so hat man, ohne Rücksicht auf die unumwunden ausgesprochenen, klaren Ueberzeugungen, welche einer 46jährigen Regierung zum Grunde lagen, wie die Weltgeschichte nicht zum zweiten Male aufzuweisen hat, das Volk in Vorurtheile kommen und verbleiben lassen, nach welchen auch der Protestant dem Katholiken, beide dem Muselman und alle jeder andern Form des Glaubens bedenklich bleiben müssen; und es fehlt bis diesen Augenblick an Solchen

nicht, welche, indem sie den König in ihrem Sinne irreligiös nennen, ihm den ärgsten Tadel anzuhängen billig finden.

Aber, wir bemerken in allen Gebieten der Geschichte, daß die Zionswächter mit Ertheilung von Ehrennamen weniger den kräftigen und großartig wirkenden, als den, dem Priesterdienste zugethanen Fürsten entgegen kommen. „Der Fromme“ und „der Heilige“, selbst „der Große“ heißen im Munde des Dieners der Kirche nicht immer die wahren Helden der Menschheit und — wie einst der große Hohenstaufe Friedrich der Zweite, so ist auch der große Hohenzoller Friedrich der Zweite von Zeloten anrügig befunden worden, während beide die Krone, der Stolz, die Bewunderung der Nachwelt bleiben werden.

Allerdings muß in dem Leben großer Männer den Grundsätzen nachgefragt werden, aus welchen ihre Thaten erwuchsen; denn ohne Einklang zwischen beiden würde uns blinde Absichtslosigkeit zum Aergerniß gereichen. Darum pflegt den wißbegierigen Freunden der Geschichte unsers Königs auch die Frage nach seiner Philosophie und Religion ganz besonders am Herzen zu liegen, obgleich wohl keine andere zwei Begriffe von jeher so schwankend gewesen, als eben die beiden genannten. Von einem vollständigen philosophischen und theologischen Systeme kann bei einem Monarchen die Rede nicht sein, der kein Schulphilosoph, kein Schultheolog gewesen, und also bis zu den letzten Gründen selbstständig nicht vorgedrungen. Vielmehr werden wir es hier mehr zu thun haben mit Friedrichs Ueberzeugungen, nach denen er die Welt angeschaut und sein Leben eingerichtet, um seiner Bestimmung als Mensch und als Landesvater zu genügen. Hier fallen Philosophie und Religion fast zusammen. Denn, da die Philosophie den Weg sucht, welchen die Menschheit zu wandeln hat (indeß ihre Schwester, die Geschichte den Nachweis giebt, wie die Menschheit gewandelt ist); so liegt in ihr wesentlich die Frage nach der Bestimmung der Menschheit, und, indem der einzelne Mensch in der Religion seiner eigenen Bestimmung gemäß leben lernet; so gränzen beide näher zusammen, als man wohl meinet. Der thierisch sinnliche Mensch fragt solcher höheren Bestimmung nicht nach; sein Leben geht rein in Selbstsucht auf. Mit dem ersten Keime der Liebe zu den Brüdern ist die Religion ins Leben getreten. Sie wird gehegt durch äußere Anstalten von den Dienern der Kirche; sie wird gehegt in den Herzen der Menschen, welche selbstständig (als Philosophen?) ihren Weg zum Ziele, zur Gottheit suchen. Nun schildert die Geschichte den großen König als einen so seltenen Menschen und Landesvater, daß man schon dadurch die Ansicht gewinnen dürfte, seine Philosophie und seine Religion können keine schlechten gewesen sein, weil aus solchen, als schlechten Wurzeln, keine so

edle Thaten als Früchte hätten zeitigen können. Noch mehr, Friedrich hatte sich von Jugend auf durch die Bibel, durch die wolffsche Philosophie, durch die griechischen und römischen Klassiker, durch Bayle und Gassendi, durch den Umgang mit allerlei Denkern der ganzen Welt, durch seinen Briefwechsel und durch eigene Schriften am Ende so vielseitig und selbstständig über die dem Menschen wichtigsten Fragen aufgeklärt, daß er mit Bescheidenheit der beschränkten Sphäre unsrer Erkenntniß eben von den transcendentalen und hyperphysischen Fragen sich bewusst war und darum sein Leben im Großen und Ganzen mehr auf das Wirken, und Schaffen, und Sorgen, als auf die Spekulazion gerichtet sein ließ, zufrieden, sich mit sich selbst verständigt, That und Gedanken in Einklang gebracht zu haben. Auf so neidenswerther Höhe gönnt man dann jedem Andern gern auch seine Ueberzeugung; und diese Ansicht der Dinge war die Quelle von Friedrichs religiösem Grundsatze: „die weltliche Regierung mit Kraft emporhalten, jedermann Gewissensfreiheit lassen, stets König sein und nie den Priester machen.“ Und dadurch hat er sich ein so großes Verdienst erworben, nicht um sein Volk allein, sondern auch um die anderen Völker, indem sein Wort und seine That die Fürsten lehrten: die Religion der Bürger als ein Heiligthum zu ehren, Glaubenshaß, die ärgste Ketzerei, zu tilgen.

Dennoch hört das unbefähigte Vorurtheil nicht auf zu schreien: „Ja, er hat doch keine Religion gehabt!“ grade, als ob es auch nur irgend Einen der sogenannten „Allerchristlichsten“ und „Allergläubigsten“, der „Katholischen“ und „Apostolischen“ Könige nennen könnte, welcher frömmer gelebt und regiert, 46 Jahre ganz dem Segen der Welt geweiht.

Es soll hier nicht gerühmt werden, daß jene heillose Rechtgläubigkeit, in deren Gestalt ihm in seiner Jugend das Christenthum aufgedrungen worden war, des Königs kirchlichen Sinn nicht gehegt; daß scheinheilige und verfolgungssüchtige Geistliche ihn mit Vorurtheilen gegen den ganzen ehrenwerthen Stand der Seelsorger als solchen erfüllt und zu allerlei beleidigenden Aeußerungen gegen denselben hingetrieben. Wir dürfen es als bekannt annehmen, daß Friedrich die Theologen in seiner Sprache „Cheker s“, „Mucker“, „Pfaffen“ nannte und ihnen im Allgemeinen gern einen witzigen Streich versetzte, selbst in Kabinetsbescheiden; auch findet sich in seinen Briefen und Gedichten manche muthwillige Stelle ähnlicher Art. Wie man indeß über ein solches Benehmen urtheilen mag; so weit wird man doch wohl nicht gehen dürfen, aus demselben frischweg des Königs Glauben an Gott, an Unsterblichkeit, an den sittlichen Werth des Christenthums zweifelhaft machen zu wollen.

Wer noch ferner ohne Beweis sagen wollte, daß Friedrich orthodoxe Generale z. B. gehänselt: der würde sich ganz außer unserm Bereiche bewegen. Wie oft ist nicht ein solcher Schwank (auch noch in Fouqué's Leben von dessen Enkel) in Bezug auf den G.-L. Grafen von Schmettau erzählt worden; und doch sagt der Hauptmann Graf von Schmettau, welcher wahrlich Friedrich's Lobredner nicht sein wollte, in dem Leben seines Vaters: „Auch diese religiöse Denkungsart verbarg er seinem Könige nicht, und manche Unterredung fiel deshalb zwischen beiden vor. Obgleich der König alsdann seine Gründe gegen eine solche Ueberzeugung sämmtlich anführte; so spottete er doch nie darüber, ja er beschloß das Gespräch bisweilen mit der Aeußerung: Schmettau sei um eines solchen Glaubens willen für glücklich zu achten, und er, der König, wünsche das Gleiche sich selbst geben zu können." Eben so steht es mit dem frommen General von Gellert, es mag nun Schmettau oder Zieten, oder wer sonst darunter gemeint sein. Aber man hat Anekdote auf Anekdote gehäuft, um den König als irreligiös darzustellen, ohne zu bedenken, daß man sich in einer Verwirrung der Begriffe befunden, indem man äußere und innere Religion vermengt: Kirchlichkeit und Mitmachen der Gebräuche von der einen, und wahre Frömmigkeit, d. h. ein Leben, welches der Welt frommt, nach Außen, wie nach Innen beseligend wirkt; und diese muß dem Könige allerdings zuerkannt werden, während er auf die Schaale der Aeußerlichkeit gern, und wir mit ihm, verzichtet, ohne damit zu sagen, daß alle Kirchlichkeit überhaupt unnütz sei.

Seit dem Jahre 1736, wo Friedrich mit Suhm und mit Voltaire schriftlich, dann mit den Predigern Beausobre und Achard mündlich über religiöse Gegenstände sich unterhielt, bis an das Ende seines Lebens sind Untersuchungen über das Unendliche seinem Herzen theuer, der Klarheit seines Geistes willkommen geblieben. Abgesehen von seinen schwachen metaphysischen Versuchen, namentlich im schriftlichen Verkehr mit d'Alembert, hat er das Dasein Gottes, als eines geistigen und vollkommenen Urhebers der Welt, nicht nur mit voller inniger Ueberzeugung geglaubt, sondern selbst mit Eifer vertheidigt; in reiner Sittlichkeit hat er den freudigen Genuß des Lebens aufgesucht; mit dem Troste der Fortdauer hat er sich und Andere beruhigt und erhoben, und den Werth des Christenthums hat er mit beredter Feder gegen Verunglimpfungen in Schutz genommen; ja — protestantisch hat er sich selbst nicht ohne (nothgedrungenes?) Vorurtheil gegen seine katholischen Unterthanen bewiesen.

Daß sein Glaube schwach sei, und durch gute Gründe und haltbare Beweise gestützt sein wolle, schrieb er schon an Achard und an Camas: „der lebendige Glaube ist nicht mein hervorragendes Verdienst;

aber die christliche Moral ist nichts desto weniger die Regel meines Lebens!" Und das gilt in Christus Augen doch auch etwas, wie die schönen Stellen der Bergpredigt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" und es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr! sagen, in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel," noch einiges Gewicht haben. Danach dürfte leicht der beste Mensch die beste Religion haben und derjenige Gott am reinsten verehren, der ihm am eifrigsten nachahmt. Als Regent hat Friedrich „Gutes thun und nicht müde werden" sich zum Gesetz gemacht und mit solcher Konfession entfernt er sich eben auch nicht sehr von der Kirche, der auch seine theoretischen Ueberzeugungen näher stehen, als mancher, dem es an der nöthigen Kenntniß fehlt, glauben mag.

Die früheste Stelle, in der Friedrich umständlich seinen Glauben an Gott ausspricht, ist der schöne Brief an Beausobre vom 30. Januar 1737; wir berühren ihn aber nicht weiter, da der acht Tage später abgefasste Brief an Voltaire gleichen Inhalts ist: „Wir suchen umsonst das, was unser Fassungsvermögen übersteigt, zu begreifen; und in dieser Welt voll Unwissenheit gilt die wahrscheinlichste Vermuthung für das beste System. Das meinige besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, mildere und erleichtere; alles Uebrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe." — Den 26. Dez. 1737 an Denselben: „Ihre metaphysische Abhandlung über die Freiheit habe ich erhalten. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich nicht ganz Ihrer Meinung bin. Ich gründe mein System darauf, daß man nicht aus freien Stücken auf Kenntnisse Verzicht thun muß, die sich durch das Philosophiren erwerben lassen. Dies vorausgesetzt, gebe ich mir Mühe, Gott insoweit kennen zu lernen, als ich kann; und hierin ist mir die Analogie sehr behülflich. Ich sehe erstlich, daß der Schöpfer weise und mächtig sein muß. Vermöge seiner Weisheit hat er in seinem unendlichen Verstande den Plan der Welt gedacht und vermöge seiner Allmacht ihn ausgeführt." — „Wenn also Gott die Umstände nach seinem Willen lenkt; so lenkt und regiert er auch die Menschen; und dieses Prinzip ist die Basis und gleichsam die Grundlage des Systems von der göttlichen Vorsehung, das mir den edelsten, höchsten und erhabensten Begriff beibringt, den ein so beschränktes Geschöpf, wie

der Mensch, von einem so unermesslichen Wesen, wie der Schöpfer, sich machen kann." — Den 16. August 1737 schickt der Kronprinz an Voltaire eine Ode „Lob der Güte Gottes;" auch dem Briefe an Suhm, vom 26. Nov. 1737, ist eine schöne Ode „An Gott" beigelegt. Im Antimacchiavell steht: „Die Religion selbst, diese reinste Quelle aller unsrer Güter, wird oft, durch einen sehr beklagenswerthen Missbrauch, der Ursprung unsrer Uebel;" — in der Abhandlung über die Sitten und Gebräuche: „Die Pietisten, welche sich in Alles mengen, erlangten unter Friedrich Wilhelm dem Ersten Antheil an der Leitung der Universitäten: sie verfolgten die Vernunft und die Philosophen auf denselben; Wolff wurde verbannt, weil er die Beweise für das Dasein Gottes mit bewundernswürdiger Ordnung dargelegt." — Von dem großen Kurfürsten heißt es in den brandenburgischen Denkwürdigkeiten: „Die Vorsehung habe ihm alle Gelegenheit zur Entwickelung der Eigenschaften, die einen großen Mann bilden, verschafft." — Den 10. Nov. 1749 an Darget, seinen Sekretär, als der ihm den Tod seiner Gattinn gemeldet hatte: „Die Begebenheiten liegen über uns und wir sündigen, wenn wir als Philosophen gegen die Gesetze der Natur, als Christen gegen den Willen der Vorsicht murren."

In dem Codex Fridericianus beschwört der König die Richter: so nach ihrem Gewissen zu leben, wie sie es „vor dem gerechten Richterstuhl Gottes verantworten können."

In der Epistel an Maupertuis spricht der König seine Ueberzeugung von einer allgemeinen Vorsehung Gottes aus; die spezielle fasste er nicht und an d'Argens schreibt er, 1762: „Ich überlasse mich dem Geschicke, das die Welt nach seinem Belieben leitet. Politiker und Krieger sind zuletzt nur Drahtpuppen der Vorsehung; nothwendige Werkzeuge einer unsichtbaren Hand, handeln wir, ohne zu wissen, was wir thun; und nur allzuoft ist das Erzeugniß unsrer Mühen das offenbare Gegentheil von dem, was wir gehofft haben. Ich lasse also die Dinge gehen, wie es Gott gefällt, und benutze vortheilhafte Umstände, wenn sie sich darbieten."

An meine Schwester von Braunschweig, 1765:

„So macht das Alter düster, mürrisch denn
Mich nicht; mein Wunsch ist klein, mir gnügt die Huld,
Die auch auf mich des Himmels Gnade strömt."

Folgendes ist aus des Königs Epistel an d'Alembert, 1773:

„Nein, ein Tyrann ist nicht der Gott,
Vor dem mein Herz sich niederwirft;
Der meinige verdient ein Opfer der Vernunft.
Die Erde zeigt, der Himmel preist ihn mir,

In Allem spricht bestimmter Zweck für ihn:
Verdauung wurde mir ertheilt,
Ein Nahrungssaft frischt meinen Körper auf
Und längert meines Lebens Zeit.
Das Auge schuf mir Gott zum Sehen,
Das Ohr, damit ich hören soll;
Den Fuß, daß er mich trägt,
Den Arm, daß er mich schützt;
Und hab' ich Geist, so muß er des, der ihn mir gab
In größ'rer Fülle sein, als jedes Sterblichen.
Wer schenkt mir das, was er nicht selber hat? —
Sieh, deshalb bet' ich eine tiefste Grundkraft an!
Kopernikus, und großer Newton du;
Ihr Weisen Galliens, ihr habt errathen
Das Gesetz, nach dem das Weltall sich bewegt,
Die Sterne geh'n in nie verrücktem Laufe fort!
Kann auch von bloßem Ungefähr, voll Wechsel und voll Unbestand,
Beschirmt sein dieses ewige Gesetz,
Das so viel Welten auf einmal
Im Schweben hält und weiter eilen läßt!
So laß uns denn gestehen:
Ein Wesen voller Weisheit lenkt das Rad,
Das dieses Schauspiel voller Pracht bewirkt;
Doch ist es Pflicht, daß es mein Herz verehrt
Und nicht es zu ergründen sucht."

Was wir eben als dichterischen Herzenserguß gelesen, findet sich schon, seinem ganzen Inhalte nach, als Ergebniß der Vernunftbetrachtung in dem „Versuche über die Selbstliebe," 1770, ausgesprochen: „Das Endliche, heißt es da, kann das Unendliche nicht begreifen; folglich sind wir nicht im Stande, uns eine genaue Idee von der Gottheit zu machen; wir können uns bloß von ihrem Dasein überzeugen, und das ist Alles. Wie kann man von einer groben Seele verlangen, daß sie ein Wesen, welches sie auf keine Art erkennen kann, lieben soll? Es sei uns genug, in der Stille anzubeten, und unsern Herzen keine andere Bewegungen zu gestatten, als die Empfindungen der allerdemüthigsten Erkenntlichkeit gegen das Wesen aller Wesen, in welchem und durch welches alle andere Wesen ihre Wirklichkeit erhalten haben."

In der Unterredung mit Sulzer, 1777, sagte der König unter Andern, daß man in dem Unsinn so weit gegangen, „einen Gott anzunehmen, der einen zweiten hervorgebracht, welche zusammen einen dritten gemacht." Sulzer erwiderte: daß gegenwärtig die vornehmsten Theologen, besonders einige der angesehensten Geistlichen in Berlin, dergleichen abgeschmacktes Zeug nicht mehr vorbringen, daß überhaupt die christliche Lehre, so wie sie jetzt von den im größten Rufe stehenden Predigern in Berlin vorgetragen werde, eine ganz andere Gestalt habe, als sie zu den Zeiten, da Se. Maj. in der Religion unter-

richtet worden, gehabt. Unter Andern bemerkte er auch, daß der Probst Spalding ein eigenes, mit großem Beifall aufgenommenes Werk (Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts) geschrieben habe, worin er den Geistlichen die stolze Vorstellung, daß sie unmittelbar einen göttlichen Beruf als Priester Gottes hätten, zu benehmen suche, und ihnen vorstelle, daß ihr Beruf, als bloß praktisch betrachtet, dem zufolge sie das Volk über alle Pflichten unterrichten und zu Befolgung derselben ermahnen sollten, edel genug sei; worauf der König sagte: „„Das ist sehr gut, und ich bin der erste, es zu achten."" Se. Maj. setzten hinzu: „„Die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Berufe sei eben so ungereimt, als das Vorgeben, womit man den Souverainen schmeichle, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien." Hier sagte der König in einem sehr ernsthaften und nachdrücklichen Tone: „„Sieht Er, wenn es mir gelänge, alle meine Unterthanen vollkommen glücklich zu machen, so würde ich nur auf einen sehr kleinen Theil der Erde gewirkt haben, welche nur ein unendlich kleiner Theil des Weltalls ist. Wie könnte ich es wagen, mich mit dem Wesen zu vergleichen, welches dies unermessliche Universum regiert und in Ordnung hält!""

An das Oberkonsistorium und an den Weihbischof v. Rothkirch in Breslau erließ der König, 1783, den Befehl, die Verfügung zu treffen: „daß die gemeinen Leute, wenn sie Bittschriften zu überreichen haben, oder aber auch bei anderer Gelegenheit, vor Höchstdenselben nicht mehr auf die Erde niederfallen sollten (denn das könnten sie wohl vor Gott thun); und wenn sie was abzugeben hätten, so könnten sie das so thun, ohne dabei niederzufallen."

Noch ist ein Punkt zu berühren, weil auch in demselben die träge Menge leichtgläubig den blinden oder falschen Führern nachgetreten. Der Prediger Formey nämlich, und Andere, bis auf die jüngste Zeit herab, welche Friedrich, ohne Rücksicht auf sein Leben und auf seine Ueberzeugungen (in arger Begriffsverdrehung bei der Vergleichung mit sich selbst), nur den Irreligiösen nennen, stellen die Sache so dar, als ob er in jüngeren Jahren sich von Duhan, in späteren von Voltaire, d'Alembert, d'Argens nur so habe gängeln lassen in metaphysischen und religiösen Dingen. Wer nun aber des großen Mannes Karakter näher kennt aus den Quellen, wer Friedrichs Briefwechsel mit allen seinen Freunden gelesen hat, dem dürfen wir es nicht weiter sagen, wie unabhängig der König sehr früh seinen eigenen Weg in Ueberzeugungen und Handlungen zu gehen angefangen, und daß vom Nachtreten in der Erkenntniß bei ihm nie die Rede sein kann. Die zunächstfolgenden Anführungen bezwecken durchaus

keine Rechtfertigung der Franzosen, sondern sie sprechen es nur urkundlich aus, daß Friedrich sammt seinen Umgangsgenossen, weit entfernt von allem Kampfe gegen die Religion, nur gegen den Aberglauben und gegen die grausamen Folgen desselben zu Felde gezogen.

Marquis d'Argens verficht in seiner besten Schrift: „Die Philosophie der gesunden Vernunft" die positive Religion; auch hing er lebenslang (gleich mehreren andern Freunden und Umgangsgenossen des Königs) mit Aufrichtigkeit dem katholischen Kirchenglauben an, mit dessen Sakramenten er auch gestorben ist.

d'Alembert schreibt im Januar 1763 an Voltaire: „Nun siegt der König von Preußen doch und ich denke wie Sie, als Franzose und als denkendes Wesen, daß dies ein großes Glück für Frankreich und für die Philosophie ist; diese Oesterreicher sind unverschämte Kapuziner, die uns hassen und verachten, und die ich sammt dem Aberglauben, den sie hegen, vernichtet sehen möchte: ich spreche, wie Sie, vom Aberglauben, nicht von der christlichen Religion, die ich, wie ihren göttlichen Stifter verehre."

In den Denkwürdigkeiten aus Voltaire's Leben (angeblich) von ihm selbst geschrieben, steht: „Es ist wohl nie an einem Orte mit mehr Freiheit von dem Aberglauben der Menschen geredet worden, als bei Friedrichs Abendtafel, und er ist wohl niemals lustiger und verächtlicher behandelt worden. Gott wurde verehret."

Voltaire schreibt an Friedrich, 1752: „Sire, Ihr Pedant in Punkten und Kommaten, und ihr Schüler in der Philosophie und Sittenlehre, hat Ihren Unterricht benutzt und legt die „Natürliche Religion," die allein eines denkenden Wesens würdig ist, zu Ihren Füßen; geruhen Sie, dies Werk mit Aufmerksamkeit zu lesen, welches zum Theil die Ausführung Ihrer Ideen ist, und zum Theil die der Beispiele, welche Sie der Welt geben."

Derselbe sagt, 1769, in einem Briefe an den König: „Die wahre Religion, die wahre Frömmigkeit, die wahre Weisheit ist: Gott, als den gemeinschaftlichen Vater aller Menschen, ohne Unterschied, anzubeten und wohlthätig zu sein." Um dieselbe Zeit bittet Voltaire den König, seine „schöne" Abhandlung gegen Holbach in Druck zu geben: „Der Atheismus, sagt er, kann nie Gutes bringen, und der Aberglaube hat unendliche Uebel erzeugt: retten Sie uns vor diesen beiden Abgründen; kann Einer der Welt diesen Dienst leisten, so sind Sie es." — Auf denselben Anlaß schreibt Voltaire: „Wenn Ew. Maj. mir Ihre Befehle geben wollen; so wird die Huldigung, welche der Philosoph von Sans-Souci der Gottheit bringt den Menschen Segen schaffen: der König der Deisten

wird die Atheisten und die Fanatiker zusammt verwirren und nichts kann eine bessre Wirkung haben."

Sehr genau giebt Voltaire auch sein Glaubensbekenntniß in zwei Briefen, aus den Jahren 1770 und 71, an den Prinzen von Preußen, der, im Geiste seines ehemaligen Lehrers Beguelin, ihm gedankt hatte für das Bemühen gegen den Aberglauben, für die Toleranz und für die Widerlegung des Systems der Natur; aber auch zu wissen begehrt hatte, ob er nicht, bei fortschreitenden Jahren, seine Ansichten von der Natur der Seele geändert habe? — „Gott und Freiheit," sagte Voltaire, als er, an der Grabespforte, seine Hände auf das Haupt von Franklin's Enkel segnend legte.

Friedrich sagt, sein Glaube sei schwach; aber die christliche Moral sei nichts destoweniger die Regel seines Lebens. Also werden wir, da auch die Schrift ausdrücklich sagt: „das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten" — neben des Königs (schwachen) Glauben, seine (starke) Sittenlehre stellen müssen, welche wahre Lebensweisheit ist, an deren Spitze froher Genuß des Daseins steht, und Traurigkeit als Thorheit gilt. „Ich arbeite, sagt der König, überschwänglich und ich vergnüge mich, so viel ich kann." — Aber, ferne bleiben die gemeinen Lustbarkeiten niedrer Seelen; er arbeitet um zu leben, weil Müßiggang dem Tode ähnlich sei: und, wenn die Pflicht erfüllt ist, taucht er sich ganz in die Wissenschaften, die einzige wahre Nahrung seines Geistes, das einzige Vergnügen, welches solcher Wesen würdig ist, die einiges Anrecht an die Vernunft behaupten wollen. — Edelsinn und bewährte Freundschaft, Alles was die Menschheit ehrt und der Gottheit nähert, findet in Friedrich's Seele Anklang und begeistrungsvolle Zustimmung: mit Enthusiasmus singt er Lelius, Cato, Epiktet, besonders Mark Aurel, und alle die Heroen, in welchen sich unsre Divinität erquicklich und erhebend spiegeln kann, wie in ihm selber, den wir froh genießen, ganz dem Dienst des Vaterlandes leben sahen — und der ohne Scheu und Sorge der Verklärung jeden Augenblick entgegen blickte und des Fortschritts der Menschheit im Guten sicher war.

Ueber Gott und Tugend sprechen Friedrich's Werke nur die kühnste Zuversicht und Ueberzeugung aus. Andre Fragen standen nicht so unerschütterlich in seiner Seele, daß er nicht bisweilen hätte Zweifel und Bedenken haben sollen; aber, er rang nach Licht, nach Gewißheit; denn sie waren ihm theuer. Dieses, wir könnten sagen religiöse Streben nach Klarheit, nach Ruhe (denn ohne jene ist auch diese nicht) hat man häufig übersehen, statt es ehrend hervorzuheben, und an das „Prüfet Alles!" des Apostels zu denken. Ja, man hat sich an den poetischen und prosai-

schen Ausbrüchen schmerzvollen Zweifelns genügen lassen, um dem Könige den Glauben an Fortdauer z. B. ganz abzusprechen. Obenan ist in dieser Hinsicht immer gestellt worden die Epistel an Keith, veranlasst durch den Tod des Marschalls von Sachsen. Dieser berühmte Mann war 1728 in Dresden auf Urlaub als französischer Generalmajor, kam auch im Mai dieses Jahres mit nach Berlin. Seitdem stand Friedrich mit ihm in innigen Verhältnissen. Die Zusammenkunft in Prag, 1742, veranlasste Beide zu einem Briefwechsel, und über seine glücklichen Erfolge im österreichischen Erbfolgekriege machte er dem Könige die willkommensten Mittheilungen. Im Juli 1749 wurde Moritz als französischer Marschall in Potsdam außerordentlich empfangen, mit Geschenken, Festen und Manövern. Dieser herrliche Mann war nun auf seinem Schlosse Chambord, 1750 im November, gestorben. Groß war Friedrich's Schmerz, der sich in der Elegie an Keith ausspricht, leidenschaftlich, wie der Schmerz pflegt und daher zweifelnd. Hier genügt es, den Schluß der schönen Poesie mitzutheilen:

„Der Gleichmuth führe denn, o Keith! uns jene Bahn
Der Millionen, die auf Erden
Vor uns gelebt. Auch wir gehn nur voran
Den Millionen, die noch nach uns leben werden.
Schon traten wir mit trauernden Gebärden
An manches Freundes Sarg. Mit gleichem Schmerze nahn
Verlass'ne Liebende sich unserm Sarkophage,
Einst Gegenstände selbst der spätern gleichen Klage.

Nur Heuchler jagen in dem schlechten
Gewühl von Hoffnung und von trüber Furcht nach Licht.
Selbstsüchtige! Ihr kennt die wahre Tugend nicht;
Ihr wollt mit Paradies und Hölle rechten;
Ihr wollt nur Lohn. Euch leitet keine Pflicht;
Ihr dämpft nur, weil Euch Teufel strafen möchten,
In schwarzer Brust der Laster regen Trieb,
Und überredet Euch, die Tugend sei Euch lieb.

Nie hat ein edler Mann gefragt, ob and're Welten,
Die Tugend, der er folgt, vergelten,
Ob sie dem Laster, das er fliehet, drohn.
Er findet in sich selbst den reinsten, höchsten Lohn.
Und mag auch immerhin ihn einen Thoren schelten,
Der groben Sinnlichkeit, des Wucher's list'ger Hohn;
Das Gute thut er, um des Guten willen,
Nicht um die nied're Gier der Selbstsucht nur zu stillen.

Er hasst das Laster, das sich selbst am Herzen frisst;
Er liebt die Tugend, weil sie liebenswürdig ist;
Er übt, der Wahrheit treu, mit Kraft und Ernst das Gute,
Was der Gesellschaft nützt; er beut mit heiterm Muthe
Die Hand dem Tod, der ihn als Freund begrüßt,
Der nicht mit des Gewissens Dornenruthe
Ihn peinigt; und er weiß, er wird unsterblich sein
In Wirkungen, die sich an seine Thaten reih'n.

Dies ist die einzige und wahre
Unsterblichkeit, die nie der Tod zerstört.
Was man von einer andern hört,
Kommt hier auf Erden nie in's Klare.
Zu unserm Glück genügt, was die Moral uns lehrt.
Die Zeit ist nah, wo an dem Hochaltare
In jedem Tempel nur der gold'ne Spruch erscheint:
In seinen Werken lebt der wahre Menschenfreund.

O sanftes Licht, mit dem die Sonne Abschied nimmt
Vom Erdball, wenn noch ihre Abendstrahlen
Den Horizont in Westen herrlich mahlen!
So stirbt der Menschenfreund! Sein Lebenslicht verglimmt,
Er blickt zurück, versöhnt mit allen Qualen,
Die er durchlief. Sein letzter Seufzer schwimmt
Der Nachwelt zu: Einst größer wird auf Erden
Der Tugend Macht, das Glück der Menschheit werden!"

Das ist der Schluß jener so viel gerügten Dichtung. Wir dächten, mit solchem Zweifler, der leider des jenseitigen Lebens nicht gewiß ist, und der doch von so hohem Tugendeifer beseelt wird, ließe sich's zur Noth zufrieden sein! — Aber, sagt man, der König hat sich über die Fortdauer nach dem Tode noch weit auffallender geäußert. Wir wollen auch darüber berichten. Friedrich fand viel Vergnügen daran, über die Unsterblichkeit der Seele zu sprechen. Dieser Gegenstand war einer von denen, auf welche er gern die Rede brachte, wenn er etwa einen Gelehrten, der ihm vorgestellt wurde, prüfen wollte. „Es war indeß gefährlich, hierüber anderer Meinung zu sein, als er, und sie weitläuftig zu unterstützen. Er verlor bald die Geduld, und wusste dann seine Gegner durch einen überraschenden, nicht immer verbindlichen Einfall niederzuschlagen." Einst führte ihm ein Mitglied der Akademie eine lange Reihe von Gründen für die Fortdauer der Seele an; aber — „wie," rief Friedrich, Er will unsterblich sein? was hat er denn gethan, das zu verdienen?" — Auch schreibt er einmal, 1780, an d'Alembert, daß er keinen Begriff von einer unsterblichen Seele habe.

Indeß, derselbe Zweifler (und wer hätte nie gezweifelt?) hat in allen Lebensaltern auch sehr gläubige Zustände gehabt. Nach dem Tode der Markgräfinn von Baireuth schrieb der tiefgebeugte König ihrem Manne: „Nach diesem schrecklichen Verluste ist mir das Leben verhaßter, als jemals, und ich werde keinen glücklichen Augenblick mehr haben, außer dann, wann ich mit Der wieder vereint werde, die das Licht nicht mehr sieht!"

Ganz denselben Gedanken spricht er, im Dezember 1758, in der Epistel an Lord Marishal aus:

„Beglückt, wer, von dem Joch Fortunens frei,
In seinem Dunkel ruhig, unbekannt,
Sich härmen, und in Freiheit weinen darf!
Wann brech' ich meine gold'nen Fesseln! Wann
Entflieh' ich diesem Unglücksaufenthalt,
Und rufe schnell den Augenblick herbei —
Er ist für meinen Schmerz so süß — der mich,
Erhab'ne Schwester, wieder Dir vereint!
Dann sind die Götter unsern Schatten hold;
Wir fürchten bei den glücklichen Bewohnern
Elysiums das Schicksal länger nicht,
Das sie nicht stören kann, und geben uns
Für all' die Uebel, die wir litten, Trost.
In Frieden knüpfen uns're Herzen dann,
Von Flammen, die unsterblich sind, durchglüht,
Der Freundschaft heiligen Gesetzen treu,
Noch fester unsern Liebesbund. — Doch, ach!"

(so nahe sehen wir den Gläubigen hier neben dem Zweifler stehen!)

„Mein Geist verirrt sich! Welche Täuschung stellt
Das Trugbild jener Gegenden nur da:
Im Schlaf beherrschet unsre starren Sinne
Der bald entfloh'ne Traum, der leicht verführt;
Der Wahrheit Ernst scheucht beim Erwachen ihn.
Ja, die Vernunft zerstört mit wahrem Glanz
Das süße Traumbild von Unsterblichkeit." —

Die Epistel an d'Alembert vom April 1773, in welchem der Freund dem Freunde ein Bekenntniß seiner Ueberzeugungen giebt, schließt:

„Ich habe meine Tage der Philosophie geweiht;
Ich lasse alle Freuden der Unschuld dieses Lebens zu,
Und, da ich meiner Laufbahn Ziel sich nahen sehe:
Genieße, ohne vor der Zukunft mich zu fürchten, der Gegenwart.
Welch Schreckbild ist auch nach dem Tode fürchterlich?
Wenn Leib und Geist denselben Untergang erleiden,
So kehr' ich in der Erde Schooß zurück und mische mich mit ihr;
Wenn aber sich ein Funke meines Geist's dem Tod entzieht,
So find' ich Zuflucht in den Armen meines Gottes."
(S'il échappe au trépas un reste de mon feu,
Je me refugirai dans les bras de mon Dieu.)

Als d'Alembert über den Tod seiner Freundinn de l'Espinasse untröstlich war, schrieb Friedrich ihm, 1776: „Unsere Vernunft ist zu schwach, um den Schmerz einer tödtlichen Wunde zu überwinden; Etwas muß man der Natur nachgeben, und vorzüglich muß man es sich sagen, daß bei Ihrem Alter, sowie bei dem meinigen, man sich eher trösten muß, weil wir nicht lange zögern werden, uns mit den Gegenständen unsrer Klagen wieder zu vereinigen." — Darauf antwortete d'Alembert: „Alle meine Freunde suchen, wie Sie, zu trösten; aber keiner weiß, so wie Sie,

die eines Freundes und eines Weisen so würdigen Worte hinzuzusetzen: „„Daß unsere Vernunft zu schwach ist, den Schmerz einer tödtlichen Wunde zu überwinden, daß man der Natur etwas nachgeben und hauptsächlich zu sich selbst sagen müsse: daß wir uns in den Jahren, in denen wir beide uns befinden, nach kurzer Zeit wieder mit den Gegenständen unsrer Klagen vereinigen werden."" „Ach, Sire, das ist die einzige Hoffnung, die mich tröstet, oder vielmehr, die mich in den Stand setzen wird, die wenigen, mir noch übrigen Tage meines Lebens zu ertragen."

An d'Alembert, im März 1780: „Was meine Gesundheit betrifft; so werden Sie natürlicherweise selbst vermuthen, daß ich bei 68 Jahren die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen" („et me préparent à quitter l'étui usé de mon ame.")

Auch folgendes, nicht lange vor seinem Tode geschriebene Gedicht ist ein merkwürdiges Zeugniß, wie fast ängstlich der König geforscht und Wahrheit gesucht, um mit dem Troste der persönlichen Fortdauer sich und Andere aufzurichten:

„Woher? Wo? Wohin?

Woher kam ich? Wo bin ich? Und wohin
Werd ich einst gehn? Es ist mir unbekannt.
Montaigne fragte sich: Was weiß ich denn?
Und hier sagt auch der größte Theolog
Ganz ohne Dünkel wohl nur eben das.
Indessen, welch ein Ort nimmt einst mich auf?
Geworfen ward ich gestern in die Welt;
Sollt' ich darin nun wohl nothwendig sein?
Es ist ein Wesen da, und war es stets;
Es bleibt, sei es nun Körper oder Geist:
Und dieser Lehre widerspricht kein Mensch.

Doch ich — ich Armer, nur so eng beschränkt,
Den Alles um ihn her in Staunen setzt,
Und sichtbar überzeugt, er wisse Nichts —
Ich fühle bei dem Allen, denke, will,
Und wähle mir im Handeln einen Zweck.
Und wähntet Ihr nun, der Allmächtige,
Der Allem, der auch mir das Dasein gab,
Der habe keinen Willen, keinen Zweck,
Indeß er mir die Denkkraft doch verlieh?
Was er mir zugetheilt, das fehl' ihm selbst? —

Allein das Uebel, das so mannigfach
Die Körper- und die Geisterwelt bedrückt —
Erwidert Ihr — die Pest, der Krieg, der Durst,
Der Hunger und das Podagra, der Stein,



Sie schaffen doch so oft dem Menschen Qual.
Sind Hagel, Blitz, ein tausendfaches Gift,
Die Stürme, Wirbelwinde, der Vulkan,
Und Alles, was so furchtbar, menschenleer
Die Erde macht — sind das Geschenke wohl,
So wie ein Vater sie den Kindern giebt?

O, stolzer Mensch! empöretes Atom!
Des Himmels hohe Weisheit klagst du an?
Erkenne, daß dein Geist so schwach nur ist!
Daß deine Neubegier gezähmet sei,
Gab diese Schranken dir der Ewige.

Er will vielleicht, daß diese Dunkelheit
Beschäme die Vernunft, die stolz schon ist,
Daß ihr ein Strahl vom Licht zum Führer ward,
Der ihr bisweilen wohl die Wahrheit wies.
Allein es fehlet noch an deinem Glück,
Daß er vor deinen schwachen Augen dir
Des ganzen Weltalls Plan enthüllen muß.
Wenn du den Rathschluß Gottes preisen sollst,
So muß entdeckt dir sein Geheimniß sein.

Was ist des Uebels Quelle? Ach! je mehr,
Je mehr ich forschen mag, je mehr verhüllt
Sein Ursprung sich vor mir. — Was lehret dies?
Sonst nichts, als daß mein Geist beschränkt und eng
In seiner Sphäre ist. — Doch, dächt' ich wohl,
Der blinde Staub sei jeder Wirkung Grund?
Dies widerstreitet der Vernunft in mir.
Erklärbar ist das nicht, und dies nicht ungereimt;
Zwei Klippen hemmen mich in meinem Lauf,
Ich muß nun wählen. Ungereimtheit ist
Unglaublich auch; so bleib' ich bei der Schwierigkeit,
Und lasse gern die Ungereimtheit Euch."

Aehnliche Herzensergießungen finden sich in Friedrichs Briefen und Gedichten in Menge: alle geben die Gewißheit, daß Friedrich, indem er christlich lebte, redlich nach der Wahrheit forschte; daß er im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, in der Zuversicht auf Gottes Güte Ruhe fand.

Von dem Christenthum hat Friedrich niemals anders als mit Hochachtung gesprochen; in der Lobschrift auf seinen Lehrer Duhan sagt er: „er starb mit dem Muthe eines Philosophen und mit der Frömmigkeit eines Christen"; und in dem Leben seines Vaters: Friedrich Wilhelm sei mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen gestorben. — Das Oberkonsistorium sollte, nach seiner Instrukzion, dahin sehen, „daß das Wort Gottes von den Geistlichen rein und lauter gepredigt werde." — In der Vorrede zu Fleury's Kirchengeschichte im Auszuge schreibt der König dem Christenthume eine vortreffliche, heilige Moral und eine Gottesverehrung nach den Grundsätzen der Vernunftreligion zu. An Voltaire schreibt er,

1767, über sich selbst, eben als Vorredner zu Fleury's Kirchengeschichte im Auszuge: der Verfasser der Vorrede habe Recht, indem er behaupte, das Werk der Menschen enthülle sich in der ganzen Aufführung der Priester, welche diese (an sich heilige) Religion von Konzil zu Konzil verunstaltet.

So an allen Orten, wo Friedrich seine Ueberzeugung auszusprechen Anlaß findet. Aber, er hat sich selbst als Vertheidiger des Christenthums versucht, indem er gegen des hannöverischen Barons v. Holbach atheistisches System der Natur schrieb. In dem Briefe, mit welchem der König, 1770, seine kritische Prüfung dieses Systems an d'Alembert sandte, heißt es: „Nach einem so aufrichtigen Geständniß werden Sie nicht sagen, daß Vorurtheile der Kindheit mich bewogen haben, die Vertheidigung der christlichen Religion gegen jenen schwärmerischen Philosophen zu übernehmen, der sie mit so vieler Feindseligkeit verunglimpft." In der Abhandlung selbst aber heißt es: „Wie kann der Baron v. Holbach mit Wahrheit sagen, die christliche Religion sei Ursach an den Uebeln des menschlichen Geschlechts? Er hätte, um sich richtiger auszudrucken, sagen sollen, Stolz und Eigennutz der Menschen gebrauchen diese Religion zum Vorwande, die Welt zu beunruhigen und ihre eigenen Leidenschaften zu befriedigen." — „Wäre auch in dem ganzen Evangelium nur das einzige Gebot: „„Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch;"" so müsste man doch gestehen, daß auch diese wenigen Worte die Quintessenz der ganzen christlichen Sittenlehre in sich begreifen. Hat nicht Jesus in seiner herrlichen Bergpredigt Verzeihung für Beleidigungen, Liebe und Menschlichkeit gepredigt? Man sollte auch auf das Gesetz, nicht auf den Missbrauch desselben zurückgehen und nicht die Vorschrift mit der Ausübung verwechseln, noch die wahre christliche Moral mit der, welche die Pfaffen herabgewürdigt haben." Und drei Seiten weiter steht ein Wort, welches absichtlich gegen die Lehre vom Ungefähr zu Felde zieht: „Wenn wir die Lehre vom Fatalismus zulassen; so giebt es weder Moral, noch Tugend weiter; das ganze Gebäude der Gesellschaft stürzt zusammen."

Auch gegen den pariser Parlamentsadvokaten du Marsais erhob Friedrich seine Feder. Derselbe hatte, 1769, einen Versuch über die Vorurtheile ebenfalls gegen Altar und Thron gerichtet, wenn gleich nicht so entschieden, wie die holbachsche Schreiberei. Da verfasste der König seine Prüfung des Versuchs über die Vorurtheile. „Während meiner Genesung, sagt er in einem Briefe an d'Alembert, war das erste Buch, welches mir in die Hände fiel, ein Versuch über die Vorurtheile. Dieses Buch entriß mich der Unthätigkeit, in welcher mich

der Verlust meiner Kräfte hielt, und da über viele Gegenstände meine Gedanken im umgekehrten Verhältnisse mit den Gedanken des vermeintlichen Philosophen, der es geschrieben hat, stehen; so habe ich die ganze Kraft meiner Organisazion angewandt, um dessen Fehler zu zeigen."

In demselben Sinne nimmt Friedrich's Lobrede auf Voltaire den verketzerten Denker gegen den Vorwurf in Schutz, daß er den Unglauben und die Unsittlichkeit befördert habe, indem er sagt: „Voltaire habe die Wahrheit eifrig gesucht, die Duldung der verschieden Denkenden empfohlen, Verfolgung verabscheut, die Laster der Priester gebrandmarkt; aber nie die wahre Religion angegriffen, vielmehr dieselbe vertheidigt und die Moral durch seine Schriften, wie durch seine Handlungen gelehrt."

In der Abhandlung, durch welche Friedrich die Selbstliebe als Prinzip der Moral darstellt, werden Sittenlosigkeit, ärgerliche Verhärtung im Laster, verächtliches Betragen gegen die Tugend und ihre Verehrer, Mangel an Treue und Glauben, Meineide, Treulosigkeit und Gleichgültigkeit gegen allgemeine Wohlfahrt als sichere Vorboten des Verfalls der Staaten und des Untergangs der Reiche betrachtet, weil, bei einer Vermengung der Begriffe von Gut und Böse, weder an Ehre noch an Schande, weder an Belohnung, noch an Strafe zu denken sei. — Die Ursache solcher Verderbtheit aber fand der König in der fehlerhaften Erziehung der Jugend und in dem mangelhaften Unterrichte der Geistlichkeit. Also muß er doch wohl auf die zweckmäßige und treue Verwaltung des Predigtamtes ein wesentliches Gewicht gelegt haben.

Wir können noch mehr sagen: Friedrich ist nicht nur ein eifriger Freund und Vertheidiger der wahren Religion und des Christenthums gewesen — er ist auch (nach dem Grundkarakter seiner — der preußischen Monarchie) als ein treuer Beschützer des Protestantismus zu verehren. Ein Geist wie der seinige, der auf allen Gebieten höherer menschlicher Bestrebungen mit besonnener Vernunft forschen und weiter schreiten wollte, der an Voltaire schrieb: „Wir kennen die Verbrechen, welche der Religionsfanatismus erzeugt hat; hüten wir uns also, den Fanatismus in die Philosophie einzuführen, deren Karakter Sanftmuth und Mäßigung sein muß;" — ein solcher Geist mußte wohl mit edler Freisinnigkeit allen Glaubensgenossen seines Landes gleichen Schutz zuwenden, gleiche Freiheit der Ueberzeugungen sichern; — aber, seine innerste Neigung, die selbstständige Wahl für die eigenen Bedürfnisse des Herzens, konnte sich auch wohl nur dem evangelischen Protestantismus zuwenden, als derjenigen Kirchengemeinschaft, welche allein, der Schrift gemäß, freie

Prüfung, und damit auch immer reifere Einsicht und begründetere Tugend und Zuversicht spendet.

Als Friedrich seine brandenburgische Geschichte schrieb, war er, wie das Leben Joachims des Zweiten lehrt, mit der Reformazion noch nicht im Klaren. Aber, als er in der Religionsgeschichte des Kurstaats Brandenburg, von Luther, und Calvin sprach, sagte er: „Die Christliche Religion war so entartet, daß man den Karakter ihrer Lehre kaum noch erkannte. Nichts übertraf in ihrem Ursprunge die Heiligkeit ihrer Moral, aber die Neigung des menschlichen Herzens zur Verderbniß zog sie bald herab. Endlich nahm die Religion, zur Zeit der Kirchenverbesserung, eine neue Gestalt an und näherte sich der alten Einfachheit um Vieles. Es ist hier nicht der Ort, zu prüfen, ob es nicht besser gewesen wäre, ihr mehr Pomp und Aeußeres zu lassen, damit sie dem Volke wichtiger erschiene, welches nur von sinnlichen Eindrücken bewegt wird; es scheint, als ob ein ganz geistiger und so einfacher Gottesdienst, wie der der Protestanten ist, nicht gemacht sei für materielle und grobe Menschen, die unfähig sind, durch den Gedanken sich bis zur Anbetung der erhabensten Wahrheiten zu erheben."

„Die Reformazion wurde der Welt nützlich, und besonders den Fortschritten des menschlichen Geistes; die Protestanten, zum Nachdenken über Glaubenssachen genöthigt, entschlugen sich auf Einmal aller Vorurtheile der Erziehung und sahen sich in Freiheit, sich ihrer Vernunft, dieses Führers der Menschen, zu bedienen. Die Katholiken, lebhaft angegriffen, wurden zur Vertheidigung genöthigt, die Priester fingen an zu studiren und aus ihrer groben und schmachvollen Unwissenheit herauszugehen, in welcher sie fast allgemein geschlummert hatten."

„Wenn man die Religion nur von der politischen Seite betrachtet; so scheint der Protestantismus die wünschenswertheste zu sein."

„Betrachten wir das Werk der Reformatoren," heißt es in der Vorrede zu dem Auszuge aus Fleury, „so müssen wir gestehen, daß der menschliche Geist ihren Bemühungen einen Theil seiner Fortschritte zu verdanken hat; sie haben uns von einer Menge grober Irrthümer befreit, welche den Verstand unsrer Väter umnebelten. Sie zwangen ihre Gegner zu mehrerer Vorsicht und hinderten dadurch neue Arten von Aberglauben aufzukeimen: sie waren verfolgt und wurden dadurch tolerant. Nur unter der geheiligten Freistatt dieser in den protestantischen Staaten eingeführten Duldung konnte sich die menschliche Vernunft entwickeln: hier bearbeiteten die Weisen der Nazion die Philosophie; hier erweiterten sich die Gränzen unsrer Kenntnisse. Hätte Luther auch weiter nichts gethan, als die Fürsten und die Völker von der knechtischen Sklaverei,

worin sie der römische Hof fesselte, befreien; so verdiente er schon, daß man ihm, als dem Befreier des Vaterlandes, Altäre errichtete. Hätte er auch nur die Hälfte von dem Vorhange des Aberglaubens zerrissen, wie vielen Dank wäre ihm nicht dafür die Wahrheit schuldig? Das strenge richtende Auge der Reformatoren hielt die Väter auf der Kirchenversammlung zu Trident zurück, als sie schon die heilige Jungfrau zur vierten Person in der Dreieinigkeit machen wollten; zur Entschädigung gaben sie ihr indeß den Titel „Mutter Gottes" und „Königinn des Himmels." — Und weiter unten, wo von den Religionskriegen die Rede ist, sagt der König: „Erst da, mitten unter den rauchenden Trümmern ihres Vaterlandes, erlangten Deutschland und Holland das unschätzbare Gut: die Denkfreiheit. Späterhin folgte der ganze Norden ihrem Beispiele."

Als sich, 1755, das Gerücht verbreitet hatte, der Markgraf von Baireuth sei mit seiner Gemahlinn in Frankreich katholisch geworden; so ließ der König diesem Gerüchte auf dem Reichstage in Regensburg durch folgendes Schreiben an den Freih. v. Plotho, seinen Gesandten, förmlich widersprechen: „Wir haben seit Kurzem nicht ohne Verwunderung, aber auch zu gleicher Zeit mit dem größesten Mißvergnügen wahrgenommen, wasmaßen von einigen, zweifelsohne vor Unser Königl. Chur- und Gesammthaus übelgesinnten Personen unter der Hand, ja selbst in den öffentlichen Zeitungsblättern ausgestreuet worden, als ob Unserer vielgeliebten Schwester und Deren Gemahls des Markgrafen von Baireuth Liebden beiderseits ihre bisher gehabte protestantische Religion verändert und dargegen die römischkatholische angenommen hätten. Nimmermehr hätten Wir Uns vorstellen können, daß aus einer so innocenten Reise, als diejenige ist, welche Unserer Schwester Liebden nach warmen Ländern gethan, einzig und allein zur möglichsten Herstellung Deren Gesundheitsumstände, dergleichen höchst nachtheilige und Uns sehr zu Gemüth gehende Folgerungen gezogen werden würden, bevorab da Unser Königliches Churhaus eines derjenigen ist, wovon man kein Exempel eines Absprungs von der seit Säculis her bei demselben bekannten protestantischen Religion aufzuführen weiß, und die göttliche Providenz, wie Wir inbrünstig wünschen und hoffen, selbiges davor bewahren wird. Selbst des Markgrafen Liebden haben zur Genüge bezeuget, wie weit Sie entfernet sind, Uns und Dero Unterthanen durch eine Religionsveränderung zu betrüben, da Sie sich kürzlich aus Frankreich in Dero Landen eingefunden, und der daselbst eingeführten Communion öffentlich beigewohnt. Wie Wir nun nöthig gefunden, verschiedenen Unserer an auswärtigen Höfen befindlichen Minister aufzugeben, sothane calumnieuse und Uns äußerst empfindliche Zeitung, als eine der größesten, von einigen unwürdigen und übel intentio-

nirten Leuten ausgesonnenen groben Unwahrheiten gegen jedermann auf alle Weise zu desavouiren und derselben hautement ein Dementi zu geben; so habt Ihr dortiges Orts ein Gleiches zu thun, und könnet Ihr darunter mit desto mehrerer Zuversicht verfahren, da Unsere aufrichtigen Gesinnungen zur Aufrechthaltung der protestantischen Religion dem dortigen Corpori Envangelicorum hinlänglich bekannt sind, Unsere dieserhalb hegende Vorsorge auch einer der vornehmsten Vorwürfe Unserer Königlichen Regierung jederzeit sein und bleiben wird."

Zu dieser öffentlichen Erklärung Friedrichs passt sein Brief an Voltaire vom J. 1776: „Ich danke Ihnen für den Katechismus der Souveraine, ein Produkt, welches ich nicht von der Feder des Herrn Landgrafen von Hessen erwartet hätte. Sie thun mir zu viel Ehre an, indem Sie mir seine Erziehung zuschreiben. Wäre er aus meiner Schule hervorgegangen; so würde er nicht katholisch geworden sein, auch seine Unterthanen nicht, wie Schlachtvieh zum Erwürgen an die Engländer verhandelt haben." Dieser Landgraf Friedrich war durch schlechte Proselytenmacherei, ohne Wissen seines Vaters, der evangelischen Lehre abwendig gemacht worden; der alte Landgraf Wilhelm der Achte wandte sich in seiner Noth an unsern König, auf dessen Anlaß denn die Söhne des Erbprinzen nach Holland geschickt wurden, deren Erziehung wegen Preußen die Gewähr für die testamentlichen Bestimmungen des Großvaters übernahm. Als Landgraf Friedrich sich in zweiter Ehe mit der Prinzeß Philippine von Schwedt vermählte, verlangte unser Friedrich eine schriftliche Zusage von ihm, daß sämmtliche, aus dieser Ehe zu erwartende Kinder in der evangelisch-reformirten Kirche erzogen werden sollten.

Auch in dem protestantischen Württemberg war der Landesherr katholisch geworden: darum erregte es allgemeinen Jubel in dem Volke, als Prinz Friedrich Eugen die protestantische Prinzeß von Schwedt, Friedrich's Nichte, zur Gemahlinn nahm und in dem Ehevertrage, 1753, die Bedingung einging, seine Kinder in dem evangelischen Glauben zu erziehen. Die Stände waren über diese Aussicht, wieder einen Regentenstamm ihrer Kirche zu gewinnen, so erfreut, daß sie dem Prinzen und seiner männlichen Nachkommenschaft jährlich 25,000 Gulden über seine hausgesetzliche Appanage zusicherten. Unser König hatte die Erklärung des Prinzen Friedrich Eugen verbürgt; darum vermochte er denselben auch, als er 1769 seine Ansicht zu ändern schien, zu einer feierlichen Erneuerung jenes Gelübdes.

1763 erklärte der König dem polnischen Hofe: „daß er, zu Folge der mit Russland getroffenen Verbindungen, und da er den Ernst Johann

von Biron vormals als Herzog von Kurland erkannt habe, auch jetzo keinen andern davor erkenne, noch jemals erkennen werde. Und weil nach denen Gesetzen kein katholischer dies Herzogthum besitzen könne; so würde er niemals zugeben, daß solches durch einen andern, als einen Protestanten besessen würde."

Die berühmte (eigenhändige) Kabinetsordre an den Freih. v. Zedlitz vom 5. Sept. 1779 sagt: „daß die Schuhlmeister aufm Lande die religion und die moral den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer religion hübsch bleiben, und nicht zur katholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste, und weit besser wie die katholische; darum müssen die Schuhlmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur religion behalten."

Evangelisch beweist der König sich auch in seiner theilnehmenden Sorge für die, in andern Ländern gekränkten Protestanten. Den dresdener Frieden nutzt er, die kirchliche Verfassung in ganz Sachsen aufrecht zu erhalten, indem er, Artikel 8, gewiß nicht ohne Kenntniß verborgener Gefahren, festsetzt, daß in jenem, wie in seinem eigenen Lande, die protestantische Kirche ganz dem westphälischen Frieden gemäß, unverletzt erhalten werde; — der jülich-bergischen Protestanten nimmt er sich gegen die Bedrückungen der kurpfälzischen Regierung an. — Mehrmals versucht Friedrich seine Fürsprache, um die Drangsale seiner Glaubensgenossen in Ungarn zu mildern und als die katholische Geistlichkeit die Ausrottung derselben auf alle Weise erzielte; da ging der Hort des evangelischen Bekenntnisses seinen Bischof von Breslau, in einem eben so rührenden, als weise abgefassten Briefe, 1751, um Verwendung an. Der erhabene Fürsprecher sagt unter Andern, wie er zu diesem Schreiben hauptsächlich bewogen worden durch eine, im vorigen Jahre von dem Bischofe von Vesprim, Martin Biro de Podan, in Druck gegebene, höchst ärgerliche Schrift, in welcher sogar die Kaiserinn-Königinn zur Vertilgung der Protestanten aufgerufen werde; er ersucht den Bischof, der katholischen Geistlichkeit in Ungarn zu Gemüth zu führen: „was für einer Gefahr dieselbe sich aussetzen würde, daferne etwa, bei Veränderung der in des Allerhöchsten Hand stehenden Zeitläuften, ein oder andere der römischen Kirche zugethane Länder in Hände fremder Religionsverwandten gerathen und diese sich beikommen lassen möchten, dieselben nach eben den Grundsätzen zu richten, welche man in Ungarn gegen die, so man Ketzer nennt, für recht und billig ausgiebt und behauptet." Der Bischof Fürst Schaffgotsch lehnte den wichtigen Auftrag demüthig ab und sandte seines Landesherrn Schreiben nach Rom, damit der Pabst die Angelegenheit in Wien besorge, auf daß die Freiheiten der

Katholiken in Preußen nicht verkürzt würden. Der Erfolg war, daß Benedikt der Vierzehnte seinem Botschafter einige Aufträge gab und daß die Schrift des Bischofs von Vesprim eingezogen wurde. — Die Chrudimer heimlichen Protestanten erließen, kurz vor Kaiser Josephs Toleranzedikt, an den großen König eine merkwürdige Bittschrift.

Jean Calas' Schicksal stimmte den König zur Wehmuth; die von den Priestern in Toulouse gequälte Familie Sirven unterstützte er mit Geld.

In Regensburg wirkt Friedrich für den Beschluß der evangelischen Stände, vom 11. April 1770, an den Kaiser, den geborenen Schirmvogt der römischen Kirche und des Pabstes, zu Gunsten des Protestantismus. — Dem evangelischen Reichsbaron v. Mylendonk steht er in seinen Religionsbeschwerden gegen Kur-Köln, der evangelischen Bürgerschaft zu Dierdorf gegen den Grafen zu Wied-Runkel bei. — Die katholischen Fürsten von Hohenlohe, sowohl Schillingsfürst, als Bartenstein, drückten ihre protestantischen Unterthanen; Friedrich setzte es durch, daß Anspach die gegen sie erlassenen Dekrete des Reichshofraths exequiren musste. — An Voltaire schreibt er, 1777: „Die Oesterreicher haben zeither noch schlecht die Lehren über Toleranz benutzt, die Sie der Welt gegeben haben. Da erklären sich im Kreise Prerau in Mähren 40 Dörfer auf Einmal für Protestanten; der Hof, um sie in den Schooß der Kirche zurückzuführen lässt Bekehrer, mit Pulver- und Blei-Argumenten einrücken und ein Dutzend dieser Unglücklichen erschießen, während man die Andern bratet. Diese Thatsachen, welche ich Ihnen hier mittheile, sind leider wenig tröstend für die Menschheit."

Der Verfasser hätte, nachdem er Friedrich's Ueberzeugungen erörtert, gern die Feder niedergelegt; weil auf die Frage, ob der König irreligiös gewesen, keine besondere Antwort weiter dürfte gefordert werden. Indeß soll der Geschichtsschreiber die ganze Wahrheit sagen, auch wenn sie sich seiner Darstellung als unwillkommener Schatten anhängt. Und so müssen wir denn gestehen, daß der große Mann — im Vergleiche mit der Gegenwart — zu protestantisch gewesen; indem er die Staatsämter vorzugsweise mit Evangelischen besetzt und die katholischen Landeskinder ungern im Zivildienst gesehen. In Schlesien wurde durch die Kabinetsordre vom 11. Oktober 1741, als eine Norm und Principium regulativum ein für allemal festgesetzt, daß hinfüro die ersten regierenden Bürgermeisterstellen, desgleichen die Syndici und Kämmerer nicht anders, als mit Subjektis, welche der evangelischen Religion zugethan sind, besetzt werden, die Katholischen hingegen sich mit dem zweiten Konsulat und mit Rathsherrn-Bedienungen begnügen müssen.

Den ostpreußischen Katholiken war nach dem Wehlauer Vertrage der Zutritt zu den Aemtern und Ehrenstellen offen, zu denen sie geschickt sein würden; Friedrich hob dieses Recht, in dem Warschauer Vertrage, vom 18. September 1773 „als den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr angemessen“ unter mehrern andern Artikeln des Wehlauer Vertrages auf, sicherte übrigens den Römischkatholischen im Königreiche Preußen, in den Gebieten von Lauenburg, Bütow und Draheim, sowie in Westpreußen und dem Netzdistrikte alle übrige bürgerliche und kirchliche Rechte und Freiheiten förmlich zu. Endlich entschied eine königliche Resoluzion vom 5. Mai 1786 in Sachen des Aktuarius Drews aus Schneidemühl, der vom Magistrate zu Preuß.-Eilau zum Stadtrichter erwählt war, aber als Katholik zu dieser Stelle nicht gelassen wurde: „daß nur in den Collegiis, die aus mehreren Mitgliedern bestehen, ein und anderes dem katholischen Glaubensbekenntniß zugethanes Subjectum admittiret werden solle.“

Auch in der Kurmark waren die katholischen Glaubensgenossen von den königlichen Kollegien von alten Zeiten her, von der Finanzverwaltung ausdrücklich von Friedrich Wilhelm dem Ersten ausgeschlossen. Unter Friedrich, in dessen engerem Kreise bei Hofe mehrere Katholiken lebten, konnte der Oberstallmeister Graf Schaffgotsch, nachdem er 1744 Wirklicher Geheimer Etatsminister geworden, als Katholik nicht in den Staatsrath eingeführt werden.

1738 war eine Verordnung erschienen, daß niemand, so ehedes Römisch-Catholisch gewesen, und zur Evangelisch-Reformirten oder Lutherischen Religion übergetreten, zu einem Predigt- oder Schul-Amt befördert, und also dergleichen Proselyten, ob ihnen wohl sonst auf andere Weise geholfen, sie auch mit weltlichen Bedienungen versorget werden können, dennoch niemalen zu öffentlichen Lehrämtern, es sei bei der Kirche oder bei der Schule, gebrauchet werden sollen, da man niemals versichert sein kann, wie weit ihnen als Predigern bei einer Gemeine, oder als Schulbedienten bei Kindern zu trauen. Danach entschied denn Friedrich, welcher den protestantischen Karakter seiner Monarchie so strenge, wie sein Vater aufrecht hielt, für Georg Oehninger aus Ochsfurt in Franken gebürtig, ehemals Kapuzinermönch, genannt Pater Mansuetus, nachher zur reformirten Kirche übergetreten, als derselbe, nach vielen harten Schicksalen, aus Württemberg 1772 in den preußischen Staaten eine Zuflucht suchte und überall eine gütige und freundliche Aufnahme fand. Denn, in dem königlichen Schutzbriefe stand: daß er, gleich Andern, einer vollkommenen Religionsfreiheit genießen und die Erlaubniß haben solle, mit theologischen Arbeiten sich zu ernähren; jedoch solle er wissen, daß

nach der gemachten Landesordnung, er als ein Proselyt von dem Pabstthume kommend, zu keinem Kirchendienste könne employiret werden." — 1774 wurde Seyboth, Rektor der evangelischen Schule zu Oderberg, entlassen, weil er sagte: er halte die katholische Religion für wahr und nach den Zeitumständen der Kirche für besser, vorzüglich halte er die Anbetung der Maria für höchst nützlich.

Natürlich hielt diesen Grundsätzen nach der König noch mehr die Juden von allen öffentlichen Aemtern fern. Moses Mendelssohn hatte im Mai 1763 den akademischen Preis „Ueber die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften" erhalten, worauf Merian und Sulzer ihn auf eine Liste von neu zu erwählenden Mitgliedern gesetzt wissen wollten; de la Grange unterstützte den Antrag, die ganze Akademie genehmigte ihn. Man legte dem Könige die Liste vor, der aber strich den Namen Mendelssohn aus, ohne irgend einen andern Grund anzugeben.

Wie verhält es sich nun, um auch diese wichtige Frage wenigstens zu berühren, mit Friedrich's Einflusse auf die kirchliche Gesinnung seiner Zeit?

Freilich glaubten, selbst aufgeklärte Gottesgelehrte, einen muthwillig absprechenden, freigeistigen Ton in des großen Königs Zeit zu finden, und sie gaben, um dem Verderben der Grundsätze entgegen zu wirken, heilsame Schriften in Druck: Sack seinen vertheidigten Glauben der Christen, Töllner das Abendmahl des Herrn gegen alle Verächter desselben erklärt und gerettet, Nösselt seine Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, Jerusalem seine vornehmsten Wahrheiten der Religion, Spalding seine vertrauten Briefe die Religion betreffend. Aber, es ist merkwürdig, daß grade diese ausgezeichneten Männer weite, gesegnete Kreise des Wirkens um sich sahen; wie denn überhaupt die Stimmen solcher wahrhaft frommen Glaubenshelden niemals in die Wüste tönen werden. Sack und Spalding sahen ihre Schriften mit nicht geahneter Theilnahme aufgenommen. Jener schreibt an diesen: „Der Abgang meiner Vertheidigung des Christenthums gehet über alle Hoffnung, die ich anfänglich hatte, und macht mich ganz beschämt. Ich weiß selber nicht recht, was ich davon denken soll; ob die bei allen Menschen liegende geheime Neigung zur Religion derselben so viele Leser schafft, oder ob es eines von denjenigen Büchern ist, die deswegen am meisten gelesen werden, weil sie etwas weniger mittelmäßig sind." Der vertheidigte Glaube wurde ein allgemein beliebtes Buch und feierte (1773) sein 25jähriges Jubelfest durch eine neue Auflage.

Spalding hatte gar die Freude, 13 Auflagen von seiner Bestimmung des Menschen zu erleben.

Eben so haben viele andere Erbauungsschriften der Zeit großen Trost und viel Erhebung des Gemüths bewirkt: die Kommunionbücher von Lüdke und Hermes, Troschel's Lazarus von Bethanien, Crugott's Christ in der Einsamkeit und viele andere; Moses Mendelssohn aber hat wohl nicht bloß seine Stammgenossen mit dem, nun schon siebenmal neugedruckten Phädon, über die Unsterblichkeit der Seele aufgerichtet; und Campe führte, um auch davon ein Beispiel zu geben, als Feldprediger bei der Garde in Potsdam, unter des Königs Augen, ein so gesegnetes Seelsorgeramt, daß die jungen, wie die alten Gardeoffiziere fleißig zum heiligen Abendmahle gingen, seine Predigten mit inniger Theilnahme besuchten, ja dieselben nachschrieben und den entfernten Freunden zum Mitgenusse übersandten.

Vielleicht findet sich die, von Zeit zu Zeit vermeintlich wahrgenommene Irreligiosität mehr in der Idee gewisser eifriger Menschen, als in der Wirklichkeit. Ja, wir möchten selbst die Ansicht wagen, daß, im Großen und Ganzen, die wahre Religiosität eher im Zunehmen und im Wachsthume über die ganze Erde sich befinde. Ein Stillstand findet in der sittlichen Ordnung der Dinge nicht statt; und, wäre die Menschheit wirklich schon so lange in dem wesentlichsten Theile ihrer Erziehung rückwärts geschritten, als man sie (denn die Klage ist so alt wie die Welt) der Verschlimmerung geziehen hat; so müsste schon längst alle Religion von der Erde verschwunden sein. Mehrere von Friedrich's Vorgängern auf dem Throne schritten gegen die Sündhaftigkeit ihres Volkes mit Geboten ein: Kurfürst Georg Wilhelm z. B. tadelte die beiden Gymnasien in Berlin, als sie während des 30jährigen Krieges Komödien spielten und schrieb ihnen: „Seht Ihr nich, wie es vberall so gefehrlich vmb die liebe Religion stehe: ja, wie Ihrer sehre sehre viell schiffbruch der Seelen darüber erleiden?" — Friedrich der Dritte jammert 1696 in einer Kleider- und Speise-Ordnung, über die Gottlosigkeit der Menschen und will durch Verordnungen zu Hülfe kommen.. Und doch wurden damals die Gotteshäuser auf das Regelmäßigste besucht. Auch in Friedrich Wilhelms des Ersten Zeit herrschte im preußischen Staate sehr viel Wortchristenthum, die Kirchen waren immer voll; ob dabei das reine Sittenleben in größerer Blüte gestanden, als in den nächsten 46 Jahren bei freierem Walten des Gedankens, bei vermehrten Ansprüchen an die Geistlichkeit? — Darauf müsste eine umständliche Vergleichung beider Zeiträume Antwort geben, wobei nicht außer Acht zu lassen wäre, daß in derselben Zeit, wie in unsrer Mitte, so in Süddeutschland und in vielen, ja in fast allen andern Reichen außer uns, über Gleichgültigkeit und Ver-

achtung gegen die (äußere) Religion geklagt worden, ohne den wahrhaft Schuldigen nachzuspüren.

Friedrich sah nicht rückwärts; er vertraute einer bessern Zukunft aus der guten Gegenwart. Aber, als er sich dem Ziele nah'te und die Bischofswerder, Wöllner sammt den Gleichgesinnten bei der künftigen Sonne Geltung fanden; da entstand in hellen Köpfen (in des alten Königs Nähe selbst) die Furcht: es könne eine geistliche Herrschaft und aller Druck, der damit verbunden ist, über das Land kommen.

Und was haben die Theologen, die Gelehrten überhaupt, nach Friedrich's Tode von dem Geiste der neuen Regierung, in Bezug auf Glauben und Gedanken ausgesagt? — Alle ohne Ausnahme, die noch jetzt in Ehren sind, sehnten sich nach der vorigen Freisinnigkeit zurück; Missbrauch der Denkfreiheit erschien selbst den früheren Anklägern des Königs ein Unbedeutendes gegen den Lehrzwang. Spalding zog es, 1788, vor, seine sämmtlichen Aemter niederzulegen; sein Nachfolger Zöllner erfuhr bald Drohungen, weil auch er gegen unprotestantische Machtsprüche die Stimme der Ueberzeugung erhoben. Teller wurde, 1792, schuldlos, eines Gutachtens wegen, zu dreimonatlicher Entfernung von dem Amte verdammt, sein Gehalt für diese Zeit wurde zum Besten des Irrenhauses verwendet; — Nösselt und Niemeyer wurden, 1794, mit Kassazion bedroht; der theologischen Fakultät in Halle sollte ein Lehrschema aufgedrungen werden; Kant verfiel, als 71jähriger Greis, wegen seiner Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, in eine Art von Religionsprozeß; Teller wurde von der Ordinazion der Kandidaten entbunden, aber die Anrede und das Gebet, deren er sich dabei bedient, gelangten zu besonderer Ehre, indem der neue (orthodoxe) Ordinator, Oberkonsistorialrath Woltersdorf sich nun eben desselben (ungedruckten) Formulars bediente, „nachdem er sich davon eine Abschrift zu verschaffen gewusst."

Der Oberkonsistorialrath Büsching klagt in der Zueignung seiner „Zuverlässigen Beiträge zu der Regierungsgeschichte König Friedrichs des Zweiten" an den Minister Grafen von Hertzberg, 1790, daß er, dieses Buch in Berlin verlegen und drucken zu lassen, keine Erlaubniß bekommen können, obgleich Gr. Hertzberg selbst eben da, 1781, eine neue Ausgabe von Neckers Compte rendu besorgt, um die Wissbegierde der Leser schnell und wohlfeil zu befriedigen, und der Prediger Formey, welcher den großen König überall als irreligiös gelästert, sagte doch, als man dieser vermeintlichen Irreligiosität zu steuern begann: „er — Formey — bemühe sich, sich gegen den Fanatismus zu wappnen, der jetzt um sich greife." Die vorurtheilsfreie Stimme der Geschichte aber spricht:

Nirgends sind Kirche und Religion, und Tugend und Zufriedenheit in segensreicherem Gedeihn erschienen, als wo Glaube und Gedanke frei gewaltet. Daher der Jubel, welcher Friedrich Wilhelm den Dritten begrüßte, als der Wöllnerische Unfug abgestellt wurde und — in der berühmten Kabinetsordre — über Friedrichs freisinnige Regierung das Zeugniß von dem Throne herab tönte: „Zu Münchhausens Zeit gab es kein Religionsedikt, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei, als jetzt, und das geistliche Departement stand bei In- und Ausländern in größter Achtung."

Wie diese Worte, so zeigte auch eine unvergessliche Thatsache, daß der junge, tugendhafte König seines großen Oheims Geist in Preußen wieder walten lasse: Fichte, als Atheist in seinem Vaterlande Sachsen verfolgt, glaubte allein in Frankreich eine Freistatt aufzufinden und schrieb an einen einflußreichen Freund in Mainz: „Es ist mein Wunsch, daß die Republik meine Kräfte brauchen könne, und ich auf diese Weise aus Deutschland, das ich denn doch für ein fremdes Land in Rücksicht auf mich betrachten muß, hinwegkomme." So sehr war der in Jena verfolgte Philosoph bedrängt. Aber, der Geist, welcher Preußen zu Preußen macht, wandte die Schmach ab. Den 2. August 1799 schreibt Fichte an die Seinigen aus Berlin: „Ich bin hier vollkommen sicher. Ich habe gestern den Kabinetsrath Beyme, d. h. den Mann, der täglich mit dem Könige arbeitet, besucht und ihn über meine Lage gesprochen. Ich habe ihm aufrichtig herausgesagt, daß ich hierhergekommen, um hier zu bleiben, und daß ich Sicherheit begehre, indem ich im Begriff sei, meine Familie nachkommen zu lassen. Er hat mir versichert, daß, weit entfernt, mich in diesem Vorsatze zu stören, man es sich zur Ehre und zum Vergnügen schätzen werde, wenn ich meinen Aufenthalt hier nähme; daß der König über gewisse Grundsätze, worin diese Frage einschlage, unerschütterlich sei." Ferner schreibt Fichte an seine Frau, Berlin, den 10. Oktober 1799: „Der König hat, nachdem ihm Vortrag über meinen Aufenthalt geschehen, gesagt: „„Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts.""" Solche königliche Worte haben unser Vaterland zum Vaterlande der deutschen Philosophie gemacht, denn Leibnitz, Wolff, Lambert, Kant, Fichte, Hegel, Thomasius, Lessing, Baumgarten, Meyer, Sulzer, Eberhard, Mendelssohn, Engel, Garve, Lazarus Bendavid, Sol-

ger, Krug, Herbart, Schleiermacher, Steffens, d. h., mit Ausnahme von Jacobi, Fries und Schelling, alle philosophische Notabilitäten, alle Apostel der Vernunft, sind unsre Landsleute aus Wahl gewesen, und ein berühmter Freund der Wahrheit, Gurlitt, in Leipzig geboren, von Resewitz nach Kloster-Bergen gezogen, hat von diesem Umstande noch kurz vor seinem Tode geschrieben: „Ich danke Gott, daß ich 1778 aus Sachsen nach dem aufgeklärten Preußen ging; — Salomon Maimon, in jüdischer Gelehrsamkeit ausgezeichnet, sagt, er sei 1780 nach Berlin gekommen, „um den Rest des ihm noch anklebenden Aberglaubens durch Aufklärung zu vernichten;" — Fichte aber hat durch Lehre und Leben innig dankbar sich als Preußen's Sohn bewährt und durch seine, in Berlin gehaltenen, in Berlin gedruckten Reden an die Deutsche Nazion zu der Auferstehung nach dem Falle redlich mitgewirkt.

Darum soll fortan keiner so irreligiös sein, den großen König den Irreligiösen und seine Ueberzeugungen ketzerisch zu nennen!

Wenn Friedrich ungern Katholiken in Zivilämter nahm; so beeinträchtigte dies doch die Glaubensfreiheit keinesweges: bei ihm durfte jeder nach seiner Façon selig werden; ja, selbst den Schein der Unduldsamkeit suchte er (der sonst sich wenig um den Schein bekümmerte) zu entfernen. „Damit diejenigen jungen Leute von Adel (schreibt er 1743 an den Kadettenchef), welche Römisch-Katholischer Religion seynd, und aus Oberschlesien oder sonsten anderswoher unter das Corps Cadets kommen, die freie Uebung des Gottesdienstes nach der Religion, zu welcher sie sich bekennen, behalten und es nicht das Ansehn habe, als ob man selbige darunter geniren wolle: So befehle Ich hierdurch, daß solche nicht gezwungen werden sollen, dem Evangelischen Gottesdienst und Religionsübungen beizuwohnen, sondern daß solche die Freiheit haben sollen, dem Römisch-Katholischen Gottesdienst beizuwohnen, sich zu solcher Kirche zu halten und von einem Katholischen Prediger darunter besorget zu werden, und zwar auf gleiche Art und Weise, wie es darunter allhier bei den Regimentern mit den Soldaten, so Katholischer Religion seynd, gehalten wird."

Wie der katholische, so hatte jeder andere Glaube in Friedrichs Staaten das Recht eines freien Bekenntnisses; ja, der König bot allen Geistlichen, wie allen Wahrheitsforschern überhaupt, welche ihrer Ueberzeugungen, oder freisinniger Schriften wegen in andern Gegenden verfolgt wurden, in seinem Gebiete einen ungestörten Aufenthalt.

Wir fühlen eine wahrhaft preußische Freude, wenn wir die Hugenotten, die Salzburger und andere Gesellschaften einwandern sehen, und

8*

neben ihnen Christian Thomasius aus Leipzig vertrieben, Philipp Jakob Spener durch harte Kränkungen in Dresden zur Auswanderung genöthigt, August Herman Francke aus Erfurt verjagt, Johann Wilhelm Petersen von seiner Superintendentur in Lüneburg verdrängt und in Magdeburg aufgenommen, auch den Kirchen- und Ketzerhistoriker Gottfried Arnold nach Perleberg sich flüchten sehen — und dann auf das hellsehende Jahrhundert Friedrich's des Zweiten kommen, „der gleich Valentinian dem Ersten seine Regierung auch dadurch verherrlichet, daß er niemand seiner Religion wegen beunruhigen lässt, und zwischen allen Religionspartheien mit so viel stärkerem Arm das Gleichgewicht hält, um so viele Zentner schwerer es seit dem 4. Jahrhunderte geworden ist." So Wilhelm Abraham Teller, welcher als Generalsuperintendent und Professor in Helmstädt, 1764, sein Lehrbuch des christlichen Glaubens, die erste freisinnigere Dogmatik herausgab und sich dadurch so viele Verfolgungen zuzog, daß er den Ruf nach Berlin als Probst bei St. Petri gern annahm: der Oberkonsistorialrath Diterich und der Minister von Münchhausen hatten das Verdienst, dem preußischen Staate diesen helldenkenden Gottesgelehrten zuzuwenden, für dessen Entfernung aus dem Braunschweigischen dem Herzoge auf dem Landtage öffentlich gedankt wurde; Kursachsen konfiszirte Teller's Buch; sein eigener Bruder, Prediger in Zeiz, verdammte ihn in einer Schrift.

Johann August Hermes, Präpositus zu Wahren, wurde, 1771, wegen seiner Beiträge zur Beförderung wahrer Gottseligkeit von der mecklenburgischen Regierung, namentlich von den Konsistorialräthen Döderlein und Fidler so lieblos bedrängt, daß er auswandern musste: Preußen nahm ihn gastlich auf.

Töllner, Professor der lutherischen Theologie und der Philosophie in Frankfurt, fand hier und außerhalb vielen Widerspruch; aber in Friedrich's Staaten konnte er wirken und viele aufgeklärte Schüler ziehen.

Eberhard, an dessen Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden das Volk mit etlichen blödsichtigen Führern Aergerniß nahm, fand, 1774, an dem Könige selbst einen unmittelbaren Fürsprecher wegen der Pfarre in Charlottenburg; 1779 bekam er den philosophischen Lehrstuhl in Halle: die theologische Fakultät der Universität aber ertheilte ihm, grade in Rücksicht auf die Neue Apologie des Sokrates und für sein „Urchristenthum," die Würde eines Doktors der Gottesgelahrtheit.

In Halle durfte auch der, wenigstens sehr seltsame Dr. Bahrdt als Privatdozent der schönen Wissenschaften lehren. Der Reichshofrath hatte ihn, seiner Uebersetzung des Neuen Testaments wegen; widerrecht-

lich aus dem deutschen Reiche verbannt. Der Minister v. Zedlitz begrüßte ihn schriftlich als willkommen in den preußischen Staaten und sagte: „Genießen Sie nun, nach so vielen überstandenen Leiden und Gefahren der Ruhe." — Der Minister v. Münchhausen brachte ihm selbst seinen Sohn zur weitern philologischen Ausbildung. Als Bahrdt, gegen eine vermeintliche Zensurbedrückung, 1785, seine Appellazion an das Publikum schrieb; so gab die, in der That hochwürdige theologische Fakultät in Halle: Semler, Nösselt, Schulze, Knapp, Niemeyer, als betheiligte Behörde, eine Erklärung darüber in Druck.

1764 erschien die Uebersetzung des Neuen Testaments vom Rektor Damm in Berlin und erregte durch ganz Deutschland Aufsehn. Seine Freimüthigkeit, die gewiß nicht ohne Einfluß geblieben ist, galt selbst in Friedrich's Residenz noch Einigen für Verwegenheit. Als er einst auf dem Schloßplatze ging, trat ein Mann ihn mit der Frage an, ob er der Rektor Damm sei? Dieser bejahete es; jener aber spie aus und sprach: „Bist du der Bösewicht, der uns den Herrn Christum rauben will? Verflucht sei dein Ausgang und dein Eingang!" Damm antwortete ruhig: „Gott vergebe es Ihm, daß Er flucht. Christus sagt: „Segnet die Euch fluchen; bittet für die, die Euch beleidigen." So ging er unter Verwünschungen des Pöbels nach Hause. Aber des Königs Adler schützte ihn vor Verfolgungen.

In den siebenziger Jahren verargte man dem Prediger Eberhard in Berlin den Umgang mit M. Mendelssohn.

Johann Michael v. Loen kam, als er, 1750, „Die einzig wahre Religion, verwirrt durch die Sekten, vereiniget in Christo" schrieb, um Duldsamkeit, besonders zwischen Lutheranern und Reformirten zu befördern, mit den Theologen in Streit; er verließ seine Vaterstadt Frankfurt am Main und nahm von Friedrich die Stelle eines Geheimen-Rathes und Regierungspräsidenten der Grafschaften Tecklenburg und Lingen an.

van der Mark, Professor des Natur- und Völkerrechts in Gröningen wurde von dem theologischen Professor Chevalier daselbst beschuldigt, daß er wider die Lehre von der Erbsünde und von dem geistlichen Unvermögen des Menschen verstoßen; die Synode zwang ihn, 1772, (mit neun Kindern) auszuwandern: Preußen nahm ihn zum Professor in Lingen an.

Der Piaristenmönch Seyfart flüchtete sich aus Böhmen in unsern Staat, als er, seines Glaubens wegen zur Verantwortung nach Rom gerufen wurde. Er machte sich in Halle mit der evangelischen Theologie

vertraut und ließ sich dann in Magdeburg nieder, um der Wissenschaft zu leben und seine lateinische Sprachlehre zu schreiben.

Denina war als Priester und als Professor in seinem Vaterlande Piemont verfolgt; Friedrich ließ ihm sagen: er finde an seinem Hofe alle nöthige Mittel und Freiheiten zu gelehrter Arbeit. So kam Denina, 1782, als Mitglied der Akademie nach Berlin, „um, wie der König schreibt, in Deutschland ganz laut zu sagen, was er ganz heimlich in Italien dachte."

Wünsch, welchem sein Horus in Sachsen Verfolgung zuzog, wurde 1783 als Professor der Mathematik und Naturlehre nach Frankfurt berufen.

Im Februar 1748 kam der, seiner, freilich sehr materialistischen Schriften wegen in Frankreich verfolgte de la Metrie nach Berlin, auf welchen der König eine Lobrede schrieb, in der die merkwürdigen Worte stehen: „Der Titel eines Philosophen und eines Unglücklichen reichten hin, dem Herrn de la Metrie in Preußen ein Asyl zu öffnen."

Friedrich erwies in dieser Handlungsart nicht den unglücklichen Freisinnigen allein eine Wohlthat: viele dieser Flüchtigen und Verbannten waren Männer, welche dem neuen Vaterlande mancherlei Segen brachten. Wir wollen, da der eingewanderten Gelehrten schon gedacht ist, beispielsweise nur der Bereicherung der Armee erwähnen. Im österreichischen Heere wurden damals die Evangelischen zurückgesetzt, als nicht Männer wie Eugen mehr für sie sprachen. Unser König hieß viele solcher Missvergnügten willkommen, namentlich die gebornen Ungarn und Siebenbürgen: die Ruesch, Dieuri, Hallasch, Samogy, Nagi, Keöeszegy, Szerdehaly, Székely, die beiden Malachowski, Podjurski, Favrat, Keith, Rothenburg und viele andere, Protestanten und Katholiken, haben ihm treffliche Dienste geleistet; denn im preußischen Heere hat der Glaube nie einen Unterschied gemacht.

Bot der König jedem bedrängten aufgeklärten Manne eine Freistatt dar; so durften die frommen und freisinnigen Geistlichen des Staats, im Gefühle ihres Werths und in dem männlichen Bekenntniß ihrer Ueberzeugung seiner Anerkennung sicher sein. Altkirchliche Generale, und hohe Zivilbeamte: Schwerin, Stille, Fouqué, Zieten, Belling, Moller, Saldern und viele andere haben niemals angestanden, dem Könige auf eine ziemliche Art ihre Frömmigkeit als beseligend zu rühmen; nie haben solche Männer in des Herren Nähe sich dem Gottesdienst entzogen; ja, der Erbprinz von Braunschweig, welcher so viel in der Umgebung des Königs war, forderte während des siebenjährigen Krieges den Abt Jerusalem zu den Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Reli-

gion auf, um sich neue Erbauung zu verschaffen. — Viele von Friedrich's näheren Umgangsgenossen und Freunden: Algarotti, Rothenburg, d'Argens, Bastiani waren eifrige Katholiken. Auch beeinträchtigte die begeisterungsvolle Anhänglichkeit der jüngeren Offiziere an dem Könige, selbst in Potsdam nicht ihr tiefes, aber aufgeklärtes Religionsgefühl, welches sich in herzlichen und reinen Aeußerungen ergießt.

Friedrich's eigene Gemahlinn, die Prinzeß Amalie, die Prinzeß von Preußen lebten in der innigsten Gemeinschaft mit der Kirche; ihre Kommunion und aus welches Beichtvaters Händen sie das h. Abendmahl empfangen, wurde jedesmal durch die Zeitungen bekannt gemacht.

Die königlichen Kinder genossen den gründlichsten Unterricht in der Religion: der jetzige König wurde von 1778 bis zu Ende des baierschen Erbfolgekrieges vom Hofprediger Sack in Berlin, dann sechs Jahre lang in Potsdam von dem Hofprediger Bamberger, und, nach der Thronveränderung wieder in Berlin von Sack unterrichtet, welcher nun, wie er selber sagt, den Vortheil und die Freude hatte, den Prinzen in christlicher Erkenntniß vollkommen gut gegründet und sein Herz den Eindrücken der Religion ganz offen zu finden.

Dem Soldaten fehlte es im Felde und in der Garnison an reichlicher Erbauung keinesweges: die Kranken zu besuchen, die Sterbenden mit dem letzten Trost der Kirche zu erquicken war in jedem Lazareth ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher vorhanden. In den Garnisonen war alle 14 Tage Abendmahl, jeden Sonntag Predigt; an Orten, wo eine katholische Kirche war, wurden die katholischen Soldaten mit einem Unteroffizier dahin geschickt; zur Kriegeszeit hielten die Prediger Morgens und Abends Betstunde. Die Siegesfeste ließ der König immer feierlich begehen: die Truppen bildeten ein Treffen und gaben ein Freudenfeuer, die Infanterie schloss einen Kreis; es wurde eine feste Burg ist unser Gott gesungen, von dem Feldprediger eine Rede gehalten und Herr Gott dich loben wir unter Pauken- und Trompeten-Schall angestimmt.

In echt evangelischem Geiste, einhellig mit dem Könige, mit dem Volke wirkten auch die Behörden, die Beamten, geistlichen und weltlichen Standes, welche mit dem Kirchenwesen irgendwie in näherer Beziehung standen. In rüstigem Muthe bewegten die Konsistorien sich. Gab es damals irgend wo eine geistliche Verwaltung, welche die erhabensten Religions- und Tugendzwecke reiner im Auge gehabt hätte, als das, eben von Friedrich gestiftete Oberkonsistorium in Berlin? Mit Stolz und mit Wonne wird das Vaterland immer zurückschauen auf den trefflichen Kreis von Männern, welche diese geistliche Behörde bildeten und welche, um die Wette, ihrer hohen Bestimmung lebten. Von den drei

Ministern, welche dem geistlichen Departement vorgestanden haben, gehören wenigstens v. Münchhausen und v. Zedlitz in den dankbaren Ehrentempel der Geschichte. Beide waren ihres hohen Berufes in aller Art vollkommen würdig, beide aufgeklärt und begeistert für das Wohl der Kirche und der Wissenschaft, beide auch so ihrer Würde sich bewusst, daß sie, weit entfernt blinde Diener der Befehle ihres Herrn zu sein, was Wenige durften oder wagten (denn er forderte schnellen Gehorsam ohne Einspruch; Nachgiebigkeit kannte er kaum), bescheiden widersprachen, wenn ihr Gewissen die rasche Vollziehung bedenklich fand. Zog Münchhausen sich auch durch seine Menschenfreundlichkeit für Abt Hähn des Königs augenblickliche Ungnade zu: so vertauschte er doch nur das geistliche Departement in lutherischen Kirchen- und Schulsachen gegen das Ministerium der Justiz. Ein Mann wie er schafft überall Segen. Zedlitz werden wir in der Müller Arnoldschen Sache dem Monarchen die Gegenunterschrift versagen sehen, als derselbe Kammergerichts- und Regierungsräthe ohne Urtel und Recht strafte; aber er blieb in seinem Amte, welches sechs Tage vor Kundmachung des Religionsedikts an Wöllner überging.

Ist es etwas nicht Alltägliches, die Minister, selbst der Majestät des Thrones gegenüber, die wohlgeprüfte Gesinnung vertreten zu sehen; so ist es gewiß noch seltener, eine oberste geistliche Behörde der Stimme des Volkes weise nachgehn zu sehen. „Das berlinische Oberkonsistorium hat unter Friedrich dem Zweiten immer, wie Teller in Valentinian dem Ersten sagt, der weise und gute Geist des Nachgebens ausgezeichnet, wo ein Gemeinderecht zum Grunde lag. So hat es an vielen Orten der Kurmark die Abschaffung der Privatbeichte verstattet, sobald Obrigkeit und Gemeinden sie gesucht und Prediger damit zufrieden gewesen sind, so doch, daß jedes Gemeindeglied sie noch für sich beibehalten durfte; auch hat es Predigern in dem Gebrauche eigener Tauf- und Trauformulare nachgesehen, wenn die Gemeinde nichts dagegen gehabt: eingedenk, daß aus freier Wahl der Zeremonien zwar eine Ungleichheit in den Gemeinden, aber auf keine Weise eine Spaltung entstehe.“ — So dachten, so handelten unter Friedrich, dem protestantischen Könige, die echt protestantischen Oberkonsistorialräthe Sack, Diterich, Spalding, Teller; sie lebten brüderlich, evangelisch und gedachten des Kalvinismus und des Lutherthums, als einer Scheidewand, nicht mehr, und so lehrten sie auch in echt christlichen und apostolischen Vokazionen der Kandidaten zum Predigtamte die Seelsorger wirken.

Aber, Berolinum, bis auf des großen Kurfürsten Zeiten (mit 10,000 Einwohnern) kaum genannt, sollte, nach einer zierlichen Buch-

stabenversetzung, Lumen orbi (der Welt ein Licht), Nur im Lobe erscheinen. Darum musste von hier aus nicht Duldung, sondern Freiheit des Glaubens und der Gedanken in alle Welt gehen. Beider erfreuete der König sich, beider sollte auch, wer sie fassen wollte und konnte, froh werden. Und, möglich, daß hier öfters zu weit gegangen wurde; wo giebt es ein Gut, welches nicht schon dem Einen so schädlich, wie dem Andern heilsam geworden wäre? — Wahrlich, wer hier mit vorurtheilsfreiem Blicke die Geschichte der damaligen Zeit vergleicht und noch zweifelt, wo Weisheit, wo Tugend, wo Religiosität eigentlich heimisch gewesen, — den müssten wir bedauern.

Und Friedrich's ganze Handlungsweise in diesem Gebiete des Glaubens und der Kirche gewinnt an Ruhm, wenn wir sie durch feste Regeln lebenslang geleitet sehen.

Im Antimacchiavell sagt er: „Die bürgerliche Verwaltung mit Kraft handhaben, und Jedem Gewissensfreiheit lassen, immer König sein und nie den Priester machen, das ist das sichre Mittel, den Staat vor Sturm zu bewahren, welchen der dogmatische Geist der Theologen immer zu erregen sucht."

In dem Schreiben an den Herzog von Württemberg heißts: „Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in Rechtschaffenheit und in allen sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben, besonders der Menschlichkeit zu befördern, welches die Haupttugend jedes denkenden Geschöpfes ist. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen; in diesem Stücke sind wir alle blind und irren auf verschiedenen Wegen. Wer unter uns wäre so kühn, daß er den rechten bestimmen wollte? Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der Verfolgungen bewirkt. Können elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen, so geschieht es nur durch Wohlthaten, die sie den Menschen erweisen, nicht aber durch Gewaltthätigkeiten, die sie an hartnäckigen Köpfen ausüben. Ja, wenn auch die wahre Religion, d. h. die Menschlichkeit, Sie nicht zu diesem Verfahren verbände; so muß es doch die Politik thun, da alle Ihre Unterthanen Protestanten sind: Toleranz wird machen, daß Sie angebetet, Verfolgung, daß Sie verabscheut werden."

In der Abhandlung von der Religion im Brandenburgischen schreibt der König: „Alle Sekten leben hier in Frieden und tragen gleicherweise zum Glück des Staates bei. Die Regierung lässt Jedem die Freiheit, zum Himmel zu gehen auf welchem Wege es ihm gefällt: daß er ein guter Bürger sei, ist Alles was man von ihm fordert. Der falsche Eifer

ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert; die Duldung eine zarte Mutter, welche sie besorgt und blühen macht."

An d'Alembert, 1768: „Die erste Sekte für mich wird immer die sein, welche am mächtigsten auf die Sitten wirkt und das gesellschaftliche Leben sicherer, sanfter, tugendhafter macht. So denke ich, und mein einziger Gesichtspunkt ist die Wohlfahrt der Menschheit und der Vortheil der geselligen Verbindung."

Die unvergleichliche Abhandlung über die Regierungsformen sagt: „Es giebt nur wenige Länder, wo die Bürger dieselben religiösen Meinungen haben, und diese weichen oft so sehr von einander ab, daß Sekten daraus entspringen. Alsdann entsteht die Frage: Müssen alle Bürger übereinstimmend denken? oder kann man Jedem erlauben, nach seiner Weise zu denken? Finsterlinge werden sagen: Alle müssen derselben Meinung sein, damit nichts die Bürger theile. Der Theolog fügt hinzu: „Wer nicht denkt, wie ich, der ist verdammt, und es schickt sich nicht, daß mein Souverain ein König von Verdammten sei; man muß sie also für diese Welt vernichten, damit es ihnen in der künftigen desto besser gehe." Hierauf dient zur Antwort: Nie wird die Gesellschaft übereinstimmend denken; unter den christlichen Völkern sind die meisten anthropomorphisch, und unter den Katholiken sind die meisten abgöttisch. Es giebt also Ketzer in allen christlichen Sekten; und dazu kommt, jeder glaubt, was ihm wahrscheinlich ist. Nun kann man zwar einen beklagenswerthen Unglücklichen zwingen, ein gewisses Formular hinzuplappern, dem sich sein Inneres versagt; aber auf diese Weise hat der Verfolger nichts gewonnen. Geht man auf den Ursprung der Gesellschaft zurück, so ist durchaus einleuchtend, daß der Souverain auch nicht das kleinste Recht auf die Denkweise der Bürger hat. Müsste man nicht wahnsinnig sein, wenn man annehmen wollte, die Menschen hätten zu Einem aus ihrer Mitte gesagt: Wir erheben Dich über uns, weil wir die Sklaverei lieben, und wir ertheilen Dir die Macht, unsere Gedanken nach Deinem Willen zu leiten? Sie haben vielmehr gesagt: Wir bedürfen Deiner zur Aufrechthaltung der Gesetze, denen wir gehorchen wollen, Du sollst uns weise regieren, Du sollst uns vertheidigen; im Uebrigen verlangen wir, daß Du unsre Freiheit respektirest. Dies ist ein Spruch, der keine Appellazion zulässt. Eben diese Duldung aber gereicht zum Vortheil der Gesellschaften, bei welchen sie eingeführt ist; so sehr sogar, daß sie das Glück des Staats ausmacht. Denn, sobald die Gottesverehrung frei ist, bleibt jeder ruhig, während die Verfolgung zu den blutigsten, längsten und zerstörendsten Bürgerkriegen Veranlassung

gegeben hat. Das kleinste Uebel, welches die Verfolgung nach sich zieht, ist die Auswanderung der Verfolgten."

Wie Friedrich mit Begeisterung, mit Menschlichkeit, mit wahrer Religiosität für Gewissensfreiheit sprach; so übte er sie auch in seinen Landen mit der edelsten Weisheit und diente damit, wie mit seiner Lehre, zum Beispiel. Lüdke, ein ehrwürdiger Geistlicher in Berlin, sagt deshalb (1774) in seinem Buche „Ueber Toleranz und Gewissensfreiheit: „Ich kenne keinen monarchischen Staat in Europa, der in Absicht auf die Religion der Unterthanen vollkommener nach diesen wahrhaften Grundsätzen der echten Toleranz regiert würde, als der preußische, seitdem der jetzige große König Friedrich den Thron bestiegen hat. Ein wahres Glück für die Welt, daß schon mehrere Fürsten nach ihm sie angenommen haben."

In dem Prozeß des Fürsten Hans Karl von Carolath wider das Jesuiterkollegium zu Glogau, die an das letztere abgetretenen Güter Milkau, Suckau, Bockwitz, Remkersdorf, Röhl und Rauden betreffend, hatten die Jesuiten sich durch ihren, am kaiserlichen Hofe befindlichen Prokurator an Maria Theresia gewendet und dieselbe um ein vorwortliches Schreiben an Friedrich den Großen gebeten. Die Kaiserinn erließ ein solches Schreiben, 1746, und Friedrich beantwortete dasselbe (d. 18. Juni) wie folgt: „Was Ew. Kaiserl. und Königl. Maj. zum faveur des Jesuiter-Collegii zu Groß-Glogau, in Sachen des demselben streitig gemachten Besitzes gewisser Schönaichischer Güter unterm 4. d. M. vorwortlich an mich gelangen zu lassen geruhen wollen, solches ist mir zurecht eingeliefert worden. Nun zweifle ich keinesweges, Ew. Kais. und Kön. M. werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und von mir glauben, daß die Rücksicht auf Religionsvorurtheile bei mir weder in Administration der Justiz, noch in Distribution der Gnaden den allergeringsten Eindruck mache. Von meinen Unterthanen fordere ich weiter nichts, als bürgerlichen Gehorsam und Treue. So lange sie hierunter ihre Pflicht beobachten, erachte ich mich hinwiederum verbunden, ihnen gleiche Gunst, Schutz und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, von was für spekulativen Meinungen in Religionssachen sie auch sonst eingenommen sein mögen. Diese zu beurtheilen und zu richten, überlasse ich lediglich Demjenigen, welcher über die Gewissen der Menschen allein zu gebieten hat und von Dem ich mir so kleinliche Vorstellungen nicht machen kann, daß ich glauben sollte, daß er zur Ausführung seiner Sache menschliche Assistenz von Nöthen hätte, oder ihm angenehm sein könne, wenn man ihm hierunter, es sei durch Gewalt oder durch Kunstgriffe und andere indirecte Wege beförderlich zu sein sich einbildet. Nach solchen bei

mir unbeweglich feststehenden und durch mein bisheriges Betragen hinlänglich bewährten Principiis kann ich mich nun zwar nicht entbrechen, den Unterthanen von meiner Religion, wenn sie gegen die, ihnen von römisch-katholischen Religionsverwandten dem Angeben nach, widerrechtlich zugefügte Verdrängung von dem Ihrigen meinen Schutz imploriren, mit solchen Klagen Gehör zu verstatten und darauf durch meine Gerichtsstühle befindenden Umständen nach Justiz administriren zu lassen. Es können sich aber hingegen die letztern ganz zuversichtlich versprechen, daß solches ohne alle Partheilichkeit geschehen werde, dessen sich denn auch in dem gegenwärtigen Falle das Glogausche Jesuiterkollegium um so viel zuversichtlicher zu getrösten hat, als es in ein und anderer Rücksicht meinem eigenen Interesse zuträglicher ist, daß die quaestionirten Güter in gegenwärtigen Händen bleiben, als wenn solche des Fürsten von Carolath Liebden restituirt werden müßten."

1766 erneuerte der König den Schutzbrief, welchen er den Katholiken in Berlin vor 20 Jahren ertheilt: es wurden ihnen die damals bewilligten Kirchspielsrechte ausdrücklich benannt, daß es nämlich, sobald sie in diesem Gotteshause würden Gottesdienst halten können, ihnen freistehen solle: zu taufen, zu begraben, zu trauen und Glocken zu haben. Dabei wurde Allen und Jedem bei harter Strafe untersagt, die Katholiken in dem ruhigen Besitze aller dieser Vorzüge zu stören; und die Minister der geistlichen Angelegenheiten bekamen den Befehl, dahin zu sehen, daß die Katholiken in Berlin und ihre Priester in dem Genusse aller dieser ihnen vergönnten Freiheiten keineswegs beeinträchtigt würden. Den 1. Nov. 1773 wurden zuerst die beiden Glocken eingesegnet und der heiligen Jungfrau die eine, der h. Hedwig die andere geweiht. So erlangte die katholische Gemeinde immer neue Rechte, bis endlich, 1779, der König befahl, daß die katholische Gemeinde der St. Hedwigskirche in Berlin von allem Parochialzwange der Geistlichkeit anderer Glaubensgenossen befreiet bleiben und, ohne Rücksicht ihrer zu protestantischen Kirchensprengeln gehörigen Wohnungen, eine eigene Parochie ausmachen solle. — Der katholischen Gemeinde in Frankfurt a. d. Oder erlaubte der König, 1776, das sogenannte Ballhaus zum Gotteshause und zur Schule anzukaufen; sie bekam, wie die in Potsdam, alle Gerechtsame der Gemeinde in Berlin, in deren Kirche den 30. Mai 1751 das Jubileum öffentlich verkündigt wurde, wie es denn auch 1774 und 1826 wieder gefeiert worden ist.

Magister Köling, ein, wegen seiner Lehrsätze entlassener Prediger zu Nesse in Ostfriesland, der mehrmals in Untersuchung gezogen war, erlangte, 1767, die Königliche Genehmigung zu einem freien unitari-

schen Religions-Exercitium, im Fall er eine solche Gemeinde zusammen bringen würde; aber er starb, ohne eine Gemeinde seines Glaubens versammelt zu haben. Dagegen gaben die Unitarier zu Andreaswalde in Ostpreußen, 1776, ihrem Bethause das Aeußere einer Kirche.

Rousseau fand, als sein Emil ihm in Paris, in Genf und Bern Verfolgung brachte, im Juli 1762 durch Lord Marishal, den preußischen Statthalter von Neufchatel, in diesem Fürstenthume zu Moitiers, einem Gebirgsdorfe, einen sichern Aufenthalt. Hier schrieb er seine Lettres écrites de la Montagne, in welchen er die im Emil enthaltenen Glaubensmeinungen umständlicher entwickelte. Nun verfolgte ihn der Prediger Montmollin; derselbe schilderte seiner Heerde von der Kanzel Rousseau's angebliches Verbrechen und sagte, um seiner Rede größere Kraft zu geben: daß oft um Eines Sünders Willen ein ganzes Volk vernichtet worden sei. Das half. So oft der arme Philosoph sich aus dem Hause wagte, folgten die Bauern ihm mit Flüchen nach. Den 1. Sept. 1765 stellte der Pastor seiner Gemeinde nochmals ihre Pflichten vor, gab das Abendmahl — und, nach dem Gottesdienste warf man dem Verfolgten die Fenster ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt, die Thüren eingesprengt. Endlich, in der Nacht vom 7. Sept. drang der ganze Haufe in Rousseau's Wohnung, zerschmetterte die Fenster, zerschlug die Wände; ein Hagel von Steinen fiel in des Verfolgten Schlafgemach und neben seinem Bette nieder. Fast wäre er ermordet worden. Er rettete sich mitten durch die Menge, ohne daß einer, die Hand an ihn zu legen, gewagt hätte — und entfloh dem Neufchateller Gebiet. Darauf schrieb der König an die Bewohner des Fürstenthum's: „Ihr verdient nicht, daß man Euch beschützt, es sei denn, daß Ihr Euer Betragen so evangelisch sanftmüthig einrichtet, als bisjetzt der Geist der Empörung, der Unruhe und der Aufwiegelung darin geherrscht hat." Das traf zugleich ein früheres Verlangen der Neufchateller, daß der König den Prediger Petit-Pierre strafen solle, weil er gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen gepredigt. Die Pastoren von Neufchatel hatten sich damals der gewöhnlichen Redensart bedient, daß ihr Gewissen es ihnen nicht erlaube, den ketzerischen Petit-Pierre unter sich zu dulden; worauf Friedrich ihnen zur Antwort gab: „weil es ihnen denn so sehr am Herzen liege, ewig verdammt zu sein; so biete er dazu gern die Hände, und fände es sehr gut, daß dem Teufel nichts entgehe."

Rousseau war dem Könige eigentlich zuwider, seit er die schimmernde Behauptung durchgeführt, daß die Künste und Wissenschaften die Quelle des menschlichen Elends seien, sowie sie ihren Ursprung in unsern Lastern, nicht in den Tugenden haben. Dagegen zieht Friedrich in der

Schrift über den Nutzen der Wissenschaften und der Künste in einem Staate zu Felde und nennt Rousseau dieserhalb sogar (in einem Briefe an d'Alembert) „einen Schandfleck der Literatur." Aber, des bedrängten Forschers nahm er sich jetzt dennoch an und bot ihm, als die Schweiz ihn ausstieß, in seiner Nähe eine Zuflucht an. Rousseau machte sich wirklich (wie er in der Fortsetzung seiner Bekenntnisse selbst erzählt) auf nach Potsdam; aber, unterweges erhielt er in Strasburg einen Brief von Hume, der damals in Paris Sekretär des englischen Gesandten Grafen v. Hertford war und der ihn einlud, mit ihm nach England zu gehen. Rousseau folgte der Einladung und fing schon an, sich in England glücklich zu fühlen, als Lord Horaz Walpole, Hume's bester Freund, den bekannten erdichteten Brief des Königs von Preußen an J. J. Rousseau in das St. James Chronicle einrückte.

Auch einzelne abweichende religiöse Seltsamkeiten gingen unter Friedrich's Szepter still vorüber; z. B. der Schneider Musefeld in Charlottenburg, welcher die Seligkeit der Menschen durch tugendhaften Lebenswandel verwarf und sich auf Luthers Werke stützte; — Magister Reiche suchte zu beweisen, daß die Taufe auch ohne Wasser, mit jeder andern beliebigen Materie geschehen könne; der bekannte Zopfprediger Schulz in Gielsdorf bei Strausberg, entschlug sich der Perucke, welche damals noch für einen wesentlichen Theil der geistlichen Amtstracht galt. Auch als derselbe ein Jahr später, 1783, wegen seiner Sittenlehre für alle Menschen, zur Verantwortung gezogen wurde, schützte Friedrich ihn gegen das Oberkonsistorium, während nach des Königs Tode dieser Rechtshandel von oben herab wieder aufgenommen wurde, gegen die Ueberzeugung des Oberkonsistoriums.

Als das Konsistorium in Königsberg den Oberhofprediger Stark daselbst wegen seines Hephästion's, 1776 verklagte, schrieb der König: daß eine solche Ketzerklage keinesweges angenommen werden könne; man müsse es dem Stark überlassen, seine schriftstellerischen Behauptungen vor seinem lesenden Publikum nöthigenfalls zu verantworten, übrigens ihm zutrauen, daß er das, was er etwa dem gelehrten Publikum zur Erweckung weiteren Nachdenkens als Schriftsteller sage, von Demjenigen, was von ihm als Prediger, seine Gemeinde zu lehren dienlich sei, von selbst zu unterscheiden wissen werde."

Ein alter Rathmann, Steblitzki zu Nikolai in Oberschlesien, trat 1785, von der katholischen Kirche zum Judenthume förmlich über, weil er die Beschneidung zur ewigen Seligkeit für nothwendig hielt. Die in Schlesien damals noch giltige Josephinische Halsgerichtsordnung setzt auf solchen Abfall schwere Strafe; Friedrich schlug die Untersuchung nieder.

Ein Förster Rosenfeld machte sich als Neuer Messias Anhang. Solange er bloß sinnlose Lehren auskramte, kümmerte sich Niemand um ihn; erst als er offenbare Schandthaten, unter dem Scheine der Heiligkeit beging, wurde er, 1770 ins Irrenhaus, und, neuer Verbrechen wegen, auf die Festung gesetzt.

Da das nun abgestellte Porst'ensche Gesangbuch schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr genügte; so machten die Prediger bei der Marienkirche in Berlin 1765 für ihre Gemeinde eine bessere Liedersammlung. Der Minister v. Münchhausen und das Oberkonsistorium sprachen ihren Beifall aus; als aber der Probst Spalding dieses neuen Gesangbuchs sich auch in der Nikolaikirche bedienen wollte, widersprachen alle drei neben ihm an dieser Gemeinde stehende Prediger; so machten es die Prediger der mehresten andern Kirchen. Dennoch gab man den Gedanken an ein vollständiges allgemeines Gesangbuch in den lutherischen Kirchen keinesweges auf, welches auch von den Oberkonsistorialräthen Diterich und Teller 1780 wirklich zu Stande gebracht wurde. Teller fand bei seiner (Petri-) Gemeinde wenig Schwierigkeit zu überwinden; andere Kirchen folgten unberufenen Führern und lehnten sich gegen die beabsichtigte Einführung des neuen Gesangbuchs förmlich auf, besonders die berlinischen Gemeinden von der Dreifaltigkeits-, Gertraud-, Cöpenicker-Vorstadt- und Jerusalemer-Kirche, an deren Spitze der Kleinhändler Apitzsch stand. Diese altgläubigen Eiferer wandten sich in einer, von verketzernden Seitenblicken nicht freigehaltenen dringenden Vorstellung an den König. Sie müssten befürchten, sagten sie: daß die entsetzlichsten unchristlichen Eingriffe in ihr Glaubenssystem geschehen, dafern Se. M. Dero Geistlichem Ministerio nicht Einhalt thue; ihre Kinder würden in Kurzem, wie schon der Anfang gemacht sei, zu lasterhaften und ungetreuen Unterthanen gebildet werden; deshalb sie bäten, Se. K. M. wolle geruhen, ihnen in ihrem öffentlichen Gottesdienst das dem heiligen Worte Gottes gemäße Porst'ensche Gesangbuch gnädigst zu lassen, und sie wider die neuen Reformatores der Bibel und des Katechismi huldreichst zu schützen, hingegen zu verordnen geruhen, daß alle bisher von einem jeden Prediger eigenmächtig gewählte Lehrbücher abgeschafft und zuvorgemeldete Katechismi, der heidelbergische und der lutherische, wieder eingeführt werden mögen.

Mit der weisesten Ruhe antwortete ihnen der König ganz gewährend, in der allgemeinen toleranten Art und sagte: er habe es sich aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters sei, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jedem seiner Unterthanen völlige Freiheit zu lassen, zu glauben und seinen Gottesdienst zu halten, wie er wolle; nur daß seine Lehrsätze und Religionsübun-

gen weder der Ruhe des Staats, noch den guten Sitten nachtheilig sein müssen; er wolle dahero auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Katechismi noch Gesangbuches herrschen, sondern jeder Glaube hierunter ganz freie Hände haben und behalten solle, obgleich das neue Gesangbuch vermuthlich verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemessener sei, weil so viele andere Gemeinden, bei welchen so in allgemeinem Rufe stehende Männer sich befinden, demselben den Vorzug eingeräumet haben. Dazu schrieb der König eigenhändig: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angehet, so stehet einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden."

So triumphirte der alte Porst, sammt den alten Tröstern gleicher Art in Pommern und Ostfriesland, deren Gemeinden, wie die vier berliner, den König angetreten waren, indeß die vorurtheilsfreien evangelischen Kirchen durch ganz Deutschland sich nach besseren Gesangbüchern sehnten: ein Beweis, daß der immer aufs Neue gefürchtete, gehaßte, verfolgte Zeitgeist abermals eine verjüngte Gestalt angethan, welche auch eine Verbesserung des ganzen äußern Kirchenwesens anzusprechen schien, und das freisinnige Preußen hätte wohl die Ehre verdient, dieselbe einzuleiten. Wirklich wurde, als Münchhausen Minister der geistlichen Angelegenheiten war, im Oberkonsistorium zu Berlin eine Verbesserung des Gottesdiensts berathen: Diterich, Spalding, Teller ließen die große Sorge sich am Herzen liegen. Viel war von ihnen vorgearbeitet, auch an neuen Formularen zu Anreden und Gebeten für die öffentlichen Religionshandlungen. An ihnen hat es nicht gefehlt, daß Agende und Liturgie sich keiner durchgreifenderen Reform erfreueten. Der blinde Haufe, im Bunde mit gewissen Predigern, stand dem Besseren nicht bloß bei dem Gesangbuche und Katechismus entgegen. Man kann sagen, daß es den wahren Wohlthätern der Kirche damals grade so ergangen, wie dem Könige: man lästerte, man verfolgte sie; denn mancherlei ängstliche Späher (der evangelischen Kirche!) hielten jede weise Aufklärung für einen Feind des alten Glaubens. Ja, als im Sommer 1770 Semler, Sack, Spalding, Jerusalem aus freundschaftlicher Theilnahme in Magdeburg zusammenkamen und, um über theologische Gelehrsamkeit sich zu besprechen; so beschuldigten arge Zionswächter diese Helden der protestantischen Kirche eines Planes zur Umstürzung des Lehrbegriffs, worauf Sack und Semler öffentlich sich zu erklären nöthig fanden, während den Philosophen und dem philosophischen Könige eine, angeblich immer mehr um sich grei-

fende Kirchen- und Abendmahls-Scheu auf die Rechnung gesetzt wurde. Wir behaupten nicht, daß Friedrichs Beispiel ganz ohne Einfluß gewesen. Aber, das wahre Uebel lag tiefer und entlegener; ja, wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß eben Diejenigen wesentlich daran mit Schuld gewesen, welche darüber klagten. Während das Oberkonsistorium der Sehnsucht nach geläuterteren Formen entgegen kommen und dem reinen Evangelium freiere Bahn bereiten wollte; da verfochten seine kriegerischen Gegner den starren Buchstaben alter Gewohnheit: äußerlich aber nur, durch das Festhalten der Schaale des alten Gesangbuchs und des alten Katechismus, grade wie sie auch rechtgläubig in Mantel und Kragen, Huth und Perucke sich zeigten. Aber, das waren stumpfe Waffen gegen den in voller Lebenskraft blühenden Zeitgeist, der immer siegreich den Triumph davon trägt, eben weil er die frische Frucht der ganzen Vergangenheit ist. Sie sind gefallen die blinden Führer eines zurückgebliebenen blinden Anhangs, wie jeder Ritter im Kampfe für das Abgelebte gegen das frische Dasein fällt. Aber, sie sind nicht ungewarnt geblieben: „Theologen, rief der Verfasser des Vertheidigten Glaubens der Christen ihnen zu, die ihr euch allein für rechtgläubig haltet, **ihr** seid schuld, daß der Name Christi bei den Ungläubigen gelästert wird; sein herrliches Evangelium bei den Kindern der Welt in Verachtung kommt, bei denen aber, die es glauben, wie ihr es lehret, so wenig Frucht schafft. **Ihr** seid schuld, daß manche Gott ehrende Naturalisten an dem Glauben der Christen einen Ekel bekommen und von keiner Offenbarung wissen wollen, weil ihr dieselbe durch eure Sektenauslegungen und Zusätze ganz verdunkelt und ihrer Vernunft zu anstößig machet. **Ihr** seid schuld, daß unser Orden immer mehr von seiner Würde und Achtung verlieret und den Nutzen in der menschlichen Gesellschaft nicht stiften kann, den man doch sonst von ihm erwarten könnte. Meinetwegen: haltet euch immerhin für muthige Verfechter der reinen Lehre, für Wächter auf den Mauern und für Stützen des evangelischen Zions, und lasset euch Andere auch dafür halten, und als solche demüthig verehren, loben und vertheidigen. Meinetwegen. Aber meine Seele komme nicht in euren Rath!"

Sehen wir mit diesen Worten den Schatten, welchen man oft dem Könige und allen Denkern des 18. Jahrhunderts vorgeworfen hat, von ihnen hinweg genommen und auf eine ganz andere Seite gestellt; so bleibt uns nur noch übrig hinzuzufügen, daß grade dem in Friedrichs Zeit gereiften Geiste einer neuen Bildung der Saame und die Vorbereitung für die spätern Tage gebühre; daß die Kontroverspredigten, die öffentlichen Kirchenbußen und tausend ähnliche Uebel wichen und daß der würdigere Bau des evangelischen Gottesdienstes, der in den neuesten Zei-

ten unsre Gotteshäuser mit großen Schaaren sinnigerer Gemüther gefüllt hat, mit immer siegreicherer Gewalt nach allen Räumen hin seinen wohlthätigen Einfluß offenbaret.

Friedrich, ein Freund der Aufklärung, hätte sein ganzes Volk gern der Denk- und Gewissensfreiheit, wie einer immer edleren Glaubensfreiheit theilhaft gesehen. Aber, er will lieber von Innen nach Außen, als von Außen nach Innen das Werk des Fortschritts fördern. Er läßt dem Volke lieber das schlechte Gesangbuch, den unzweckmäßigen Katechismus, ehe er seinen heiligen Grundsätzen von Toleranz zuwiderhandelt. So begegnet er den evangelischen Unterthanen. — Auf gleiche Weise erhält er die katholische Kirche bei ihren Rechten. Seine politischen Ansichten von derselben haben wir oben kennen lernen; aber, als Landesvater schirmt er jedes seiner Kinder auf dessen besonderem Wege zum Himmel; ja er kommt ihren Wünschen zuvor, eilt ihre Besorgnisse zu zerstreuen. Als Kaiser Joseph die Klöster aufhob, gab Friedrich den seinigen eine förmliche Versicherung, daß, solange sie sich wie treue und redlich gesinnte Unterthanen verhalten würden, sie von ihm nichts zu befürchten hätten; er würde nie was rühren und ändern in denen Sachen, wie es einmal eingerichtet wäre, sonsten würde er nicht das Mindeste weiter von irgend einem Stift und Kloster was verlangen, noch weniger was einziehen.

An den Prior des Klosters der barmherzigen Brüder, Pater Kayser in Breslau, schreibt er, 1784: „Die Vorsorge Eures Convents für alle Kranke ohne Unterschied der Religion und Provinz, welche Mir zum besondern Wohlgefallen gereicht, verdient alle mögliche Unterstützung. Diese soll auch Euch nicht bloß durch Gestattung einer Generaleinsammlung von milden Beisteuern in meinen sämmtlichen Staaten zur Reparatur Eures Klosters und Wiederanschaffung der abgegangenen Hospitalrequisiten angedeihen; sondern Ich will auch selbst dazu mit beitragen."

Als ein Mitglied desselben, wahrhaft humanen Ordens im siebenjährigen Kriege auf der Durchreise zu Neustadt in Oberschlesien, einen schwer verwundeten preußischen Offizier (v. Röder) pflegte; so gab dies Anlaß, an dem genannten Orte ein Jahr nach dem Frieden ein barmherziges Kloster neu zu gründen, welches Friedrich schützte und beschenkte.

Eine ganz besondere Merkwürdigkeit hat Friedrichs Benehmen gegen die Jesuiten. Als der Pabst im Jahre 1765 eine Bulle erlassen hatte, jenen Orden zu befestigen; da schrieb der König an d'Alembert, er habe dieselbe in seinen Staaten sogleich verbieten lassen, um nicht noch mehr im Lande ein übelthätiges Gewürm zu schützen, welches früh oder spät dasselbe Schicksal haben werde, welches es in Frankreich und in Por-

tugal gehabt. — Den 5. Mai desselben Jahres an Denselben: „Es leben die Philosophen! Die Jesuiten sind aus Spanien verjagt; der Thron des Aberglaubens ist untergraben und wird im künftigen Jahrhundert zusammenstürzen.“ — Vier Jahre später sieht der König die Sache anders an; denn im April 1769 schreibt er an d'Alembert, es sei (nach Kaiser Josephs Aufenthalt in Rom) sehr wahrscheinlich, daß der neue Pabst nur unter dem Versprechen, den Jesuiterorden ganz zu unterdrücken, inthronisirt werden dürfte; was ihn betreffe, so suche er eine Ehre darin, die Trümmer jenes Ordens in Schlesien zu erhalten und das Unglück desselben, obgleich er Ketzer sei, nicht zu vermehren. Als Clemens (Ganganelli) dann die Jesuiten wirklich aufgehoben, durfte die Bulle Dominus ac Redemtor noster in unsern Staaten nicht verkündigt werden; vielmehr schrieb der König seinem Agenten, dem Abbé Colombine in Rom: „Sagen Sie es jedermann, der es hören will, jedoch ohne Prahlerei und Affektazion, und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit, es dem Pabste, oder dem ersten Minister zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten Mein Entschluß dahin gefasst sei, sie in Meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich bis jetzt befanden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe Ich in Ansehung der Religion den Status quo für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester, als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich auch hinzu, daß, da Ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich eben so wenig von der Obliegenheit, Mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren könne.“ — Dieser Zustand erhielt sich bis 1776, wo die Jesuiten diesen Namen und ihre Ordenstracht ablegten, und, Priester des Königl. Schulinstituts genannt, nach einem, von Friedrich selbst vorgeschriebenen Plane, ganz allein mit dem Unterrichte der katholischen Jugend sich beschäftigen durften. Von den Gütern ihrer Kollegien sollten sie unterhalten werden, und in allen Dingen, welche auf die Verwaltung ihres Amts Beziehung haben, dem Obergerichte, welches den Namen einer Schulkommission hatte, unterworfen sein; 1781 endlich wurde das Schulinstitut aufgehoben; man behielt nur so viele Glieder bei, als für die Schulen nöthig waren, welche, unter einer eigenen Schulbehörde, fortan eine verbundene Körperschaft unter dem Namen der Königl. Schulenanstalt bildeten, die erst 1787 aufgelöst wurde; worauf man ihre Güter zum Verkaufe stellte.

Dies Benehmen des Königs gegen die Jesuiten, seit welchem er sich in Briefen gern den „Exjesuiten in Sans-Souci“ nennt, dürfte noch mehr auffallen, wenn man sich einer, eben damals von berliner Gelehrten ausgehenden gewaltigen Wachsamkeit vor jesuitischer Proselyten-

macherei erinnert. Besonders sahen der Buchhändler Nicolai, der Oberbibliothekar Biester und der Oberkonsistorialrath Gedike seit 1781 die evangelische Kirche sehr gefährdet; Katholiken, und selbst Protestanten widersprachen den Eiferern für Licht und Klarheit, der Oberhofprediger Stark in Darmstadt aber, der es so übelnahm, daß er als heimlicher Katholik und als Jesuitengönner bezeichnet worden, der die Herausgeber der berlinschen Monathsschrift 1786 vor dem Kammergericht deshalb belangte, ohne, bei den guten Gründen, mit welchen sie ihre Behauptungen unterstützten, ihre Verurtheilung durchsetzen zu können, erschien bei seinem Tode wirklich als Priester des katholischen Glaubens.

Als ein Theil der liturgischen Veränderungen des Oberkonsistoriums konnte die zweite Verminderung der Festtage (v. 28. Jan. 1773) angesehen werden, wonach die Feier des Grünendonnerstags, des Himmelfahrtstages (den 4. März 1789 hergestellt) und die vierteljährlichen Bußtage bis auf einen, Mittwoch nach Jubilate feststehenden, in beiden evangelischen Kirchen aufgehoben wurden; das Erntefest sollte allemal den Sonntag nach Michaelis gefeiert werden; in den Wochen der hohen Feste fallen die Wochenpredigten aus. — Die katholische Kirche im preußischen Staate hob, mit Zustimmung des Pabstes, von 35 Festen, 17 auf.

Den 3. Juli 1769 wurde die Begleitung der Missethäter durch den Prediger unter Gesang und Gebet zum Richtplatz abgeschafft; seit 1783 durfte in den Städten und auf dem platten Lande bei Gewittern nicht mehr mit den Glocken geläutet werden.

Für das Jahr 1779 ließ die Akademie der Wissenschaften die Kalender (ihre Haupteinnahmequelle) ohne allen rothen Druck, d. h. ohne die Aspekten und ganz frei von dem bisherigen astrologischen Aberglauben drucken, der den Planeten, in ihrer Stellung gegen einander im Thierkreise, Einflüsse auf die menschlichen und irdischen Dinge zuschreibt. Ein Vorbericht sagte: „Die K. Ak. der W. hat für schicklich gehalten, in der bisherigen Einrichtung der Kalender eine merkliche Veränderung machen zu lassen. Sie konnte nicht länger zusehen, daß der gemeine unwissende Mann durch ungegründete Wetterprophezeihungen, durch unnütze Anzeige der Tage, die man ehedem zum Aderlassen, Schröpfen, Kinderentwöhnen u. d. gl., wiewohl ganz ohne Grund, für vorzüglich gut gehalten hat, und durch mehr albernes Zeug, hinters Licht geführt würde. Sie hat also befohlen, daß alles dieses unnütze Zeug künftig aus ihren Kalendern weggeschafft werden soll. Dagegen ist sie besorgt gewesen, daß an dessen Stelle nützliche und angenehme Sachen zum Unterrichte des Landmanns und des Bürgers eingerückt würden." — „Wer von jetzt an die verschiedenen Arten dieser, von der Akademie zu veranstaltenden

Kalender sammeln und auch für künftige Jahre aufbehalten will, wird davon den Vortheil haben, daß er dadurch eine Sammlung sehr nützlicher und auch angenehmer Aufsätze bekommt, durch deren fleißiges Lesen er für sich und seine Familie, über viele wichtige, nöthige und angenehme Materien einen gründlichen Unterricht bekommen kann." — „Durch diese Einrichtung hoffet man ein sehr nützliches Werk gestiftet zu haben, ob man gleich voraussieht, daß mancher Unwissende und an alte Irrthümer hangende Leser die Wetterverkündigungen vermissen wird."

Das traf denn leider auch in so reichem Maaße ein, daß diese vernünftigen Kalender nicht gekauft wurden, und daß man sich genöthigt sahe, im folgenden Jahre den alten Unsinn herzustellen, namentlich die sogenannten Erwählungen, d. h. die Zeichen, wann gut Baumfällen, gut Haarabschneiden, gut Kinderentwöhnen, gut Purgiren, gut Aderlassen, sehr gut Aderlassen, gut Schröpfen, gut Säen und Pflanzen, bös Arzneibrauchen, gut Brechen, gut Schwitzen sei. Auch der „Neue Kalender ohne Aberglauben," welchen die Akademie seit 1780, eine Reihe von Jahren, neben dem altherkömmlichen herausgab, musste endlich, aus Mangel an Absatz, wieder fallen. In der Folge ging die Akademie behutsamer zu Werke; sie ließ nämlich ganz allmählig Einen Unsinn nach dem andern, endlich 1805 auch „gut Holzfällen" aus den Kalendern weg. Eben so war nach und nach beinahe alles Wetter weggeblieben, und es wäre auch dieser Aberglaube jetzt schon ganz daraus gewichen, wenn die Regierung nicht, den Kalenderpachtern zu Gunsten, Nachsicht gehabt hätte.

Auf d'Alemberts Vorschlag ließ der König für das Jahr 1780 durch die Klasse der spekulativen Philosophie in der Akademie der Wissenschaften die merkwürdige Preisfrage aufstellen: „Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich sein, sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauern lässt?" Von 42 Abhandlungen stritten, da fünf zu spät kamen und bei vieren die Verfasser sich genannt hatten, 33 um den Preis; 20 verneinten die Frage, 13 bejaheten sie: einige mit, andere ohne Einschränkung. Die Akademie theilte den Preis zwischen der besten Abhandlung von der verneinenden Art, deren Verfasser Rudolph Zacharias Becker, Gouvernör des Barons v. Dacheröden in Erfurt war, und der besten von der bejahenden Klasse, deren Verfasser Friedrich v. Castillon, Professor der Mathematik an der Ritterakademie in Berlin war. Neun Abhandlungen erhielten das Akzessit: 3 für die Verneinung, 6 für die Bejahung der Frage; mehrere sind, auch in deutscher Sprache, gedruckt worden. Becker sprach den Häuptern und Lehrern der Völker die Befugniß, das

Volk zu täuschen, durchaus ab, da Täuschung zum Irrthume, Irrthum zur Sünde, Sünde zum Elend führe. Auf welche Seite Friedrich selbst sich hingeneigt, sprechen seine Schriften, seine Regierung ohne Schwanken und Bedenken aus. „Meine Hauptbeschäftigung, schreibt er, 1770, an Voltaire, besteht darin, daß ich in den Provinzen, zu deren Beherrscher mich der Geburtszufall gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre, die Sitten anbaue und die Leute so glücklich zu machen suche, als es sich mit der menschlichen Natur verträgt und als es die Mittel erlauben, die ich darauf verwenden kann." — „Zusehends, sagt er 1775, in einem Briefe an d'Alembert, vermindert sich der Aberglaube in den katholischen Ländern; dauert dies nur noch eine kurze Zeit so fort: so werden die Mönche aus ihren Zellen in die Welt zurückkehren, die Vorurtheile des Volks werden nicht weiter unterhalten und genährt werden, und ohne Verfolgung und Scheiterhaufen zu fürchten, wird die Vernunft wieder am hellen Tage sich zeigen können. Der Enthusiasmus des Religionseifers hat sich verloren; so viele gute Bücher, die das Abgeschmackte der Fabeln enthüllen, die der Pöbel für heilig hält, haben den Staar gestochen, der die Augen der vornehmsten Geistlichen verfinsterte; sie schämen sich ihres unsinnigen Gottes und arbeiten heimlich am Sturze des Aberglaubens."

O, daß es den Augen des Weisesten unter den Königen in der Unsterblichkeit vergönnt wäre, auf die Regungen des Geistes in den Ländern, die seine Vatersorge gebildet, herabzuschauen; o, daß die Freude noch in der Unendlichkeit ihn entzücken könnte über die katholische Kirche seiner Lieblingsprovinz Schlesien, deren Wünsche für die reinere Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit unsre Tage mit lebendigen Hoffnungen erfüllt hat!

„Friedrich begünstigte (wie ein in **Wien** gedrucktes Geschichtswerk sagt) nicht aus Heuchelei, sondern treu und ernstlich, der eigenen Steuerkraft sich gar wohl bewusst, in seinen Staaten **freie Entwickelung des Geistes**, und einen (troß mancher, in menschlichen Dingen überhaupt unvermeidlichen Auswüchse, dennoch) in seinen Folgen immerdar wohlthätigen **Untersuchungsgeist**, während andere Regierungen die Seele ihres Volkes, die sicherste Bürgschaft ihrer Macht, diesen unversiegbaren Nothpfennig für schwere Zeiten, durch Inquisizionsanstalten erstickten, nur der Mittelmäßigkeit und Ohnmacht sich zu vertrauen wagten, nur „„in der äußersten Noth den Geist anriefen, vor dem ihnen aber doch gleich wieder graute, wie Er erschien."" — Des Königs Duldsamkeit, sein Streben nach Glaubens- und Gewissensfreiheit, seine Freude an der Aufklärung des Volks war auch nicht etwa Folge von sei-

ner persönlichen Gleichgültigkeit in Kirchensachen; sondern, sie wurden recht eigentlich von ihm gehegt und erstrebt, als Erziehungsmittel zur Humanität. Das beweiset auch die fast uneingeschränkte Rede- und Pressfreiheit in seinen Landen, welche den Wissenschaften, wie dem Buchhandel gedeihlich war.

Für die reinwissenschaftlichen Werke war die Zensur so gut als nicht vorhanden; dagegen galt jede unberufene Einmischung in die Verwaltung, eben so wie jede Erörterung der öffentlichen Verhältnisse für durchaus unstatthaft; und, wie sehr auch die Regierung des großen Monarchen und seine ganze Zeit das Volk so recht eigentlich zur Theilnahme an den Welthändeln mit fortriß; so mußte Friedrich dasselbe doch immer wieder an seinen Beruf zurück zu führen; auch boten die Landeszeitungen (da in publicis nichts ohne höhere Erlaubniß gedruckt werden durfte) durchaus wenigen Stoff zu Betrachtungen. Waren die fremden Flugschriften nicht im Interesse des Königs; so wurden sie ohne weiteres verboten. — In derselben Richtung schreibt er an d'Alembert, als die Angelegenheiten in Polen und in der Türkei Aufsehn machten, gradezu im Kampfe gegen die Enzyklopädisten: „Wegen der Pressfreiheit und der Spottschriften, die eine unvermeidliche Folge davon sind, gestehe ich, soviel ich die Menschen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beschäftigt habe, fast überzeugt zu sein, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich sind, weil die Freiheit stets missbraucht wird; also, daß man die Bücher zwar einer nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit, wie das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welche die Verspottung nicht verträgt."

Der rein wissenschaftlichen Presse dagegen wünschte der König, wie der Wahrheit und des Fortschritts, so auch des staatswirthschaftlichen und kaufmännischen Vortheils wegen, immer größern Schwung. Darum wurde zwar den berliner Buchdruckern, 1742, verboten, unzensirte Bücher zu drucken; aber der Generalfiskal und die Zensoren beachteten des Königs und der Zeit Geist; doch wurde ein berliner Buchhändler, welcher den Candide verkaufte, auf Antrag des Zensors theologischer Schriften, 1761, fiskalisch belangt.

1747 vollzog der König eine Verordnung, nach welcher die Akademie der Wissenschaften alle zum Drucke kommende Bücher, Gedichte, Leichenreden, und andere Schriften aus der ganzen Monarchie zensiren sollte, welche Maaßregel aber bald, als unausführbar, zurückgenommen wurde. Nun benutzten die Verleger die gänzliche Pressfreiheit zur Ungebühr, so daß z. B. der junge Rüdiger auf sechs Monathe nach Span-

dau kam, weil er eine Schrift des Dr. Pott gedruckt hatte, in welcher die christliche Religion und ihre Herolde angegriffen waren; der König aber erklärte, er werde in ähnlichen Fällen keine Begnadigung Statt finden lassen: auch willigte er, auf den Vorschlag des Justizministeriums, im März 1749, in eine Zensur, fügte indeß hinzu: „Es wollen aber Se. K. M. hiebei auch, daß ein ganz vernünftiger Mann zu solcher Zensur ausgesuchet und bestellet werden soll, der eben nicht alle Kleinigkeiten und Bagatelles releviret und aufmutzet.“ So wurde denn „wegen verschiedener scandaleusen, theils wider die Religion, theils wider die Sitten anlaufenden Bücher und Schriften, die ehemalige seit einiger Zeit in Abgang gekommene Bücherzensur“ wiederum hergestellt und es erschien das „Allgemeine Zensuredikt vom 11. Mai 1749, nach welchem der Geheime Tribunalsrath Buchholz für das juristische, der Konsistorialrath Pellontier für das historische, der Kirchenrath Dr. Elsner für das philosophische und der Probst Süßmilch (nach ihm Teller) für das theologische Fach alle, nicht von der Akademie zum Druck beförderte oder auf Universitäten herausgegebene Schriften zensiren sollten; die politischen Schriften gehörten zur Zensur des auswärtigen Departements; kleine Gedichte und ähnliche Flugschriften sollten von den Magisträten und Regierungen beaufsichtigt werden. „Bei der vorgeschriebenen Zensur, sagt das Edikt, ist Unsre Allergnädigste Absicht jedoch keinesweges dahin gerichtet, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern nur vornehmlich Demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist.“ Und dieser Absicht kamen die Zensoren so getreu nach, daß fast niemand ihre Genehmigung zum Druck begehrte. Friedrich Nicolai erzählt, wie er, immer beflissen, die bestehenden Gesetze genau zu beobachten, den Dr. Heinius, als Zensor der philosophischen Schriften, 1759, ersucht habe, die Zensur der Literaturbriefe zu übernehmen. „Heinius, fügt er hinzu, wunderte sich zwar, daß jemand etwas zensiren lassen wolle, welches ihm lange nicht vorgekommen war, willfahrte aber meinem Begehren.“ — Daß die Literaturbriefe, 1762, von dem Justizministerium (auf 5 Tage) verboten wurden, beruhete auch nur auf einer falschen Anschuldigung des Vielschreibers v. Justi, der sich wegen einer scharfen Kritik rächen wollte und deshalb bei dem Staatsrathe eine Anklage, des Inhalts, einreichte: es erscheine in Berlin eine schändliche Schrift, betitelt: „Briefe die Neue Literatur betreffend,“ worin ein Jude in einem Aufsatze wider den Herrn Hofprediger Cramer in Kopenhagen die Gottheit Christi bestritten, auch die Ehrfurcht gegen des Königs Allerhöchste Person durch ein freches Ur-

theil über die Poesies diverses aus den Augen gesetzt habe.“ Darauf nun erfolgte jenes Verbot, welches aber sofort zurückgenommen wurde, als der Staatsrath erfuhr, daß die Literaturbriefe unter der gesetzmäßigen Zensur erschienen, daß M. Mendelssohn nie ein theologisches Werk von Cramer beurtheilt habe, und daß seine Anzeige der Poesies diverses freimüthig zwar, aber auch mit der anständigsten Bescheidenheit geschrieben sei; auch hatte der König selbst diese Beurtheilung seiner Gedichte mit Zufriedenheit gelesen. Die Gelehrten waren über das fünftägige Verbot der Literaturbriefe so betroffen, daß Sulzer an Gleim schrieb: „Aber wo sind wir, wenn ein solcher Mensch die Kritik hemmen kann!“

1768 hatte **Manson**, als Herausgeber des in Kleve erscheinenden Courier du Bas-Rhin, über d'Alemberts Betragen gegen den eben verstorbenen Abbé d'Olivet gesprochen. d'Alembert beklagte sich bei dem Könige, und, um dem Zeitungsschreiber desto sicherer zu schaden, so setzte er die vermeinte Schuld desselben in einem Briefe an le Catt noch umständlicher aus einander und schloß: „dieser elende Flugblättler verdient gehenkt zu werden.“ Friedrich aber rief bei diesen Worten aus: „Gehenkt! oho, gehenkt! man henkt in meinem Staat' nicht so die Leute; es wird genug sein, wenn ich ihm Bescheidenheit gebiete!“ Und in der Antwort an d'Alembert sagte er: „Ach, mein lieber d'Alembert, wenn Sie König von England wären, so würden Sie ganz andere Redensarten zu sehen bekommen, welche Ihre sehr getreuen Unterthanen Ihnen zur Geduldübung liefern würden. Wüßten Sie, welche Zahl infamer Schriften Ihre theuren Landsleute während des Krieges gegen mich in die Welt gelassen haben; so würden Sie des elenden Flugblättlers lachen. Ich habe es nicht der Mühe werth geachtet, alle diese Werke des Hasses und des Neides meiner Feinde anzusehen. Das, mein Theurer, ist der Rath, den ein alter Dichter einem Philosophen geben kann.“ Dennoch führte dieser Philosoph nochmals Beschwerde, als derselbe Manson, 1771, einem verstorbenen pariser Advokaten eine **dunkle Herkunft** zuschrieb. Aber, er wurde mit einem ironischen Briefe abgewiesen: „Was den Zeitungsschreiber vom Niederrhein betrifft, sagte Friedrich, so wird die Familie de **Mauléon** es verzeihen, daß er nicht behelligt werde, da die Geister ohne Preßfreiheit im Finstern bleiben und da die Enzyklopädisten (deren eifriger Schüler ich bin), indem sie gegen alle Zensur schreien, darauf bestehen, daß die Presse frei sei und daß jeder schreiben könne, was ihm der Gedanke eingiebt.“ — Manson muß dem Könige noch anderweitig Hülfe schuldig geworden sein; denn 1788 schreibt er mit dem innigsten Gefühl der Erkenntlichkeit über ihn und sagt: „Unter

jedem andern, weniger gerechten und weniger standhaften Monarchen wäre ich entweder nicht mehr, oder ich wäre eingesperrt."

1768 nahm der König auch den französischen Buchhändler Pitra gegen den Generalfiskal d'Anières in Schutz; gegen denselben, 1775, den Buchhändler Nicolai wegen der Allgemeinen deutschen Bibliothek.

An die theologische Fakultät in Halle schrieb der König, 1780: „da die den Schriftstellern ohnedem äußerst lästige Zensur soviel als möglich eingeschränkt, und in Fällen, wann wider Religion und Sitten nichts vorkommt, der Druck nicht versagt werden muß; so finden Wir kein Bedenken, daß das hier von Unserm Oberkonsistorialrath Teller, qua censore, bereits approbirte Scriptum „„Freimüthige Betrachtungen über das Christenthum"" fortgedruckt werden könne, ohne daß es einer zweiten Zensur oder Decreti approbatorii von dort aus bedarf."

Der ehemalige Klevesche Kriegesrath Crantz ließ in Berlin mit zügelloser Frechheit Sachen drucken, welche viel Aergerniß, selbst bei den aufgeklärtesten Ministern erregten. Aber, der König schrieb, 1782, an den Minister von Münchhausen: „Der Kriegsrath Crantz soll sowenig in der ihm ertheilten Preßfreiheit beeinträchtigt, als wegen seiner periodischen Schrift von Jemand beunruhigt werden; Ich will vielmehr, daß Ihr ihn dagegen, so oft er nichts wider den Staat, eine vernünftige Religion und gute Sitten schreibt, jedesmal schützen sollt; jedoch habe Ich ihn bei dieser Gelegenheit gewarnt, daß er nicht allzu naseweis sein möchte, sonsten er doch einmal anlaufen und seine beißende Schreibart ihm Ungelegenheit zuziehen könnte." Daß Crantz wirklich die Zensurfreiheit mißbraucht habe, sieht man aus dem Briefe des Großkanzlers Freih. v. Carmer, dessen Meinung er sich über seine Schriften erbeten hatte: „Sie haben es, sagt der würdige Minister, in den bisher erschienenen Blättern, mit der Landesreligion und den Landesgesetzen zu thun, und lachen darin über die Geschichte und Lehrsätze der einen, sowie über gewisse Verordnungen der andern. Dies thut kein Mann, dem sein Vaterland und seine Nebenmenschen lieb sind." In diesem Tone geht v. Carmer auch die übrigen Gebrechen des elenden Volksverführers durch, namentlich auch seine schamlos frechen und unkeuschen Schilderungen. Aber, der unsittliche Mann war nicht zu warnen. Er schrieb 1783 „Oesterreichische Charlatanerien" und verlor sofort die Preßfreiheit, obgleich man ihn „Berliner Charlatanerien" ungestört hatte schreiben lassen.

Als man dem Könige, 1783, vorstellte, daß des Ritters v. Steinsberg „Predigerkritik" der Achtung für Religion und Geistlichkeit bei dem gemeinen Manne schade; da sagte er: „Wenn das ist, so soll man

solch Zeug nicht zum Druck passiren lassen; die Herren sollten aber auch so predigen, daß die Ehre der Religion nicht durch ihr Geschwätz geschmälert wird: denn es mögen wohl so manche Predigten strenge Kritiken verdienen; aber Ich will nicht, daß die Religion und der gemeine Mann darunter leide; beide sind Mir zu schätzbar, sie durch naseweise Leute, die nur schwatzen, und nicht predigen, herumhudeln zu lassen."

Der Lebensbeschreiber des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig sagt: „In jedem andern Lande (nämlich, als in Braunschweig), selbst in Berlin, würde Lessing die Herausgabe seiner Fragmente nicht gewagt haben." Das ist aber ein Wort grober Unkunde und die Sache verhält sich rein so: Lessing gab von den sogenannten Wolfenbüttelschen Fragmenten (des, 1768 verstorbenen Reimarus) das erste Fragment „Von der Duldung der Deisten" im 3. Bande seiner Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel," Braunschweig 1774 in Druck; drei Jahre später, im 4. Beitrage, fünf andere Fragmente, welche theils die Rechte der Vernunft in Glaubenssachen vertheidigten, theils manches Einzelne im A. und N. Testamente bezweifelten. Ganz Deutschland gerieth über die Fragmente in Unruhe und die braunschweigische Regierung wurde scheu, am Ende sogar in Bezug auf Lessing's Person. Da erschien die Fortsetzung grade in Friedrich's Hauptstadt, dem einzigen Freihafen für solche Waare. Das neue Fragment hieß: „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" und kam 1778 bei Wever in Berlin heraus; 1784, ebenfalls in Berlin, ein Anhang zu diesem Fragmente. — Wenn der Lebensbeschreiber des großen Königs seinem Helden bei Gelegenheit der Wolfenbüttelschen Fragmente ein Lob ersicht; so weiß er sehr wohl, daß von anderer Seite ihm selbst bitterer Tadel nicht entstehen werde. Aber wir sind immer der Ansicht gewesen, daß die Kraft erst durch die Gegenkraft erzogen werde, daß das Christenthum, in seinem göttlichen Kerne, wie alle Wahrheit und Schönheit, bei der schärfsten und hellesten Beleuchtung immer nur gewinnen könne und daß nichts der Erhaltung werth sei, was das Fegfeuer der Vernunft nicht bestehe. Wo fände sich jetzt wohl noch ein Unbefangener, der zu behaupten wagte, das Christenthum als solches habe durch Reimarus und Lessing auch nur im Mindesten verlieren können! Aber, daß die Kirche durch die Fragmente gewonnen, indem sie die Theologen zu immer geistreicherer Thätigkeit aufriefen, — indem sie das wissenschaftliche Lehrgebäude der Evangelischen von manchem Außerwesentlichen reinigen halfen; — indem sie Gegenschriften, wie Reinhard's Versuch über den Plan, welchen der Stifter der

christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf, veranlassten, auch das gestehen heut zu Tage unsre Theologen willig zu.

Voltaire, der, wie Friedrich und d'Alembert, sein Leben der Wahrheit weihen und mit ihnen Irrthum, Aberglauben, kirchlichen Betrug und besonders (nach dem polemischen Ausdrucke der orthodoxen Protestanten) die babylonische Hure (l'Infame oder la Prostituée de Babylone) als Hauptwidersacher der Wahrheit vertilgen wollte, beabsichtigte mit des Königs Erlaubniß, in Kleve eine Philosophenkolonie zu gründen, welche, unter preußischer Zensurfreiheit, jenem großen Zwecke leben sollte. Aber, in Verzweiflung schreibt er, 1769, an den König, er habe nicht drei Philosophen für seine Idee finden können, da Ignaz Loyola leicht ein Dutzend Anhänger gefunden.

Eine solche Freisinnigkeit der Regierung, wie wir sie hier geschildert haben, konnte nicht ohne die wesentlichsten geistigen Einflüsse bleiben. Diese große, kaum irgendwo in der Welt in weiterem Umfange gewährte Glaubens-, Denk- und Pressfreiheit gab den Wissenschaften Schwung und Selbstgefühl, so daß, 1784, in der berlinischen Monatsschrift, ein Gelehrter einen Aufruf über Denk- und Druckfreiheit an Fürsten und Minister ausgehn ließ und sagte: „O Ihr, welche Gott unter dem Namen der Könige und Fürsten zu Vormündern seiner unmündigen Kinder bestellte, von deren Weisheit die Völker die Erhaltung ihrer Menschenrechte zu fordern haben, wann wollt Ihr anfangen, Euren Völkern Friedrich zu sein, nicht zu scheinen? Wann werdet Ihr ihnen die Freiheit geben, worauf sie von Geburt an unveräußerliche Ansprüche haben: die Freiheit zu denken und ihre Gedanken mitzutheilen? — Eure Nachbarn werden es gern sehen, wenn Eure Zensurkollegien furchtbarer sind, als Eure Armeen; denn Freimüthigkeit und Tapferkeit waren von jeher Geschwister. Von Seiten des preußischen Staats dürft Ihr nicht hoffen, nachgeahmt zu werden; dort kämpft man mit demselben Muthe gegen Feind und Vorurtheile. Die Freiheit laut zu denken, ist die sicherste Schutzwehr des preußischen Staats. Dort ist man vernünftig genug, die fürchterliche Stille, welche vor dem Gewitter vorangeht, mehr zu scheuen, als den scharfen Nordwind, der uns zuweilen etwas Schneegestöber in die Augen jagen mag. Dort dient diese Freiheit statt des von Montesquieu gepriesenen Gegengewichts, welches eben so oft den nützlichen, als den schädlichen Aeußerungen der königlichen Gewalt entgegenwirkt."

Heeren nennt Schlözer's (historisch-politischen) Briefwechsel, den Vorläufer der Staatsanzeigen, die erste politische Zeitschrift von Bedeutung, „nicht ohne den Geist Friedrichs des Zweiten,

der damals die Presse überall — durch sein Beispiel — freimachte." Und so fing denn auch Preußen selbst damals an, die Wiege der wissenschaftlichen und der Kunst-Kritik zu werden, wobei zugleich die kleineren Erzeugnisse der Dichter mit zu Tage gebracht wurden: in den Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit z. B. gab Ramler seine Ode auf einen Granatapfel, der 1749 in Berlin zur Reife gekommen; — Lessing, Mendelssohn und Nicolai gaben, 1756, die Briefe, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend; von denselben ging auch, 1757, die (leipziger) Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste aus und 1759 fingen sie, in Nicolai's Verlage zu Berlin, die Literaturbriefe an, ein so geistvolles, gründliches und freimüthiges Werk, wie noch kein kritisches Blatt in Deutschland da war; und doch ging, 1765, aus demselben Kreise die noch weit umfassendere Allgemeine Deutsche Bibliothek hervor, welche, von einem nicht zu berechnenden Einflusse auf die Bildung des ganzen Vaterlandes, eigentlich die Bahn gebrochen hat für alle spätere Anstalten verwandter Art: 107 Bände sind von dieser Schrift erschienen, welche nur unter Friedrichs Schirm gedeihen konnte. Als Wöllner die altpreußische Denkfreiheit bedrückte, wurde auch die Allg. Deutsche Bibliothek verboten, bis Friedrich Wilhelm der Dritte sagte: Er finde Erneuung des Presszwanges bedenklich.

Büsching gab in seinen Wöchentlichen Nachrichten 1775 eine bittere Rezension der (von Friedrich selbst) herausgegebenen Vie d'Apollonius de Tyane, par Philostrate.

Noch fällt in Friedrich's Regierung die Berlinische Monathsschrift, für welche sich, um Gedike und Biester sehr tüchtige Männer sammelten. Kant legte nirgends lieber, als in dieser noch jetzt gesuchten und gelesenen Zeitschrift, seine kleinen Abhandlungen der Lesewelt vor; er, der es oft für ein großes Glück bekannte, unter Friedrich's Schutz zu leben, erörterte auch in dieser Monathsschrift, mit Mendelssohn um die Wette, 1784, was Aufklärung sei, denn Aufklärung („diese wichtigste Revoluzion in dem Innern des Menschen, den Ausgang desselben aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit") erzielte jenes Blatt, wie des Königs ganzes Streben auf sie gerichtet war. Nach Friedrich's Tode wurde — bis der jetzige König die Freiheit des Gedankens wiederbrachte, auch die berlinische Monathsschrift außerhalb erst in Jena, dann in Dessau gedruckt. Gedike und Biester hatten nun für die allgemeine Bildung gegen Schwärmerei zu kämpfen.

Auch Schwärmerei im Jahrhundert der Aufklärung? — Allerdings, eben so, wie in unsern Tagen wieder eine Uebergangsperiode ein-

getreten ist und mit ihr der Kampf der Ideen: eben so wollten in Friedrich's Zeit die alten und die neuen Ansichten ihr Recht behaupten. In solchen Zeiten wuchert allemal die philosophische, die kirchliche, die politische, selbst die medizinische Schwärmerei, welche in den ausgefahrenen Geleisen selbstgenügsamen, ruhigen Ganges der Menschheit weniger ihr Haupt erheben. In dem Zeitalter Friedrich's des Großen machten Swedenborg, Graf St. Germain, Cagliostro, Schrepfer, Mesmer, Gasner, Ziehen, Weishaupt vor Anderen Aufsehn und Parthei, zum Zeichen, daß Viele noch starken Glauben hätten an Offenbarungen irdischer Zukunft und an den Stein der Weisen, an Zauberer und an Geisterseher, an Beschwörer und an Wunderärzte: indeß die Enzyklopädisten als reine Ungläubige erschienen. So schwer ist es der Menschheit verliehen, wie zwischen Unglauben und Aberglauben den wahren Glauben zu gewinnen, so auf allen übrigen Gebieten geistiger Thätigkeit die reine Mitte zu finden. Aber — auch der Irrthum muß erlaubt sein; ohne ihn ist keine Wahrheit möglich. Darum darf der Glaube und der Gedanke unter Friedrich's Adler sich nach allen Richtungen ergehen und versuchen, um endlich als reife Frucht selbstständiger Kraft zu erscheinen.

Ganz Europa kannte das freie Walten der Geister in den preußischen Gebieten. Wir wissen, daß dieselben eine Zuflucht für alle Verfolgte boten. Sie gewähren noch mehr! Vielleicht verdienen sie den seltenen glücklichen Zeiten beigezählt zu werden, in welchen man denken kann, was man will und sagen darf, was man denkt; wenn man noch folgende Züge erwägt.

Raynal musste, wegen seiner Geschichte beider Indien, 1781 aus seinem Vaterlande flüchtig werden. Er hatte auch Friedrich's Oekonomiesystem so scharf gegeißelt, daß der König, gegen seine Art, eine Vertheidigung drucken ließ; dennoch kam er in der Noth nach Berlin und wünschte selbst dem Monarchen vorgestellt zu werden. Friedrich empfängt ihn, aber er fertigt ihn kalt ab.

Rousseau, der sich ebenfalls nach Preußen flüchtete, und selbst nach Potsdam kommen wollte, obgleich er in früheren Jahren in seinem Gartenhause zu Montmorenci Friedrichs Bild mit einer Inschrift („Er denkt als Philosoph und handelt wie ein König") aufgestellt, deren Doppelsinn, wie seine feindliche Gesinnung selber in Sans-Souci kein Geheimniß war. „Ja, sagt Rousseau, ich hatte meinen Fehler noch durch eine Stelle des Emil, wo die unter dem Namen Adrast, König der Daunier, gemeinte Person nicht zu verkennen war, vergrößert; so konnte ich dann versichert sein, daß ich bei dem Könige von Preußen im schwar-

zen Register stände. Und doch wagte ich's, mich ihm auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Ich glaubte hierunter keine Gefahr zu laufen; ich wusste, daß nur schwache Seelen niedrigen Leidenschaften unterliegen, und daß starke Seelen, wofür ich die seinige immer erkannt hatte, von ihnen nicht erschüttert werden."

Sehr wahr sagt Guibert: „Es herrschte in Berlin eine große Freiheit im Reden und im Schreiben; ja, sie artete fast in Frechheit aus; niemals sind gegen einen Fürsten mehr Schmähschriften erschienen und niemals hat er Einen darüber bestraft."

Das hatte seinen guten Grund in Friedrichs frühzeitig festbestimmten Vorsätzen. „Ich werde, schreibt er, 1739, an die Markise du Châtelet, so lange ich lebe, an das über Cato und Cicero gefällte Urtheil denken. Dem Cato, sagt Montesquieu, war die Tugend die Hauptsache und der Ruhm nichts: dem Cicero war der Ruhm Alles, und die Tugend eine Nebensache. Wenn man die Tugend als ein Gut betrachtet, welches man uns nicht rauben kann; so verachtet man die nichtigen Entwürfe der Neider und das Kindische der Verläumdung." — In gleichem Sinne sagt er, 1776, in einem Briefe an d'Alembert: „Ich lese die Betrachtungen des Kaisers Mark Aurel, der mich lehrt, ich sei in der Welt, meinen Beleidigern zu verzeihen, nicht aber meine Macht zu ihrer Unterdrückung anzuwenden."

Nach so schönen Worten handelte der König. Als er 1748 die Zueignung von de la Metrie's elendem Buche „Der Mensch eine Maschine" erblickte, sagte er bloß: „er hätte mir auch wohl etwas Besseres zueignen können!" — Edelmann schrieb in seinem Moses mit aufgedecktem Angesichte: „Die Philosophie ist ihrem Namen nach eine Liebe zur Weisheit; diese hat aber keine Gemeinschaft mit der Thorheit, viel weniger kann sie leiden, daß ihre Liebhaber den geringsten ihrer Knechte ums Brod und zeitlichen Bauchfutter dienen müssen, wie sowohl Herr Wolff, als alle heutige Philosophi und Theologi noch auf diese Stunde thun, die wahrlich schmale Bissen fressen müssten, wann der Herr die Großen dieser Welt nicht mit Blindheit geschlagen hätte, daß sie sich von diesen Thoren noch am Narrenseile rumführen ließen.' — Noch stärker nannte er Voltaire, wegen eines auf den König verfertigten Gedichts, den französischen Bettelpoeten und verglich Krone und Szepter mit den Fasces der römischen Häscher, die Könige und Obrigkeiten aber mit den Scharfrichtern. Dennoch suchte er in der Noth seine Zuflucht in Berlin. Da predigten und schrieben die Theologen, besonders Probst Süßmilch gegen ihn und erinnerten an seine Vergehen wider den König. Friedrich aber ahndete das nicht.

1752 erschien in Sachsen eine Schmähschrift „Privatleben des Königs von Preußen" (in französischer Sprache). Darget beabsichtigte eine Widerlegung; der König aber sagte: Mein lieber Darget, die Lästerungen dieses Werkes verdienen gar nicht solche Mühe; mir gebührt es, meine Schuldigkeit zu thun, und die Uebelwollenden sprechen zu lassen.

Eine bittere (französische) Spottschrift gegen Friedrichs Vermischte Gedichte „Anti-Sans-Souci" lag im März 1761 bei Pitra in Berlin, der des Königs Bücher besorgte, öffentlich zum Verkaufe aus. Des Geheimenraths Formey Name war lügenhaft mißbraucht. d'Argens meldete das dem Könige und sagte: „Kein Monath verging in diesem Jahre, wo nicht eine Schmähschrift gegen die Philosophen erschienen wäre. Unter Andern ist eine, Anti-Sans-Souci betittelt, ein großer Band und werth, aus der Feder eines Miethskutschers gekommen zu sein." Friedrich aber fragte danach nicht weiter.

Als die Wiener es missdeuteten, daß zu dem berliner Kalender 1771 zwölf (chodowieckische) Vorstellungen aus Don Quichote und das Bildniß Joseph's II. als Titelkupfer gegeben war; so befahl Friedrich der Akademie, für das nächste Jahr noch lächerlichere Sujets zu den Kalenderkupfern zu wählen und sein eigenes Bildniß vorzusetzen. Chodowiecki wählte Orlando furioso und Daniel Berger stach des Königs Bildniß dazu.

„Die ponischen Dialogen, schreibt der König, 1775, an Voltaire, deren Sie erwähnen, kenne ich nicht. Ich denke über die Satire, wie Epiktet: „„Sagt man Böses von Dir, und ist es wahr, so bessere Dich; sind es Lügen, so lache darüber."" Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Stazion zurück und bekümmere mich nicht um die Bullenbeißer, die auf der Landstraße bellen;" — und in einem andern Briefe: „Ich habe mir endlich die sieben Dialogen verschafft und weiß ihre Geschichte aus dem Grunde. Der Verfasser dieser Schrift ist ein Engländer, Namens Lindsey, ein Theologe von Profession und Hofmeister bei dem jungen Prinzen Poniatowski, dem Neffen des Königs von Polen. Er schrieb seine Satire auf Anstiften der Czartoryski's und zwar englisch; ein gewisser Gérard, französischer Konsul in Danzig, dem es nicht an Witz fehlt, der mir aber die Ehre erzeigt, mich von ganzem Herzen zu hassen, hat sie durchgesehen und ihnen die Gestalt gegeben, in der sie zum Vorschein gekommen sind. Ich habe sehr dabei gelacht; hin und wieder sind Grobheiten und abgeschmackte Plattituden darin; aber auch wirklich witzige Einfälle. Uebrigens werde ich mich mit diesem Sykophanten in kein Federgefecht einlassen; man muß sich nach dem richten,

was der Kardinal Mazarin sagte: „Mögen doch die Franzosen singen, wenn sie uns nur schalten lassen."

Als der König einst, zur Zeit der Kaffeeregie, die Jägerstraße heraufgeritten kam, fand er in der Nähe des Fürstenhauses einen großen Auflauf. Er schickte seinen einzigen Begleiter, einen Heiducken, näher, um zu erfahren, was es da gebe? „Sie haben etwas auf Ew. Maj. angeschlagen," war die Antwort des Boten und Friedrich, der nun näher hinan geritten war, sahe sich selbst auf dem Bilde, wie er in höchstkläglicher Gestalt auf einem Fußschemel saß und eine Kaffeemühle zwischen den Beinen ämsig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern jede herausgefallene Bohne auflas. Sobald dies der König gesehen, winkte er mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich den Hals nicht ausrecken müssen!" Kaum war dies ausgesprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild in tausend Stücken herunter und ein allgemeines Lebehoch begleitete den langsam fortreitenden König.

Ein Fiskal machte einst einen Prozeß anhängig gegen den Verfasser einer Schrift „der gierige Hund," indem er behauptete, der Verfasser habe damit den König gemeint. Indeß wurde auch der Bürgermeister des Orts als Beleidigter klagbar. Da lachte der König und befahl dem Fiskal, „nicht alle Sottisen, die geschrieben würden, auf ihn zu beziehen."

Als ein Buchhändler den König, 1781, bat, eine französische plumpe Satire „der Prozeß der drei Könige von Frankreich, von Spanien und von England" in welcher Friedrich selbst als Generaladvokat keine sehr schmeichelhafte Rolle spielte, nicht zu verbieten, um ihn mit seinen vorräthigen Exemplaren nicht in Schaden zu bringen; so rieth der König ihm, dieselben geschwind zu verkaufen, ehe sie verboten würden.

v. Dohm sagt: sein Buch über die bürgerliche Verbesserung der Juden sei ein Beweis, wie freimüthig man unter Friedrich die von ihm befolgten Regierungsmaximen öffentlich beurtheilen dürfen. Der Verfasser übersandte seine Schrift dem Könige und entwickelte in dem Begleitungsschreiben kurz die Tendenz derselben; er erhielt eine, seine Absicht lobende, gütige Antwort.

Als der König in seiner letzten Krankheit schon dem Grabe nahe war, schrieben einige Abgeordnete der Herrnhutergemeinde in Berlin, voll zudringlichen Bekehrungseifers an ihn, um ihn zu ihrem Glauben herüberzuziehen. Friedrich aber sagte, als er den Brief gelesen hatte: „Man muß den Leuten höflich antworten; sie meinen es gut mit mir!"

Solche Hochherzigkeit zierte den Weisen von Sans-Souci und das Vaterland der deutschen Philosophie.

Natürlich, daß bei solchen Gesinnungen und Handlungen des Königs alle Wissenschaften wichtige Fortschritte machten; in vielen größere und zeitigere, als im übrigen Deutschland.

Für die Philologie berief der König, um die römische und griechische Sprache in Aufnahme zu bringen, den Professor Klotz, 1765, nach Halle, Schneider Saxo, 1776, nach Frankfurt; Friedrich August Wolf hatte einen Ruf mit 1000 Thalern Gehalt nach Gera als Rektor: aber, er sollte „nach den evangelischen Symbolis der Stadt lehren, welches ein Haupterforderniß sei und vor allem festgesetzt werden müsse." Da ging der freisinnige Familienvater lieber mit 300 Thalern auf den liberalen Ruf des Ministers von Zedlitz nach Halle.

Die Lexikographen Bauer in Hirschberg und Damm in Berlin sind schon genannt; Scheller in Brieg machte sich seit 1779 einen Namen. — David Ruhnken, aus Hinterpommern, in Friedrichs Zeit bei uns ausgebildet, machte dem Vaterlande in Holland Ehre.

In der Theologie hatte bei Friedrich's Thronbesteigung die kalte Pedanterei des weiland wohlthätigen Pietismus ihre Endschaft erreicht; die leibnitz-wolffsche Philosophie erhebt ihr Haupt — und Halle und Berlin führen zum zweiten Male eine heilsame Reform in der Theologie ins Leben, indem Semler und Teller (während die klassische Philologie auch die Auslegung der heiligen Bücher förderte) die Perfektibilität des Christenthums aussprachen und damit endlich eine ganz neue Zeit: die Vollendung der Kirchenverbesserung anfingen; indeß Sack und Spalding durch ihre milde Denkungsart die allmählige Aussöhnung zwischen Lutheranern und Reformirten begründeten.

Lange starb 1744 in Halle, verdunkelt durch den philosophischen Siegmund Jakob Baumgarten, welcher dann 1753 seinen größeren Jünger Semler von Altorf in seine Nähe zog, der für die Kritik und Geschichte der theologischen Gelehrsamkeit eine dauernde Bahn brach und aus dessen Schule zunächst Griesbach hervorging. Nösselt lehrte seit 1756, Knapp seit 1774, Niemeyer seit 1779 in Halle; eine in der That sehr verehrungswürdige theologische Fakultät, welche, solange Friedrich regierte, ihr stolzes Haupt erheben und ebenmäßig in Einklang mit Philologie, Geschichte, Naturkunde, ihre göttliche Wissenschaft ohne Scheu ausbauen durfte.

Auch Frankfurt zeichnete sich in der Theologie aus, namentlich Töllner, unter dessen Schriften „Meine Ueberzeugungen" es aussprechen, wie weit man 1769 in dieser Beziehung gekommen.

Königsberg, welches späterhin durch eine treffliche Reihe von Zeitgenossen: Kant, Kraus, Hamann, Hippel, Scheffner, Borowski eine so reiche Quelle für Licht und Wahrheit geworden ist, bietet, wie Hippel in seiner Biographie erzählt, den einzigen Fall, in welchem Friedrich die Aufklärung gehemmt, indem er bei Antritt seiner Regierung den pietistischen Professor und Prediger Dr Schultz daselbst, des Barons v. Wolff größten Schüler und Kants einflussreichen Lehrer, aus dem Konsistorium gesetzt, um, der orthodoxen Königinn-Mutter zu gefallen, den wirksamen Aufklärungsversuchen desselben Schranken zu setzen; indeß Schultz Professur und Predigtamt bis an sein Lebensende behielt.

In Berlin beginnt den theologischen Reigen der Probst Reinbeck, auch als Schriftsteller, z. B. durch seine Betrachtungen über die augsburgische Konfession geschätzt, auf dessen Vorschlag K. Friedrich Wilhelm der Erste noch in seinen letzten Lebenstagen August Friedr. Wilh. Sack an Noltenius' Stelle zum Hofprediger berief, welcher von 1740 bis 1786 in Berlin wirkte. Nur Mosheim, Reinbeck und Jablonski hatten großen Ruf als Prediger, da er auftrat. Von diesen drei Kanzelrednern besaß also Berlin allein zwei. Brachte Reinbeck zu viel Philosophie auf die Kanzel, so gab Jablonski zu viel Theologie: Sack wählte mit großem Glücke den einnehmendsten Mittelweg, der nun allgemein zum Vorbilde diente. Wie seine Predigten, so wirkten auch seine Schriften. Eben so lehrte Sack's Leben und seine innige Freundschaft mit den gleich schätzbaren lutherischen Geistlichen hob die alte Feindschaft zwischen den beiden evangelischen Kirchen so völlig, daß, indem auf der betretenen Bahn fortgebaut wurde, in den neuesten Zeiten aller Unterschied fortfallen konnte.

Neben Sack müssten auch Spalding's Verdienste hervorgehoben werden; aber wir begnügen uns, auf die treffliche und lehrreiche Lebensbeschreibung, welche er selbst aufgesetzt, hinzuweisen. Sie, und Sack's Lebensbeschreibung, von dessen Sohne und Amtsnachfolger herausgegeben, lehren den Geist der Zeit einleuchtend kennen. „Sack, sagt sein Lebensbeschreiber, nicht gewohnt, seine Meinungen zu verhehlen, äußerte seine Gedanken höchst freimüthig. Menschliche Autoritäten, symbolische Bücher, Konzilienschlüsse und kirchliche Verdammungsurtheile galten ihm wenig; denn die Kirchengeschichte hatte ihn gelehrt, was es damit auf sich habe, und daß das Gebiet der Wahrheit sich nicht von Menschen umzäunen lasse. Daher schreckte ihn auch kein Ketzername; und selbst freigeisterische Bücher las er mit dem aufrichtigen Sinne, Alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Ein geschworener Feind alles intoleranten Sektengeistes, blieb er gleichwohl weit entfernt von jedem Indifferentismus; und der Eifer, womit er nach Wahrheit forschte, bewies, wie sehr es ihm am Herzen lag,

sie zu finden. Bei dieser Denkart ist es nicht zu verwundern, daß er den ungemeinen Fortschritt, den Kritik, Exegese und Philosophie in seiner Zeit machten, bis in sein hohes Alter mit Vergnügen nutzte, und jedem Strahle der Wahrheit, der in das Gebiet seiner theologischen Meinung fiel, freies Spiel ließ." — Diese Worte lehren zugleich den Geist kennen, in welchem auch der jüngere Sack, seit 1777 Hofprediger in Berlin, gewirkt hat.— Spalding hatte sich's zum heiligen Gesetze gemacht, „kein andächtelnder Sonderling, kein zudringlicher Bekehrer zu sein; — aber auch nie ein menschengefälliger Verräther an seinen Ueberzeugungen zu werden."

Wenn solche Männer auf die Gemeinden, vom Königshause bis zu den Hütten der Armuth wirkten, und auf die angehenden und auf die wirklichen Amtsgenossen unabweislichen Einfluß übten; wenn auf den Universitäten eine großartige Forschung auf das junge Geschlecht der Seelsorger eindrang: — wie hätte so allgemeinem Streben der Fortschritt in Licht und Wahrheit, in Tugend und Besserung sich versagen sollen?

Auch die Fremde nahm Theil an unserm theologischen Segen: der Kanzler Cramer in Kiel war vorher seit 1750 Hofprediger in Quedlinburg und Herder, aus Mohrungen in Preußen, hat seit 1762 in Königsberg seine Studien gemacht, ist Kants Jünger und Hamanns Freund, auch Lehrer am Fridericianum zu Königsberg gewesen.

Von der Rechtsgelehrsamkeit ist schon die Rede gewesen, und die Müller-Arnoldsche Sache wird uns noch einmal umständlich darauf zurückführen. Ueberall erscheint Friedrich als Schöpfer des preußischen Rechts. Als Rechtslehrer genossen in seiner Zeit verdienten Ruf in Halle (nachdem Heineccius und der Publizist v. Ludewig bald abgetreten waren) Freih. v. Wolff durch sein Natur- und Völkerrecht, Böhmer als Begründer des Kanonischen und Kirchen-Rechts der Protestanten; der Romanist Daniel Nettelbladt, welchen Wolff, 1741, von Marburg mit sich nach Halle gezogen, war mehr um die methodischere Behandlung der Jurisprudenz verdient, denn als Föderer wahrer juristischer Gelehrsamkeit; er und Darjes in Frankfurt haben viele vortreffliche Schüler gezogen, dieser z. B. auch den Geh. Rath Suarez.

Mit dem gesegnetesten Erfolge wurden in Friedrichs Zeit und in seinem Reiche, besonders in Berlin (wo Alexander v. Humboldt geboren ist) alle Zweige des physikalischen Wissens angebaut: in der Botanik glänzte Gleditsch, der dem botanischen Garten Bedeutung gab und,

namentlich als Lehrer der Forstwissenschaften, vom Könige auf alle Weise ausgezeichnet wurde.

Graf Matuschka gab eine Flora von Schlesien heraus.

Borowski und Herbst arbeiteten eine Gemeinnützige Naturgeschichte des Thierreichs; Herbst auch eine Naturgeschichte der Krabben und Krebse; späterhin sein Schmetterlingswerk; — Frisch seine Vorstellung der Vögel in Deutschland; — Bloch erwarb sich unsterbliche Verdienste um die Fischkunde.

In Halle war Goldhagen, seit 1769 der erste Professor ordinarius der Naturhistorie, welche Wissenschaft noch mehr in die Höhe zu bringen der Weltumsegler Johann Reinhold Forster zum ordentlichen Professor der Naturgeschichte und Metallurgie nach Halle gezogen wurde, wo er seine Jugendbildung erlangt.

Bei der Naturkunde und ihren Dienern wiederholt sich die Bemerkung, daß Friedrich die Gelehrten gern nach ihrer praktischen Tendenz anschlug: Gleditsch galt besonders als Lehrer der Forstwissenschaft, Forster sollte dem Berg- und Hüttenwesen vorarbeiten; als aber Bloch für sein großes Fischwerk Unterstützung suchte, antwortete er, 1781: „Es ist nicht nöthig, von den Kammern eine Liste von den Fischen zu erfordern; denn das wissen sie schon allerweges, was es hier im Lande für Fische giebt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten von Fischen; ausgenommen im Glatzischen, da ist eine Art, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen, die hat man weiter nicht: sonsten aber sind hier durchgehends einerlei Fische, die man alle weiß und kennt. Und darum ein Buch davon zu machen, würde unnöthig sein; denn kein Mensch wird solches kaufen. Die zugleich mit eingereichten Kupferabdrücke von einigen Fischen erfolgen hiebei wieder zurück." Eben so schätzte er vorzugsweise die praktische Geometrie; die höhere Mathematik aber nur, insofern man sie auf die Astronomie, auf die Mechanik und auf die Hydrostatik anwendet; außerdem hielt er sie für einen Luxus des Verstandes. Dennoch sammelte die berliner Akademie im Gebiete der Mathematik die damals gefeiertesten Namen der Euler, Lambert, de la Grange; und das ganze vorige Jahrhundert hatte nur noch einen großen Analysten, der nicht im preußischen Staate gearbeitet hat, Laplace. Eben so besetzte der König die mathematischen Lehrämter auf den Universitäten mit den namhaftesten Männern; nach des Freih. v. Wolff Tode z. B. im Jahre 1754, rief er den berühmten Segner von Göttingen nach Halle; nach Segner, 1778 Karsten.

Auch die Sternkunde hat in Berlin allezeit die würdigsten Hohenpriester gehabt. Lambert's Briefe über die Einrichtung

des Weltbau's erschienen 1761 und Bode berechnete 54 Jahre lang mit bewundernswürdiger Ausdauer seine astronomischen Jahrbücher.

Pott, und sein Nachfolger Marggraf glänzten als Scheidekünstler erster Größe, Klaproth ging aus ihrer Schule hervor.

Der Domherr v. Kleist zu Camin in Pommern erfand die nach ihm benannte elektrische Verstärkungsflasche.

Das Montirungsmagazin in der Köpenicker-Straße bekam 1777 den ersten Blitzableiter in Berlin.

1783 ließ Professor Achard die erste Mongolfiere im Lustgarten zu Berlin, in Gegenwart des Königl. Hauses steigen: einen Ball von Goldschlägerhäutchen, etwas über 3 Fuß im Durchmesser.

Was Heinitz und Reden für das Berg- und Hüttenwesen gethan, ist oben erwähnt. Der Bergrath Lehmann brach 1756 zuerst die Bahn für die Lagerungsgeognosie durch seine Geschichte der Flötzgebirge; Gerhard machte 1773 seine Beiträge zur Chemie und Geschichte des Mineralreichs und 1781 seinen Versuch einer Geschichte des Mineralreichs bekannt.

Der ostpreußische Konsistorialrath Bock gab seit 1782 seine Wirthschaftliche Naturgeschichte von dem Königreiche Ost- und Westpreußen heraus. Dr. Martini und Rendant Siegfried stifteten 1773, in Berlin die Gesellschaft Naturforschender Freunde, mit der Befugniß, ein besonderes Siegel zu führen und Diplome zu ertheilen.

In Verbindung mit dem Landschafssystem entstand in Schlesien eine sehr wirksame ökonomische Gesellschaft.

Lieberkühn, Meckel und Walter machten in der Anatomie die wichtigsten Fortschritte. Aus ganz Deutschland strömten Jünger wißbegierig herbei. Berlin und der übrige preußische Staat sah für die innere und äußere Heilkunde in allen Zweigen immer größere Namen berühmt werden. Es wird genügen, hier vor allen an drei zu erinnern.

Unser jüngst verstorbener Heim hat sich in Halle gebildet; eben da wurde Reil zum Doktor der Medizin promovirt, wo der jüngere Meckel sein Lehrer war: „Hier, sagt sein Biograph Steffens, hier entschloß sich Reil, der schon in Göttingen gewesen, der Wissenschaft ganz zu leben." — Pallas dagegen, der neben Linné und Buffon glänzt, ein Berliner, der an Friedrich mit dem treuesten Herzen hing, besuchte 1754 bis 1758 die Vorlesungen bei dem Collegium Medico-chirurgicum seiner Vaterstadt, welches mehrere ganz ausgezeichnete Lehrer zählte; bei Meckel musste er Anatom werden.

Nach Meckel wurde Walter, der sich in Königsberg gebildet, 1773, erster Professor der Anatomie in Berlin.

Unter den Chirurgen werden die Generalchirurgen Schmucker und Bilguer mit besonderer Achtung genannt; den grauen Staar rühmt sich Mursinna, welcher 1787 Professor der Chirurgie in Berlin wurde, zuerst in den preußischen Staaten operirt und so allmälig die aus fremden Ländern jährlich durchreisenden sogenannten Okulisten verscheucht zu haben.

Das Hebammenwesen wurde allmälig durch regelmäßigen Unterricht verbessert.

In den Sechziger Jahren rief der König den englischen Doktor Baylies nach Berlin, um die Einimpfung der Menschenpocken einzuführen, welche indeß wirklich schon bekannt genug war.

1765 erschien in Breslau ein Kammerreskript wegen des Inokulirens der Viehseuche nach Art des gleichfalls einzuführenden Einimpfens der Blattern bei den Menschen.

Der erste Professor der Kameralwissenschaften, nicht allein zu Halle, sondern auch auf jeder andern Universität, Simon Peter Gasser, 1727 mit einem Gehalte von 400 Thalern und mit dem Geheimen-Raths-Karakter angestellt, starb 1745. Von seiner Wirksamkeit können wir nichts sagen. Dagegen verbreitete Christian Jakob Kraus, welcher seit 1781 in Königsberg die Kameralwissenschaften lehrte, mit sehr glücklichem Erfolge die neuen Lehren von Adam Smith über den Staatshaushalt und über die, den freien Gewerbe- und Handelsverkehr beengenden Merkantilgesetze.

Erdbeschreibung und Landkartenwesen fingen erst seit Friedrich's Thronbesteigung an, im Lande bekannter zu werden, da vor ihm selbst der Offizier um beide sich nicht bekümmert hatte; er sogar hatte nicht genügende Karten von Schlesien, als er 1740 in das Feld zog. Die drei großen Kriege mussten hier ganz natürlich den Gesichtskreis des Soldaten sehr erweitern. Dann machten die von der Akademie der Wissenschaften besorgten wohlfeilen Landkarten wenigstens einen geringen Anfang in diesem Gebiete, welches doch des Königs Scheu vor Bekanntmachungen der Art zurückhielt; daher die ausgebreitete Herrschaft der seit 1753 in Nürnberg erscheinenden Homannischen und der seit 1768 in Frankfurt am Main erscheinenden Jägerschen Karten.

Für die Geographie selbst wurde Büsching ein sehr ausgezeichneter Name.

Die statistischen Forschungen begründete der Befehl aus Pyrmont, v. 28. Mai 1746, an die kurmärkische Kammer, welcher ausgemit-

telt haben wollte, ob in der Kurmark mehr oder weniger Dörfer vor dem 30jährigen Kriege als gegenwärtig gewesen seien? So hat Friedrich 1747, 1751, 1753 für das statistische Tabellenwerk, auch durch die zuvorkommendste Unterstützung aus den Archiven gesorgt und, wie für seine Regierung, so für die Wissenschaft, treffliche Erfolge davon erlebt. Probst Süßmilch gab seine „Göttliche Ordnung in der Veränderung des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung erwiesen" in Druck; — der Geograph Büsching gründete durch seine „Vorbereitung zur gründlichen Kenntniß der geographischen Beschaffenheit und Staatsverfassung der europäischen Reiche" eine neue statistische Schule, im Gegensatze der Archenvall-Schlözerschen, indem er die Gegenstände der Staatskunde nicht, wie diese, nach den einzelnen Staaten abhandelte, sondern wissenschaftlich ordnete und einzeln beschrieb, sowie sie sich in den einzelnen Staaten finden. — 1749 erschien des Geh.-Raths v. Dreyhaupt Historisch-diplomatische Beschreibung des Saalkreises; 1755 Beckmann's Beschreibung der Kurmark; 1775 Büsching's Vollständige Topographie der Mark Brandenburg; 1785 Goldbeck's Topographie vom Königreiche Preußen.

Küster, Nicolai und der Ordensrath König bearbeiteten die Geschichte von Berlin.

Von dem seltensten Werthe sind die in Friedrich's Zeit von Lenz und Gercken herausgegebenen Urkundensammlungen zur brandenburgischen Geschichte; noch vollständiger Friedrich's v. Dreger, pommerscher Urkundenschatz, zu dessen Erhaltung der Minister Graf Hertzberg patriotisch mitgewirkt, der sich sonst auch durch die Herausgabe des Landbuchs Kaiser Karls des Vierten und des Pufendorffschen Fragments über Kurfürst Friedrich den Dritten verdient gemacht hat.

Durch Staatsschriften haben sich v. Ludewig, v. Cocceji und v. Hertzberg ausgezeichnet.

Als Bearbeiter der vaterländischen Geschichte waren Buchholz, Pauli, Möhsen und Mörschel geachtet, und, nachdem Hilmar Curas mit seiner dürftigen, nach Hübner's Kurzen Fragen aus der politischen Historia gearbeiteten Einleitung zur Universalhistorie, seit 1723, über ein halbes Jahrhundert, allen Schulbedürfnissen genügt, verpflanzte Siegmund Jakob Baumgarten in Halle die (englische) Allgemeine Weltgeschichte auf deutschen Boden.

Hier dürfte der Ort sein, des großen Geschichtschreibers der Schweiz in Bezug auf Friedrich den Zweiten zu gedenken. Das Schwankende in Johannes v. Müllers Leben, welches am Ende sein ganzes Dasein so schmerzlich verbittert und verkürzt hat, tritt uns schon hier entgegen. In

den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund spricht sich mancher Tadel und Unwille über Friedrich aus; im März 1775 schreibt er: „Friedrich sandte Voltairen seine (Voltaire's) Büste, mit der Inschrift Immortalis; und dieser antwortete: „„Ew. Maj. wollen mir einen kleinen Winkel in Ihrer Herrschaft bewilligen."" Ich hoffe von der Billigkeit der Nachwelt, sie werde die Komplimente rügen, welche der Sänger Heinrich's des Großen dem Räuber von Polen verschwendet hat." — 1776: „Wenn Frankreich noch mehr geschwächt würde; so wäre der Welttheil bald in der Willkür zwei oder dreier Despoten; wer könnte die kleinen Staaten beschirmen." — 1777, nachdem er gesagt, daß schon bei Leuktra und Mantinea dem Regulus und Gustav Adolph Kolonnen und gelehrte Schlachtordnungen bekannt waren, fährt er fort: „Soll ich meine liebste Beschäftigung sagen? Sie wäre, Usurpatoren des Ruhmes ihre Kronen abreißen und sie unbekannten großen Männern aufsetzen." — Aber, den 6. Januar 1778 ändert sich der Ton: „Sulzer könnte mir dienen, denn ich sehe, daß ihn der König zu Rathe ziehet; aber der Herr Bonnet hat solchen Abscheu vor der Religion in Berlin, daß er diese Stadt keinem Menschen rathen will."

Es scheint, Müller habe bis dahin unter dem Einflusse von Bonnet, von Tronchin, Gualtieri und andern Widersachern des Königs geschrieben. Nun giebt die Weltgeschichte und das Leben des Weisen von Sans-Souci ihm die Lehre, daß der Völker Glück nicht an gewisse Formen der Regierung gebunden sei und daß der Zweck des Staates in der Monarchie, wie in der Republik erreicht werden könne: Rom hat die Welt unterjocht, Athen durch den Ostrazismus seine gerechten Bürger verbannt, schuldlose Philosophen verfolgt und vergiftet; Venedig missbrauchte die höchste Gewalt durch Bleikammern und geheime Polizei und versank in Schlaffheit, wie die Schweiz. Nun aber war eben damals nirgends höhere Geistesfreiheit, nirgends mehr Hochgefühl auf Kraft und That gegründet, als in Preußen: darum fand Johannes v. Müller es wünschenswerther, unter Friedrich's Szepter, als unter dem Huthe der Freiheit des Vaterlandes zu wirken. „Aristoteles, schreibt er später einmal an Gleim, Aristoteles ist für die Monarchie, wie ich, weil auch er in Republiken gelebt hatte." Darum zeigen nun seine Briefe an Bonstetten, wie die geschichtliche ruhige Huldigung für den König endlich bis zur schwärmerischen Verzückung empor lodert. — Den 10. Januar 1778 schreibt er dem Freunde aus Genf: „Ich möchte mit den Feldherrn Friedrich's sprechen, und Heinrich und Ferdinand sehen. Wenn ich vollendet habe; so will ich vielleicht Paris versuchen; indessen kann man sich umsehen bei dem großen König, ob er mich wolle." — „Alle Bücher habe ich bei Seite

gelegt und überlese nun allein meine Historien, und zur Nahrung des Geistes **Cäsar** und **Friedrich**." Darauf zitirt Müller Stellen aus des Königs Werken und — ist voll Begeisterung. — Den 16. Januar 1778, nachdem von Cäsars Schreibart mit Entzücken die Rede gewesen: „so schreibt auch unser **heutiger Cäsar**; ausgenommen, wo **Voltaire** seinen seelenvollen Stil durch Epigramme und Bonmot's verdorben hat;" und in demselben Briefe: „Montesquieu lehrte mich den Sinn der Gesetze kennen, Machiavell in seinen Diskursen über Titus Livius lehrte mich die Mittel einen Staat zu erhalten kennen; in den Werken Cäsars, des Marschalls von Sachsen und Friedrich's des Großen habe ich die Prinzipen eines Militärstaats gefunden." — Den 26. Januar 1778: „Haller und Bonnet in ihrem Briefwechsel sind gegen gewisse große Männer sehr hart: was sie gegen Friedrich sagen, hat mich beleidiget." — Genthod, den 12. Februar 1778: „**Gualtieri**, ein Freund von Bonnet und Tronchin, ist an einer Lungenkrankheit gestorben, ein Mann von ungemein vielem Geist. Aber er hat seinen beiden Freunden vom Könige ein Gemälde gemacht, welches 1) einen Geistlichen, 2) einen Mann der Nervenkrankheiten hatte, verräth. Es ist erstaunlich, wie viele Menschen den größten Fürsten nach dem Cäsar zu verurtheilen wagen. Wenn ich zu Berlin wäre, so würde ich sammeln, um einst sein Leben zu beschreiben." — Den 14. Februar 1778: „Gualtieri, der gestorben ist, schrieb einst dem Könige: „„die einige Gnade, welche man von ihm erwarten könne, und die einige, welche er begehre, sei, seine Staaten zu verlassen."" Der König antwortete: „„Ihr habt mir einen Brief geschrieben, der nicht genugsam überlegt war; ich hoffe, wann Ihr ihn überlegt, so werde es Euch leid sein."" — Den 11. Dez. 1779: „Der Paragraph über Friedrich ist mir vom Herzen abgedrungen worden. Ich besorgte, wie es selbst hier (z. B. Herr Tronchin verabscheut den König) angesehen werden möchte; bis ich mir gesagt: 1) unmöglich sei von ihm zu schweigen in einem Abriß der Veränderungen Europa's, 2) niederträchtig, das große Beispiel eines Mannes, der, durch unausgesetzte Anstrengung unter allen Helden seit Cäsar es am weitesten gebracht hat, wegen persönlicher Betrachtungen nicht vorzustellen, und müsse ein Geschichtschreiber nicht ängstlich umherschauen, sondern den graden Weg der Wahrheit unerschrocken wandeln. So habe ich geschrieben, was du siehst." — Hier ist die Rede von dem schönen Lobspruche auf Friedrich in dem Vorworte zu der **ersten** Ausgabe der „**Geschichte der Schweizer**, durch Joh. **Müller**; das erste Buch. Boston (Bern) 1780, welcher aber in den späteren Ausgaben fehlt. — Den 23. Dez. 1779: „In dieser Finsterniß hat mir eine kleine Schrift des Herrn v. Zedlitz, preußischen

Staatsministers, über die Vaterlandsliebe in der Monarchie, Vergnügen gemacht. Er meldet auch, wie Staaten wohl Schwärmerei, nicht aber die Aufklärung zu fürchten haben. Der Herr v. Zedlitz schreibt mit Wärme und Adel." — Den 31. Dez. 1779: „Täglich fühle ich die Unentbehrlichkeit meines preußischen Unternehmens. Ich will mein Buch dem Zedlitz schicken, als der mir vor Jahren günstig war und ein edles Gemüth nebst wahren Einsichten hat. — Wenn Du mir die Blätter sendest, lies noch einmal den Artikel Preußen in der Vorrede, ob es nichts Uebertriebenes, noch für Andere Beleidigendes enthalte."

Endlich eröffnet sich eine Aussicht, zwar in weiter Ferne, aber, sie ladet ein. Auf Merian's Verwendung empfiehlt d'Alembert ihn dem Könige für die Berliner Akademie. Voll sehnsüchtigen Verlangens reist Joh. v. Müller von Schaffhausen ab und trifft, den 26. Okt. 1780 in Berlin ein. Hertzberg und der Prinz von Preußen waren ihm zugethan. Erst den 12. Februar des folgenden Jahres wird er dem Könige in Potsdam vorgestellt; aber, er gefiel durchaus nicht, wie Friedrich in einem Briefe an d'Alembert es nur zu deutlich ausspricht: „Dieser Herr Müller ist hier gewesen. Ich gestehe, daß ich ihn kleinlich gefunden habe; er hat Untersuchungen über die Cimbern und Teutonen angestellt, wofür ich ihm keinen Dank weiß; er hat außerdem eine Analyse der Universalgeschichte geschrieben, in welcher er ämsig wiederholt, was man besser vor ihm gesagt hat; das Genie bindet sich nicht an Kleinlichkeiten rc." Ganz andere Eindrücke hatte der König auf den jungen Schweizer gemacht. Sein glühendes Verlangen war erfüllt, aber nicht gesättigt. Wie ein schwärmerischer Liebhaber ist er durch den seligen Anblick des großen Gegenstandes seiner Bewunderung, seines Staunens, seiner Liebe nicht beruhigt; sondern nur noch durstiger, nur noch stürmisch verlangender nach neuem Anschauen, als zuvor. Man muß seine Briefe an Gleim und an Bonstetten gelesen haben, um Müller's wonnetrunkene Begeisterung für die Größe des Königs sich vorstellen zu können. Leider hatte er nicht gefallen; er fand keinen Wirkungskreis im Preußischen; er kehrte heim. Aber, die Begeisterung bleibt und der Schmerz, dem großen, unter autokratischen Formen republikanischfreiem Volke nicht anzugehören. Auf der Rückreise, Braunschweig, den 16. März, schreibt er an Bonstetten: „Alles scheint mir abscheulich, weil es nicht mehr Berlin ist; mein Freund, ich habe nie so glücklich gelebt, als in Berlin. — „Mit den Preußen und für die Preußen will ich leben oder sterben oder ich will lieber nicht leben," schreibt Müller aus Halberstadt, den 29. März — und — kehrt in des Königs Staaten zurück, weil er außer denselben und außer Friedrich's Nähe sich unheimlich fühlte. Endlich nimmt er in Kassel als Professor

eine Anstellung und verfolgt sein bekanntes Schicksal. „Der König, hatte er, 1781 im Mai, aus Kassel an Gleim geschrieben, mag von mir halten, was er will; so halte ich von ihm unveränderlich, was immer." Und das hat er treu gehalten: denn, bald nach Friedrich's Tode schrieb er, zur Verherrlichung des Beschützers deutscher Freiheit, seine „Darstellung des Fürstenbundes.

Müller rühmt neben Friedrich auch Berlin, welches, als Residenz und Hauptstadt wohl das ganze Land vorstellen mag, wenn vom geistigen und moralischen Karakter gesprochen werden soll. Auch hier, wie bei dem Einzelnen, ist's schwer, ein treues Bild zu geben. Den Preußen selber hat man zu viel Eigendünkel vorgeworfen; Müller's Leidenschaftlichkeit kann auch verdächtigt werden. Darum lassen wir gern noch Andere Zeugen, ganz verschiedener Art, sprechen:

Winckelmann schreibt an Berendis, aus Dresden, 1752: „Ich habe eine Reise nach Potsdam gethan. Es sind drei Wochen darauf gegangen. Ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen, und bin mit einer anbetungswürdigen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllet. Von den erstaunenden Werken, die ich dort gesehen habe, und von denen Du nichts weißt, will ich mündlich mehr berichten."

Hamann sagt von seiner ersten Reise: „Ich kam den 14. Oktober 1756 in Berlin an, wo ich eine außerordentlich gütige Aufnahme fand." Dreißig Jahre später spricht er sich mehrmals in dem heftigsten Hasse aus; z. B. den 18. Januar 1786 in einem Briefe an Jacobi: „Meine — und meines Vaterlandes Geschichte — mein Haß gegen Babel (Berlin), das ist der wahre Schlüssel meiner Autorschaft, den ich jetzt selbst überreichen will, und ohne den eine Auflage meiner Saalbadereien nicht lohnt, weder für den Verleger, noch für den Autor. Es war dem Herzogthume keine solche Schande, von Polen abzuhangen, als es dem Königreiche ein Unglück ist, abzuhangen von der Politik der Chaldäer im deutschen Reiche." —

Eben so fand der fromme Lavater im Frühjahr 1763 nicht gar Sonderliches in Berlin zu loben; seine Briefe an die Freunde klingen abgeneigt.

Ritter v. Zimmermann dagegen sagt: „Ich habe (1771) die Rettung meines Lebens und Hülfe gegen die schrecklichsten körperlichen Leiden in Berlin gesucht und daselbst im Schooße der edelsten Großmuth, der troſtreichsten Freundschaft und der scharfsichtigsten Kunst gefunden;" — und an einem andern Orte: „Ich verließ die Stadt Berlin, wo ich das höchste Maaß von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftheit,

Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe unter Menschen von allen Ständen gefunden hatte."

Johann Georg Forster war zu Anfange des Jahres 1779 fünf Wochen in Berlin. Darüber schreibt er an Jacobi: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! — Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit. — Freie aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen wollen! — Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen wie andere; und, was das Aergste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, daß die Weisen mit sehenden Augen nicht sehen, und mit offenen Ohren nicht hören? — Spalding hat mir noch am besten gefallen; Nicolai, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen; Engel, ein launisches, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder ganz still, wie alle Hypochondriker; Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigener Person; Sulzer — noch vor seinem Tode sprach ich ihn — heiter und theilnehmend noch bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit, — weiter brauche ich nichts zu sagen. Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen." — „Die Frauen allgemein verderbt." — „Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß Alles, bis auf die gescheutesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst, was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß."

Elise von der Recke, geborne Reichsgräfinn von Medem kam im August 1784 nach Berlin. „Sie wurde hier, wie Tiedge, ihr Biograph sagt, von dem königlichen Hofe sowohl, wie von den übrigen Fürstenhäusern mit dem huldreichsten Wohlwollen und der Humanität aufgenommen, welche zu den Eigenthümlichkeiten dieses edlen Fürstenstammes gehört. Nicolai, Mendelssohn, Biester, Spalding wurden ihre Freunde. Eine reiche Ernte für das Leben des Geistes sammelte sie in

dieser Stadt ein, zu welcher sie mit einer sehr ungünstigen Meinung gekommen war; sie brachte nämlich Vorurtheile mit, die sich theils aus brieflichen Aeußerungen Stillings und Lavaters, theils aus den eigenen Schriften jener berlinischen Gelehrten selbst gebildet hatten; denn der frommbefangene Sinn ihrer Voraussetzung las in die Schriften hinein, was nicht in ihnen enthalten war. Jetzt aber däuchte es ihr, als habe sich vor ihren Blicken eine Nebelwolke verzogen, und die reiche frische Landschaft, voll Licht und Leben, trete aus der Verhüllung von Dünsten hervor."

Wir wollen keine weitere Stimmen vernehmen. Immer würde doch nur aus Lob und Tadel hervor die Wahrheit erhellen: daß auf Friedrich die Augen der Welt gerichtet waren, daß sein Volk in ihm, als dem Träger alles Ruhmes, sich wohlgefällig spiegelt und daß beide, in unverwüstlicher Liebe und Treue ein großartiges Ganzes von neuer, eigenthümlicher Erscheinung, wie von innerer Wesenheit darstellen: eine auf Thaten ruhende, oder aus Thaten erblühende Selbstgefälligkeit, die uns Preußen von den Engländern sogar als Nazionalkarakter ist vorgeworfen worden. Anmuthig entwirft Göthe das Gemälde eines ehrenwerthen Preußen, der seinen Landsleuten und seinem Landesherrn in weiter Ferne zur Zierde gereichte: „Man hätte wohl, sagt er, in Philipp Hackert's Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomat sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den besten, die uns aus dieser Nazion bekannt geworden." v. Gemmingen hat uns in seinem Deutschen Hausvater, 1780, einen angesehenen berliner Kaufmann, Eckardt, der ein Mann von vielseitiger Bildung war, nach dem Leben geschildert, und zugleich das häusliche und das Familienleben in Friedrichs Hauptstadt. Die Kleidermoden der Herren und Damen in derselben kann man sich durch Chodowiecki's Kupferstiche und aus der Frau Baron de la Motte Fouqué hinterlassenen Schrift „Der Schreibtisch oder alte und neue Zeit" sehr anschaulich vergegenwärtigen.

Was der König für die Künste gethan, bezeuget jetzt am augenscheinlichsten das Museum in Berlin, welches zugleich das erhabenste Denkmal auf ihn, als Beschützer der Künste ist: seine Gallerie in Sans-Souci hat die herrlichsten italiänischen und niederländischen

Bilder dazu geliefert; sein Antikentempel die Stoschischen Gemmen und die Polignacschen Bildhauerwerke. Friedrich war ein Fürst, der, was er zur Verherrlichung der Künste that, zur Verschönerung seines eigenen Lebens that; denn er huldigte dem Schönen, wie dem Wahren mit gleicher Liebe.

Daß Friedrich in der Tonkunst ganz ausschließlich dem deutschen Geschmacke zugethan gewesen, haben wir oben schon gehört. Alle seine Kapellmeister waren Deutsche: Graun, Agricola, Reichardt. Reichardt wurde 1775 von Königsberg zu der Kapellmeisterstelle berufen, und da er dem gewöhnlichen Vorurtheil gemäß vermeinte, es würde ihm doch wohl zum Nachtheil bei dem Könige gereichen, daß er noch nicht in Italien gewesen, so nahm er sich fest vor, ihn bei der ersten Veranlassung um die Erlaubniß zu einer italiänischen Reise zu bitten. „Als er mich nun nach Potsdam kommen ließ, erzählt Reichardt selber, war seine erste Frage, ob ich in Preußen geboren, und die zweite, ob ich in Italien gewesen wäre? Meinem Nein folgte auf den Lippen schon die Bitte, mich hinzuschicken; kaum aber hatte ich dieses unerwartet glückliche Nein ausgesprochen, als der König mir mit stärkerm Ton in die Rede fiel und sagte: Das ist Sein Glück; hüt' Er sich für die neuen Italiäner, so'n Kerl schreibt Ihm wie'ne Sau." — Seine Sänger durften in den Kammerkonzerten auch nie andere Arien singen, als von Hasse und Graun, oder die so ganz in dem Stil dieser Meister geschrieben waren, daß man sie dafür nehmen konnte. Selbst fremde Sänger und Sängerinnen, die ihre mitgebrachte Musik sangen, bekamen sehr oft das Kompliment zu hören, daß es ihm leid thäte, daß sie ihre schöne Stimme und ihr Talent an solche Bierhausmusik (musique de cabaret) verschwendeten, und wenn er sich in Potsdam aufhielt und sie öfterer hören wollte, schickte er ihnen wohl Graunsche und Hassesche Arien und ließ ihnen einige Wochen Zeit, solche zu üben. Der italiänischen Opera bussa, die zuweilen, wiewohl selten, für hohe Gäste in Potsdam spielen musste, wohnte er aus Abscheu vor der neuen und komischen Musik äußerst selten, und fast nie ein ganzes Stück hindurch bei. — Mozart kam fast zu spät für Friedrich, der sich aber doch eine Abschrift von Belmonte und Constanze, 1782, aus Wien kommen ließ.

Drei große Sängerinnen aus der damaligen Zeit leben noch in Gedichten und in der Sage: die Italiänerinn Astrua, welche von 1747 an zehn Jahre in Berlin lebte, die in Lissabon 1748 geborne Todi, welche noch des Königs Lebensende bei uns sah und die Deutsche Mara, geborne Schmehling, welche 1771 nach Berlin kam und mit 3000 Thalern Gehalt angestellt wurde, nach einiger Zeit das Doppelte bekam; aber

dennoch 1780 heimlich davon ging. Ihr Wetteifer mit Concialini, der seit dem Frieden für Berlin ein zweiter Salimbeni war, entzückte Hof und Stadt.

Auch der gesellige, der häusliche, der Kirchengesang wurde in Friedrich's Nähe, durch so viel Sinn und Kunst, mit segensreichen Folgen angebaut: Rölle komponirte Lieder; Kühnau half durch seine vierstimmigen alten und neuen Choralgesänge einem großen Bedürfniß ab; Schulz hat durch seine Lieder im Volkston und durch seine Chöre und Gesänge aus Athalia zu frohen Gefühlen erhoben; der Tod Jesu, eine Kantate von Graun und Ramler ist seit 1755 der bestimmte jährliche Karfreitagsgenuß der Berliner geblieben.

Ein besonderes Andenken gebührt dem zarten Klavierspieler Fasch, welcher, 1736 in Zerbst geboren, 20 Jahre alt in des Königs Kapelle kam, und, abgesehen von dem treuen liebevollen Eifer für den großen Herrn, 1789 auch unsre Singakademie schuf.

Für die Theorie der Tonkunst haben Kirnberger und Marpurg jetzt, nach 60 Jahren noch Gewicht.

Wo die Gallerie von Sans-Souci entstand, da mussten sich auch Schüler und Geschmack in der Malerei bald finden. Pesne, Vanloo, Rode, Frisch und Madame Theerbusch sind nach einander viel vom Könige beschäftigt worden, der zwar niemals einem Maler gesessen, aber seine Portraits doch oft verschenkt hat.

Die deutsche Malerkunst scheint sich, in des Königs reiferer Lebenszeit, wetteifernd mit der deutschen Tonkunst geltend gemacht zu haben. Hackert's Landschaftsmalerei brachte uns selbst in Italien Ehre.

Die Akademie der Künste stellte Friedrich erst den 25. Januar 1786 aus dem tiefen Verfalle wieder her; der Staatsminister v. Heinitz wurde ihr wohlthätiger Kurator und schon den 20. Mai sahe Berlin die, gewiß eine neue Zeit begründende, erste Ausstellung von Kunstsachen aller Art, welche 335 Nummern zählte.

Auch die Kupferstecherkunst erlangte in Friedrichs Zeit allgemeine Anerkennung: Georg Friedrich Schmidt, Chodowiecki, Meil und Berger werden stets in Achtung bleiben. Ist Schmidt, welchen der König als Landeskind von Paris zurückrief und mit ansehnlichem Gehalte zum Hofkupferstecher ernannte, im größeren Stile Meister, eine Zierde aller Sammlungen, so ist Daniel Chodowiecki als Seelenmaler noch über Hogarth hervorragend, vielleicht für alle Zeiten unerreichbar in seinen Bildern.

Unger in Berlin gehörte zu den größten Formschneidern seiner Zeit und brachte diese Kunst wieder auf die Blüte des 16. Jahrhunderts.

Auf das Gepräge der Münzen und Medaillen hat der König keinen Werth gelegt; aber die Zeit war doch reich an Begebenheiten, welche der höheren Stempelschneidekunst würdigen Stoff boten: und so sind denn viele, und für die Geschichte kostbare Denkmünzen von Kittel, Barbiez, Holtzey, Georgi, Hedlinger, Abramson, Loos und andern, die schönsten jedoch von den Holländern geprägt worden.

Die Porzellanmanufaktur war allmälig zu einer wahren Kunstanstalt emporgestiegen; besonders erregte das für die russische Kaiserinn bestimmte Dessertservice die größte Aufmerksamkeit: auf alle Tellern, Schüsseln, Messer- und Gabelschaalen waren Gegenstände aus der russischen oder aus der preußischen Kriegesgeschichte gemahlt; unter andern auch die Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesmé.

Außerordentlich hat der König für die Bildhauerkunst gesorgt: durch die Sammlungen von Antiken und durch die Denkmäler, welche er seinen Generalen widmete.

Außer der berühmten Polignacschen Sammlung ließ er durch den kursächsischen Gesandten Bianconi in Rom wichtige Ankäufe machen, und durch Erbschaft gelangte er zu den Antiken, welche die Markgräfinn von Baireuth auf ihrer Reise durch Italien zusammengebracht, welche drei Erwerbungen den Stamm der antiken Bildhauerwerke des königlichen Museums in Berlin bilden.

In Berlin selbst hatte die Plastik durch Schlüters Reiterstatue des großen Kurfürsten früh eine goldene Zeit gefeiert; aber späterhin feierten die Bildhauer in Preußen.

Friedrich war der erste Monarch, der seinen Unterfeldherrn, wie seinen Ministern Freih. v. Cocceji und vom Hagen Denkmäler setzte, und den Wilhelmsplatz zu Berlin in ein preußisches Walhalla verwandelte: Schwerins Bildsäule, von den beiden aus Frankreich berufenen Bildhauern Adam und nach dessen Tode von Michel gearbeitet, wurde 1769 aufgestellt; Winterfeldt, ein Werk der Gebrüder Ränz aus Kassel, wurde 1777 fertig. Dann berief der König den Bildhauer Tassaert aus Paris, welcher die Statuen von Seydlitz (1781) und Keith (1786) ausführte, in Berlin für immer blieb und aus dessen Schule Schadow hervorgegangen ist, mit welchem und mit Canova erst der reinere Geschmack in der Bildhauerkunst ganz wieder lebendig wurde.

Aus dem Briefwechsel des Königs mit Tassaert ersieht man, wie weit sein Geschmack auch in diesem Gebiete gegangen und als der römische Bildhauer Cavaceppi 1768 nach Potsdam kam, sprach Friedrich mit ihm einsichtig und erfahren von den alten Bildhauerwerken in Rom und von den erstaunlichen Sammlungen, welche der Kardinal Albani mit

feinem Geschmacke daselbst zu Stande gebracht. Nach etlichen Tagen bat Cavaceppi durch Quintus Icilius den König um Erlaubniß, sein Bildniß zu modelliren. Friedrich gewährte die Bitte; erklärte aber: er könne nicht erlauben, daß dies in seiner Gegenwart geschehe, indem er es niemals Andern habe gestatten wollen; dessen ungeachtet, fügte er hinzu, wenn Cavaceppi Geschicklichkeit hat; so wird er schon mit seiner Sache gut zu Stande kommen, indem ich ihm hinlängliche Gelegenheit geben werde, mich zu betrachten. „Wirklich, sagt Cavaceppi, als ich zu einer zweiten Audienz gelassen wurde, unterhielt sich dieser Monarch fünf Viertelstunden mit mir, redete immerfort sehr gelehrt von der Geschichte und andern nützlichen Materien und drehete dabei den Kopf in verschiedene Stellungen, damit ich Muße genug hätte, ihn recht zu beobachten. Als ich diesen gnädigen Kunstgriff bemerkt hatte, ließ ich mir sehr angelegen sein, mir ihn gut zu Nutze zu machen." Das Bildniß wurde so ähnlich, daß Cavaceppi Befehl erhielt, das Brustbild in Marmor auszuarbeiten.

Manche Bauwerke aus Friedrich's Regierung: der Dom, die Bibliothek, die Gensd'armenthürme erreichten nicht die Großartigkeit, in der das Schloß und das Zeughaus prangen; ja, einer von den beiden Thürmen, der an der deutschen Kirche, auf königlichen Befehl in Eile angebaute, fiel 1781 wieder ein; niemand kam zu Schaden; v. Gontard, der Baumeister, wurde doch verhaftet: der Neubau aber begann alsbald und ward 1785 beendigt. Sans-Souci freilich, und das Neue-Palais, das Opernhaus, die St. Hedwigskirche, Heinrichs Palais sind würdige Werke für das geschichtliche Andenken. Denn, wie die Bildhauerwerke, so gewähren auch die Großbauten in Berlin einen angenehmen Stoff zur beschaulichen Erinnerung. Diese Stadt ist nur als Hofstätte ihrer Fürsten zu Bedeutung gekommen. In der Nähe dieser stolzen Königsburg nun schuf Friedrich zu den kostbaren älteren Prachtbauten die neuen, welche, indem auch die Nachfolger das Ihrige königlich hinzufügten, den Opernplatz zu dem vielleicht schönsten Platze der Welt machten, und, als Träger von allen Krieges- und Friedens-Künsten, von Handlung und Wissenschaft und jeder Glaubensform „Königs-Palais" bedeutungsreich umkränzen.

Für die Kriegesbaukunst gab es in dieser Zeit viel Beschäftigung. General v. Walrawe verbesserte die Werke von Wesel, Stettin, Spandau, Küstrin, Kolberg, Magdeburg, und wurde dann, nach dem dresdener Frieden, bei den großen Festungsbauten in Schlesien gebraucht. Zuletzt baute er in der Magdeburger Sternschanze den Kerker, in welchem er selbst, als Betrüger, vielleicht gar als Landesverräther von 1748 an

bis an seinen Tod 1773 gefangen saß. Nach ihm haben sich manche andere vorzügliche Ingenieurs (v. Seers, Petri, v. Regler, Gontzenbach) theils durch Verbesserung, theils durch Neubau von preußischen Festungen in allen Provinzen Ehre erworben.

Die schnelle Begründung von Graudenz, späterhin die nicht ganz ins Leben getretene Idee des Forts Lyk beweisen es wohl, daß der große Monarch auch den Blick nach Osten nicht vernachlässigt habe.

Von den großartigen Wasserbauten ist schon die Rede gewesen: Oberst Petri war in der Kriegs-, Civil- und Wasserbaukunst gleich erfahren und hat viele Schüler gebildet.

Indem wir zu den Redekünsten übergehen, können wir einer Beschuldigung nicht ausweichen, welche, neben der dem Könige vorgeworfenen Irreligiosität, immer als Hauptdämpfer ist aufgesetzt worden, wenn seine ausnehmenden Regententugenden ihn, weit über alle Fürsten der Völker hinaus, als den Einzigen, nie Ausgesungenen und gleichsam als Verklärung der monarchischen Regierung dargestellt haben: — seiner vermeinten blinden Franzosensucht, als welche ihn gehindert, Pfleger und Versorger der deutschen Muse zu werden.

Es ist wahr, unsre herrlichen schöngeistigen Werke wurden nicht durch Lohn und Fürstengunst erzeugt oder gehoben; aber, so widersprechend es auch klingen mag, sie haben in König Friedrich zum Theil ihre Wurzel, nämlich, wegen der ungemeinen Regsamkeit des Geistes der Zeit im Preußischen, welche Helden und Heldensänger gebar, und wegen des reinen und edlen Stolzes, den der deutsche Redekünstler — dem Franzosen gegenüber — empfand. Dies ist auch, im würdigen Gegensatze wider viele Parteimeinungen, von berufenen Meistern dankbar erkannt worden; am würdigsten von Göthe, indem er sagt: „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie;" — und, 1771: „Herder hatte den Vorhang zerrissen, der mir die Armuth der deutschen Literatur bedeckte; er hatte mir so manches Vorurtheil mit Grausamkeit zerstört: an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte." Friedrich v. Schlegel freilich und alle Diejenigen, welche auch des Glaubens wegen das Wehe! über ihn ausrufen, fällen über den König ein hartes Urtheil, daß er es nicht, gleich Cäsar, der Mühe werth geachtet, seiner Sprache die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu widmen, ja selbst Forscher und Sprachlehrer in ihr zu sein und sich so zum Mittelpunkt der deutschen Literatur gemacht. Als ob ein großer Monarch nicht am glücklichsten der Mittelpunkt seiner Zeit durch Thaten werde! — Als

ob nicht eben Friedrich gegen alle fremde Mächte als deutscher König seine Nazion geehrt und jedem Einzelnen derselben seinen Theil am Ruhm des Vaterlands gelassen!

Nur weil es, ehe die Ehre seiner Thaten Selbstgefühl und Stoff zum Singen boten, keine wahre Literatur, keinen Geschmack in Deutschland gab, wandte Friedrich seinen klassisch ausgeschmückten Geist zu fremden Früchten hin: er wollte geistig leben und das Ausgesuchteste genießen, nicht das Zurückgebliebene künftigem Genuß entwickeln. Ueberall haben wir ihn sich rein durch das wohlthuende Gefühl des befriedigten Bedürfnisses bestimmen sehen. Andern Schulen huldigt er in der Tonkunst, andern in der Baukunst, und in der Mahlerei verschiedenen in den verschiedenen Lebensaltern. Und so ruhet seine Vorliebe für die französische Muse (der er übrigens die alte klassische bei Weitem vorzog) auf allem Andern eher, als auf bloß unnatürlicher Abneigung gegen die Deutschen.

Wie der König für die Sache des Vaterlands geglühet, hat er durch die That bewährt und durch seine politischen Schriften, von jener ersten Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand von Europa, bis zu dem deutschen Fürstenbunde bewiesen; sein Bekenntniß aber spricht er so aus: „Das wahre Verdienst eines guten Fürsten ist, eine aufrichtige Anhänglichkeit für das allgemeine Wohl zu haben, sein Vaterland und dessen Ruhm zu lieben;" und indem er an der Spitze der deutschen Bildung stand, so galt ihm Deutscher und Preuße in diesem höheren Sinne gleich. Darum singt er seine beherzigungswerthe Ode an die Deutschen, und, im Jahre 1758:

„Bis in seine tiefsten Quellen
Fühlt die Schmach der alte Rhein,
Unmuthsvoll mit seinen Wellen,
Dienstbar fremdem Volk zu sein.
Von dem Joch sie zu befreien,
Ruft die Weser ihrer treuen
Söhne muth'ge Schaar herbei,
Sammelt Sturm, der, los der Schranken,
Räch' an eurem Haupt, ihr Franken,
Ihrer Ufer Sklaverei!"

Als d'Alembert ihm den Marquis Guibert empfohlen, schreibt der König, 1772, in Bezug auf die Taktik dieses Franzosen: „Der junge Verfasser behauptet unüberlegt, daß die Preußen nicht brav seien, und doch verdanke ich ihrer Tapferkeit den glücklichen Erfolg im Kriege."

1743 ermunterte der König den Oberhofprediger Quandt und den Professor Flottwell in Königsberg, eine, noch jetzt bestehende,

deutsche Gesellschaft zur Uebung der Studirenden und der jungen Offiziere zu errichten; er bewilligte dem Vereine die Rechte einer **Königlichen Deutschen Gesellschaft**, gestattete ihm ein Lokal auf dem königlichen Schlosse zu seinen Sitzungen, die Führung eines eigenen Siegels und Zensurfreiheit für seine Schriften. Die desfalsige Kabinetsordre sagt über den Zweck des Vereines: „daß er bei Verfertigung dergleichen Schriften zuvörderst die Ehre Gottes des Allerhöchsten, dann die Beförderung guter Wissenschaften und Künste und die **Excolirung der deutschen Sprache** zum einzigen Augenmerk nehmen und sich zur Richtschnur dienen lassen werde." Der Staatsminister v. Wallenrodt war Protektor dieser Gesellschaft, welche ihre Schriften, in ungebundener und gebundener Schreibart in Druck gegeben.

In den Gesetzen der Akademie der Wissenschaften von 1744 wird das Nämliche wiederholt, was in der ersten Stiftungsurkunde von 1701 geboten war: „Es soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, und zur Ehren und Zierde der teutschen Nazion gereicht, absonderlich mit besorgt werden, also daß es eine teutschgesinnte Societät der Scienzen sei." Unter den Beschäftigungen der philologischen Klasse der Akademie wird „insonderheit die teutsche Sprache" in der erneuten Organisazion aufgeführt.

In den Unterredungen mit Gottsched sagte Friedrich einmal: „Ich bin nur ein zu alter Kerl, noch deutsch zu lernen, und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung noch Ermunterung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Nebenstunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben."

Als Gellert in der Unterredung mit dem Könige sagte: „Ew. Maj. sind einmal gegen die Deutschen eingenommen," — da versetzte Friedrich rasch: „Nein, das kann ich nicht sagen." — **Gellert.** „Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller." — **Der König.** „Das ist wahr! Warum haben wir keine gute Geschichtsschreiber?"

Nach dem siebenjährigen Kriege befahl der König, die deutsche Sprache in den Schulen zweckmäßiger zu lehren. Ohne seine Ermunterung hätte Garve Cicero's Bücher von den Pflichten nicht in die Muttersprache übersetzt. Der König lernte ihn während des baierschen Erbfolgekrieges in Breslau kennen und zeichnete ihm zu jener Uebersetzung die Beschaffenheit und die Richtung eigends vor. Garve überreichte seine Arbeit im August 1783 und „in der That, sagt er in einem Briefe an Weiße, bin ich mit dem Erfolge meines

Buches von dieser Seite vollkommen zufrieden, und er übertrifft meine Erwartung." Garve bekam 200 Thaler Pension und, als der König bei seiner Anwesenheit in Breslau 1784 ihn wieder gerufen, eine Gratifikazion. Friedrich hatte sich wirklich mit der Durchsicht des deutschen Cicero beschäftigt.

Bock, aus Königsberg in Preußen, gab 1783 die ersten Proben seiner klassischen Verdeutschung von Virgils Georgika; — Patzke und Goldhagen in Magdeburg übersetzten Tacitus' Werke, Bahrdt in Halle den Tacitus und Juvenal, Gedike in Berlin den Pindar und Platon's Gespräche, Rektor Borheck in Bielefeld den Xenophon und andere griechische Historiker, Goldhagen den Herodot.

So war im preußischen Staate, auf Friedrich's Antrieb, recht viel Regsamkeit; Lessing, Mendelssohn und Nicolai aber machten eben Berlin zum Gerichtshofe der schönen deutschen Literatur. Friedrich fuhr fort, das sorgfältige Lesen der Alten zu empfehlen und die Gelehrten wandten ihnen immer geschmackvollere Sorgfalt zu. Aber — ernten konnte der König nicht mehr auf diesen Gefilden.

Grade in Friedrich's Zeit hob sich (und wer möchte sagen: aus Zufall!) das Studium der deutschen Sprache — durch Preußen und in Preußen, auf eine noch nie erhörte Weise. Der Rektor Wippel in Berlin gab Bödiker's Grundsätze der teutschen Sprache neu heraus, Gottsched aus Ostpreußen, machte seit 1748 seine, bald allgemein üblichen Sprachlehren: die Grundlegung und den sogenannten Kern bekannt und blieb auf diesem Felde Schiedsrichter, bis Heynatz in Frankfurt an der Oder und Adelung aus Pommern eine neue Bahn brachen; der geistreiche Moriz trat 1782 auf.

Bessere Wörterbücher der deutschen Sprache, als Frisch in Berlin und nach ihm Adelung in Druck gegeben, haben wir jetzt noch nicht.

Auch die synonymischen Wörterbücher von Stosch in Berlin und von Eberhard in Halle sind auf diesem Felde die beste Frucht geblieben.

Göthe schreibt (1787) aus Rom: „Iphigenia in Jamben zu übersetzen hätte ich nicht gewagt, wäre mir in Morizens Prosodie nicht ein Leitstern erschienen." Moriz widmete seinen „Versuch einer deutschen Prosodie" (das erste Werk der Art) dem großen Könige noch 1786; er hatte schon längst bei Friedrich einen guten Namen, der ihm fünf Jahre früher geschrieben: „Mahlten alle deutsche Dichter, wie Ihr in Euren Mir zugesandten Gedichten, mit so vielem Geschmacke, und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist, welcher

aus den beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen hervorblickt; so würde Ich bald Meine landesväterlichen Wünsche erfüllt, und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröffnen Mir dazu eine angenehme Aussicht. Sie haben Meinen völligen Beifall und Ich ermuntere Euch zur ferneren Vervollkommnung der vaterländischen Sprache, als Euer gnädiger König." Eben so theilnehmend erwies der König sich gegen den Prediger Lange zu Laublingen für die ihm gewidmete Uebersetzung des Horaz, gegen den Regierungsrath Lichtwer in Halberstadt für die Zueignung des Rechts der Vernunft, gegen den Rektor Heynatz in Frankfurt für seine Anweisung zur deutschen Sprache, und gegen Patzke für dessen Uebersetzungen. — Herder, welcher 1771 den, von der berliner Akademie über den Ursprung der Sprache ausgesetzten Preis davongetragen, gewann bei derselben vier Jahre später den über die Frage: Welches die Ursachen des Verfalls ganzer Völker seien? und Friedrich erfuhr so immer mehr, welche treffliche Geister im deutschen Vaterlande erblüheten.

In des Königs Lebenszeit fällt auch das Wiederaufleben der Poesie des deutschen Mittelalters. Bodmer und Breitinger eröffneten in Zürich den Reigen mit Herausgabe der Manessischen Handschrift. Darauf widmete Prof. Myller in Berlin 1782 seine (ganz sorglose) Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert dem Monarchen, welcher Folgendes darauf erwiederte: „Hochgelahrter lieber Getreuer, Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habt, und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht Einen Schuß Pulver werth, und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In Meiner Büchersammlung wenigstens würde Ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek erwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Ew. sonst gnädiger König." Ein ähnliches Urtheil hatte Herder, 1778, von einem deutschen Kunstrichter in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften über die 44 Minnelieder in den Liedern der Liebe erleiden müssen; und wie in weit jüngerer Zeit noch Schiller über Tiecks Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter und Göthe über den Armen Heinrich gesprochen, ist bekannt genug.

Wenn es endlich keinem Zweifel mehr erliegen wird, daß unserm Könige die deutsche Ehre, die gesammte kulturhistorische, wie die

kriegerische gar sehr am Herzen gelegen; so müssen wir, der Befangenen oder der Unkundigen wegen, noch bemerken, daß er von den Franzosen, die wenigen ausgezeichneten Köpfe und seine Freunde abgerechnet, sehr gering gedacht. Weder ihren Karakter im Allgemeinen hat er geachtet und nachahmungswerth gefunden; noch auch die französische, nach der zweiten Hälfte seiner Regierung immer mehr entartende Literatur. Darüber zeugen seine Briefe, Gedichte und anderweitigen Aeußerungen (auch die mündlichen, sogar im Beisein der französischen Gesandten) vollständig. 1742 schreibt er an Voltaire: „Unsere Völker des Nordens sind nicht so weich wie die Abendländer; die Männer sind bei uns weniger verweichlicht und folglich männlicher, fähiger zur Arbeit, zum Ertragen, aber vielleicht minder galant. Und grade dieses sybaritische Leben, welches man in Paris führt und wovon Sie so viel Aufhebens machen, hat Ihre Truppen und Ihre Generale um den Ruhm gebracht." — An Denselben, ein Jahr später: „Das Gemälde, welches Sie mir von Frankreich machen, ist mit sehr schönen Farben gemalt; aber, Sie mögen mir sagen, was Sie wollen, eine Armee, welche drei Jahre nach einander flieht und welche, wo sie sich sehen lässt, geschlagen wird, ist wahrhaftig keine Truppe von Cäsar und Alexander." Noch kräftiger lautet die Ode an den Prinzen von Braunschweig über den Rückzug der Franzosen 1758.

Also, über den französischen Waffenruhm findet sich in Friedrich's Werken wenig Schmeichelhaftes. Wie sprechen Sie in andrer Rücksicht? An d'Argens schreibt der König, 1761: „Die Franzosen haben im Grunde nur drei tragische Dichter: Racine, Crebillon und Voltaire; die andern sind nicht auszuhalten." — An d'Alembert, 1779: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen; diese, nach lauter Neuigkeiten haschende Nazion gewährt mir beständig neue Auftritte; bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Beichtscheine; jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle drei Monathe neue Minister; kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat; so hat sie unstreitig dies Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht."

Als Markis d'Argens in Toulon gestorben war, wohin er sich von Aix aus auf einige Zeit begeben hatte; so durfte das Denkmal, welches Friedrich seinem Freunde weihete, nicht über der Asche des Entschlafenen stehen; es musste in Aix als Kenotaph errichtet werden. Da schrieb der König an d'Alembert: „Wenn solche Schändlichkeiten vorgehen, wird man noch die Unverschämtheit haben, das 18. Jahrhundert das Jahrhundert der Philosophen zu nennen? Nein, so lange noch die Fürsten theo-

logische Fesseln tragen; so lange diejenigen, die man bloß bezahlt, um für das Volk zu beten, über dasselbe herrschen werden; so lange wird die Wahrheit, welche diese Geistestyrannen unterdrücken, die Völker nie erleuchten; nur im Stillen werden die Weisen denken, und der dümmste Aberglaube in dem Reiche der Welschen herrschen."

d'Alembert schreibt dem Könige, 1774: „Ich sehe mit einer Art von Schmerz, daß Ew. Maj. seit einiger Zeit der französischen Nazion wenig günstig sind; ich gestehe, daß sie das in vieler Rücksicht verdient, und keiner sieht besser, als ich, die Grausamkeiten und die Albernheiten jeder Art ein, die mein theures Vaterland entehren." Darauf antwortete Friedrich: „Ich bewundere Ihre Welschen sehr, wann sie gesunden Verstand und Geist haben; ich mache sehr viel aus Turenne, Condé, Luxemburg, Gassendi, Bayle, Boileau, Racine, Bossuet, selbst Deshoulières, und in diesem Jahrhundert aus Voltaire und d'Alembert; aber, mein Bewunderungs- oder Bewunderns-Vermögen ist in gewisse Gränzen eingeschlossen; es ist mir unmöglich, in diese Handlungen der Ehrfurcht mit zu umfassen Missgeburten des Parnasses, Philosophen mit Paradoxen und Sophismen, falsche Schöngeister, überall geschlagene und nirgends schlagende Generale, Maler ohne Kolorit, Minister ohne Redlichkeit rc. rc. Nach diesem Bekenntnisse verdammen Sie mich, wenn Sie können."

An denselben 1775: „Ich habe Le Kain spielen sehen und seine Kunst bewundert. Dieser Mann würde der Roscius seines Jahrhunderts sein, wenn er etwas weniger übertriebe. Ich mag unsere Leidenschaften gern so vorstellen sehen, wie sie wirklich sind; dieses Schauspiel bewegt das Innere des Herzens; sobald aber die Kunst die Natur erstickt, so bin ich kalt. Ich wette, Sie denken: „„so sind die Deutschen, sie haben bloß schwach angedeutete Leidenschaften; starke Ausdrücke sind ihnen zuwider, weil sie die niemals empfinden!"" Das kann sein, ich will mich nicht zum Lobredner meiner Landsleute aufwerfen. Auch ist es wahr, sie reißen keine Mühlen um, und verderben keine Saat, wenn sie über Korntheurung klagen; sie haben bisjetzt weder St. Bartholomäusnächte, noch rebellische Bürgerkriege ausgeübt."

1776 an Denselben: „Ja, Frankreich besitzt Philosophen; aber ich behaupte, daß der größere Theil der Nazion abergläubischer ist, als irgend ein Volk in Europa. Diese Wuth lässt sich immer blicken, wie in dem Prozesse des Calas, der Sirvens, des de la Barre, in dem Vorfalle zu Toulon wegen d'Argens, in dem Geschrei des Publikums über Necker; kurz, hundert Beispiele zeigen, daß der unglückliche Sauerteig des Fanatismus noch in Frankreich gährt und daß er sich unter allen europäischen

Ländern dort am längsten erhalten wird. Dank sei dem Schicksale, daß Deutschland von Tage zu Tage duldsamer wird; jener schädliche Religionseifer, der Grund so vieler blutigen Szenen, erlischt, und niemand fragt die mit denen er umgeht, von welcher Religion sie sind. Und darum verdient Deutschland, daß der Philosoph d'Alembert einen Blick darauf werfe."— d'Alembert sah das selbst recht gut ein und erwiederte die merkwürdigen Worte: „O, wie sehr sind Ew. Maj. berechtiget zu sagen, daß Frankreich mit allen den Philosophen, deren es sich mit Recht oder Unrecht rühmt, noch eines der abergläubischesten und am wenigsten kultivirten Völker in Europa ist, und daß Ihre guten Deutschen, die unsre Herrchen zu verachten sich das Ansehn geben, bei Weitem nicht so dumm sind, als wir. Ich wüsste nur die Spanier, denen wir an religiöser Dummheit die Ehre des Vortritts lassen müssen."

Auch in der Unterredung mit Sulzer, 1777, kam der König auf die damaligen Philosophen in Frankreich und sagte: „diese Leute wollten die Welt reformiren, die sie doch gewiß nicht kenneten, da sie von dem kleinen, sehr eingeschränkten Kreise ihrer Bekanntschaft auf die Menschen überhaupt Schlüsse machten, die nothwendig sehr einseitig sein müssten."

Was Friedrich von der Politik und Diplomatik des versailleser Hofs gehalten, das hat er schon als Prinz in einer Abhandlung gesagt. 1777 schriebt er an d'Alembert: „Eine gewisse Nazion des Südens, die man die Welschen nennt, hat ihre Nase überall, oft wo sie nichts zu thun hat und trägt die Unruhe, welche sie selbst verzehrt, von einem Ende des Erdballs bis zum andern; sie glaubt durch Mittheilung den ihr davon zugefallenen Antheil zu vermindern und minder bewegt zu werden, aber das ist verlorne Mühe."

Von den französischen Waffen konnte der König nichts Sonderliches halten; in seinem Heere litt er, aus mancherlei Ursachen, durchaus keinen Franzosen; und Paris zu sehen, welches er gradezu mit Sodom und Gomorra verglich, hat er niemals den Gedanken gehabt.

Mit gleicher Unbefangenheit, ja Abneigung urtheilt er über den Verfall und über die Entartung der französischen Literatur. An d'Alembert schreibt er, 1769: „Ihre Literatur ist auf der Neige und unter hundert Werken, welche erscheinen, heißt es viel Ein leidliches zu finden." Einige Monathe später an Denselben: „Ich gestehe Ihnen, ich bin der neuen Bücher so ziemlich satt, die jetzt in Frankreich herauskommen. Man findet darin so viel Ueberflüssiges, viel Paradoxien, ungründliches und unzusammenhangendes Raisonnement, und neben diesen Fehlern so wenig Genie, daß man wahrlich an den Wissenschaften selbst einen Ekel bekom-

men möchte, wenn uns nicht das vorhergehende Jahrhundert Meisterwerke in jeder Art geliefert hätte."

1772 starb Thiriot in Paris, welcher seit 1736 für ein kleines Gehalt dem Könige als literarischer Agent und Korrespondent gedient hatte. d'Alembert schlug sogleich einen gewissen Suard, dann (auf Voltaire's Bitten) la Harpe zu dieser Stelle vor; Friedrich aber verlangte nicht weiter, einen solchen wissenschaftlichen Geschäftsträger in Paris zu haben, grade so, wie er sich von den französischen Regiebeamten, von der französischen Komödie in Berlin, und von den französischen Chirurgen in der Armee unwillig lossagte: „ich Will keine Frantzosen Mehr sie seynd gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen."

Als d'Alembert das erfuhr, so schrieb er an den König: „Ew. Maj. verlangen also in Zukunft keine gelehrten Korrespondenten mehr. Ich gestehe, unsere Literatur ist ein wenig in Verfall gerathen; wir haben viele Disteln, einige sehr bald verblühende Blumen und wenig Früchte."

An Voltaire schreibt der König: „Wenn Sie noch jung wären, dann würde ich die Herrn Grimm, de la Harpe, und alle vorzügliche Köpfe in Paris dazu brauchen, mir Ihre Werke zu schicken; aber jetzt! — Alles, was mir Thiriot in seinen literarischen Blättern genannt hat, ist nicht des Lesens werth; die vortreffliche Uebersetzung von Virgils Landbau (von de Lille) ausgenommen. Soll ich mir einen Korrespondenten in Frankreich halten, um eine, Ludwig dem 15. gewidmete Barbierkunst kennen zu lernen? Oder, Versuche über die Taktik von jungen Offizieren, die nicht den Vegetius buchstabiren können? Werke über den Ackerbau, deren Verfasser nie einen Pflug gesehen haben? Ganze Wolkenbrüche von Dictionnairen; und endlich einen Schwall von elenden Kompilationen, Annalen und Auszügen, bei denen man nur an den Absatz des Papiers und der Tinte gedacht zu haben scheint, und die übrigens gar nichts werth sind? Sehen Sie, deshalb habe ich dieses geschriebene Journal abgeschafft."

An d'Alembert, 1782: „Um's Himmels Willen, wenn Ihre Franzosen dergleichen Armseligkeiten zur Welt bringen, so quälen Sie mich nicht damit! Lassen Sie mich ruhig aus dieser Welt abscheiden, ohne sie mir durch den abgeschmackten Unsinn zu verleiden, der sich in den Schriftstellern findet, die da wähnen, Philosophen zu sein, aber nichts als Schwärmer sind, die an ihre eigenen närrischen Einbildungen steif und fest glauben." — An Denselben, ein Halbjahr später: „Ich habe Alles, was sich in Ihrem Vaterlande auf die Wissenschaften bezieht, aufgegeben, ausgenommen den Abbé de Lille, der, nach meiner Meinung, allein des Jahrhunderts Ludwigs des 14. würdig ist."

Wenn man alle diese unumwundenen Erklärungen über die Franzosen erwägt; so wird man auch recht verstehen, was der König an d'Alembert schrieb, als er demselben, im Januar 1781 die Blätter „Ueber die deutsche Literatur" sandte: „Um Ihnen einen Beweis meiner Ruhe zu geben; so schicke ich Ihnen eine kleine Abhandlung, welche darauf abzielt, die Mängel der deutschen Literatur zu bemerken und die Mittel zu ihrer Vervollkommnung anzuzeigen. An guten Schriftstellern fehlt es uns gänzlich; vielleicht aber werden sie erscheinen, wenn ich in den elysäischen Feldern lustwandle, wo ich dem mantuanischen Schwan die Idyllen eines Deutschen, Namens Geßner, und Gellerts Fabeln überreichen will. Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nazion, die bisher nichts verstand, als essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Indessen will man doch gern nützlich sein, und oft keimt ein Wort, welches man in einen fruchtbaren Boden säet, und bringt Früchte über Erwartung."

Unkunde sehen wir wohl in diesen Worten; aber, was die Tadler nicht beachtet haben, eben weil sie den König für einen blinden Franzosenvergötterer hielten, auch Liebe und Eifer für die Deutschen, wie in der ganzen Schrift selbst; mag diese auch eine Arznei sein gegen eine längst gehobene Krankheit, ja ein Heilmittel für einen kerngesunden, blühenden Jüngling; auch ein rühmliches Zeugniß von Friedrich's umfassender sonstiger Gelehrsamkeit ist jene Schrift, und von seinen scharfsinnigen Ansichten, was kein Unparteiischer ihm absprechen wird. An diesem Orte ist es uns nur vergönnt, den Anlaß zu jener vielbesprochenen Abhandlung beizubringen und dann einige der auffallendsten Stellen daraus mitzutheilen.

Als Friedrich seit dem November 1778 in Breslau verweilte, unterredete er sich gern mit einigen dortigen Gelehrten und äußerte bei diesen wissenschaftlichen Gesprächen einmal, daß man einen Schriftsteller wie Tacitus im Französischen mit weit mehr Kürze, Bestimmtheit und Wohllaut übersetzen könne, als im Deutschen. Zuvor schon hatte er behauptet, die Parther seien gefährlichere Feinde für Rom gewesen, als die Deutschen. Da übernahm es der Minister v. Hertzberg, dem Könige eine andere Ansicht zu gewähren, indem er ihm, den 29. April 1779, das 37. und das 44. Kapitel der Germania in drei Spalten, wovon die eine die Urschrift, die andere die französische, die dritte die deutsche Uebersetzung derselben neben einander enthielten, überschickte. Im 37. Kapitel sagt Tacitus: „Die germanische Freiheit habe den Römern tiefere Wunden geschlagen, als die Despotie der Arsaziden." In Bezug auf die Uebersetzung seines Ministers sagte Friedrich: „Nicht des Tacitus Beschrei-

bung von den Sitten der Deutschen sei so schwer zu übersetzen, sondern sein gedankenreicher, gedrungener Stil, womit er oft in wenigen Worten den ganzen Karakter des Tiberius oder Klaudius zeichne. Jener lakonische, und doch zugleich malerische Stil, der oft mit zwei Worten so viele Sachen ausdrückt; dem, sagte er, sollten unsere Schriftsteller nachzuahmen suchen: wenig Worte und viel Sinn!"

v. Hertzberg fuhr fort, für den Ruhm der Deutschen zu kämpfen und die gelehrte Fehde zu günstigeren Erfolgen zu führen. Am 27. Januar 1780 las er in der Akademie eine Abhandlung, in welcher er den Beweis führte, daß der Norden des alten Deutschlands zwischen Rhein und Weichsel, vorzüglich die jetzige preußische Monarchie, das Stammland der heroischen Nazionen gewesen, welche in der Völkerwanderung das römische Reich zerstörten und die Hauptstaaten des heutigen Europa gründeten." Dasselbe hatte der Minister an der königlichen Tafel auszusprechen Gelegenheit; worauf Friedrich mit Beifall erwiderte: „es freue ihn, ein König der tapfern und starken Deutschen zu sein;" — und, um dem befreundeten Staatsdiener nicht nachzustehn im Eifer, — so schrieb er eine Abhandlung „Ueber die deutsche Literatur, über ihre Gebrechen und über die Mittel zu ihrer Verbesserung." v. Hertzberg wurde zu Anfange des Novembers nach Sans-Souci eingeladen, und, nachdem Friedrich seine Abhandlung ihm vorgelesen; so trug er ihm den Druck derselben und die Uebersetzung in's Deutsche auf. Der Minister fand die Kritik des königlichen Beurtheilers der deutschen Sprache zu hart. Um eine mildere Aeußerung zu gewinnen, versuchte er einige Vorstellungen, und legte dem Könige, am 8. Nov., Kapitel 53 und 54 des 14. Buchs der Annalen des Tacitus in einer neuen Uebersetzung vor, um den französischen Uebersetzer, Amelot de la Houssaye, in Schatten zu stellen und dagegen die Kraft und den Wohllaut des Deutschen zu offenbaren. Auch erfreuete er sich des glücklichsten Erfolges; denn, eine Viertelstunde darauf antwortete Friedrich ihm: „Fürwahr, hier ist gutes Deutsch, und eines der besten Stücke, die ich bisher gesehen habe." v. Hertzberg fuhr in dieser Bemühung, wiewohl nicht mit gleicher Genugthuung fort. Sein Herr und Gebieter kannte nur die deutsche Literatur seiner Kindheit; so hatte er auch die Beispiele des Lächerlichen aus jener entlegenen Zeit genommen, z. B. wie der sogenannte Aulus Apronius (d. i. der Prof. Adam Eberti [nicht Heineccius, wie der König aus dem untreuen Gedächtniß schreibt] zu Frankfurt a. d. O. im Jahre 1722, in der Zuschrift seiner Reisebeschreibung an die Königinn in Preußen Sophie Dorothee, dieselbe einen „höchststrahlenden Karfunkel an der Stirn der Tugend," und ihren Gemahl „den großen Diamanten an dem Finger der itzigen

Zeit" nennt. Vergebens waren v. Hertzberg's Bemühungen, Einiges in der Abhandlung des Königes zu mildern und zu berichtigen: denn der lehnte alle Verwendungen ab, indem er den 14. November, auf des Ministers erneuerten Versuch, bloß an den Rand schrieb: „Ich kann an diesen Kleinigkeiten nichts weiter ändern." Prof. Thiébault besorgte in wenigen Tagen den Druck des Originals, während der Kriegesrath und Archivar Dohm die deutsche Uebersetzung desselben anfertigte. So erschien denn diese merkwürdige Abhandlung, deren eigentlicher Kern in folgendem Urtheile des Verfassers liegen dürfte: „Lasst uns aufrichtig gestehen, daß bisher die schöne Literatur auf unserm Boden nicht glücklich gewesen. Deutschland hat Weltweise gehabt, welche die Vergleichung mit den Alten ausdauern können, welche diese sogar in manchem Fache hinter sich ließen; ich behalte mir vor, derselben in der Folge zu erwähnen. In Betreff der schönen Wissenschaften lasst uns unsre Armuth bekennen. Alles, was ich Ihnen, ohne niedrige Schmeichelei gegen meine Landesgenossen, eingestehen kann, ist dieses, daß wir in dem kleinen Fache der Fabeln einen Gellert gehabt haben, dem es gelungen war, sich an die Seite eines Phädrus und Aesop zu setzen; Canitz ist erträglich in seinen Gedichten, zwar nicht in Absicht auf Ausdruck, vielmehr weil er, obschon schwach, den Horaz nachgeahmt hat. Auch werde ich Gessners Idyllen, die einige Lobredner finden, keinesweges unbemerkt lassen; allemal aber sei mir erlaubt, daß ich denselben die Werke eines Catull, Tibull und Properz vorziehe. Wenn ich die Geschichtschreiber überschaue, so finde ich nur des Prof. Mascow deutsche Geschichte, die ich, als am wenigsten fehlerhaft, anführen kann. Wollen Sie, daß ich von dem Verdienste unsrer Redner aufrichtig schreibe? Keinen kann ich auftreten lassen, als den berühmten Quandt aus Königsberg, welcher das seltene und ihm eigenthümliche Talent der harmonischen Sprache besaß; zu unserer Schande füge ich hinzu, daß sein Verdienst weder gepriesen, noch erkannt worden. Wie darf man bei den Menschen ein Bestreben nach der Vollkommenheit in ihrem Fache erwarten, wenn nicht der Ruhm ihre Belohnung sein wird? Zu diesen Männern, die ich genannt habe, setze ich noch einen Ungenannten (Johann Nikolaus Götz), von dem ich reimfreie Verse gesehen habe, (Die Mädcheninsel, eine Elegie in Hexametern und Pentametern) deren Kadenz und Harmonie aus einer Mischung von Daktylen und Spondeen entsprang: selbst voll gutes Sinnes, schmeichelten sie meinem Ohre sehr angenehm durch ihre wohlklingenden Töne, deren ich unsere Sprache nicht empfänglich geglaubt hätte. Ich wage die Meinung auszusprechen, daß diese Art von Versbau vielleicht diejenige ist, welche unserm Idiom am meisten entspricht, und daß sie der gereimten viel vorzuziehen; es ist

wahrscheinlich, daß man glückliche Fortschritte machen würde, wenn man sich die Mühe gäbe, sie zu vervollkommnen. — Ich sage nichts von der deutschen Bühne. In ihrem Gefolge hat Melpomene nur wilde Liebhaber: die Einen auf Stelzen, die Andern kriechend im Schlamme; rebellisch gegen ihre Gesetze, unbekannt mit der Kunst zu rühren und zu interessiren, werden sie sämmtlich von den Altären der Göttinn zurückgestoßen. Glücklicher waren Thaliens Liebhaber; wenigstens Eine ächte, originelle Komödie haben diese geliefert; ich meine den Postzug: unsere Sitten sind es, unsere Lächerlichkeiten, welche der Dichter auf der Bühne entfaltet; das Stück ist gut gemacht; auch dem Molière wäre die Bearbeitung desselben nicht besser gelungen. Leid thut es mir, daß ich Ihnen kein weitläuftigeres Verzeichniß unsrer guten Kunstarbeiten vorzulegen im Stande bin; die Schuld schreibe ich nicht der Nazion zu; ihr fehlt es weder an Geist, noch an Genie: allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie verhinderten, sich zu gleicher Zeit mit den Nachbarn in die Höhe zu schwingen." — „Wir werden, schließt der königliche Schriftsteller, als wahrhaft deutscher Patriot, wir werden einst unsre klassischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsre Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es gern („avec délice") sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen gebildet ist, durch die Gunst, die unsern guten Schriftstellern zu Theil wird, von Einem Ende Europens zum andern sich verbreitet." — „Schon die Hoffnung, heißt's an einem andern Orte, macht mich glücklich: daß die Kunst und Wissenschaft, wie einst in Griechenland und in Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werden."

Was Friedrich hier ahnend wünscht, ist es nicht jetzt, nach einem halben Jahrhundert, in die schönste Erfüllung gegangen? Aber — auch schon damals, als er schrieb, war der goldene Tag unsrer schönen Redekunst am Himmel längst erschienen. Leider blieb's dem großen Könige verborgen, wie grade in den glänzenden Zeiten seines Thatenruhmes auch die Blüte des deutschen Geschmacks bis zur stolzesten Kraft und Ehre aufwuchs. Das schmerzte; und darum zogen deutsch gesinnte Männer gegen seine Schrift mit Recht zu Felde: Justus Möser, Jerusalem, Tralles, Affsprung, Lion Gomperz, Rauquil-Lieutaud; am siegreichsten vielleicht Joh. Karl Wetzel „Ueber Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen." — Die französische Uebersetzung von Jerusalems Schrift wurde bei dem Hofbuchdrucker Decker in Berlin mit denselben Lettern gedruckt, mit welchen Friedrich's Abhandlung gedruckt war, und kam dem Könige durch die verwitwete Herzoginn von Braunschweig, seine Schwester, unmittelbar zu; Lion Gomperz empfing für die Zueig-

nung seiner „Briefe über die deutsche Sprache und Literatur" ein sehr gnädiges Kabinetsschreiben und Rauquil-Lieutaud nahm Friedrich's eigene Worte zum Motto: „Sie wissen, daß in der Republik der Wissenschaften die Meinungen frei sind. Sie betrachten die Gegenstände aus Einem Gesichtspunkte, ich aus einem Andern; erlauben Sie also, daß ich mich erkläre und daß ich meine Art zu denken auseinandersetze ....."

Auch **Grimm** in Paris, welchem der König durch d'Alembert einen Abdruck seiner Schrift schenkte, sprach in einem Briefe mit edler Freimüthigkeit für die Sache des deutschen Vaterlandes zu dem Monarchen. Seine drei Seiten wiegen ganze, bogenreiche Abhandlungen auf.

Klopstock machte sich in bittern Oden, **Kästner** in scharfen Epigrammen Luft; und, durch eine seltsame Fügung der Dinge ließ der Professor **Küttner** in Mitau seine „Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten" in Berlin drucken, ein Buch, welches die besten deutschen Schriftsteller von Karl dem Großen an bis auf das Jahr 1780 alle aufführt und dadurch, ganz absichtslos, die schlagendste Widerlegung des Königs machte, mit dessen Abhandlung es gleichzeitig erschien.

Nur Ein deutscher Gelehrter, unser großer Philolog **Wolf**, hat etwas Ersprießliches in Friedrich's Abhandlung gefunden und davon Anlaß genommen, in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1811, eine Vorlesung zu halten und in Druck zu geben: „**Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst.**"

Uns ist des Königs Schrift immer unter einem doppelten Gesichtspunkte erschienen: wir verwerfen nämlich durchaus den, Deutschland betreffenden, geschichtlichen Inhalt derselben; so vieler Aufmerksamkeit werth wir sie auch im Uebrigen achten und so sehr wir uns freuen, bei näherer Erwägung aller Verhältnisse, ihr eine ganz andere Ansicht abgewonnen zu haben, als sie bei dem ersten, rücksichtslosen Anblicke gewöhnlich gewährt. Also, den geschichtlichen Theil jenes Versuches über die deutsche Literatur geben wir ganz preis. Denn, nicht einmal einen einzigen der so berühmten, durch seine eigenen Thaten geweckten **preußischen** Dichter kannte Friedrich, die ihn „den Barden Galliens unerreichbar" besungen hatten: nicht **Gleim's** Grenadierlieder, nicht **Ramler's**, v. **Kleist's** und **Lessing's** Lob-Oden auf ihn selber; nicht das Triumphlied auf den Sieg bei Leuthen und die Gedichte zur Friedensfeier von Anne Luise **Karsch**. — **Abbt's** Schriften „Vom Tode für's Vaterland" und „Vom Verdienst," **Engel's** Lobrede auf den König, der Edelknabe und der dankbare Sohn, **Lessing's** Minna von Barnhelm, sammt den andern ähnlichen Werken waren ihm unbekannt geblieben. Wahrlich, wer dies erwägt und, von Klopstock, Wieland, Herder an, den

ganzen üppigen Reigen deutscher Dichter, Redner und Prosaisten überschaut, welche damals Licht und Wärme, Lust und Segen nach allen Räumen hin ausströmten; der kann den einzigen Mann nur bedauern, daß er mit dem absterbenden französischen Schriftthume sich begnügen müssen, während er, unter günstigerer Jugendzeit, in reiferem und höherem Alter der goldenen Tage deutscher Kunstfrüchte hätte froh werden können.

Fern also bleibe jeder Unmuth, jede ungeziemende Bitterkeit gegen den König. Ehre den preußischen, den deutschen Barden, daß sie, nicht beachtet von Friedrich, doch sein Lob gepriesen, so lange die Vorsicht ihm das Leben gefristet, und daß ihr Sang noch immer seines Ruhmes voll ist!

Wenn es in der Schrift über die deutsche Literatur heißt: „Noch jetzt erscheint auf der Bühne ein Götz von Berlichingen, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke des Shakespeare, und das Parterre klascht Beifall und fordert mit Enthusiasmus diese ekelhaften Plattheiten;" so kennt Friedrich auch hierin seine deutschen Zeitgenossen, ja selbst seine eigene Hauptstadt nicht; denn auch unsere Schaubühne feierte noch unter ihm, eben in Berlin vorzugsweise, verachtet und versäumt von Oben her, ihre schönste Jugendfrische.

Die schon von Georg Wilhelms Zeit an immer aufs Neue verbotenen Schulkomödien hörten, nach dem siebenjährigen Kriege, allmählig auf; die herumziehenden Schauspielgesellschaften wurden immer zahlreicher, tüchtiger, und geachteter. Frei und ungebunden eifern die verschiedenen, mit versteuerten und bezahlten Privilegien begünstigten Gesellschaften unter einander um die größte Vollkommenheit und erringen, in ihrer äußeren Unscheinbarkeit, was sie im Solde des Hofes vielleicht nie errungen hätten.

Schon die Schönemannsche Gesellschaft, welche zuerst im September 1742 auf speziellen königlichen Befehl von Breslau nach Berlin kam, wirkte in einem sehr veredelten Geschmacke: sie gab den Canut von Schlegel, Cato von Gottsched, den Hypochondristen von Quistorp, alle Stücke von Gellert und von Krüger; auch die Werke von Corneille, Voltaire und Molière in Uebersetzungen. Das waren Riesenschritte auf Einmal. Man darf nur Ekhof kennen, den Mann, der durch Wahrheit und Natur das Spiel zur Kunst erhob, und der damals die Berliner, als Gast der Schönemannschen Bühne, erfreute, um jene Zeit völlig zu verstehen. Und diese trefflichen Künstler gaben ihre Vorstellungen, wie die Ackermannsche Gesellschaft, auf dem Rathhause, wofür sie Miethe zahlten. Weiter führte die Bühne der Hauptstadt Franz Schuch, der

seine Vorstellungen, 1754, in einer Bude auf dem Gensd'armen-Markte mit dem Grafen Essex, nach dem Englischen des Banks, eröffnete und vielen Zulauf hatte.

So entstanden die ersten ganz regelmäßigen deutschen Schaubühnen, sehr gut, im Vergleiche mit andern Ländern; aber merkwürdig, wegen der flügelschnellen Fortschritte zur Vollendung. Ja, es schadeten ihnen nicht einmal die französischen Schauspieler, welche der König 1740 angenommen und welche Anfangs großen Beifall fanden. Sie gaben ihre Vorstellungen im Kurfürstensaale des Schlosses, oder auf dem grünen Gartentheater in Monbijou, wo auch Voltaire, vor dem Könige, den Cicero im Catilina und den Orosman in der Zaire spielte. 1775 gab le Kain, den der König auf einige Wochen aus Paris verschrieben, eine Reihe von Gastrollen; aber weder er, noch Aufrène hatte des Monarchen Beifall. Doch baute Friedrich in demselben Jahre für die französischen Komödianten, durch Boumann, in der Mitte des Gensd'armen-Marktes ein Schauspielhaus, mit der Aufschrift: „Ridentur et corriguntur mores," welches 1200 Plätze hatte und am 22. April 1776 mit dem Trauerspiel Polieucte von Corneille und mit einer Operette eingeweiht wurde, indeß nur von kurzem Bestande war, weil das deutsche Theater ihm großen Schaden that. Der Baron v. Arnim, als Schauspieldirektor, wünschte zwar durch Pantomimen Zuschauer anzulocken, der König sagte aber, 1777: „Nein, ich kann die Pantomimen nicht genehmigen; es ist schon zu viel Schauspiel in Berlin und mehr, als zu einem vernünftigen Vergnügen nöthig ist." Als der Baron v. Arnim dann, beim Ausbruche des baierschen Erbfolgekrieges, ein Erhöhung des Etats für das französische Schauspiel begehrte; so schrieb ihm der König auf der Stelle: „Die gegenwärtigen Verhältnisse bereiten zu ernsteren Szenen vor; man kann sehr gut der komischen entbehren und darum streiche ich allen Schauspielern und Schauspielerinnen meines französischen Theaters ihre Gehalte und Pensionen." So hatte das französische Theater ein Ende.

Die italiänische Oper bestand ununterbrochen fort und gab ihre Vorstellungen ganz unentgeldlich. Der König trat unter kriegerischen Pauken- und Trompeten-Tönen in das Haus, in den Kreis seiner Generale und Offiziere auf dem vorderen Parterre, dessen Hälfte mit denen, aus allen Regimentern der Garnison kommandirten gemeinen Soldaten sich füllte, und pflegte wohl, auf die Scheidewand des Orchesters aufgelehnt, dem dirigirenden Kapellmeister in die Noten zu sehen. Der König klatschte bisweilen, er allein, dem Orchester oder einer Sängerinn Beifall zu, z. B. in den letzten Jahren der Mara.

Da nur in der Karnevalszeit und an wenigen hohen Geburtstagen Opern gegeben wurden; so konnte sich die deutsche Komödie nun um so leichter auf alle Weise zu vervollkommnen suchen; auch fand sie an der lebendigen Kritik und an der neu erwachten dramatischen Poesie, für welche das ganze Volk Begeisterung hatte, eine mächtige Stütze. Lessing, Mendelssohn und Nicolai z. B. bestimmten 1756 den Gewinn von der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu einem Preise auf die beste Tragödie: v. Kronegk für seinen Codrus, und v. Brawe für seinen Freigeist wurden gekrönt. Das war schon die Blüte eines besseren Zeitgeistes, hinter welchem die darstellenden Künstler dann keineswegs zurückblieben, namentlich die von der Gesellschaft des älteren Schuch, der bis 1759 in seiner Bude, dann in dem Gebäude spielte, welches gegenwärtig dem Finanzministerium gehört. Er starb 1763 in Frankfurt. In seine Fußstapfen trat sein Sohn Franz Schuch, welcher sich im folgenden Jahre schon in der Behrenstraße Nr. 55 auf dem Hofe, einen Schauplatz zu 800 Plätzen (das erste deutsche Schauspielhaus in Berlin) baute und Stücke von Lessing, Weiße, Schlegel gab.

Noch kunstreicher unterhielt Döbbelin die Hauptstadt, und als er 1771 Berlin verließ, da bekam Koch das erste Privilegium für eine bleibende Bühne, die er, in der Behrenstraße, den 10. Juni 1771 sehr glänzend mit Miß Sara Sampson eröffnete; Emilia Galotti gab er zuerst den 6. April des folgendes Jahres. Minna von Barnhelm hatte schon Döbbelin den 21. März 1768 mit einem so unerhörten Beifall auf die berliner Bühne gebracht, daß das Stück in 22 Tagen 19 mal gegeben wurde und die Bewohner der Residenz entschieden für den Geschmack an der deutschen Kunst gewann. Koch brachte auch klassische Werke des Auslands auf die Bühne, z. B. 1771 Molière's Tartuffe; und sorgte mit wahrhaft patriotischem Eifer für die dramatische Kunst, namentlich auch für das Trauerspiel. Er starb 1775 —

„Der Mann, der einst den Essex, den August,
So treu, wie den Crispin und Harpagon gemalt."

So Ramler in der Rede, welche die Witwe Koch zu ihres Mannes Gedächtniß den 15. August selbst gesprochen, an welchem Tage sie die Bühne schloß.

Merkwürdige Worte ließ Ramler, 1775, in einer Theaterrede zu Berlin von einem Mitgliede der Kochschen Gesellschaft öffentlich vortragen:

„Lebt wohl, ihr Gönner! und erlebt es noch,
Daß Deutschlands Fürsten, Deutschlands eig'ne Schauspielkunst,
Des Lebens Schule, jedes Standes Zeitvertreib,
Mit größerm Eifer unterstützen, als noch je
Die welsche Bühne Deutschlands unterstützet ward."

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Koch, 1772, für seine Gesellschaft den Karakter als Hofschauspieler nachgesucht. Der König antwortete: „daß, obgleich Se. K. M. Bedenken trage, der Kochschen Truppe den nachgesuchten Karakter beizulegen; dennoch in Ansehung ihrer vorzüglichen Talente zum Theater und des bei Kennern dadurch erworbenen großen Beifalles, wodurch dieselbe wohl eine Distinkzion verdienet, Sr. K. M. höchste Willensmeinung dahin gehe, daß man für selbige einen andern schicklichen Karakter aussinnen und in Vorschlag bringen solle, welcher derselben nicht allein zur Distinkzion von andern gemeinen Komödianten, sondern zugleich zur Aufmunterung dienen könne, ihre Talente noch immer mehr zu excoliren, und dem deutschen Theater Ehre zu machen." — Der Minister v. Massow brachte zwar verschiedene Titel in Vorschlag; aber Koch verbat alle, welche nicht zugleich auf seine Gesellschaft mit Beziehung hätten.

Nach Koch bekam nun Döbbelin das Königliche Generalprivilegium. Er brachte drei Personen mit, welche noch im Gedächtnisse der Berliner leben: seine Tochter, den Komiker Unzelmann und (den alten) Bessel, und eröffnete die neue Bühne mit den „Feindseligen Brüdern" von Young, und mit einer Rede, welche Madame Döbbelin hielt, worauf das Ballet „Die Fischweiber" von Lanz folgte.

Döbbelin wandte viel auf seine Vorstellungen, und, um der schaulustigen Welt Vergnügen zu machen; so ließ er alle fremde Künstler von Ruf in Gastrollen auftreten: so im Jahr 1777 Brockmann, welcher als Hamlet mit unglaublicher Begeisterung aufgenommen, und (eine Ehre, welche hier noch keinem Schauspieler wiederfahren war) herausgerufen wurde; ja, die Berliner ließen sogar eine Denkmünze (die erste Ehre dieser Art in Deutschland) auf ihn prägen. Neben Brockmann führte Demoiselle Döbbelin die Rolle der Ophelia mit vieler Kunst aus.

Als Demoiselle Döbbelin so glücklich für das Fach der Liebhaberinnen herangereift war, fand sich Demoiselle Huber, eine Schülerinn von Koch, welche von den Berlinern auch überschwänglich vergöttert wurde, vom Direktor so hintangestellt, daß sie nach Dresden ging und unsre Hauptstadt in den größten Schmerz versetzte.

Friedrich, der die deutsche Bühne so gefeiert, das Schauspiel der Franzosen leer sah, tadelte den vermeinten Ungeschmack der Berliner; auch war er nicht der Einzige, welchem diese Richtung missfiel. Sulzer nämlich, der dem welschen Wesen sonst überall entgegen ist, schreibt, 1774, an Bodmer: „Die Rede geht, daß Dr. Göthe aus Frankfurt hier sei, um die Vorstellungen seines Göz und seines Clavigo auf dem Theater zu sehen. Ersteren habe ich auch gesehen; aber das verworrene und verwirrende

Schauspiel nicht bis ans Ende aushalten können." Aber, der frische Sinn der Menge folgte seinem Triebe: zum Friedensfest, 1779, und an den Tagen, wo die berliner Garnison heimkehrte, wurde Henriette oder der Husarenraub fünfmal hintereinander gegeben und als die Döbbelinsche Gesellschaft ihr fünfjähriges Bestehen feierte, hielt Dem. Döbbelin eine Rede, worauf Nicht mehr als sechs Schüsseln gegeben wurde, welches in 14 Tagen zehnmal aufgeführt werden musste.

Die dramatische Begeisterung stieg noch höher: Schröder, in Berlin selbst geboren, kam zweimal hieher, um als Hamlet, Lear, Falstaff und in andern Rollen zu ergötzen. Sein Schüler Fleck, aus Breslau, blieb seit 1783 eine Zierde der Döbbelinschen Gesellschaft, gleich groß als Karl Moor, Fiesko, Graf Esser, Otto von Wittelsbach, Odoardo Galotti und als Oberförster in Ifflands Jägern; ja, er wurde so sehr der Träger der ganzen Bühne, daß er noch lange nach seinem Tode als die Krone aller Schauspieler gedacht und gepriesen worden ist.

Unterstützte der König auch das deutsche Schauspiel nicht; so ließ er ihm doch weiten Spielraum in der Wahl der Stücke. Zu seinem Geburtstage 1777 hatte der Lieutenant v. Bonin im Regiment Gensd'armes ein (bald sehr beliebtes) Vorspiel („der Patriot") geschrieben, in welchem der Monarch schlechtweg Fritze hieß und welches den Feldwebel von des Königs Leibkompagnie und Premierlieutenant in der Armee, Adriani, aber unter dem Namen Richter, in völliger Uniform auf die Bühne brachte. Dagegen erhob sich ganz besonders der Oberst v. Scheel, Kommandör des Bataillons Grenadiergarde, der ein Aergerniß in der volksthümlichen Benennung der Majestät durch den bloßen Namen Fritze fand; auch Adriani verwies dem Direktor seine Dreistigkeit, ihn, wie er leibe und lebe, auf die Bretter zu bringen; — aber, Döbbelin hatte den König in dieser Sache durchaus für sich; er fertigte den Feldwebel kurz ab und spielte den Patrioten, und was er sonst für gut fand, weiter.

In Döbbelin's Generalprivilegium findet sich die Weisung, daß sich der Theaterdirektor der Anleitung eines einsichtsvollen Gelehrten zur Verbesserung der Schauspielertalente bedienen solle; doch können wir nicht sagen, auf welche Art Döbbelin dafür Rath geschafft; aber — Volk und Bühne waren im Geschmacke jung und so beseelt vom Schönen, daß sie sich gegenseitig wohl am besten selber bildeten, und dann erlebte Friedrich's Zeit eben zwei wahre Gesetzbücher, welche mehr als alles Andere fähig waren, die ihrer sich noch nicht ganz bewusste Natur zu regelrechten Kunstgebilden zu erheben: Engel's Mimik und Lessing's Dramaturgie.

Indem die Deutschen so auf ihrer Bühne endlich wahre Künstler sahen, schwand allmählig auch das Vorurtheil gegen die Schauspieler, welches noch 1743 so groß war, daß Peter Hülfferding, welcher mit seiner Gesellschaft im ganzen Lande zu spielen privilegirt war, sich bei der Regierung beklagte, als einige Geistliche in Königsberg seine Bühne nicht nur auf das Empfindlichste von den Kanzeln durchnahmen; sondern auch einem verstorbenen Aktör, seines flehentlichen Verlangens ungeachtet, von vier Geistlichen der Zuspruch auf dem Sterbebette und das Abendmal verweigert worden war. Da er sogar besorgte, daß dem Verstorbenen das christliche Begräbniß versagt werden dürfte; so verfügte die Regierung über die Beerdigung desselben und über die dabei zu haltende Musik.

Zum Schlusse dieses, den Wissenschaften und Künsten gewidmeten Abschnittes sind wir dem Könige noch die Anerkennung für den verbesserten Kurialstil schuldig. Zweimal, 1764 und 1785 hat er deshalb allgegemeine Vorschriften gegeben, die Immediatberichte kurz, deutlich und allgemein verständlich zu schreiben, ohne pedantische Allegazionen, in natürlichem und ungezwungenem Erzählungsausdrucke, in kurzen, einfachen, runden Perioden, ohne Einschiebungen und ohne steife, kanzleimäßige Verbindungspartikeln, z. B. alldieweilen, mithin, sintemalen rc. Auch sollten keine affectirte Wendungen, neugemachte Worte, keine obsolete Worte und Redensarten, keine Termini technici, wenn sie nicht von allgemein bekannter Verständlichkeit wären, gebraucht werden; kurz, ein Bericht sollte so abgefasst sein, daß auch jemand, der nicht Rechtsgelehrter ist, den Inhalt desselben vollkommen verstehen könne. Ohne Curialien oder sogenannte Courtoisien sollte der Vortrag selbst gleich anfangen und so auch geschlossen werden. Aus dem Formulare von 1764 kann man ersehen, wie die Personen der einzelnen Stände vom Könige in Kabinetsschreiben angeredet werden und welche Prädikate sie bekommen sollen: der Edelmann nämlich sein altherkömmliches „Vester, lieber Getreuer;" der Gelehrte sein „Hochgelahrter, lieber Getreuer. Minister, Generale und andere Beamte wurden bloß mit ihrem Amtstitel, z. B. „Mein lieber Großkanzler Freiherr v. Fürst" angeredet.

Merkwürdig genug ist es, daß Friedrich, da er mit der allgemeinen Vorschrift für den verbesserten Curialstil nicht durchdrang, häufig in einzelnen Fällen seinen Unwillen über das Veraltete und Weitschweifige in den Berichten ausgesprochen: im September 1740 untersagte er dem Generaldirektorium die undeutlichen und mit unnöthigen historischen Erzählungen angefüllten Anfragen, mit deren Durchlesung er die Zeit verderben müsse; — 1741 verweist er einem Regimentsquartiermeister, daß er seine

Vorstellung so gar weitläuftig eingerichtet: „wie er dann seinen Bericht mit so kurzen Worten, als die anliegende Vorschrift zeiget, hätte fassen können;“ — der westpreußischen Kammer befiehlt er, 1773: sich in ihren Berichten ins künftige der ganz unausstehlichen Weitläuftigkeit, besonders aber der ungewöhnlichen und unverständlichen Redensarten, als z. E. impossable, desgleichen Crescentien und anderer mehr, schlechterdings zu enthalten, und sich dagegen guter teutscher und deutlicher Ausdrücke zu bedienen; — derselben Kammer wird 1775 aufgegeben: in ihren Berichten sich mehr teutscher Ausdrücke zu bedienen, und nicht, wie in gedachtem monatlichen Bericht, Kohlrüben, Erdtoffeln, Getreideertrag ꝛc. mit ganz ungewöhnlichen Namen von Wrucken, Cartoffeln und Erdrusch zu benennen.

Zur Verbesserung des Polizeiwesens in Berlin gab zuerst der Tod des Stadtpräsidenten v. Neuendorf und die Ernennung des neuen Polizeidirectors Kircheisen, (welcher 1746 auch vom Könige zum Präsidenten des Magistrats der Residenzstädte bestellt wurde) 1742 Anlaß. Es wurden nämlich 18 Commissaires des Quartiers ernannt, mit ernstlichem Befehl, in den ihrer Aufsicht anvertrauten Gegenden dieser Stadt und Vorstädte das beschwerliche Gassenbetteln, den Aufenthalt des liederlichen Gesindels, den Unterschleif beim öffentlichen Kauf und Verkauf, und überhaupt Alles, was die höchst nöthige gemeine Ruhe, Sicherheit und Ordnung, auch nur einigermaßen stören, und zu Mißbräuchen Anlaß geben kann, sorgfältigst zu verhindern.

1742 gab der König, wegen der in Berlin überhand nehmenden Diebereien, den Befehl: „daß hinfüro ein Dieb, welcher zum ersten Male in den Residenzien einen Diebstahl begehet, und darauf mit Festungs- und Zucht- oder Spinnhaus-Arbeit bestraft wird, wenn er seine Zeit ausgesessen — über die Gränze gebracht werden soll. Läßt sich ein solcher Verwiesener wieder betreten, so soll er, wie die, welche schon zweimal in hiesigen Residenzien gestohlen haben, auf Lebenszeit gefangen bleiben.“

Nach Kircheisens Tode schickte der König 1771 den neuen Präsidenten Philippi nach Paris, um zu sehen, wie der dortige Polizeichef de Sartines seine Kunst übe; er wollte aber nichts weiter von Neuerungen wissen, als er, bei Philippi's Rückkehr die zur französischen Polizei erforderlichen Mittel hörte: denn Friedrich suchte in der Polizei nur eine Wohlthat des Volks.

In der Justiz scheint dem Könige die erste große Reform lange Jahre genügt zu haben; auch war er, wie mit dem Großkanzler Freiherrn v. Cocceji, so mit dessen Nachfolger, dem Großkanzler v. Jariges sehr zufrieden: er verehrte demselben im März 1763 eine jährliche Pension

von 1000 Thalern, gab ihm noch in eben dem Jahre eine Präbende bei dem Dom zu Magdeburg und, 1766, als v. Jariges eben von Sans-Souci, wohin er in Dienstsachen gerufen war, nach Hause gekommen, ließ der König (ohne Nennung seines Namens) ihm eine kostbare Tabatière zustellen, mit folgenden Worten: „Da man weiß, daß Se. Exzellenz guten Schnupftaback lieben; so bittet man Dieselben, ihn aus dieser Tabatière, welche aus guten Händen kommt, zu nehmen." Auch als v. Jariges, 1770, gestorben war, sprach der König in einem herrlichen Briefe an dessen älteste, mit dem Gardemajor v. Seel verheirathete Tochter, seine hohe Achtung für den verdienstvollen Mann aus; ja, noch in späteren Jahren dankt er dem Prediger Moulines, daß er in der Eloge des seligen Großkanzlers v. Jariges, die ausgezeichneten, mit einer über jede Probe erhabenen Rechtlichkeit verbundenen Talente dieses Mannes treu der Nachwelt überliefert habe.

Dem neuen Großkanzler Freiherrn von Fürst und Kupferberg wollte es nicht so glücken. Er war als ein sehr gerechter, redlicher und thätiger Mann allgemein geachtet; aber er hing sehr an Formen, wachte auch mit zu großem Eifer über die Erhaltung der ihm genau bekannten bestehenden Rechtsverfassung, und war deshalb, in die von dem Könige gewünschten Reformen lebendig einzugehen, weder geneigt, noch gerüstet; auch führten häufige Klagen und die lange Dauer der Prozesse den Monarchen zum Misstrauen und zu wiederholten harten Aeußerungen des Unwillens. Als 1772 ein muthwilliger Mensch sich wiederholentlich an den Thron selbst wandte; so forderte Friedrich unmittelbaren Bericht und schrieb eigenhändig unter den Kabinetsbefehl: „Ich werde den Herrn ihre Administration einmal examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr, als die Justiz. Ich habe den Menschen gesprochen: er ist nicht toll; aber fünf werden nicht mehr vor gerade angenommen werden; wer nicht gerade gehen wird, den werde ich tüchtig auf die Finger klopfen." Und als der König auch jetzt noch nicht vor jenem Querulanten Ruhe hatte; so schrieb er an das Landesjustizkollegium: „Ich werde künftig Jahr hinkommen; ich spreche alle Leute, und ich werde nicht fünf gerade gehen lassen, und Gnade Gott demjenigen, der nicht redlich und ehrlich in Justizsachen verfährt, quod bene notandum." Erwiesen dann die Behörden, oder der Großkanzler, ihre Unschuld; so gab der König ihnen zwar die vollständigste Ehrenerklärung zur Beruhigung: aber — er blieb doch in befangener Stimmung gegen die Justiz und es kam ihm sehr erwünscht, daß ihm den 18. Aug. 1774, zur Revuezeit in Schlesien, von dem Justizminister dieser Provinz v. Carmer, ein Entwurf zur Justizverbesserung vorgelegt wurde. Diesen Minister hat-

ten nämlich die glücklichen Erfolge, welche er, in seiner Stellung eben, von seinem eigenthümlichen Verfahren in gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnissen gesehen, zu der Ueberzeugung gebracht, daß der ganze bürgerliche Prozeß auf dieselbe Weise eingerichtet und beschleunigt werden könne. Er arbeitete also, unter Mitwirkung des Oberamtsregierungsraths Suarez eben jenen Entwurf aus, fand aber von dem Großkanzler v. Fürst und von dem Kammergerichtspräsidenten v. Rebeur vielen Widerspruch; jedoch wurde er ermächtigt, mehrere Bestimmungen seines Entwurfs in Schlesien einzuführen. Mit Freuden bemerkte der König hier die guten Folgen von Carmers Beschleunigung der Unterthanenprozesse (welche damals in Schlesien manche Unruhe verursachten) und eröffnete, bei seiner Anwesenheit zu Breslau, 1775, seinem Minister, daß er ein ähnliches Verfahren allgemein eingeführt sehen wolle; er gab ihm auf, einen Plan dazu auszuarbeiten und sich mit demselben im Winter in Berlin einzufinden; dem Großkanzler aber, welchem es an wiederholten Beweisen des königlichen Misfallens über den verzögerten Prozeßgang nicht gefehlt hatte, machte der Monarch bekannt, daß er auf die nöthige Justizreform einen Theil seines Winteraufenthaltes in Berlin verwenden wolle und daß sich auch der Justizminister v. Carmer dazu einfinden werde, welcher indeß seinen Entwurf einer neuen Prozessordnung durch Suarez nochmals sorgfältig überarbeiten ließ, sodaß er denselben bei Zeiten, zur Mittheilung an den Großkanzler, einreichen konnte. Friedrich war damals noch nicht wieder hergestellt von den Folgen der langwierigen Gichtanfälle, welche ihn im Herbst betroffen hatten; deshalb kam er auch nicht zu den gewöhnlichen Lustbarkeiten nach Berlin; sondern er berief dafür gegen Ende des Jahres, bei zunehmender Besserung, die Häupter der verschiedenen Verwaltungszweige nach Potsdam. Im Anfange des folgenden Jahres, 1776, traf die Reihe das Justizwesen. Der Großkanzler Fr. v. Fürst und der Minister v. Carmer vertheidigten also am 4. Januar ihre ganz entgegengesetzten Ansichten vor dem Könige, der dann am 13. auch noch den Präsidenten v. Rebeur darüber hörte, und, wegen des vielen Einspruchs, die Reform der Prozessordnung abermals aussetzte. Der Codex fridericianus wurde vielmehr den 15. Januar bestätigt, zugleich aber eine „Neue Verordnung, um die Prozesse zu verkürzen" vollzogen, in welcher auch befohlen war, daß alle Prozesse, wenn sich nicht ganz besondere Umstände dabei ereigneten, in Einem Jahre beendigt sein sollten. Der 4. §. dieser Verordnung sagt: „Nach der Regel müssen alle Prozesse, wenn sie nicht außerordentlich wichtig oder verwickelt sind, durch Verhöre vor dem Landes-Justiz-Collegio traktirt werden. Der Advokat, sowohl des Klägers als des Beklagten, muß seine Akten und

Dokumente mitbringen, auch beim Vortrag in den letztern diejenigen Stellen, worauf es hauptsächlich ankommt, am Rande zeichnen und anstreichen. Nach geendigtem Vortrage wird sodann vom Gericht einem Rath, oder, nach Befinden, zweien Räthen aufgetragen, die Akten, Dokumente und Briefschaften genau durchzusehen, zu examiniren, und am folgenden Gerichtstage daraus mit Vorlesung der Hauptstellen den Vortrag zu thun, worauf, nach Deliberation des Collegii, welches die Dokumente nachsieht und die Hauptstellen verlesen läßt, der endliche Ausspruch erfolget." Nur in besonders wichtigen und verwickelten Prozessen kann, nach §. 5. der Verordnung, ein schriftliches Verfahren erlaubt werden.

Trotz dieser Verbesserungen scheint der König mit dem Zustande der Justiz sich nicht beruhigt zu haben; denn er blieb seinem Grundsatze treu, daß die Gerichtshöfe einer scharfen Oberaufsicht bedürften; er fuhr auch ferner öfters mit scharfen, drohenden und mißtrauischen Kabinetsbefehlen drein. Am wenigsten scheint er, seit v. Carmer's Reformazionsvorschlägen, das unbedingte Vertrauen zum Großkanzler Fr. v. Fürst gehabt zu haben, welcher Alles aufgeboten hatte, um den gänzlichen Umsturz der bisherigen Prozeßform abzuwenden.

Friedrich selbst war für keine Form als solche eingenommen; ihm lag nur die rasche und ganz unparteiische Justiz am Herzen, wie er denn in dieser Angelegenheit eben die erhabenste Gesinnung bis zum Grabe ausspricht. Wir theilen darüber noch einige Beläge mit, um eine Thatsache in das rechte Licht zu bringen, welche auf immer in der Geschichte der Justiz namhaft bleiben wird.

Bei seiner letzten Reise nach Westpreußen, Anfangs Juni 1784, sagte der König zu dem neuen Chefpräsidenten der westpreußischen Regierung Freiherrn v. Schrötter wörtlich: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht und ich muß Ihn also auch wohl kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht Alles bestreiten, und muß daher solche Leute haben, wie Er ist. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht allein von allem Bösen, das ich thue, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er; Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sage ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute." — „Hat Er Güter?" — „Nein, Ew. Majestät!" — „Will Er welche kaufen?" — „Dazu habe ich kein Geld, Ew. Maj.!" — „Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen!" —

Als Friedrich 1784 den Freih. v. d. Reck zum Justizminister ernannte; so schrieb er an denselben: „Nun habe ich Euch ausgesucht, um Euch an des v. Münchhausen Stelle zu setzen, und hege das Vertrauen zu Euch, Ihr werdet Euch in diesem Posten durchgehends dergestalt nehmen und betragen, wie es einem ehrlichen Manne zukommt, in allen Stücken unparteiisch zu Werke gehen, und nichts wie die Justiz vor Augen haben, auch durchgehends incorruptibel sein." — v. d. Reck antwortete: „Ich werde diesen mir anvertraueten Posten mit aller Rechtschaffenheit eines ehrlichen Mannes unparteiisch zu verwalten bemühet und Ew. K. M. höchstes Zutrauen zu verdienen eifrigst beflissen sein. Jede Art von Corruption verabscheue ich, als entehrend und ich werde nie zu einer That übergehen, die mein Gewissen beflecken und Ew. Königl. Maj. Gnade mit Recht mich unwürdig machen könnte." Darauf erwiederte der König gleich den folgenden Tag: „Uebrigens gereicht Eure Verpflichtung zur treuesten Wahrnehmung Eures neuen wichtigen Postens eines Justizministers Mir zum gnädigsten Wohlgefallen, und ich erwarte deren völlige Erfüllung von Eurer Mir angerühmten Rechtschaffenheit."

An d'Alembert schrieb der König, 1780: „Ursprünglich sind die Regenten die Richter des Staats; nur die Menge der Geschäfte hat sie gezwungen, dieses Amt Leuten zu übertragen, denen sie das Fach der Gesetzgebung anvertrauen. Aber dennoch müssen sie diesen Theil der Staatsverwaltung nicht zu sehr vernachlässigen, oder wohl gar dulden, daß man ihren Namen und ihr Ansehen dazu missbraucht, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Aus diesem Grunde bin ich genöthigt über diejenigen zu wachen, denen die Handhabung der Gerechtigkeit übertragen ist; weil ein ungerechter Richter ärger ist, als ein Straßenräuber. Allen Bürgern ihr Eigenthum sichern, und sie so glücklich machen, als es die Natur des Menschen gestattet; diese Pflicht hat ein jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist, und ich bestrebe mich, diese Pflicht aufs Beste zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie."

1785 sagte der König zu dem Bischofe vom Ermlande: „Glauben Sie mir, wüsste ich Alles, könnte ich Alles selbst lesen, selbst beantworten (aber ich bin nur ein einzelner Mensch!), meine Unterthanen sollten gewiß glücklich sein!" —

Aber, es war schon genug, daß jeder sich dem Throne nahen durfte. Der wachthabende Offizier fragte sogar die Fremden am Thore, ob sie in eigenen oder öffentlichen Angelegenheiten nach Potsdam kämen, ob sie beim Könige etwas zu suchen hätten, und Friedrich hat meilenweit Leute durch

reitende Jäger zurückholen lassen, die nicht erschienen waren, wenn auf dem Rapporte gestanden: „Hat Verrichtungen bei Sr. Majestät."

So wachte der König über denjenigen Theil seines großen Berufes, den er mit Recht für den wichtigsten hielt, und welcher unter seinen Augen immer mit der heiligsten Unparteilichkeit ist verwaltet worden. Dennoch genügte er sich in seiner Wachsamkeit nicht; ja die häufigen, oft ungegründeten Beschwerden gemeiner Leute erregten Ahnungen von Untreue, die des treuen Landesvaters Ruhe störten. „Ich habe den Prozessen einen neuen Krieg erklärt, schreibt er einem Freunde, und würde stolzer als Perseus sein, wenn ich am Ende meiner Laufbahn die Kabale, dieses hundertköpfige Ungeheuer zerstören könnte."

Alle diese Verhältnisse muß man wohl erwägen, wenn man die Müller Arnoldsche Prozessache richtig fassen will, mit welcher es sich urkundlich also verhält:

Der Müller Arnold und seine Frau besaßen die sogenannte Krebsmühle bei Pommerzig im Kreise Krossen, wovon sie dem Major Grafen v. Schmettau auf Pommerzig eine jährliche Erbpacht in Korn zu entrichten hatten. Damit blieben sie seit 1773 in Rückstand, unter dem Vorwande, der Landrath v. Gersdorff auf Kay habe 1770 oberhalb der Mühle an dem Mühlenfließe einen Karpfenteich angelegt, wodurch der Krebsmühle das Wasser gehemmt werde. Gr. Schmettau bot den Schuldigen billige Zahlungsfristen, klagte die Säumigen aus und, als sie auch jetzt noch nicht ihrer Pflicht genügten, wurde die Mühle auf gesetzlichem Wege dem Landeinnehmer Kuppisch für 600 Thaler zugeschlagen.

Darüber führten die arnoldschen Eheleute vielfache Beschwerde bei der Neumärkischen Regierung, welche das Verfahren des pommerziger Justiziarius Schlecker bestätigte.

Nun wandte sich Arnolds Frau unmittelbar an den König und ersuchte gegen v. Gersdorff um eine militärische Commission. Das Kabinet überschickte dies Gesuch, den 4. Mai 1779, dem Justizdepartement ohne zu verfügen; der Minister v. Münchhausen forderte von der küstrinschen Regierung Bericht und wies, unter abschriftlicher Mittheilung desselben die Supplikantinn zur Ruhe. Der Großkanzler Freih. v. Fürst, dem die ungestümen Eheleute ihre Beschwerden ebenfalls vorgebracht, beschied sie umständlich, und lehnte die Fürsprache des Prinzen Leopold von Braunschweig ab, welcher ihn, auf Ansuchen des bei seiner Kompagnie in Frankfurt als Soldat stehenden Bruders der Arnold, bat, die Sache durch eine fremde Kommission, welche in hiesiger Neumark weder Bekannte noch Verwandte habe, auf das Genaueste untersuchen zu lassen, ohne wegen der vorhergegangenen Prozedur großen eclat zu machen.

Arnold tritt den König nochmals an, wird nochmals vom Justizdepartement zur Ruhe gewiesen; endlich aber wird seine Beschuldigung gegen den v. Gersdorff, den 21. August, in Potsdam zu Protokoll genommen, ohne Erwähnung, daß Graf Schmettau der Pachtherr sei. Ein Kabinetsbefehl vom 22. August fertigte der Küstrinschen Regierung dieses Protokoll zu, mit dem Befehl, aus ihrer Mitte Jemand zu ernennen, welcher mit dem Obersten v. Heucking die Beschwerde des Müllers gemeinschaftlich untersuche.

Stabsoffiziere und Generale zu juristischen, ökonomischen, finanziellen und ähnlichen Untersuchungen zu gebrauchen, ist unter Friedrich Wilhelm 1. sehr üblich und unter Friedrich 2. noch nicht ganz ungewöhnlich gewesen, weil die preußischen Monarchen dem praktischen und unbefangenen Blicke, und dem ehrenhaften Sinne ihrer Kriegesbefehlshaber auch in rein bürgerlichen Dingen viel vertrauten. Ja, der F.-M. v. Kalckstein war von 1746 bis 48 mit den Kirchenstreitigkeiten der böhmischen Gemeinden beauftragt. In unserm Falle wurde der neumärkische Regierungsrath Neumann dem Obersten v. Heucking zugesellet: beide untersuchten die Sache an Ort und Stelle, konnten sich aber, des ferneren Verfahrens wegen nicht einigen; weshalb denn auch die Regierung und der Oberst besonders an den König berichteten. Jene sagte: bei Besichtigung an Ort und Stelle habe sich gezeigt, daß die Mühle gehe und Wasser genug habe; diese Hauptbeschwerde sei also von der Art, daß sie nicht anders, als durch Urtel und Recht entschieden werden könne; es werde anheimgestellt, durch welchen Gerichtshof der König in der Sache sprechen lassen wolle. Der abweichenden Ansicht des Ob. v. Heucking geschah durchaus keiner Erwähnung; der aber schien dem Monarchen so recht auf den wahren Grund der Sache gegangen zu sein und dargethan zu haben, daß dem Arnold Unrecht geschehen, darum wurde sein Bericht dem Justizdepartement zugefertigt, mit dem Befehle, dem Müller Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und ihn klaglos zu stellen. Der küstrinschen Regierung gab der König sein äußerstes Misffallen zu erkennen und verlangte, die Sache mit den arnoldschen Eheleuten sogleich in Ordnung zu bringen und ihre Beschwerden ohne Anstand abzustellen.

Nun verordnete die Regierung abermals eine Kommission, mit Zuziehung eines Sachverständigen den Augenschein einzunehmen und die gegenseitigen Zeugen zu verhören. Darauf erkannte sie und sagte in ihrem Berichte an das Justizdepartement unter Andern: daß der Ob. v. Heucking die Sache nicht gründlich genug habe untersuchen lassen. In dem Erkenntnisse selbst werden die arnoldschen Eheleute mit der Klage gegen v. Gersdorff auf Wiedereinräumung der Mühle aus dem Grunde,

weil sie ihm als Meistbietendem zugeschlagen worden, und auf Schadenersatz abgewiesen, einmal, weil das Mühlenfließ ein Privatwasser sei, mit welchem der Eigenthümer, ohne Rücksicht auf den Nachtheil eines Andern machen dürfe, was er wolle, sodaß selbst das landesherrliche Privileg den Begünstigten dagegen nicht schützen könne, vielmehr das Recht des Dritten unversehrt lasse; zum Andern, weil dem v. Gersdorff aus einem Vergleiche seiner Vorfahren mit den Vorfahren des Grafen v. Schmettau, 1566, das Recht zu Anlegung eines Teiches ausdrücklich verstattet worden, welchen Arnold gegen sich gelten lassen müsse, weil er von Denen herrühre, von welchen er sein Erbrecht auf die Mühle allein ableiten könne; die Zufügung eines nur einigermaßen erheblichen Schadens endlich habe der Kläger, obgleich er ihn zu 100 Thalern jährlich angegeben, nicht erweisen können.

Dem Könige scheint auch dieses Erkenntniß unmittelbar nicht zugekommen zu sein; denn erst auf die erneuerte Immediatbeschwerde der Müllerinn erging der Kabinetsbefehl vom 21. Novem. an die Regierung und an die Kammer zu Küstrin „die Sache nunmehro gemeinschaftlich nach Recht und Billigkeit abzumachen, damit solche einmal zu Ende komme."

Darauf berichteten beide Behörden gemeinschaftlich: die Arnold habe geflissentlich verschwiegen, daß schon unter dem 28. v. M. ein Endurtheil abgefasst worden, wodurch sie mit ihren Ansprüchen an die Krebsmühle abgewiesen sei, bei einigen Nebenpunkten aber 44 Thaler 14 Gr. gewonnen habe; daß ein Urtheilsspruch aber nach Sr. Maj. Landesgesetzen nur durch den Königlichen Appellazionsrichter, welches das Kammergericht in Berlin sei, auf giltige Weise abgeändert werden könne, was weder lange währen, noch dem Müller Arnold, da er zum Armenrechte verstattet worden, die mindesten Kosten machen werde. Friedrich aber gab nun dem Kammergerichte auf, die Sache ganz kurz und ohne viele Weitläuftigkeiten abzuthun, und mit dem Forderſamsten davon Anzeige zu machen. Das Kammergericht ließ, da der König die größte „Activité" forderte, die Akten durch einen Boten von Küstrin holen, welche dann der Präsident v. Rebeur dem Kammergerichtsrath Ransleben, den 7. Dezember, zutheilte, mit der Forderung, die Sache dergestalt zu beschleunigen, daß die Relationen in Sachen des Müllers Arnold gegen den Landrath v. Gersdorff und gegen den Gr. v. Schmettau den folgenden Tag in voller Rathsversammlung abgelesen und der Urtheilsspruch angefertigt werden könne.

Beide Relationen wurden am 8. wirklich verlesen, wobei, außer dem Berichterstatter, der Präsident v. Rebeur und die Kammergerichtsräthe Uhl, Friedel, Kircheisen, Graun und Goßler gegenwärtig waren. Nur

in einem Punkte von geringer Erheblichkeit wurde zum Besten der arnoldschen Eheleute reformirt; in Absicht aller übrigen wurde das neumärkische Urtel bestätigt. Das Kammergericht beschloß, dem Könige nur anzuzeigen, daß die Sache abgemacht und die Urtel nach Küstrin zur Kundmachung abgesandt seien, ohne weiter in die Sache einzugehen, oder eine Abschrift des abgefassten Spruches beizulegen. Ransleben setzte auch diesen Bericht auf, welcher den Freitag abging. Noch denselben Tag gelangte eine sehr harte Kabinetsordre an den Staatsminister und ersten Präsidenten des Kammergerichts v. Dörnberg, welche die Abschrift des abgefassten Urtels sogleich begehrte. Sonnabend gegen 11 Uhr bekam der Großkanzler Fr. v. Fürst den Befehl, mit denjenigen drei Räthen, welche das Urtel in der arnoldschen Sache entworfen hätten, um 2 Uhr auf das Schloß zu kommen.

Der Großkanzler wählte die drei Kammergerichtsräthe Ransleben, Friedel und Graun und fuhr mit ihnen zu dem Könige, welcher auf einem Lehnstuhle lag und große Gichtschmerzen zu haben schien. „Seid Ihr Diejenigen, sagte er zu den Räthen, welche die arnoldsche Sentenz gemacht haben?" Als sie dies bejahet hatten, legte er dem K.-R. Friedel diejenigen Fragen vor, welche drei Tage später in der Zeitung bekannt gemacht wurden, und sagte allen Dreien Dasjenige, was das, in der gedachten Zeitung abgedruckte Protokoll enthält, welches der Geheime-Kabinetsrath Stellter nachschrieb. Jedoch ist nicht das ganze Protokoll in Gegenwart der Räthe des Kammergerichts abgehalten worden, sondern das Ende desselben muß der Monarch, nachdem sie abgetreten, dem Geheimen-Kabinetsrathe diktirt haben. Als Friedrich in dem Protokolle sagte, das hiesige Tribunal habe die neumärkische Sentenz confirmirt, so wollte der Großkanzler ihm einhelfen und sagte „das Kammergericht;" worauf der König auch „das Kammergerichts-Tribunal" diktirte: zugleich aber ihm in sehr harten Ausdrücken befahl, er solle sich entfernen, seine Stelle sei schon wieder besetzt. Ohne ein Wort zu sagen, ging der Großkanzler mit der größten Geschwindigkeit davon. Die drei Räthe überhäufte der König noch mit sehr heftigen Reden und entließ sie endlich, ohne ihnen zu sagen, was er mit ihnen vorhabe. Indeß hatten sie kaum das Zimmer verlassen, als er hinter sie her kam, und ihnen befahl zu warten. Kurz darauf erschien der Lieutenant v. Zastrow (Adjutant des Gouvernörs von Berlin), um sie in einem Wagen nach dem gemeinen Stadtgefängnisse, dem Kalandshof in der Klosterstraße, zu führen, wo sie eine Wache von zwei Unteroffizieren und zwei Gemeinen bekamen und bis zu ihrem Abgange nach Spandau, den 5. Januar 1780 verhaftet blieben.

Während jener Unterredung auf dem Schlosse hatte Friedrich die von Ransleben abgefasste Sentenz in der Hand und schien besonders darüber aufgebracht zu sein, daß sie (dem Herkommen gemäß) in seinem Namen abgefasst war. Er schlug deshalb öfters auf selbige mit der andern Hand und sagte dabei zu wiederholten Malen: „Meinen Namen cruel gemißbraucht!"

Noch an demselben Tage ergingen Kabinetsordres an den Minister Freih. v. Zedlitz und (wegen Verhaftung der neumärkschen Justizbeamten) an den Kommandanten von Küstrin. In der ersteren wird der Minister benachrichtiget, daß der König sich genöthigt gesehen, drei Kammergerichtsräthe, einer höchst ungerechten Sentenz wegen, welche die küstrinsche Regierung in Sachen des Müllers Arnold abgesprochen und welche von dem Kammergerichte genehmigt worden, wovon gedachte drei Räthe den Kammergerichtsspruch minutiret haben, verhaften zu lassen: daß er auch befohlen, die vier ersten Räthe der küstrinschen Regierung sammt dem Fiskus daselbst, der ebenfalls an dieser Ungerechtigkeit Theil genommen, gefangen nach dem Kalandshof hieher zu bringen. Uebrigens wurde dem Minister aufgegeben, Verfügung zu treffen, daß von Seiten des Kriminal-Collegiums über alle diese Leute nach der Schärfe der Gesetze, zum Mindesten auf Kassazion und Festungsstrafe, auch auf Erstattung des Kaufgeldes und alles Schadens an den Müller Arnold erkannt und daß derselbe von der Kammer in die Krebsmühle wieder eingesetzt, daß auch der v. Gersdorff angehalten werde: dem Arnold entweder eine Windmühle zu bauen, oder seine Teiche wieder eingehen zu lassen; den Präsidenten Gr. v. Finckenstein in Küstrin endlich (einen Sohn des Kabinetsministers) seines Postens zu entsetzen und den ganzen Vorgang sämmtlichen Gerichtshöfen des ganzen Landes zur Warnung bekannt zu machen, mit der Bedrohung, daß, wenn dies nicht mit aller Strenge geschehe, der Minister Freih. v. Zedlitz sowohl, als auch das Kriminal-Collegium es mit Sr. Majestät zu thun kriegen werde."

Schon am 13. Dez. vernahm die Kriminalkommission die drei verhafteten Kammergerichtsräthe, welche sich auf ihre Pflichterfüllung in gewissenhafter, von jeder Nebenrücksicht entfernter Rechtspflege und auf gänzliche Freiheit von allen Verbindungen mit denen, ihnen durchaus unbekannten Parteien beriefen; Ransleben aber machte noch besonders geltend, daß er sogar zu Arnolds Gunsten darauf angetragen habe, ihm, wegen des behaupteten Schadens, das Separatum gegen die Gutsherrschaft nachzulassen; auch, daß der v. Heuckingsche Bericht äußerst oberflächlich gewesen und, mit seinen günstigen Aeußerungen für den Müller, weder bei dem Präsidenten v. Rebeur, noch bei irgend einem der Räthe,

in deren Gegenwart derselbe verlesen worden, einige Rücksicht habe verdienen können.

Den 16. wurde der Oberbaurath Silberschlag als Sachverständiger befragt, worauf den nächsten Tag die Vernehmung aller verhafteten Rechtsbeamten folgte. Das darüber abgefasste einstimmige Gutachten des Kriminalsenats schließt: „Wir sind demnach überall des rechtlichen Dafürhaltens, daß den Kammergerichtsräthen Ransleben, Friedel und Graun, desgleichen den neumärkischen Regierungsräthen Neumann, Bandel, Scheibler und Busch, in Ansehung der Beurtheilung und Entscheidung des Prozesses des Müllers Arnold gegen den Landrath v. Gersdorff weder ein vorsätzlich pflichtwidriges Verfahren, noch ein aus Nachlässigkeit hervorgegangenes Versehen zur Last gelegt werden könne; daß dieselben daher von aller ferneren Untersuchung und Verantwortung zu entbinden und des Arrestes zu entlassen: es wäre denn, daß Ew. K. M. die etwanige irrige Beurtheilung der streitig gewesenen Rechtsfrage für diesmal zu bestrafen beschlossen hätten; als in welchem Falle, vor Bestimmung der, einem Jeden zuzuerkennenden verhältnissmäßigen Strafe, zuförderst ein Gutachten des Geheimen-Ober-Tribunals, als des höchsten Collegii in Civilsachen darüber: ob der mehrgedachte Rechtsstreit anders hätte eingeleitet und beurtheilt werden müssen, einzuholen sein würde." Dieses Gutachten nun reichte der Freih. v. Zedlitz dem Könige am 31. Dezember mit folgendem merkwürdigen Berichte ein: „Ich habe Ew. K. M. Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrigst bemühet, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Ueberzeugung vornehmen könnte. Aus den von mir und dem Kriminalsenate angezeigten Gründen werden Ew. K. M. zu erwägen geruhen, daß ich außer Stande bin, ein condemnatorisches Urtheil wider die in der Arnoldschen Sache arretirten Justizbedienten abzufassen."

Darauf erfolgte an diesen Minister die entscheidende Kabinetsordre vom 1. Januar 1780: „Wenn sie also nicht sprechen wollen, so thu Ich es und spreche das Urtheil nachstehendermaßen" — und am Schlusse: „Uebrigens will Ich Euch noch sagen, wie es Mir lieb ist, daß Ich Euch bei dieser Gelegenheit so kennen lernen, und werde nun schon sehen, was Ich weiter mit Euch mache."

Gleichzeitig wurde der neue Großkanzler v. Carmer von der Entscheidung benachrichtigt, mit dem Befehle, Vorschläge an die Stelle der kassirten Räthe zu machen: nach dem unmittelbaren königlichen Willen sollten nämlich die Regierungs- und die Kammergerichtsräthe Busch, Neumann, Bandel, Friedel und Graun, sammt dem pommerziger Justi-

ziarius Schlecker kassirt, und überdies ein jeder mit einjährigem Festungsarrest belegt werden; dagegen der K.-R. Scheibler und der K.-G.-R. Ransleben gänzlich frei gesprochen waren. Die verurtheilten Justizbedienten sollten außerdem den Werth der arnoldschen Mühle sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, damit der Müller Arnold solchergestalt völlig in integrum restituirt werde. Nachdem ihnen diese Immediatentscheidung am 5. Januar kund gethan worden, wurden sie den 7. Morgens 5 Uhr, in Begleitung eines Offiziers, wirklich nach Spandau abgeführt, vonwo sie, als die arnoldschen Eheleute in Allem befriedigt waren, den 5. September entlassen wurden.

Die arnoldsche Sache machte durch ganz Europa Aufsehen: die Kaiserinn von Russland übersandte das Protokoll vom 11. Dez. dem Senate, als eine merkwürdige Urkunde königlicher höchster Justizpflege; in Frankreich verfertigte der Kupferstecher Vangelisti einen Kupferstich zur Verherrlichung derselben Begebenheit; in Lissabon erregte ein Wachsfigurenkabinet mit der Vorstellung des Prozesses die größeste Begeisterung. So im Volke überall. Aber in unserm Staate entsagten mehrere Justizbeamte, aus Bangigkeit, daß auch sie eine solche unverdiente Strafe treffen könne, ihren Bedienungen und viele junge Leute wurden dadurch abgehalten, sich dem Justizdienste zu widmen. Auch sprach sich in Berlin gleich im Augenblick des Vorfalls selbst das Publikum gegen des Monarchen Machtspruch laut und unverholen aus. Die ihres Amts entsetzten Räthe erhielten von vielen Seiten her, sogar von Personen, die sich nicht namhaft machten, bedeutende Unterstützungen, und wie sehr man an dem unverdienten Schicksal des Großkanzlers Freih. v. Fürst (der bekanntlich in Zivilsachen auf die Abfassung eines Urtheils gar keinen Einfluß hatte) Theil nahm, bewies die ganze gebildete Hauptstadt dadurch, daß sie sich am 12. Dezember 1779 in so großer Menge vor seiner Wohnung versammelte, daß die Zimmer des entlassenen Ministers die große Zahl Derjenigen, welche, um ihr Beileid zu bezeigen, herbeiströmten, nicht zu fassen vermochten. Wirklich wird man ewig nur bedauern können, daß des Königs landesväterliche Sorgfalt, die nun einmal ein „Exempel statuiren" wollte, zu einem Ungewitter wurde, welches schuldlose Häupter traf, obgleich ihr von der andern Seite das Benehmen des Kammergerichts selbst zur Entschuldigung dienen durfte, welches in dem edlen Bewusstsein seiner Würde, dem Könige bloß meldete, wie es in dem übernommenen außerordentlichen Falle erkannt, ohne ihm zu seiner Beruhigung die nöthigen Gründe an die Hand zu geben. Das Kammergericht wieder durfte sich der würdigsten Unabhängigkeit von dem Monarchen

rühmen, dem bisher ein Machtspruch, d. h. eine Kränkung des Rechts, ein Eingriff in das heilige Amt des Richters in dem ordentlichen Laufe der Dinge so feind war, daß er selbst in eigenen Angelegenheiten den üblichen Gang der Gerichtshöfe nie hemmte. So führte er, im Jahre 1773, mit der verwitweten Geheimen Etatsräthinn v. Marschall auf Tassdorf einen Prozeß wegen des Grabens und Verkaufens von Kalksteinen. Das königliche Amt Rüdersdorf, auf welchem Kalksteine gebrochen werden, gränzt nämlich an jenes Rittergut, wo sich noch eine Fortsetzung der Kalkberge findet. Während des Prozesses befahl der König seinen Schleusenwärtern an dem Kanal, der von diesen Kalkbergen in die Spree leitet, für die adligen Schiffe, wenn sie Kalk führeten, die Schleuse nicht zu öffnen, damit der königliche Kanal nur königlichen Schiffen zu Gute komme. Darüber beschwerte sich die Edelfrau bei dem Kammergerichte, welches sofort für sie erkannte und den Schleusenwärtern aufgab, auch diese Fahrzeuge durchzulassen. Als die königlichen Bedienten, des königlichen Befehls wegen, schlechterdings sich weigerten; so schickte das Kammergericht seine bewaffnete Macht, um seinen Rechtsspruch zu vollziehen.

Auch erinnern wir an den Müller von Sans-Souci, der den König mit dem Kammergerichte drohen durfte.

So wahrhaft republikanisch finden wir Friedrich, in seinen Angelegenheiten die ganze 46jährige Regierung hindurch, den Gerichten nachstehn; auch weiß er, so oft vornehme Leute, angesehene Beamte, Generale seine unmittelbare Entscheidung in Prozessen suchen, diese Einmischung abzulehnen, weil er Machtsprüche verabscheue. Aber — wie frei die Gerechtigkeitspflege auch sein mochte, seit der arnoldschen Sache sehen wir den großen Monarchen doch fort und fort einen gewissen geschärften Justizeifer offenbaren, selbst mit Misstrauen gegen die bewährtesten, von ihm geschätztesten Männer, denen aber auch ihr Werth den Muth gab, die Verhältnisse klar auszusprechen. Der Minister v. Münchhausen z. B. erwiderte 1780 den 8. Nov.: „Was Ew. Maj. in der Ordre vom gestrigen Dato mir insbesondere zu erkennen geben wollen, daß in Dero Augen ein armer Bauer eben so viel gilt, als der vornehmste Graf und der reichste Edelmann, und daß das Recht sowohl für geringe, als vornehme Leute sei, habe ich von jeher gewusst, und ich behaupte, daß durch die ganze Zeit, da ich Ew. K. M. zu dienen die Gnade habe, ich niemals auch nur Verdacht gegeben, es nicht zu wissen. Die Vorstellung des Dieherr ist nicht durch meine Hände gegangen, sie gehört auch nicht zu meinem Departement. Daß ich in verschiedenen Resolutionen unbefugte Supplicanten vor der Strafe des muthwilligen Supplicirens gewarnt, ist wahr, und wie eines Falles dergleichen auf meine besondere Veranlassung vollzogen

worden, erinnere ich mich nicht gleich; jene Warnung ist, nach meiner Einsicht und Ueberlegung, eine wahre Wohlthat für dergleichen Leute, die für jedes nützliche Geschäft verloren sind, solange sie mit dem Suppliciren fortfahren, da ihnen zu dem, was sie verlangen, zu helfen, nicht möglich ist, und ich habe gesucht, dadurch, daß ich sie von ihrem Eigensinn abhielt, mich um sie verdient zu machen. Wenn ich wirklich in dem Falle begriffen wäre, bei der Rechtspflege einen Unterschied zu machen zwischen Armen und Reichen, Vornehmen und Niedrigen; so müsste die Quelle davon tiefer liegen, als daß ihr durch eine bloße Zurechtweisung geholfen werden könnte. Ich bitte allerunterthänigst, daß Ew. K. M. geruhen, mir die Fälle, wodurch ich eine so ungnädige Beschuldigung auf mich geladen, anzeigen zu lassen."

Wie hier der ehrwürdige Minister, so waren die gesammten Gerichtshöfe sich's bewusst, die Gerechtigkeit nach gewissenhafter Ueberzeugung zu verwalten; doch kommen, eben aus des Königs letzter Lebenszeit, noch einige ganz willkürliche Umänderungen der Richtersprüche vor: der 19jährige Hevenbrock, Sohn eines Ackerbürgers zu Freyenstein, hatte 1785, in einem Streite mit dem Ackerbürger Merten, zwar die Gränzen einer erlaubten Gegenwehr überschritten und den Widersacher so geschlagen, daß er noch an eben dem Abend verstorben: er war aber weder geständig, noch konnte er überführt werden, den Angreifer mit Vorsatz todtgeschlagen zu haben; auch wurden dessen Wunden bei der Obduction nicht absolut letal gefunden, sodaß es nach dem ärztlichen Atteste ungewiß blieb, ob nicht der Tod hauptsächlich dem in der Brust befundenen ausgetretenen Blute, wovon die Ursach nicht entdeckt worden, und dem Mangel zeitiger Hülfe zuzuschreiben sei. Also verurtheilte die Kriminaldeputation des Kammergerichts den jungen Hevenbrock zu dreijähriger Festungsstrafe. Friedrich änderte das Erkenntniß den 10. Okt. 1785 um und wollte, daß der Unglückliche mit dem Schwerte hingerichtet werde; antwortete auch dem Minister Freih. v. d. Reck, welcher nochmals Gründe zur Abwendung der Todesstrafe des jungen Hevenbrock vorlegte: „Ich bleibe bei denen Gött- und allgemeinen menschlichen Gesetzen, nach welchen ein Todtschläger wieder sterben soll." Doch wurde die Abfassung des zweiten Erkenntnisses bei der Krankheit des Monarchen bis zu dessen Tode verzögert und von dem Kriminalsenate des Kammergerichts in ähnlichen Fällen nicht auf Festungs-, sondern auf Zuchthausstrafe erkannt, damit das Erkenntniß nicht dem Könige zur Bestätigung eingereicht zu werden brauchte und ähnliche Eingriffe in die Justiz vermieden würden. Der unglückliche Hevenbrock aber, welcher seine weitere Vertheidigung begehrte, wurde von

dem Oberappellationssenate wiederum zu dreijähriger Festungsstrafe verurtheilt, was der neue König den 4. Sept. 1786 bestätigte.

Den Hof-Küchenschreiber Röber hatte die Kriminaldeputation des Kammergerichts, wegen der, bei der Königlichen Hofküche gemachten Schulden, und seines Ordnungs- und Instructions-widrigen Rechnungsführens, außer der schon geschehenen Entsetzung von seinem Dienst, mit zweijähriger Festungsstrafe belegt. Der Monarch bestätigte das Urtel, den 29. März 1786, mit dem Zusatz: daß der Röber in die Karre kommen solle.

Nachdem wir diese traurigen Fälle von Friedrichs Kabinetsjustiz beigebracht, gedenken wir um so freudiger der glücklichen Folgen seines Zorns, die, segensreich wie ein Gewitterregen, dem Müller Arnoldschen Prozesse folgten.

Der neue Großkanzler v. Carmer, welchen die Kabinetsordre vom 25. Dez. 1779 an des Freih. v. Fürst Stelle rief, bekam den 14. April des folgenden Jahres den Auftrag, nicht bloß ein, dem Geiste der Nazion und dem Standpunkte der bürgerlichen Verfassung angemessenes Gesetzbuch in deutscher Sprache, sondern auch eine neue Prozessordnung zu besorgen. Der König hatte in dieser Kabinetsordre vom 14. April 1780, welche als das Fundamentalgesetz über die neue (formale und materiale) Gesetzgebung zu betrachten ist, selbst die Hauptprinzipien für das Gesetzbuch, wie für die Prozessordnung ausführlich vorgezeichnet. In Bezug auf die letztere heißt es darin: Es sei der ernstliche Wille Sr. Maj. daß der Richter künftig die Partheien mit ihrer Klage und Verantwortung selber hören, ihre Erzählungen und mitzubringenden Beweisthümer gegen einander halten, und so den wahren Zusammenhang der Sache, welche zu dem Rechtsstreit Anlaß gegeben, eruiren, hiernach aber denselben, den Rechten und der Billigkeit gemäße Vorschläge zum Vergleiche machen solle.

Der Zustand, in welchem der neue Großkanzler die Justizverfassung bei dem Antritt seines Amtes fand und die vom Könige geforderte schleunige Reform, ließen es nicht zu, daß die neue Prozessordnung, welche wesentlich aus von Carmer's „Projekt des revidirten Codicis Fridericiani“ vom Dezember 1775 hervorging, erst als Entwurf dem Publikum und den Landesjustizkollegien zur Prüfung hätte können vorgelegt werden: man musste diesen gründlicheren Weg einer neuen Auflage vorbehalten, und sich für den Augenblick mit den Erinnerungen einiger sachverständigen Männer in der Nähe begnügen und das „Corpus juris Fridericianum, erstes Buch, von der Prozessordnung,“ den 26. April 1781, publiziren lassen.

Als erstes Buch des Corpus juris Fridericianum wurde die neue Prozessordnung deshalb aufgeführt, weil die materiellen Gesetze als zweites Buch folgen sollten.

Der Großkanzler v. Carmer, welcher zum Justizreformator in aller Art geboren und gebildet war, hatte das große Glück gehabt, in dem Geheimenrath Suarez einen Gehülfen zu finden, dessen Genie und unermüdliche Arbeitsamkeit bei Friedrich's zweiter Justizreform sich die unvergesslichste Ehre erwarben. Beide hatten gleich, neben den Arbeiten an der Prozessordnung, auch die Hülfsarbeiter für das neue Gesetzbuch selbst zusammengebracht und in Thätigkeit gesetzt und waren dann so ganz mit dem großen Werke beschäftigt geblieben, daß der Großkanzler, den 31. März 1783 dem Könige melden konnte: er habe nunmehr, nach Beendigung des Reglements für das Pupillen-, Hypotheken-, Kanzlei-, Registratur-, Deposital-, Sportel-, und andere Kassenwesen, das Hauptgesetzbuch selbst vorgenommen. Auch gab der König im folgenden Jahre die Erlaubniß, daß ein Entwurf zum Allgemeinen Gesetzbuche fordersamst dem Publikum zur Beurtheilung vorgelegt, und die Sachverständigen zur Mittheilung ihrer Erinnerungen aufgefordert würden.

Dieser Entwurf ist nun in der That unter dem Titel: „Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten" in sechs verschiedenen Abtheilungen, vom Jahre 1784 bis 1788 gedruckt erschienen, von denen die Hälfte, oder der erste Theil, welcher das Personenrecht enthielt, noch bei Friedrichs Lebenstagen fertig war; der zweite Theil aber, welcher ebenfalls in drei Abtheilungen das Sachenrecht enthielt, erst später an das Licht kam.

Um den beabsichtigten Zweck zu erreichen und die Erinnerungen der Sachverständigen zu erhalten, sandte der Großkanzler, sobald eine Abtheilung erschienen war, den namhaften praktischen und theoretischen Juristen, auch andern Gelehrten, wenn es auf Sachkenntniß ankam, besonders Sachverständigen zu, und erbat sich ihre Erinnerungen, deren auch wirklich 52 Männer aus allen Ständen eingesandt haben.

Um noch größere Theilnahme zu erwecken, wurden Prämien ausgesetzt: eine goldene Medaille von 50 Dukaten nämlich für Denjenigen, der über die ganze erste Abtheilung die gründlichsten und vollständigsten Bemerkungen einsenden würde, und eine goldene Medaille von 25 Dukaten für Denjenigen, welcher nur einen einzelnen Titel dieser Abtheilung am genauesten beurtheilen würde. Auf der großen Medaille ist die Gerechtigkeit, mit etwas zurückgeschobener Binde abgebildet, mit der Linken in einer Wage Szepter und Krone, und Pflugschaar und Hirtenstab gegen einander abwägend; mit dem Schwerte in der Rechten zeigt sie auf

zwei seitwärts liegende Bücher (Ordo judicialis und Codex legum), mit der Umschrift: „Quaere veritatem et legem doce." Auf der andern Seite sieht man das Brustbild des Königs, mit der Umschrift: „Fridericus Legislator. 1784." — Die kleinere Medaille zeigt auf der Vorderseite die Gerechtigkeit; sie hat der, zu ihren Füßen liegenden Hydra mit einem Schwertschlage die Köpfe abgehauen. Die Umschrift heißt: „Jam non resurget bellua centiceps." Auf der Kehrseite erblickt man das Brustbild des Königs, und unter demselben die Sphinx, die sich vom Felsen herabgestürzt, mit der Umschrift: „Fridericus Legislator;" unter dem Fußgestelle: „Solvit Aenigma!"

Die Preisschriften wurden sechs Geheimen-Justizräthen, welche die Gesetzkommission bildeten, zur Beurtheilung übergeben, und nach der Stimmenmehrheit gekrönt. Bei sämmtlichen sechs Abtheilungen des Entwurfs sind 13 Personen Preise oder Akzessite zuerkannt worden; namentlich haben: der Professor Eggers in Kopenhagen fünfmal, der Geheimerath und Magistratsdirektor Hippel in Königsberg viermal, der Regierungssekretär Gundelach in Kassel und der Oberappellazionsrath v. Globig in Dresden dreimal, theils den Preis, theils das Akzessit davon getragen.

Diese gekrönten Preisschriften haben durch ihre ungemein trefflichen, gründlichen und genialen Bemerkungen segensreich auf die Umarbeitung des Entwurfs mitgewirkt; ja einige derselben waren so kühn der Zeit voraufgeeilt, daß man bloß deshalb manche Vorschläge verworfen hat. Der Entwurf hatte z. B. die Lehre von der Erbunterthänigkeit des Bauerstandes beibehalten, wie dies auch wesentlich nachher im Gesetzbuch selbst geschehen ist; dagegen erklärte sich Eggers auf das Eifrigste: er bekam den zweiten Preis; aber seinen Vorschlag, die Erbunterthänigkeit aufzuheben, verwarfen die Preisrichter, als dem Zeitgeiste, dem Kulturzustande und der Verfassung der Nazion zuwiderlaufend. Nur Suarez, der ebenfalls seiner Zeit voraus, aber durch mannigfaltige Verhältnisse gebunden war, sagte in der Beurtheilung der Schrift des dänischen Professors: er habe seine Meinung von der Rechtmäßigkeit und dem Nutzen der Aufhebung der Erbunterthänigkeit oder Glebae adscriptio so scheinbar vorgetragen, dieselbe mit so plausiblen Gründen unterstützt, und die gewöhnlichen Einwendungen dagegen mit so vielem Scharfsinn widerlegt, daß dieser Theil seiner Schrift gewiß vorzüglicher Aufmerksamkeit werth sei.

Mehrere von jenen Preisschriften sind von den Verfassern in Druck gegeben worden.

Wie bei dem Publikum im Allgemeinen; so suchte der Großkanzler v. Carmer auch bei den einzelnen preußischen Regierungen, als den dama-

ligen Oberlandesjustizkollegien Rath; achtzehn derselben sandten wirklich ihre Erinnerungen, nur drei gaben keinen Beweis von Theilnahme an der gemeinsamen Ehre.

Ueberdies war den Regierungen aufgegeben, die Abweichung der Provinzialgesetze nach der Ordnung des Entwurfs zu sammeln und diese Sammlungen den Ständen ihres Departements vorzulegen, allenfalls auch mit ihnen darüber in Konferenzen zu treten. Weitere Theilnahme begehrte Friedrich von den Ständen nicht; sein Nachfolger dagegen machte es noch im August 1786 dem Großkanzler durch drei verschiedene Kabinetsordres auf das Nachdrücklichste zur Pflicht: die Stände auch bei dem Allgemeinen Gesetzbuche zuzuziehen.

Nach allen diesen Vorarbeiten und Erinnerungen war denn endlich das große Unternehmen, wesentlich durch den Großkanzler und seinen treuen Mitarbeiter so weit gediehen, daß das Gesetzbuch unter dem Titel: Allgemeines Gesetzbuch für die Preußischen Staaten, in zwei Theilen, von welchen der erste in 23 Titeln das Sachenrecht, der andere in 20 Titeln das Personenrecht enthält, vom Könige den 20. März 1791 so bekannt gemacht werden konnte, daß es vom 1. Juni 1792 an Gesetzeskraft erhalten sollte. Da jedoch der schlesische Justizminister v. Danckelman vorstellte, daß das Publikum nicht Zeit genug habe, sich mit dem Inhalte bekannt zu machen; so wurde die Einführung des Allgemeinen Gesetzbuches gegen alle Vorstellungen des Großkanzlers, durch die K.-O. vom 18. April 1792 auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben.

Endlich den 12. Nov. 1793 befahl der König dem Großkanzler, sich der Umarbeitung des Gesetzbuchs, welches den Titel: Allgemeines Landrecht für die Königlichen Preußischen Staaten erhalten sollte, zu unterziehen, und bei derselben „alle Sätze, die das Staatsrecht und die Regierungsform betreffen, imgleichen alle neue, aus den bisher bestandenen Gesetzen nicht fließende, und zu deren Bestimmung und Ergänzung nicht dienende Vorschriften wegzulassen." Auch sollte Theil 1. Titel 9. §. 528. 529. der Ausdruck Machtspruch in einen schicklicheren verwandelt werden.

Der Großkanzler bat, den Staatsminister v. Goldbeck, welchen er sich zu seinem Nachfolger ersehen, bei dieser Umarbeitung mit zuziehen zu dürfen und führte mit demselben und mit Suarez die neue Arbeit so rasch und unverdrossen aus, daß das Allgemeine Landrecht, nach dem Publikazionspatent vom 5. Februar 1794, den 1. Juni desselben Jahres in Gesetzeskraft treten konnte.

Es hatte in der That nicht wenig Sorge und Kunst gekostet, dieses Ehrenwerk der preußischen Nazion aufrecht zu erhalten; denn, sagt Goß-

ler in Suarez' Leben, „der damals herrschenden Parthei waren die liberalen und humanen Grundsätze über die Gewalt des Königs, über Machtsprüche, über Regalien, über die Religion, über den Adel und über die Rechte der Grundherrschaften, welche nach dem ausdrücklichen Willen des großen Friedrich in das Gesetzbuch aufgenommen werden mussten und die seiner Regierung so sehr zum Ruhme gereicht haben, durchaus zuwider, weil ihr ganzes System — wenn sie ja eins gehabt hat — auf Willkür und Aberglauben beruhte." v. Carmer erkannte seine gefährliche Stellung ganz; aber indem er kühn und klug sein Ziel verfolgte, indem der würdige Nachfolger seiner eigenen Wahl mit der mühevollesten Gewandtheit ihm treu zur Seite stand, schaffte er das in Friedrichs Geist und Namen angefangene Werk durch alle Klippen doch hindurch. Goldbeck aber, welchem diese Mitarbeit auf Immer Ehre bringen wird, schrieb den 4. Februar 1794 an den König: „Der letzte Band des Allgemeinen Landrechts und das Publikationspatent, welches der Großkanzler heute Ew. K. M. einsenden wird, ist, wie ich pflichtmäßig versichere, ganz nach Ew. K. M. Befehlen und Vorschriften abgefasst, und dadurch die ganze Arbeit beendigt."

„Ew. K. M. danke ich nunmehr in tiefster Unterthänigkeit für den mir dabei gegebenen allergnädigsten Auftrag, den ich mit der gewissenhaftesten Treue zu erfüllen bemüht gewesen bin."

„Vollkommen ist kein menschliches Werk: allein es ist gewiß bei der Ausarbeitung dieses Landrechts unter vieljähriger Anstrengung und Bestrebung alles Mögliche angewendet, der Vollkommenheit nahe zu kommen, wenigstens hat kein Volk jemals ein so vollständiges durchdachtes Landrecht gehabt, und Ew. K. M. werden durch dessen Sanction Dero Unterthanen eine wahre Wohlthat erweisen und ein neues Recht auf deren schon jetzt unbegränzte Liebe und innige Segnungen erwerben."

Und da die Prozessordnung vom Jahre 1781 in Eile hatte müssen eingeführt werden; so holten der Großkanzler und sein treuer Gehülfe Suarez die ihr gebührende Sorgfalt nach, auch die Erinnerungen der Landesjustizkollegien, und anderer Gelehrten und Sachverständigen nutzten sie, sodaß die neue Ausgabe derselben, unter dem Titel „Allgemeine Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten," der erste Theil im Dezember 1794, der zweite und dritte im Juli 1795 bekannt gemacht werden konnte.

Nachdem wir so die Geschichte der zweiten, rein aus Friedrich's Willen und Idee hervorgegangenen Justizreform übersehen, kehren wir auf einen Augenblick zu der Müller Arnoldschen Sache zurück, um zu sagen, daß Friedrich's Nachfolger das von dem Kriminalsenate in derselben er-

stattete Gutachten, den 14. Nov. 1786, mit des Großkanzlers Gegenunterschrift in folgender Art bestätigt: „Friedrich Wilhelm König ꝛc. ꝛc. Wir haben auf das Gesuch des vormaligen Neumärkischen Regierungspräsidenten Gr. v. Finckenstein für gut befunden, eine nochmalige Revision der im Jahre 1779 wegen der bekannten Müller Arnoldschen Sache gegen die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, imgleichen gegen die Neumärkischen Regierungsräthe Neumann, Busch und Bandel, auch gegen den Hoffiskal Schlecker verhandelten Untersuchungsakten zu verfügen, und das darüber von dem Kriminalsenate des Kammergerichts erstattete Gutachten Uns vorlegen zu lassen. Da Wir Uns nun daraus überzeugt haben, daß den benannten Justizbeamten nicht der geringste Verdacht einer in der Arnoldschen Sache begangenen Ungerechtigkeit, Parteilichkeit oder irgend eines andern pflichtwidrigen Verhaltens zur Last falle und also die zur damaligen Zeit gegen sie ergangenen Verfügungen nur als die Folgen eines Irrthums, wozu der ruhmwürdige Justizeifer Unsers in Gott ruhenden Onkels Majestät durch unvollständige, der wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte übel unterrichteter und präoccupirter Personen verleitet worden, anzusehen sind; So bestätigen Wir hierdurch den Inhalt besagten rechtlichen Gutachtens, in dessen Gefolge vorbenannte Justizbediente für unschuldig zu erklären, auch ihnen wegen Schaden und Kosten ihre Rechte vorzubehalten sind, und autorisiren Euch zugleich, diese Unsere Gesinnung nicht nur besagten Justizbedienten, sondern auch dem damals dieser Sache wegen dimittirten Regierungspräsidenten Grafen v. Finckenstein zu ihrer Consolation und Rechtfertigung bekannt zu machen, auch denselben in Unserm Allerhöchsten Namen anzudeuten, daß Wir diejenigen unter ihnen, welche wiederum in Unsere Dienste treten wollen, darin auf eine convenable Weise, bei vorkommender Gelegenheit anderweit zu placiren Uns geneigt finden lassen werden."

Noch ist in diesem Abschnitte übrig, von den Juden und von den Zigeunern zu reden.

Die Juden waren auch unter Friedrichs liberaler Regierung noch allerlei Willkürlichkeiten unterworfen: Nach der Verordnung vom 29. Okt. 1757 soll ein neues Schutzprivilegium nur gegen eine neugegründete Fabrik ertheilt werden. Eine Randbemerkung des Königs dazu sagte: „Es sollen keine Juden Privilegien kriegen, es sei, daß sie neue Fabriken anlegen; sonsten bleibt immer dieselbe Zahl Familien."

Damit die durch Lieferungen, Münzpacht und auf ähnliche Weise im Kriege schnell und leicht reich gewordenen Juden ihr Vermögen nicht ausführeten, auch, damit der im Kriege so gestiegene Luxus nicht so viel Geld in die Fremde schicke; so sollten die israelitischen Schätze zu Fabrik-

und Manufaktur-Anlagen verwandt werden. Schon 1762 verordnete der König von Leipzig aus, daß die Gold- und Silbermanufaktur in Berlin von dem potsdamschen Militärwaisenhause an die Münzunternehmer Ephraim und Söhne pachtweise übergeben werde. Ephraim und Gumpertz hatten von dem potsdamschen Waisenhause auch die Brüsseler-Kanten-Klöppelei in Pacht, zu der 1763 noch eine Gold- und Silber-Kanten-Klöppelei hinzukam, welche bewundernswürdige Arbeiten lieferte.

David Itzig kaufte für 70,000 Thaler alt Geld die Blechfabrik Sorge im Hohnsteinschen, und versprach, 30,000 Thaler auf eine, bei Berlin noch fehlende Oelmühle anzulegen.

Als diese Unternehmungen Fortgang hatten, mussten die Juden auch nach dem Auslande hin ihre Fabrikate fleißig abzusetzen suchen, und wenn sie in Beidem des Königs Absichten entsprachen; so erlaubte er ihnen, ein zweites Kind anzusetzen.

Den 9. Mai 1769 befahl er, daß die Juden für jedes Schutzprivilegium oder für jede Konzession für 300 Thaler Porzellan, ein Drittheil vom feinen, ein Drittheil von dem mittlern, das Uebrige von dem Geringsten in die Fremde verkaufen sollten (wie auch die Lotteriepächter jährlich für 10,000 Thaler Porzellan nehmen mussten).

In den Landbau und in andere christliche Gewerbe durften die Juden sich nicht mengen. Es war ihnen gänzlich verboten, mit irgend einer Art von Lebensmitteln oder Konsumptibilien zu handeln, außer, was sie etwa unter sich gebrauchen würden und einige feine Artikel ausgenommen. Nur das Ephraimsche Handlungshaus hat (1763) die Erlaubniß erhalten, mit Material- und Spezereiwaaren im Großen und im Kleinen zu verkehren, auch deshalb Kommis' von seiner Nazion anzusetzen. Aber auch diese Erlaubniß hat nicht lange gewährt.

Eine Kabinetsordre an das Generaldirektorium sagt (1764): „Wir haben aus Eurem Berichte ersehen, daß die Juden sich beigehen lassen, Kühe zu pachten. Wir lassen Euch bei dieser Gelegenheit wissen, daß Uns dieses missfällt, und Wir wollen, daß diese Pachtungen landwirthschaftlicher Gegenstände von Seiten der Juden aufhören und ihnen nicht ferner erlaubt werden, allermaßen denen Juden der Schutz hauptsächlich deshalb erstattet wird, um Handel, Commerce, Manufakturen, Fabriken und dergleichen zu betreiben, anderen als christlichen Leuten aber die landwirthschaftlichen Sachen zu ihrer Bearbeitung überlassen werden und mithin jedes in seinem Fache bleiben muß."

Auch sollten die Juden nicht handeln mit rohem Leder, mit Garnzeugen u. a.; ausdrücklich aber ist ihnen verboten, mit Wolle und mit wollenen Waaren zu handeln, „damit die christlichen Tuch- und Wollen-

zeug-Fabrikanten von Juden nicht gedrückt und ausgesogen, sondern von christlichen Kaufleuten billig behandelt und dergestalt conservirt werden mögen."

Landgüter sollten die Juden gar nicht erwerben, an Häusern eine bestimmte Zahl: in Berlin z. B. 40 (soviel Judenhäuser gab es nämlich 1750); dennoch hatten sie im J. 1763 schon 73 inne und bestanden im J. 1784 aus 500 Familien mit 3374 Köpfen. Wegen ihrer Vermehrung, besonders in dem berliner Viertel, wurden sie angewiesen, dem Probste der St. Nikolaikirche die Stolgebühren, und dem berlinischen Gymnasium 165 Thaler jährlich zu zahlen. Außerdem trugen sie an Lasten ein gewisses Schutzgeld, Rekrutengelder, lieferten für die Münze 8100 Mark zu 12 Thalern (also mit Verlust am Feinwerthe von 1⅓ bis 2 Thalern) und gaben Akzise (in Berlin z. B. 200 Thaler, in Frankfurt 40 Thaler).

Dagegen hatten die Juden Freiheit des Gottesdienstes; auch stand den Rabbinen der schiedsrichterliche Spruch in Ehe-, Erbschafts- und Vormundschafts-Sachen zu. Einzelne sehr reiche und unternehmende Juden haben die ganze Regierung hindurch Einfluß, Ansehn und Privilegien erlangt. Zu den oben schon angeführten nennen wir noch den bisherigen Schutzjuden und Hofagenten zu Strelitz, Abraham Markus in Berlin, welchen sammt seinen Erben der König, 1761, mit der Freiheit eines christlichen Banquiers bei rechtlichen Angelegenheiten vor und außer Gericht, nebst der Erlaubniß zum Ankaufe eines Hauses und zum Etablissement seiner Kinder begnadigte. — Dieselbe Gnade erlangten, um dieselbe Zeit, Veitel Ephraim und Daniel Itzig. — Den jüdischen Banquiers Salomon Moses Levi Erben und ihren schutzfähigen Descendenten wurden, im Februar 1786, die Rechte christlicher Kaufleute in ihrem Handel und Wandel, in und außerhalb den Gerichten ertheilet, gegen die von ihnen gethane Offerte, 200 Dukaten zur Chargenkasse zu zahlen, für 500 Thaler Porzellan auszuführen und, binnen Jahresfrist, 25,000 Mark Silber für den Münzpreis zu liefern.

Wie viel Demüthigendes und Quälendes nach dem Allen auch auf den Juden lasten mochte: es ging ihnen im Preußischen immer noch mit am leidlichsten unter den Christen; auch schuf ihre vollkommene persönliche Sicherheit, der Reichthum und das Ansehn mehrerer aus ihrer Mitte, die natürlich auch sie berührende allgemeine Kultur einen besseren Geist in ihnen; auch lernte der König in späteren Jahren Moses Mendelssohn und einige andere, nicht bloß von dem Geldgeschäfte lebende jüdische Männer kennen und achten, was auf das Ganze mildernd zurückwirkte. Die verdrießliche, seit 1700 geführte Streitigkeit über das den

Christen anstößige Gebet Alenu, und die deshalb bestehende christliche Inspekzion in Königsberg wurde, 1778, auf Mendelssohn's Vorstellung, trotz der Gegenrede des dortigen zeitigen Aufsehers der Synagoge daselbst, des Prof. der orient. Sprachen Kypke, völlig beseitigt; — die lästige Pflicht der Porzellanausführung gegen 4000 Thaler ein für allemal gezahlt, erlassen. Der schmachvolle Judenleibzoll von inländischen Juden wurde erst 1787 den 1. Juni, bei der neuen Einrichtung der indirekten Abgaben, abgestellt; als sie, 1746, davon befreit zu werden baten, antwortete der König: „daß, da die Schutzjuden die Geleitsfreiheit nur in derjenigen Provinz, worauf sie den Schutzbrief haben, bishero genossen, in allen andern Provinzen aber, worinnen sie gereiset, den Leibzoll bishero jedesmal haben entrichten müssen, es also bei dieser Observanz schlechterdings sein Verbleiben haben solle."

1776 und 1785 wurde den Juden gänzlich untersagt, in den schlesischen Gebirgsstädten zu wohnen. Auf der linken Oderseite von Schlesien sollten sie nur in Breslau, Glogau und Brieg geduldet werden; doch gab es Ausnahmen: auf der rechten Oderseite war ihnen der Aufenthalt, bis auf einige Städte, erlaubt.

Einzelne Ortschaften der Monarchie, z. B. Neu-Ruppin, behaupteten das sogenannte Vorrecht, daß kein Jude in ihnen übernachten durfte.

Ueberhaupt hatten die Juden immer noch allerlei Unbill und Trübsal auch unter so freisinniger Regierung zu dulden, wenn auch nur durch den Haß des Volkes und durch die beißenden Federn der Schriftsteller, unter welchen Voltaire, seit dem ärgerlichen Vorfalle mit dem berlinschen Schutzjuden Hirsch, mit fast lächerlichem Ingrimm obenan steht. Auch der Lotteriesekretär Hartmann in Berlin geißelte, in seinen Hieroglyphen, die Gebrechen der gemeinen Juden zur Gemüthsergötzung des großen Haufens. So folgte eine Schmähschrift der andern, bis in das 19. Jahrhundert herein. Aber, und das war ein wesentlicher Triumph für Friedrich's Zeitalter, den man früherhin gar nicht einmal hätte wagen können, namhafte Christen fingen an, zu Gunsten der Juden zu sprechen: Lessing hatte, die Urtheile zu berichtigen, in seinem Nathan, 1779, den Helden des Stückes sogar mehr als reinen Menschen, denn als Juden gehalten. — Dohm schrieb „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" und brachte (grade ein halbes Jahrhundert vor Sir Robert Grant) die bürgerliche Freiheit der Juden in Vorschlag, wohin er ihre Gleichstellung mit allen Unterthanen im Rechte, ihre Zulassung zu allen Gewerben, auch zum Ackerbau, ihre allmälige Entwöhnung vom Handel und ihre Verpflichtung zu deutscher und regelmäßiger Buchführung u. s. w. rechnet.

Der Einfluß christlicher, wissenschaftlicher und artistischer Kultur auf das Judenthum ging zunächst aus von denjenigen Juden, welche dem Rabbinismus entgegen wirkten, sodaß auch hier der Geist der Zeit in dem Kampfe des Alten mit dem Neuen sich mächtig offenbarte. Die Rabbiner und Lehrer, d. h. die Träger des eigentlichen israelitischen Kultus wurden damals noch nirgends aus den in Gymnasien und auf Universitäten Gebildeten genommen. Daher musste, als die wohlhabenden Juden, besonders in großen deutschen Städten dem Strome christlicher Bildung und der im Geleite der Buchdruckerei angeregten Aufklärung folgten, die hebräische Hierarchie des Talmud in ihren wesentlichsten Interessen sich verwundet fühlen. Sie erhob ihre alten Waffen, wie jede andere Hierarchie; aber die neuen Legionen hatten auch hier Anführer, welche nun einmal, nach dem großen Gesetze der Natur und der Vorsehung, immer den Sieg behalten müssen: Intelligenz und den, eben mit Hülfe des Alten errungenen erweiterten Gesichtskreis.

Moses Mendelssohn, 1745 aus Dessau eingewandert, durch innern Drang und durch günstige Einflüsse in Berlin vorzüglich ausgebildet, als Philosoph und als Mensch von allen Menschen geachtet, wurde, wie ein neuerer Glaubensgenosse von ihm sagt, der geräuschloseste und siegreichste Reformator einer der starresten Religionsgesellschaften. Er hatte in seiner äußeren Erscheinung als Jude, in seinem innern Wesen als Philosoph eine lästige Stellung. Schadete es dem Prediger Eberhard in den Augen der christlichen Menge, daß er mit Mendelssohn Arm in Arm ging, und fand der König die Aufnahme eines Juden in die Akademie bedenklich; so sah die jüdische Menge ihren Philosophen als einen Abtrünnigen an, weil er das alte Unwesen verdrängen wollte. Indeß schaffte ihm sein würdiges Benehmen, als Lavater ihm die Taufe antrug, das Vertrauen aller Israeliten, welche ihm nun als ihrem Horte huldigen und seiner, als eines allgemein hochgeachteten Mannes sich erfreuen konnten: seine Schriften, sein tugendhafter Wandel, und was er sonst weise anregte — musste auf die Sittlichkeit seiner Stammverwandten wohlthätig wirken. Auch sahe es die Regierung gern, daß der vom Könige verlangte, dem Oberrabbiner Hirschel Levin übertragene Bericht über die eigenthümlichen jüdischen Zivilrechte aus M. Mendelssohn's Feder floß. — In dem vom Könige, 1783, an sämmtliche Oberlandesjustizkollegien erlassenen „Zirkular zur Erläuterung einiger Vorschriften der Prozessordnung," in welchem unter Andern auch über die Judeneide nähere Auskunft gegeben und ein neues Formular beigefügt war, heißt es: „Wegen der Judeneide wird den Collegiis hieneben eine Anweisung mitgetheilt, welche über diese Materie, mit Zuziehung eines wegen seiner

Kenntnisse und rechtschaffenen Denkungsart rühmlich bekannten jüdischen Gelehrten entworfen worden." Das war wiederum Mendelssohn, welcher auch das Formular des Eides verfasst hatte.

Mendelssohn bat den König um ein Schutzprivileg, welches er, auf Marquis d'Argens' wiederholte Fürsprache, endlich erhielt; aber, das Privileg auf seine Nachkommen beiderlei Geschlechts auszudehnen, schlug Friedrich ab.

Als der kursächsische Staatsminister Freih. v. Fritsch, der den König 1771 in Potsdam besuchte, Mendelssohn kennen zu lernen wünschte, ließ der König ihn nach Potsdam kommen.

Außer Mendelssohn haben sich in Friedrich's Zeit noch mehrere andere israelitische Gelehrte ausgezeichnet, in Berlin namentlich Dr. Gumpertz, David Friedländer, Hofr. Prof. Dr. Hertz, Salomon Maimon, Dr. Bloch, Lazarus Bendavid und der Medailleur Abramson; in Breslau der Dichter Kuh; in Königsberg Euchel. Solche Männer mussten, wie die gesegnetesten Folgen, so auch ihren guten Grund haben, welchen uns die jüdische Gemeinde in Berlin selbst auszusprechen scheint, indem sie sagt: der Forderung, daß der Staat den Menschen als unsterblichen Sohn der Erde, hingegen die Religion ihn als Ebenbild seines Schöpfers betrachte — dieser Forderung sei in der Regierung des großen Friedrich, wenigstens zum Theil, Genüge geschehen. — Dieser schöne Gedanke, auf Mendelssohn's Worte gegründet, findet sich in einer Schrift, deren hier noch gedacht werden muß, weil sie eine Frucht des Jahrhunderts Friedrich's des Zweiten ist; wir meinen das „Sendschreiben an Se. Hochwürden, Herrn Oberkonsistorialrath und Probst Teller zu Berlin, von einigen Hausvätern jüdischer Religion," 1799, worin der Verfasser (David Friedländer) sagt: „Pflicht und Gewissen fordern sie auf, daß sie ihren bürgerlichen Zustand durch Reinigung ihrer religiösen Verfassung verbessern; sie protestiren, sagen sie, gegen den Zeremonialdienst des väterlichen Gesetzes und entsagen ihm, als für sie nicht weiter verbindend; aber sie wollen ihre Glückseligkeit schlechterdings nicht erkaufen oder erschleichen auf Kosten der Wahrheit und Tugend; sie wollen sich dem evangelisch-christlichen Bekenntnisse durch die Taufe zuwenden: aber, sie fürchten, es könne ihnen ein Glaubensbekenntniß zur Bedingung gemacht werden, welches nicht durchaus ihrer Ueberzeugung gemäß sei." — Dagegen entwickelt der christliche Gottesgelehrte, dessen Rath sie angesprochen, in der „Beantwortung des Sendschreibens rc.", wie allein es jenen Hausvätern möglich geworden, so ehrenwerthe Ansichten, als sie in dem Sendschreiben darlegen, zu entwickeln: wie der Geist der Zeit gewirkt, wie der weise M. Mendelssohn durch

Schriften und durch tugendhaften Wandel den moralischen Sinn ihrer Glaubensgenossen geweckt, wie aus seiner Schule der würdige Friedländer hervorgegangen — wie berühmte Aerzte: Bloch, Hertz, Davidson in Berlin, und Andere in größeren und kleineren Städten der preußischen Monarchie nicht nur bei den Christen in Achtung gestanden, sondern auch für ihre Glaubensgenossen gewirkt: Professor Hertz gegen den Aberglauben von den frühen Beerdigungen gefochten, Euchel den moralischen Sammler geschrieben, Lazarus Bendavid sich mit der Philosophie beschäftigt; wie so gegenseitige Annäherung auch das Seinige beigetragen, und wie selbst das Christenthum unvermerkt auch ihren Glauben erleuchtet und dieses Alles zusammen sie fähig gemacht, dieses musterhafte Schreiben abzufassen." — Was damals nicht möglich war, wird vielleicht, durch den Zusammenfluß mancherlei günstiger Erscheinungen, in nicht gar entlegener Zeit thünlich werden.

Die Zigeuner hatte man unter den vorigen Regierungen mit dem Galgen zu verscheuchen gesucht. Sie kamen immer wieder und ließen sich auch in Friedrich's Zeit, wenigstens in einigen Gegenden der Monarchie, nicht ausrotten: 1748 drangen sie, von Ostpreußen her, bis Dramburg in der Neumark vor. Die Verordnungen, sie über die Gränzen zu schaffen, fruchteten nichts, da sie sich auf mehreren preußischen Domänenämtern ersprießlich erwiesen. Das „Erneuerte Edikt wider die Zigeuner, Betteljuden und anderes herumlaufendes herrnloses Gesindel in Ostfriesland," vom Jahre 1774, bezieht sich auf das Edikt von 1747, und bezeichnet die Zigeuner als „Leute, die sich gemeiniglich durch ihre gelbe Gesichtsfarbe und schwarze krause Haare von andern unterscheiden, gewöhnlich unter freiem Himmel sich aufhalten, auch wohl zu ihrer Nahrung dergleichen Mittel gebrauchen, deren andere Leute sich nicht bedienen, und die truppweise herumzuziehen pflegen." —

Hier endet unsere Erzählung von Dem, was wir über Friedrich als Landesvater und als Menschen in der ruhigen Zeit nach dem siebenjährigen Kriege geben konnten, um noch einigen seiner späteren Handlungen nach Außen hin Raum zu gönnen, welche das alte Bild seiner früheren Tage fast erneuern: die erste Theilung Polens, der baiersche Erbfolgestreit und der deutsche Fürstenbund obenan. Auch mit der neuen Welt und mit deren Hauptthelden Franklin verhandelt der greise Denker für das künftige Völkerwohl; denn er versteht die Zukunft, wie keiner, weil er, wie keiner, Gegenwart und Vergangenheit kannte. Davon müssen wir erzählen, ehe wir nach Potsdam in den seltenen Kreis der Weihe zurück-

kehren, und unsere Schrift mit des Königs höherem Lebensalter, mit seiner irdischen Auflösung und mit frommen Wünschen für eine ehrenhafte Ausgabe seiner Schriftwerke schließen.

Sechstes Buch.

Friedrich der Große in seinen späteren politischen und landesväterlichen Sorgen.

I. Friedrich erwirbt Westpreußen.

Polen, das einst so mächtige, nach allen Seiten hin Achtung gebietende, ist uns in den drei schlesischen Kriegen als ein ganz müßiger Zuschauer bei den Welthändeln in seiner Nähe erschienen. Erst sein trauriges Schicksal gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat den Bewohnern des Landes den wahren Patriotismus wieder gegeben und dieser wieder hat ihnen die Theilnahme der Menschheit gewonnen. Aber, alle heldenmüthige Tapferkeit, alle erhabene Hingebung und Selbstverläugnung ist abermals in unsern Tagen früchtlos gewesen, zum Zeugnisse dessen, wie schwer es den Nazionen werde, wenn nicht gar unmöglich, nach dem Falle, dem allemal selbst verschuldeten, wieder sich zu erheben, und zur heilsamen Lehre den Geschlechtern der Menschen, daß nur Wachsamkeit und Fortschritt auf dem Wege des Entwickelungsganges den politischen Tod vermeide.

Ein halbes Jahrtausend hatte Polen geblüht, als das piastische Haus seiner unumschränkten Könige mit Kasimir dem Großen erlosch und — die Beschränkung der Monarchie begann; denn, obgleich Jagello sein Großherzogthum Lithauen zu dem Reiche hinzubrachte; so wandelte doch sein Wahlvertrag mit den Großen des Landes den ganzen Karakter der bisdahin erblichen Krone um. Die von den folgenden Königen, unter immer ungünstigeren Verhältnissen wieder beschwornen Wahlverträge verordneten als Staatsgesetz: es solle der Thron wählbar sein und niemals ein König sich einen Nachfolger geben; es solle alle zwei Jahre ein allgemeiner Reichstag sein; es solle jeder edle Pole bei der Königs-

wahl eine Stimme haben; es solle jeder Unterthan von dem Eide der Treue entbunden sein, wenn der König die Vorrechte verletze. — Die überschwänglichen Adelsrechte, welche an keinem heilsamen Gegengewichte sich verstehen lernten, führten zu innern Parteiungen und Umtrieben, und erleichterten, ja sie veranlassten die Einmischung der Nachbarn; auch blieb das Land in seiner bürgerlichen und militärischen, wie in seiner politischen Entwickelung zurück, während in den andern europäischen Staaten die königliche Macht sich kräftigte, die Feudalansprüche schwanden, der Landesherr auf neue Finanzsysteme die Armee begründete, Festungen baute, das Volk zur Freiheit bildete und wahrhaft patriotisch machte. Der polnische Adel gefiel sich in seiner übelverstandenen Willkür, welche unter Johann 2. Kasimir, 1652, die Verfassung dahin abänderte, daß nun jeder einzelne Landbote auf dem Reichstage durch sein „Nie pozwalam“ (Ich erlaube es nicht“), das „Liberum veto“ genannt, jeden Beschluß umstoßen und den zum Weltgespötte gewordenen polnischen Reichstag auflösen konnte. „Polen, sagte das Sprichwort, besteht nur in der Verwirrung;“ denn alle gesetzgebende Gewalt war wie aufgehoben, da in hundert Jahren 47 Reichstage fruchtlos auseinander fielen. In dringenden Gefahren bildete der Adel eine Konföderazion, d. h. einen Bund von unbegränzter Vollmacht, in welchem die Mehrheit der Stimmen entschied und welcher mit dem Ende der Gefahr auseinander ging. Vom Könige geführt, hätte die Konföderazion Heil gebracht; so wurde sie missbraucht gegen ihn, das Spiel der fremden Mächte.

Man sollte glauben, die bloße Thatsache der Geschichte, daß Polen von seiner früheren Größe mit jedem Jahre in schmachvollere Bedeutungslosigkeit versank, hätte zur Umkehr, d. h. von der rohen Willkür des Adels zu einer wahrhaft gesetzmäßigen Freisinnigkeit hinführen müssen. Denn, als der große Schwedenkönig die Kriegführung als Kunst betrieb, als die Moskowiter das europäische Gewand anthaten, als der große Kurfürst eine neue Monarchie gründete: da war es mit der rohen polnischen Heldenkühnheit aus. Zuerst erscheint Gustav Adolph als siegreicher Eroberer in Liefland, Kurland, Lithauen und Polnisch-Preußen; der dreitägige Triumph bei Warschau brachte dem Hause Brandenburg die völlige Oberherrschaft über das Herzogthum Preußen. An Schweden trat Polen im olivaer Frieden Liefland, Esthland und die Insel Oesel ab, im Frieden zu Moskau an Russland die Palatinate Kiew und Smolensk; ja, so ohnmächtig fand Karl Gustav schon das Reich, daß er dem großen Kurfürsten vor und nach der Schlacht

bei Warschau eine Theilung vorschlug, durch welche Brandenburg Posen, Kalisch, Lencic, Sieradz und den Bezirk Wielun bekommen sollte.

Noch wäre die ehrenvolleste Rettung möglich gewesen. Es hatten sich in den unglücklichen Kriegen Helden gebildet, die Alles ausgerichtet hätten, wenn man aus dem politischen Traume hätte erwachen wollen. Polen galt längst allgemein für das Bollwerk der Christenheit gegen die Barbaren, als Johann Sobieski, 1683, Wien und das deutsche Reich von dem Islam erlöste, welcher von dieser Niederlage seinen Fall berechnet. Des Retters Ehrenname ging durch die ganze Welt; dem eigenen Vaterlande brachte er keine Verjüngung.

Nach Sobieski's Tode gelangte von den zehn Thronkandidaten, unter welchen sich auch des verstorbenen Königs Sohn befand, August von Sachsen zur Regierung. Sächsische Truppen im Herzen des Reichs gaben die Entscheidung: Bestechungen, Parteiungen und allerlei andere beschämende Umtriebe waren voraufgegangen. August 2. saß auch nicht ungestört auf dem Throne: Karl 12. verjagte ihn, Peter der Große setzte ihn wieder ein; so weit war es mit Polen gekommen! Ueberdies hatten Krieg, Hunger, Pest das Land verheert und, um das Uebel zu vollenden, so erweckte der schwedische Krieg den Glaubenshaß. Der vornehme Pole ist kein unduldsamer Katholik; ja, es muß eben hier mit Auszeichnung hervorgehoben werden, daß im Reformazionsjahrhundert, wo in andern katholischen Ländern die Inquisizion mordete, wo Calvin, Melanchthon, Beza für die Todesstrafe der Ketzer stimmten und überall das Leben der spanischen, italienischen und anderer Freidenker gefährdet war, Polen ganz allein für Sozinianer und Evangelische eine Freistatt bot, ja sogar den dissidentischen, d. h. nichtrömischkatholischen Adligen, auf dem Reichstage zu Wilna, 1573, gleiche Rechte mit den übrigen gewährte. Kein Volk in der Welt konnte sich damals, und lange nachher einer solchen christlichen Hochherzigkeit rühmen; und darum bemerken wir es schmerzlich, wie das politische Verderben auch das kirchliche hervorgerufen. Als Karl 12. in Polen Anhang fand, gehörten die Dissidenten zu seinen Freunden und man fing an, sie, was sie niemals waren, als politische Partei zu verfolgen. Die Jesuiten schürten den Funken zum Brande an, verfolgten sie und verhängten in Thorn ein schonungsloses Blutgericht über sie; der Reichstag von 1733 schließt sie von den Reichstagen, von allen Ehrenämtern, von den Starosteien aus. So folgt Unrecht auf Unrecht; rastlose Priesterwillkür will alle nichtrömischkatholische Christen unterdrücken und spaltet Volk und Kraft.

August 2. hatte sich in dem Wahlvertrage auch den neuen Artikel gefallen lassen, daß der König weder für sich selbst, noch durch Andere Güter für sein Haus erwerben könne; aber, gegen das Ende seines Lebens hatte er einen Gedanken, welcher, gut ausgeführt, das Reich vielleicht noch gerettet hätte: er wollte die Souveränetät in Polen erblich machen, und, um dies Ziel zu erreichen, durch eine Theilung dieser Monarchie die Eifersucht der Nachbarstaaten dämpfen. Auch waren die Polen durch ihre häufigen Reisen und durch anderweitige Verbindungen mit Frankreich damals so monarchisch gesinnt, daß August seinen Orden vom Weißen Adler ohne Widerstreben verleihen konnte. Er starb, ohne seine Entwürfe in's Leben gestellt zu haben; und es scheint nicht, als ob er Kraft genug gehabt hätte, um, ein wohlthätiger Despot, die verweste polnische Staatsform zu zertrümmern, und ein durchaus neues Volksthum hervorzurufen. Sein Tod erneuerte alle Gräuel der Königswahl: Frankreich wollte Stanislaus Lescinski noch einmal erheben; Russland setzte August 3. von Sachsen ein: doch behielt der französische Kandidat den Königstitel und das deutsche Reich opferte ihm Lothringen und Bar: nicht die erste Theilung des deutschen Vaterlands zu Frankreichs Gunsten.

Von nun an lässt der petersburger Hof alle polnische Angelegenheiten von Belang durch seine Gesandten oder Generale schlichten. Polen's Todesschlummer während des siebenjährigen Krieges kennen wir, es bleibt nur zu bemerken, daß mit den sächsischen Königen zuletzt noch große Ueppigkeit und Genusssucht zu den übrigen Gebrechen über das Land gekommen. August brachte gleich bei seiner Ankunft in Warschau die Gräfinn v. Esterle, seine damalige Hauptgeliebte mit, welcher zu gefallen der polnische Adel sich sehr angelegen sein ließ, und deren Platz in des Königs Herzen dann das türkische Mädchen Fatime einnahm, welche eben in Warschau lebte, bald aber von einer der vornehmsten Eingebornen, der vermälten Fürstinn von Lubomirska verdrängt wurde. Ein so hervorragendes Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge, um so mehr, da der Pole schon von Natur der Huldigung des schönen Geschlechts sehr zugethan ist. Sinnloser Luxus verderbte die Nazion, welche fortan aller Selbstständigkeit entbehrte.

Katharina von Russland nutzte ihren Einfluß zuerst in Kurland, wo an Biron's Stelle Karl von Sachsen, Augusts 3. dritter Sohn zum Herzoge erwählt und 1759 von Polen belehnt war. Er musste, 1763, den kaiserlichen Waffen weichen, trotz der Liebe seines Volks und seines Vaters. Als dieser dann gestorben war, wünschte sein Sohn und Nachfolger in der Kurwürde auch die Stimme für das Wahlreich zu erlangen:

Oesterreich und Frankreich unterstützten ihn; Friedrich versagte ihm gleich unverholen seine Zustimmung. Auch starb Kurfürst Christian schon nach wenigen Wochen; sein unmündiger Sohn Friedrich August aber konnte an eine so schwierige Bewerbung, als die polnische Krone war, nicht denken; dagegen schien Prinz Heinrich von Preußen, des großen Königs Bruder, den von Russland hart bedroheten Sarmaten ein wünschenswerther König. Friedrich lehnt den Wunsch des hülfsbedürftigen Volkes ab: er will den schwer geschlossenen Friedenstempel nicht aufs Neue öffnen; seine Finanzen sind erschöpft, sein Heer noch nicht wieder kampfgerüstet, er braucht mehr als das ganze übrige Europa Ruhe und, da England ihn verrathen, Oesterreich in blinder Abneigung sich immer noch von ihm entfernt; so sucht er, um nicht ganz allein zu stehen, an Russland treu und fest zu halten. Er kommt der Kaiserinn entgegen; sie trägt den Schwarzen-Adlerorden mit Behagen und, da Baron v. der Goltz, der vertraute Freund des Kaisers Peter, ihr als preußischer Gesandter widerwärtig war, so rief ihn Friedrich ab. Unser neuer Diplomat, Graf Solms, der eine Prinzeß von Bernburg zur Gemalinn hatte, wurde überaus gnädig aufgenommen; er brachte bald den folgenreichen Bund vom 11. April 1764 mit dem Grafen Panin zu Stande: beide Theile verbürgten sich auf 8 Jahre ihre Besitzungen in Europa und versprachen, für den Fall der Noth, 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter zu stellen, oder daß statt dessen, wenn der König am Rhein, die Kaiserinn von der Krim her sollte angegriffen werden, Russland 400,000 Rubel, Preußen 480,000 Thaler zu Hülfe geben wollten. Der geheime Artikel dieses Bündnisses lautet: „In Erwägung, daß es im gemeinschaftlichen Interesse Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und der Selbstherrscherinn aller Reußen ist, daß die Wahl der polnischen Krone frei bleibe, und daß keine Familie des erblichen Thrones dieses Landes sich bemächtige; verpflichten sich besagte Majestäten gegenseitig auf die feierlichste Weise durch diesen geheimen Artikel, nie zuzugestehen, daß man die Republik ihres freien Wahlrechts beraube. Sie verpflichten sich ebenfalls, durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel, den Entwurf der Begründung eines erblichen Thrones in diesem Lande zu bekämpfen, mit Gewalt jedes Unternehmen dieser Art zurückzustoßen und übereinstimmend zu handeln (mit den Waffen in der Hand, sofern es nothwendig sein sollte), um die Verfassung und die Grundgesetze der polnischen Republik zu erhalten." Auch waren beide Mächte (in einer andern, an demselben Tage abgeschlossenen geheimen Konvenzion) einig geworden, den Grafen Stanislaus Poniatowski, der von 1755 bis 61 bei Katharina, als Großfürstinn, sehr in Gnaden gewesen, auf den polnischen Thron zu erheben.

Friedrich zeichnete ihn schon im März 1764 durch den Schwarzen-Adlerorden aus, stellte auch an der polnischen Gränze ein Heer auf und verheelte die Bestimmung desselben nicht. Russische Waffen waren seit dem Kriege in Polen hin und her gezogen und nach dem Frieden für den Fall der Noth zurückgeblieben. Nun rückten 10,000 Mann auf Warschau los, wo sich im Mai ein Reichstag versammelte, diesmal als Konföderazion, damit das Liberum veto der vielen Widersacher fruchtlos bliebe. So hatten es Poniatowski's Oheime, die beiden Fürsten Czartoryski eingeleitet. Dieser Reichstag hatte noch eine besondere Merkwürdigkeit: der außerordentliche preußische Ehrenbotschafter Fürst Carolath nämlich, bewirkte auf demselben die Anerkennung des preußischen Königstitel auch von Seiten der Republik, da man sich zeither mit der vorläufigen Anerkennung des Königs August von Polen, vom 28. Januar 1701, hatte begnügen müssen. Eben so erkannte die Republik Polen damals erst den russischen Kaisertitel an.

Im August 1764 versammelte sich eine zweite polnische Konföderazion und den 7. September wurde der neue König, unter den russischen Waffen gewählt und, unter demselben Schutze, den 25. Nov. gekrönt. Die Gesandten beider Antheil nehmenden Nachbarstaaten waren der wichtigen Begebenheit ungemein förderlich gewesen. Friedrich widmete dem neuen Monarchen auch einen freundschaftlichen Brief mit gutgemeintem Rathe.

Stanislaus hatte bei dem besten Willen und bei vielen trefflichen Eigenschaften, eine schwere Stellung: der hohe Adel seines Landes liebte ihn nicht, das Gefühl der Freiheit wuchs in Polen um die Wette mit dem immer gefährlicheren Uebergewichte der großen Nachbarinn, welche ihrer Seits auch mit dem Fürsten ihrer Wahl bald unzufrieden war, als die einflussreichen Czartoryski's die alten Missbräuche abstellten, neue Auflagen erhoben, das Heer vermehrten: Polen mit Einem Worte auf den Weg führten, auf welchem die versäumte Gesammtbildung nachgeholt werden konnte. Eine solche Erhebung aus der Ohnmacht schien der herrschenden fremden Macht, auch dem Könige von Preußen unerlaubt. Katharina begehrte bald eine vortheilhafte Gränzberichtigung mit Polen, forderte von dem Könige und von der Republik einen Bund zu Trutz und Schutz und suchte für die Dissidenten alle Rechte der Katholiken. Das Letztere war das Schwierigste und der Keim zu allem folgenden Unheil. Das Volk rüstet sich zur Gegenwehr und sucht in der Fremde um Hülfe an: Mokranowski, der Palatin von Masowien kommt nochmals nach Berlin, den Prinzen Heinrich dringender, als zuvor, zum Könige für die bedrohete Nazion zu erflehen. Vergebens. Friedrich muß, als König sei-

nes Volks nach andern Gründen handeln. — Auch die erschlaffte Pforte bietet wenig Aussicht. Der preußische Gesandte Haude v. Rexin in Konstantinopel war dem russischen Hofe nicht genehm; Friedrich rief ihn ab und schickte im Dezember 1765 den Major v. Zegelin an dessen Stelle, einen sehr gewandten Diplomaten, welcher schon als Vizekommandant von Berlin seit dem Einfall der Russen und Oesterreicher sich zu bewähren Gelegenheit gefunden. Er soll aufs Baldigste die Anerkennung des Königs Stanislaus von Polen bewirken, um so mehr, da dem Sultan vorher kein Prinz vom Hause Oesterreich, sondern eben ein Piast für die Krone Polen genehm geschienen; sein übriges Bemühen war auf friedliche Gesinnungen der Türken gegen Russland bei der Dissidentensache gestellt, welcher sich auch England sammt Dänemark und Schweden angenommen.

Als der polnische Reichstag den 1. September 1766 sich versammelte; da legten die Minister der beschützenden Höfe, der russische an der Spitze, für die Dissidenten Fürworte ein: „Ich finde nöthig, schrieb Friedrich um diese Zeit an seinen Gesandten in Konstantinopel, Euch hierdurch bekannt zu machen, wie daß Ich mit dem Russisch Kaiserlichen Hof conveniret bin, daß derselbe durch seinen zu Warschau habenden Ambassadeur den Prinzen von Repnin einige energiques representationes an die nächst zu versammelnde diete in Polen thun, und deshalb ein schriftliches Memoire dahin einreichen werde, daß die sogenannten Dissidenten in Polen hauptsächlich als auch protestantischer Religion von der bisherigen höchst ungerechten Bedrückung und von Gewaltthätigkeit der dasigen katholischen Clerisey und deren Anhänger befreiet, auch dieselbe in ihren vormals rechtlich erhaltenen Privilegien und Freiheiten restituiret werden, welches alsdann Mein Minister Benoit daselbst convenablement mit appuyiren wird." Auch der großbritannische, der dänische und schwedische Gesandte sprachen für die Dissidenten. Der katholische Reichstag vernahm das Alles mit großem Widerwillen; Wien rüstete die Waffen, blieb aber ruhig, als Friedrich mit Katharina sich, den 23. April 1767, noch inniger verband. Schon damals sagte die utrechter Zeitung, Preußen habe die polnische Gränze überschritten; der König aber erklärte, daß kein Mann von seinen Truppen in Polen eingerückt sei, noch auch einrücken werde, wofern die Oesterreicher sich nicht in das Spiel meliren." Indeß wuchs die Verwickelung, als die Dissidenten, den 23. Juni, unter Fürst Radziwill, im Schutze russischer Waffen, eine Gegenkonföderazion bildeten. Den 5. Oktober wird ein außerordentlicher Reichstag nach Warschau berufen und Alles aufgeboten, durch Gesetzeskraft die Akatholiken den Katholiken ganz gleich zu stellen: am lautesten wider-

sprachen die Bischöfe Soltyk von Krakau und Massalski von Wilna, der König Stanislaus fand sich in der größesten Verlegenheit; Russland aber bediente sich der Rechte des Stärkeren und Repnin, ein junger Mann von heftigem und auflodernden Karakter, welcher nicht so leise und schlau wie sein Vorgänger, der verstorbene Graf Keyserling zu Werke schritt, ließ die Bischöfe Soltyk von Krakau und Zaluski von Kiew, den Woywoden von Krakau Grafen Wenzeslaus Rzewuski und seinen Sohn Severin Starosten von Dolin, sammt einigen andern Vornehmen, in der Nacht des 13. Okt. aufheben und einzeln nach Sibirien abführen; Adam Corvin Krasinski Bischof von Kamiénec und Andere entwichen dem Ungemach. Darauf schloß Russland mit der Republik Polen, den 24. Februar 1768, einen ewigen Vertrag, setzte auch, in zwei besonderen Verhandlungen mit derselben, die Dissidenten in alle Rechte ein und stellte die ganze Grundverfassung der Republik fest.

So unmäßige und schrankenlose Gewalt der fremden Macht führte zur Verzweiflung: Adel und Geistlichkeit regen das Volk auf. Frankreich und England waren gegen Russland, theilten jedoch mit Preußen die Abneigung vor einem allgemeinen Kriege: doch schürte der pariser Hof die Flamme an, ohne wesentlichen Beistand zu gewähren. Es bildet sich indeß zu Bar in Podolien, im Mai, die katholische Gegenkonföderazion unter dem Grafen Michael Krasinski, dem mächtigen Potocki und Pulawski, den heftigsten Gegnern der Czartoryski und ihrer Reformen. Alle neuere Gesetze für die Kraft des Thrones sollen aufgehoben, der König soll gestürzt, das ganze Joch des fremden Einflusses abgeworfen werden. Da flehet Stanislaus der russischen Kaiserinn Beistand an. Russische Truppen sprengen die in eine Generalkonföderazion versammelte katholische Konföderazion so leidenschaftlich aus einander, daß sie dem fliehenden Grafen Potocki und einem Haufen anderer Konföderirten bis auf das nahe türkische Gebiet nachsetzen und die kleine krimische Stadt Balta in Brand stecken. Die Polen und ihre Freunde in Konstantinopel wussten diese Vorgänge in noch grelleres Licht zu stellen. Die Kosaken, hieß es, seien den flüchtigen Konföderirten immer weiter, 16 Stunden hinter Balta, bis nach der tatarischen Stadt Dubassor, 10 Stunden von Bender nachgefolgt. Da schreit die Bevölkerung der türkischen Hauptstadt nach Rache; die ohnmächtige Regierung, welche die günstigste Gelegenheit im siebenjährigen Kriege auch verträumt, lässt sich von der eigenen Menge, von den Polen und von den Franzosen zur Unzeit in die Waffen bringen. Der einsichtsvolle Großwezir Muchsin Zadé wird abgesetzt; sein unfähiger Nachfolger Hamza Pascha begegnet dem russischen Gesandten hart und lässt ihn in die sieben Thürme sperren. Ohne

auch nur im Mindesten gerüstet zu sein, erkläret Sultan Mustapha dem petersburger Hofe, den 30. Okt. 1768, den Krieg, welcher die Kaiserinn erst zum vollen Bewusstsein ihrer Hülfsmittel brachte, die morsche Hinfälligkeit der Pforte offenbarte und zur Theilung Polens führte.

Ungern sahe Preußen sich in neue Fehden verwickelt. Aber treu hält Friedrich an Russland, offen spricht er zu der Pforte: daß er der Kaiserinn Katharina seiner Verbündeten zwar Subsidien, aber keine Truppen geben, und daß es ihm allezeit höchst angenehm sein werde, das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen durch seine guten Officia wieder herzustellen, indem es ihm nicht anders als sehr leid thun müsse, daß es zwischen ihnen, um so geringer und nichtiger Ursachen willen, zum öffentlichen Bruche kommen solle." Zugleich giebt er der Pforte zu erkennen: „daß, wann ja der Krieg ausbräche, er vielleicht zwei oder drei Offiziers als Volontärs zur russischen Armee schicken würde, welche aber vor keine Hülfe von Truppen angesehen werden könnten." In einer andern Depesche sagt der König: „Was Mir in dem türkischen Manifest wider Russland insbesondere nicht gefällt, ist, daß in solchem die rechtmäßige Wahl des Königs in Polen selbst angefochten werden will, und es daher fast das Ansehn gewinnet, als ob die Absicht der Pforte auf seine Absetzung gerichtet, und dieselbe solchen bei einigem glücklichen Fortgang ihrer Waffen vom Thron zu setzen suchen dürfte. Hierzu kann Ich aber nach Meiner Alliance mit Russland ohnmöglich still schweigen, weil Ich nach solcher den König auf dem Thron zu mainteniren Mich verbunden habe. Daher es Mir sehr nahe gehet, den König in Polen in dem Manifest der Pforte mit eingeflochten zu finden, weil Ich, obschon die Sachen mit den Dissidenten Mir sonsten nichts angehen, dennoch den König auf dem Thron zu mainteniren in gedachter Meiner Alliance Ich ausdrücklich garantiret habe." Noch nachdrücklicher wiederholt er der Pforte einen Monat später: „daß er dem König in Polen die Krone garantiret und folglich nicht hoffen wolle, daß die Pforte ihre Absichten auf seine Absetzung gerichtet habe; widrigenfalls er genöthigt sein würde, für ihn zu agiren und sein einmal gegebenes Wort zu erfüllen." Als Mustapha sich dann von ihm drei Astrologen erbat, da antwortete der König, seine drei Astrologen wären: sorgfältiges Studium der Staats- und Kriegeskunst, ein wohlgeübtes Heer und ein gefüllter Schatz; und er fuhr fort, auf allen Seiten zum Frieden zu rathen, welcher in seiner Lage auch bei Weitem das Wünschenswertheste blieb.

Im Februar 1769 war die russische Armee unter dem General en Chef Fürsten Gallitzin versammelt, früher als die Türken; doch fing der Tatarchan Kirim Ghirai, vielleicht der einzige Mann von Talent, dessen

der Sultan sich rühmen konnte, die Operazionen immer an; aber er wurde, als er die Linien der Russen durchbrechen wollte, geschlagen und starb bald darauf. Dem Sieger wächst der Muth; er geht über den Dniester und triumphirt bei Choczim abermals. Doch fehlt dem Heer' der Unterhalt und Gallitzin geht zurück. Diesseits des Bog's stellt er sich, Mitte Juni, auf und lässt ganz Polen offen; doch weiß kein Türkenführer das zu nutzen. Auch die Konföderirten kämpfen hie und da in Polen vortheilhaft; und als der Großwezir sein Heer versammelt hat, dringt Gallitzin mit neuer Kraft jenseits des Dniesters vor und schlägt den Feind bei Choczim, den 13. Juli. Nochmals gehn die Russen rückwärts, weil beiden Theilen Hungersnoth verderblich schien; doch folgte auf die neuen Siege der Fall von Choczim. Zwar nutzte Gallitzin nicht raschen Laufs das Glück der Waffen. Aber Katharina durfte stolz dem Ausgang trauen. Ihre Flotte, nach dem Mittelmeer bestimmt, hat im Oktober schon den Sund berührt und wenn sie auch in Irland überwintert, so wird sie künftiges Jahr im Archipel den Griechen gute Hoffnung bringen, vom Joch der Türken frei zu werden.

Wie treu es Preußen auch mit Russland meinen mochte; so günstige Erfolge konnte Friedrich nur mit Sorglichkeit betrachten, die noch Wichtigeres ahnen ließen. Darum sieht er es nicht ungern, daß der wiener Hof sich nähert. Kaiser Joseph, seit seines Vaters Tode, 1765, Mitregent der österreichischen Erblande, hatte längst das Verlangen, den großen Gegner seiner Mutter persönlich kennen zu lernen: 1766, als er durch Böhmen und Sachsen reiste, um das Kriegstheater zu besuchen, ließ er dem Könige „sein besonderes Verlangen bezeigen, daß er ihn bei dieser Gelegenheit gern selbst sehen und persönlich kennen lernen möchte." Maria Theresia und Fürst Kaunitz aber fanden solche Zusammenkunft nicht passend. „Der Kaiser, sagt Friedrich, fühlte einigen Verdruß über diese Weigerung und eröffnete dem Könige von Preußen, daß er schon Mittel finden werde, die Unhöflichkeit gut zu machen, zu der ihn seine Pädagogen zwängen." Die russischen Erfolge führten endlich beiden Monarchen die erwünschte Zusammenkunft herbei. Kaiser Joseph kam nach Schlesien, und da er sich alles Zeremoniel verbeten hatte; so fügte Friedrich sich in seine Wünsche. Joseph hatte in seinem Gefolge den Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, den Oberstallmeister Grafen von Dietrichstein, die Generale v. Ayasas, Loudon, Siskowitz, Nostitz und Miltitz, auch einige Kammerherrn; F.-M. Gr. v. Lacy war nach Neiße vorausgegangen, wo der Graf v. Falkenstein, unter welchem Namen der Kaiser reiste, den 25. Aug. 1769 halb 12 Uhr Mittags über Jägerndorf und Neustadt anlangte. Er fuhr gradesweges nach der Residenz des Königs auf dem

bischöflichen Schlosse, ohne erst in seiner Wohnung abzusteigen. Friedrich eilte, sammt dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen von Anspach ihm entgegen; aber er war kaum einige Stufen der Treppe hinabgestiegen, als der Kaiser ihm schon in den Armen lag. Der König führte seinen erhabenen Freund an der Hand in den Saal; Joseph aber sagte: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen;" dieser versetzte: „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen seien und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben." — Der Kaiser antwortete: „Für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr." — Abends 6 Uhr machte Friedrich den Gegenbesuch. Die komische Oper gefiel beiden Monarchen nicht: sie verließen das Theater, um auf das Schloß zur Unterhaltung zurückzukehren. Die folgenden drei Vormittage wurden den Truppenübungen gewidmet. Die preußischen Generale v. Seydlitz, v. Tauentzien, v. Lentulus und der Oberst von Anhalt genossen vorzüglich des Kaisers Gnade, in dessen Gefolge besonders Loudon hervorragte. Von den Truppen erwarb sich die Reiterei, namentlich das Seydlitzische Regiment Kurassiere die allgemeine Aufmerksamkeit. Während eines Manövers wurde dem Könige ein Brief von der Kaiserinn-Königinn gebracht; Friedrich las ihn, küsste ihn und überreichte ihn dem Kaiser.

Oeffentlich sahe man die beiden Häupter des Reichs nur Arm in Arm. Die Abende gingen in vertraulichen Gesprächen hin. Joseph ließ auf eine sehr gute Art etwas davon fallen, daß, solange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu erlangen; indeß verhele er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Sachen weder er noch seine Mutter zugeben würden, daß die Russen in dem Besitze der Moldau und Wallachei blieben; auch schlug er dem Könige, auf den Fall eines Krieges zwischen England und Frankreich, eine strenge Parteilosigkeit für Deutschland vor; eben so wollten sie sich jeder Einmischung bei unvorhergesehenen andern Unruhen enthalten. Diese Uebereinkunft wurde den 28. August unterzeichnet, von Friedrich mit weiser Umsicht; denn, weit entfernt, den Oesterreichern blind sich zu vertrauen, glaubte er sich doch, des drohenden russischen Uebergewichtes wegen, vorsehn zu müssen. Er fühlte noch allzusehr die Schläge, welche Russland im letzten Kriege ihm beigebracht und, so gern er auch Katharinens Freund sein mochte, so wollte er doch nicht ihr Sklave werden: also konnte es in seinem Interesse nicht liegen, an der Vergrößerung einer so gefährlichen Macht selbst zu arbeiten. Darum kam die österreichische ähnliche Lage überaus er-

wünscht. Auch schieden die beiden Monarchen ungemein zufrieden von einander. Friedrich schenkte dem Kaiser in Neiße noch ein prächtig gebundenes Exemplar der „Einfälle des Grafen Moritz von Sachsen." Als Joseph auf der Rückreise nach Glatz kam, fragte der Kommandant: ob Se. Majestät die Festung zu sehen befohlen? Der Kaiser aber antwortete: er habe schon so viel Schönes gesehen, daß er nichts mehr verlangen könne.

Auf die Art sehen wir einen seltsamen Verein im Werden gegen den Koloß, vor welchem der unscheinbare Halbmond immer mehr verblich. Denn nun fing auch die russische Flotte unter Alexis Orlow im Archipel zu siegen an: die Admirale Spiridow und Elphinstone überwanden Hassan Pascha bei Scios; Elphinstone, Greigh und Dugdale verbrannten die feindliche Flotte in der Bai von Tschesmé und in der Bai von Napoli di Romania vernichtete Orlow die letzten türkischen Schiffe, sodaß Griechenland die Sonne der alten Freiheit zu schauen meinte: Elphinstone segelte mit einem einzigen Schiffe durch die Dardanellen hindurch und würdigte sie nicht einmal eines Kanonenschusses; er machte sich über diese Unzugänglichkeit lustig, indem er auf dem Schiffe Musik ertönen ließ und kehrte zurück, ohne einen Menschen verloren zu haben. Vielleicht hätte der bestürzte Sultan sich ergeben: Orlow wollte so Kühnes nicht versuchen. Nun erst übernahm es der französische Baron Tott, die Dardanellen wenigstens gegen die erste Ueberraschung zu beschützen.

Zu Lande wurde Gallitzin abberufen; F.-M. Graf Rumänzow sollte die Türken schnell in Schrecken setzen; er hatte im siebenjährigen Kriege eine gute Schule gemacht und sein Generalquartiermeister Bawr, der sich unter Ferdinand von Braunschweig gebildet, bestärkte ihn in seinen Entwürfen: die ganze bisherige Kriegesart mit den Türken umzuwandeln, die spanischen Reiter abzuschaffen, die Vierecke zu verkleinern. Der neue Feldherr eroberte durch den Sieg am Pruth die Moldau ganz und die Schlacht am Kagul wurde sein schönster Ruhm.

Eben so waren die Russen in Polen gegen die Konföderirten unter Oberst v. Drewitz, noch mehr unter Suworow, dem emporstrebenden, glücklich.

Preußen versucht, den Hof in Petersburg zum Frieden hinzulenken; Oesterreich macht neue Rüstungen in Ungarn, und Kaiser Joseph empfängt in Mähren des Königs Gegenbesuch. Friedrich traf den 3. Sept. 1770 Mittags 2 Uhr in Neustadt bei Austerlitz ein. In seinem Wagen saß der Prinz von Preußen ihm gegenüber, im zweiten Wagen Prinz Ferdinand von Preußen, der Erbprinz von Braunschweig und dessen Bruder, im dritten und vierten G.-L. v. Lentulus mit den Adjutanten. Zu An-

fange der Schönwalder Gasse, auf dem Platze, stieg der König aus dem Wagen, um zu Fuße den Kaiser zu begrüßen; der aber nahm ihn aus den Fenstern wahr und eilte ihm mit allen Generalen entgegen. Auf dem Platze trafen und umarmten die Monarchen sich. Friedrich erschien mit seinem Gefolge in weißer Uniform und sagte zum Kaiser: „Ich bringe Ew. Maj. Rekruten." — Joseph geleitete seinen Gast in dessen Wohnung; nach kurzer Unterredung aber ging die ganze Gesellschaft nach des Kaisers Quartier zur Tafel. Die beiden nächsten Tage war Manöver. Als bei einer Revue die kaiserlichen Truppen an den Monarchen vorbeimarschirten, sagte der König zu dem Kaiser: „Jeder von Ihren Soldaten scheint ein Sohn von Mars zu sein." Die **diplomatischen** Geschäfte wurden in Neustadt noch wichtiger, als in Neiße behandelt: diesmal war auch Fürst Kaunitz gegenwärtig, welcher die Verbindung Oesterreichs und Preußens als die einzige Schutzwehr wider den ausgetretenen Strom betrachtete, der ganz Europa zu überschwemmen drohe. Friedrich wies, so hoch er auch die Freundschaft des wiener Hofes zu schätzen hatte, immer doch auf seinen Bund mit Russland hin und erklärte, wie sein Hauptbestreben sei, zu hindern, daß aus dem Türkenkriege nicht ein allgemeiner Brand entstehe, weshalb die beiden Kaiserhöfe näher zu verbinden ihm am Herzen liege. Auch in andern Dingen suchte der König sich entgegenkommend zu beweisen. Da traf den nächsten Tag aus Konstantinopel des Großherrn Antrag an die beiden Höfe von Berlin und Wien ein, die Vermittelung zwischen Russland und der Pforte zu übernehmen. Joseph und Fürst Kaunitz waren sehr erfreut und dankten dieses Mittleramt dem Könige gern. Beide aber einigten sich bald über die Vorschriften, welche sie ihren Gesandten bei der Pforte geben wollten. v. Zegelin und v. Thugut verhandelten, jeder für sich, mit den Ministern des Sultans, fanden aber die Pforte, bei aller Schmach und Ohnmacht, wenig geneigt, die in ihrer Lage unerlasslichen Opfer zu bringen. Vielmehr schlug der Reis-Efendi Ismail Raif dem v. Thugut eine nähere Verbindung mit der Pforte gegen Russland vor. Wenn die Russen, meinte er, aus Polen vertrieben sein würden, so dürfte es allein von der Willkür des kaiserlichen Hofes abhangen, entweder einen König auf den polnischen Thron zu setzen, oder **Polen mit der Pforte zu theilen.**

Unterdessen war der Besuch in Neustadt eben so unterhaltend, als diplomatisch wichtig, wovon Prinz Ligne uns ein lebendiges Bild gegeben hat. Besondere Auszeichnung widmete der König dem G.-F.-Z. Loudon, nannte ihn auch immer **Feldmarschall**, was er erst 1778 wurde. Als man sich einst zur Tafel setzte und gefragt wurde, warum Loudon

noch nicht da sei, bemerkte Friedrich: „das ist gegen seine Gewohnheit, sonst war er oft vor mir da;" — „erlauben Sie, daß er diesen Platz neben mir habe; ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als mir gegenüber."— Auch schenkte der König unter andern den Generalen Lacy und Loudon, jedem zwei prächtig gesattelte Rosse. Noch bekamen die deutschen Musen bei dieser Gelegenheit ihren Gruß. Der König hatte nämlich auf der Reise nach Mähren den Grafen v. Hodiß auf Rosswald besucht, welcher in einem Gespräche über die deutsche schöne Literatur den Postzug gelobt und dem Könige gesagt, daß er den Verfasser dieses Stücks im neustädter Lager sehen könne. Als v. Ayrenhoff nun an der Spitze des hildburghausischen Regiments vor den Monarchen vorbeidefilirte; so hörte derselbe den Kaiser ziemlich laut zu dem Könige sagen: „dieser ist der Ob.-L. v. Ayrenhoff." Ueber Joseph lassen wir Friedrich selber sprechen. „Ich komme so eben, schreibt er an Voltaire, von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen, und habe da den Kaiser gesehen, der sich in Bereitschaft setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen; ist in Prunk erzogen, und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt, und ist bescheiden; glüht von Ruhmbegierde, und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und doch Geschmack genug, Voltaires Werke zu lesen und Ihr Verdienst zu schätzen. Er sagte mir einmal beinahe einen ganzen Gesang aus dem Pastor fido und einige Verse aus dem Tasso her."

Wie weit in Neustadt die Politik gegangen? ist eine schwere Frage. Oberst Dumouriez, französischer Gesandter bei den Konföderirten, sagt zwar: er habe aus einem aufgefangenen, an den König von Polen in Chiffern geschriebenen Briefe, welchen die beiden Monarchen aus Neustadt abgesandt, ersehen, daß Polen getheilt werden solle und dieses sogleich dem Herzoge von Choiseul gemeldet, welcher das jedoch als ein Hirngespinnst betrachtet. Choiseul wünschte übrigens einen allgemeinen Krieg und Gelegenheit, die Engländer mit Vortheil anzugreifen; auch wollte er den Polen Hülfstruppen stellen: denn Ludwig 15. hatte der Republik feierlichst versprochen, daß er sie in aller Art unversehrt erhalten und aus allen Kräften unterstützen werde. Aber die Gräfinn du Barry pries ihrem Freunde den Frieden als ehrenvoll, nachdem er Waffenruhm genug gewonnen. Choiseul fiel darüber, zu Ende des Jahres 1770, in Ungnade und sein Nachfolger, der Herzog von Aiguillon entzog den Polen alle Hoffnung auf Beihülfe, welche übrigens ihre Maßregeln so schlecht genommen, daß die Revoluzion des Zwecks verfehlen musste.

Friedrich hat sich selbst zum Mittler angeboten; Friede ist sein Ziel und Russen, Türken, Oesterreicher suchen seine guten Dienste. Als Folge Dessen, was in Neustadt vorgegangen, schreibt er dem Gr. v. Solms, den 12. Sept 1770: „Ich schlage in Meinem Briefe Ihrer Maj. der Kaiserinn eine Idee vor, die Ich sehr angemessen ihrem Ruhme, und sehr geeignet Weitläuftigkeiten zu vermeiden finde, und die darin besteht, sogleich zur Beruhigung Polens einen Plan zu machen, der, um den Konföderirten erträglich zu sein, auf mäßigen Grundsätzen errichtet werden müsste. Ohne dies würde Russland bei jeder Gelegenheit ununterbrochene Klagen in Polen haben. Man müsste damit anfangen, den Thron von Polen zu befestigen und den Dissidenten rathen, auf den Eintritt in den Senat zu verzichten. Der Krongroßfeldherr müsste mehr Einfluß auf die polnische Armee haben; auch müsste man alsbald über Das einig sein, was Russland zum Besten des Friedens nachlassen zu können glaubt. Ist das in Richtigkeit; so erbiete ich mich, ihn zu verbürgen und die Bürgschaft des wiener Hofes zu bewirken, auch selbst die Konföderirten zur Unterwerfung unter billige Bedingungen der russischen Kaiserinn zu nöthigen." — „Zeige Er diese Depesche dem Grafen v. Panin." —

Hier weist der König die Kaiserinn auf Polen hin, um sie zu leidlicheren Forderungen an die Pforte zu bestimmen. Russland aber muthete den Türken solche Opfer zu, als der berliner Hof weder in Konstantinopel, noch in Wien mitzutheilen wagen wollte.

Oesterreich schwankte, was es in den verwickelten Verhältnissen als das Vortheilhafteste ergreifen möchte. Es schließt, den 6. Juli 1771, mit der Pforte eine geheime Konvenzion und verspricht derselben, alle von Russland eroberte Provinzen ihr wieder zu verschaffen, auch für Polen Unabhängigkeit und Freiheit zu bewirken. England erfuhr das und benachrichtigte Russland, welches nun jedoch seiner Seits das wiener Kabinet zu seiner Absicht fast gewiß hatte. Auch hatten österreichische Feldmesser unter militärischer Bedeckung schon seit einem Jahre das polnische Gebiet verletzt, um die Gränzen zwischen Ungarn und der Republik auszugleichen. Die Kaiserlichen breiten sich in dem unglücklichen Polen immer weiter aus, und König Stanislaus klagt in Wien vergebens.

Indeß dies vorging folgte des Königs Bruder Heinrich einer Einladung nach Petersburg. Er hatte seine Schwester in Stockholm besucht, ging von hier auf einer Galeere nach Abo und ward den 9. Dez. 1770 an Katharinens Hofe auf das Prächtigste empfangen. Besondere Vorschriften hatte er nicht von Friedrich mitbekommen; Hauptzweck der Reise war: Preußen vor einem neuen Kriege zu bewahren und die Kaiserinn für erträglichere Forderungen an die Pforte zu gewinnen. Da traf die

Nachricht in St. Petersburg ein, daß Oesterreich, bei der Abgränzung gegen die Zips, alte, durchaus grundlose Ansprüche auf 13 zur Zipser-Gespannschaft gehörige Ortschaften zur Sprache gebracht. Dieser Einfall in Polen erregte das größte Staunen und Katharina äußerte zum Prinzen Heinrich das berühmte Wort: Polen scheine ein Land zu sein, wo man sich nur bücken dürfe, um etwas aufzunehmen; — wenn der wiener Hof dies Reich theilen wolle, so seien die andern Nachbarn berechtiget, ein Gleiches zu thun.

Prinz Heinrich berichtet schnell und treu: er wusste, daß Kaunitz schon in Neustadt eine Theilung Polens fähig geachtet hatte, die ganze Welt zu befriedigen. Katharina, so ungern sie mit Andern theilen mochte, was sie lieber allein besessen, ging doch in die näheren Verhandlungen einer Theilung Polens ein und sagte in vertraulicher Offenherzigkeit zu dem Pr. Heinrich: „Ich werde die Türken schrecken und den Engländern schmeicheln; gewinnen Sie Oesterreich, daß es Frankreich einschläfere."

Friedrich glaubte, bei der ersten Nachricht von diesen Verhandlungen, einen Traum zu lesen. So gut er auch den Scharfsinn und die Klugheit seines Bruders kannte; so fürchtete er doch Schein und Täuschung, bis er von dem Grafen Solms die zuverlässige Bestätigung empfing. Nun fand er die Eröffnung sehr gelegen, und, Alles wohl erwogen, war sie der einzige Ausweg, neue Fehden zu vermeiden und die ganze Welt, auch Preußen für die an Katharina gezahlte Kriegeshülfe zu befriedigen.

Auf die Art leitet sich die erste Theilung Polens ein, wo die Konföderirten von Bar den vielfach schon gebeugten Thron für erledigt erklärt. Sie gingen weiter. Mit ungeheurer Kühnheit wagen drei Enthusiasten: Lukaski, Strawinski und Kosinski, den armen König, am 3. Nov. 1771, aus seiner Hauptstadt zu entführen, mitten durch die eigene und durch die russischen Waffen hindurch. Kasimir Pulawski harrte seiner schon in dem festen Czenstochow, um dann alle polnische Truppen desto wirksamer in des Monarchen Namen gegen Russland zu benutzen. Aber, die Räuber trennten und verirrten sich in der Dunkelheit des Abends. Strawinski und Lukaski waren zuweit vorauf geeilt; Kosinski, der den König führte, fühlte sich von Furcht und Reue bewegt: er fleht um Gnade und Stanislaus schreibt, nur eine halbe Stunde von der Residenz entfernt, an den Befehlshaber seiner Garden: „Ich bin durch eine Art von Wunder aus den Händen der Mörder befreit, komm eiligst mit 40 Mann, aus der Mühle von Mariemont mich abzuholen. Ich bin verwundet, aber nicht gefährlich." — Vier Uhr Morgens am andern Tage traf dieses Blatt in Warschau ein und eine Stunde nachher hielt der König un-

ter Fackelbeleuchtung und unter großem Jubel seinen Einzug. Die europäischen Höfe bezeigten aufrichtige Theilnahme; Friedrich sagte in seinem Briefe: das sei eine Begebenheit, die alle Souveräne interessire, und diese eben so schwarze, als unmenschliche That der Konföderirten verdiene, daß alle europäische Mächte sich verbänden und eine eklatante Rache wegen dieser ungeheuren Schandthat nähmen, deren sie sich schuldig gemacht.

Also brachte der Versuch, den eigenen König zu entführen, nur neuen Tadel über Polen, welches durch die bitterste Parteiung, durch den grausamen Krieg zwischen Russen und Konföderirten und durch die orientalische Pest gar sehr zu Grunde gerichtet wurde, die, wie in der Moldau und Wallachei, so in Podolien und Volhynien verderblich wüthete. Preußen schützte sich (nach Oesterreichs Vorgang) durch einen Kordon von Krossen bis jenseits der Weichsel unter Gen. v. Belling, welcher, als die Politik rief, über die Gränze rückte. Ehe das geschah, waren noch allerlei Verhandlungen vonnöthen. Der wiener Hof wünschte für die Vermittelung des Friedens zwischen Russen und Türken die Zipser Gespannschaft wieder zu erlangen, ohne eben eine Theilung Polens anzuregen, und erklärte sich deshalb bereit, seine Truppen aus den übrigen polnischen Gebieten zurückzuziehn. Der russische Gesandte in Wien, Prinz Gallitzin aber meinte, daß diese Besitzergreifung der 13 Zipser Städte das Ansehn einer Theilung habe und erklärte die Reinheit der Absichten und die völlige Uneigennützigkeit seiner Kaiserinn in Bezug auf Polen, und daß niemals auch nur die entfernteste Idee davon ihr oder ihrem Minister in den Sinn gekommen. Und in der That war Graf Panin der Theilung Polens gänzlich abgeneigt. Er hatte beim Beginn des Streites laut erklärt, daß sein Hof die Untheilbarkeit der Republik erhalten werde. Als nun die Kaiserinn, durch den Einfall in das Zipser Gebiet entschieden, anders sich entschloß; so fügte sich ihr Diener und Preußen sollte jetzt den wiener Hof gewinnen. Friedrich eröffnete dem Baron van Swieten, dem kaiserlichen Gesandten in Berlin, daß Rußland über die Einnahme von Zips nicht mehr ungehalten sei, und daß er selbst, zum Zeichen seiner Freundschaft, den kaiserlichen Majestäten rathe, sich nach Belieben in diesem Theile Polens auszubreiten: was sie um so sicherer könnten, da ihr Beispiel von andern Nachbarmächten dieses Reiches werde nachgeahmt werden. Fürst Kaunitz war mit dieser Botschaft nicht so ganz zufrieden; das Bündniß mit der Pforte schien noch vortheilhafter, und darum hätte er bloß, wie er sagte, einige Bezirke gegen Ungarn, alter Forderungen wegen abgegränzt, ohne an eine ebenso unmögliche, als gefährliche Theilung zu denken; er rieth dem Könige von solchen Planen ab und versprach, die kaiserlichen

Truppen aus Polen ganz zurückzuziehen, wenn die andern Mächte Gleiches thäten.

Friedrich war ein zu feiner Diplomat, als daß er Oesterreichs Lage und daraus künftig fließenden Entschluß nicht klar entziffert hätte. Er war entschlossen, die Theilung Polens weiter zu betreiben und, indem er über seine Eröffnungen an den wiener Hof nach Petersburg berichtete, beschleunigte er hier den Abschluß dieser Sache, zumal der Friede mit den Türken zögerte und diesen zu Gunsten in Ungarn Waffenübungen bemerkt wurden. Katharina fand sich des preußischen Beistands bedürftig und um den König zu entschädigen und für sich zu gewinnen; so überließ sie ihm, den Theilungsplan zur weitern Verhandlung zu entwerfen: Friedrich stellte, den 14. Juni 1771, der hohen Verbündeten anheim, nach Belieben in Polen zu wählen; er selbst begehrte Pomerellen, den Strich von Großpolen diesseits der Netze, das Bisthum Ermland, die Palatinate Marienburg und Kulm, und lud Oesterreich ein, diesem Vertrage nach Gefallen beizutreten.

Kaunitz ging seinen Weg. Er hemmte die Verhandlungen des Friedens mit den Türken, wollte die Wallachei und Moldau dem Großherrn retten und durch Truppenmacht in Ungarn den Preußen, wie den Russen Achtung abgewinnen. Der König findet sich in einer Lage, welche reifliches Erwägen heischte; doch schwankt er nicht: treu will er es mit Russland halten und den wiener Hof gewinnen durch die Aussicht, daß die Moldau und Wallachei der Pforte erhalten werden dürfte. Zugleich erklärt er, daß im Fall der Friede zwischen beiden Kaiserhöfen nicht zu retten wäre, er dem Verbündeten beitreten müsse. Diesem Worte mehr Gewicht zu geben, rüstet er die ganze Reiterei mit einigem Geräusche. Das entschied. Russland ließ von den allzuschweren Forderungen an die Pforte nach und als der berliner Hof dies in Wien verkündete, fand Fürst Kaunitz sich überaus zufrieden und der Sultan entließ, bei so guter Aussicht, den russischen Gesandten aus der Haft, wodurch der Friede eingeleitet wurde.

Es wird nützlich sein, noch Einiges von dem wiener Hofe beizubringen, wo zwei ganz auseinander gehende Ansichten herrschten. Maria Theresia selbst wäre gern der kleinen Moral möglichst treu geblieben; ihr Sohn und ihr Minister folgten ganz der großen. Man fühlte sich beklommen bei dem Waffenglück der Russen, dachte des eigenen Unglücks mit den Türken 1739 und — wollte sich abrunden, indem man Russlands Näherrücken scheute. Das gab am eigenen Hofe zu Umtrieben, außerhalb zur Theilung Polens Anlaß. Die Kaiserinn-Königinn fragte ihren Beichtvater Parhammer, einen Jesuiten, um Rath, in wie weit

die Theilung Polens, der sie beitreten solle, wohl gerecht sei. Parhammer schrieb deshalb nach Rom; Graf v. Wilczek aber, der kaiserliche Gesandte beim päbstlichen Stuhl, muthmaßte den Briefwechsel, verschaffte sich eine Abschrift von Parhammers Briefen und sandte dieselben an Kaunitz, der nun seine Gebieterinn leicht für die, ihr so unerwünschte Aufhebung des Jesuiterordens gewann und die Einwilligung in die Theilung Polens ebenfalls erlangte.

Wie abgeneigt Maria Theresia dieser letztern Angelegenheit gewesen, erweist folgender Brief an Kaunitz: „Als alle meine länder angefochten wurden und gar nit mehr wusste, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pohlen oder von der Moldau und Wallachey unnser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." — In demselben Geiste lauten die Worte, welche die edle Frau eigenhändig auf den Entwurf des Theilungsprojectes geschrieben: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

Dieselben Gründe, welchen Maria Theresia endlich Gehör gab, nämlich einen neuen Krieg zu vermeiden; die bestimmten auch Preußen. Der König hat dies recht absichtlich bei aller Gelegenheit ausgesprochen. Wir erinnern zunächst an seinen Briefwechsel mit Voltaire, welcher sich abermals in die politischen Händel mengte und es, aus Rücksicht auf Russland und auf die Wiedergeburt der Griechen, gern gesehen hätte, wenn Friedrich, der nun durchaus Frieden wollte und für Preußen sorgen musste, gegen die Türken losgeschlagen hätte. d'Alembert sprach in seinen Briefen rein die Gefühle der Humanität für die unglücklichen Polen aus; zwei Gelegenheiten sind es besonders, die ihn zur Fürsprache anregen und zu Aeußerungen seines Schmerzgefühls: Friedrichs komisches Gedicht „Die Konföderirten" und die Denkmünze auf das wiedergewonnene Reich (Westpreußen). Man sieht hier abermals, wie wenig des Königs Freunde bloß Schmeichler, d. h. Weihrauch streuende sein wollten. Friedrich aber beurtheilt die Sachen aus seiner Stellung in der Nähe anders, und wenn man dieselbe wohl erwägt; so dürfte

man, auch ohne Preuße zu sein, vielleicht noch jetzt mit Joh. v. Müller sagen: „Ich bin weit entfernt, entschuldigen zu wollen, was der unglückseligen Republik geschah; doch politisch lässt sich für den König das Meiste anführen."

Nachdem wir so den handelnden Personen unsre Aufmerksamkeit gewidmet, kehren wir zu den Begebenheiten selbst zurück. St. Petersburg ist die Bühne des gesammten Drama's; hier wurde Polen getheilt. Die Konföderazion hatte sich selbst aufgelöst, da sie, nach dem missglückten Versuche, des Königs sich zu bemächtigen, an sich selbst verzweifelt. Die Glieder der Verwaltung, welche in Teschen versammelt waren, gingen auseinander, sobald Oesterreich seine Politik veränderte. Joseph Zaremba, bisher Hauptführer gegen die Russen, bat Katharinens Gesandten v. Saldern um Verzeihung und fiel ab; Kasimir Pulawski ging in die Neue Welt, die Unabhängigkeit zu verfechten und für sie zu fallen. Die übrigen Konföderirten fassten zu Braunau in Baiern eine Protestazion ab und sandten sie fruchtlos allen europäischen Höfen zu. So endete der Kampf in Polen gegen die Kaiserinn, in deren Hofburg nun, den 17. Februar 1772, die geheime Uebereinkunft zwischen ihr und Friedrich wegen Theilung der Nachbarrepublik vollzogen wurde. Beide Mächte leisteten sich für ihre Erwerbungen, welche sie im Juni besetzen wollten, die Gewähr. Oesterreich zum Beitritt zu bewegen, war mühelos; hatte doch Kaunitz schon im Januar, trotz seines Bundes mit der Pforte, dem Fürsten Gallitzin vertrauensvoll gerathen, wenn Polen den drei Mächten zu gleichen Losen nicht genüge, noch einem andern (den Türken nämlich) einiges Gebiet zu nehmen. So trat denn Maria Theresia, den 4. März, dem Bunde bei; bestimmte nun aber einen so maßlosen Theil für sich, daß neue Unterhandlung nöthig wurde, welche indeß auch in dem petersburger Theilungsvergleiche der, auf das ruhige Zuschaun des übrigen Europa fest bauenden drei Mächte, vom 5. August, friedlich endete, nach welchem Russland Polnisch-Liefland, den größten Theil der Woiwodschaft Witebsk, den Haupttheil von der Woiwodschaft Polock, die ganze Woiwodschaft Mscislaw und die beiden Enden der Woiwodschaft Minsk erwarb, woraus es die Gouvernements Polock und Mohilew bildete, etwa 3500 Q.-Meilen; Oesterreich gewann etwa 2500 Q.-M., nämlich die Zipser Gespannschaft, welche wieder zu Ungarn gelegt wurde, und die Hälfte der Woiwodschaft Krakau, einen Theil der Woiwodschaft Sendomir, die Woiwodschaft Roth-Russland, den größten Theil der Woiwodschaft Belz, Pokucie und ein Stück von Podolien, welche zu einem Königreiche Galizien und Lodomirien erhoben wurden. Preußen bekam Polnisch-Preußen, außer Danzig und Thorn, und einen Theil von Großpolen bis zur Netze, 631 Q.-M.

mit 504,800 Einwohnern und mit anderthalb Millionen Thalern Einkünften; aber sein Zuwachs hatte doppelten Werth, weil er Pommern und die Neumark mit Ost-Preußen verband und den König, durch den Besitz der Weichselmündung zum Herrn des polnischen Handels machte.

Uebrigens leisteten die drei Mächte sich für ihre Erwerbungen die Gewähr und versprachen sich's, Polen zu der Einwilligung in die Abtretungen zu vermögen. Der russische Gesandte v. Stackelberg, welcher in Warschau, wie seine Vorgänger, unumschränkt gebot, übergab den 18. September der polnischen Regierung eine Note mit der Nachricht von der Theilung; worauf die Gesandten der drei Mächte, v. Stackelberg, v. Benoit und v. Rewitzky dem Könige und der Republik zu erkennen gaben, daß die drei verbundenen Mächte, zu Verhütung ferneren Blutvergießens und zu Herstellung des Friedens in Polen, sich einverstanden hätten, gewisse unzweifelhafte Rechte auf einige polnische Provinzen geltend zu machen; daher sie einen Reichstag begehrten, der über die neuen Gränzen mit ihnen sich vergleichen möge.

Stanislaus hatte seit 1768 ganz leidend auf dem Thron gesessen; jetzt schämte er sich so schmählicher Theilung und eiferte dagegen; doch rief er auf Begehr der fremden Minister einen Reichstag auf den 8. Februar des Jahres 1773 zusammen.

Friedrich ließ den 13. September 1772 seine neuen Länder besetzen und machte dies den Unterthanen derselben feierlich bekannt, indem er Alle in ihrem Eigenthum und in ihren Rechten, geistlichen und weltlichen, zumal die Römisch-Katholischen in freiem Gottesdienste schirmen und alle Wohlgesinnte glücklich und zufrieden machen werde; auch wurden alle Stände eingeladen, am 27. September im großen Ordensrempter des Schlosses Marienburg die Huldigung zu leisten, wozu der G.-L. v. Stutterheim der Aeltere und der Staatsminister v. Rohd beauftragt und mit Medaillen für die Huldigungsdeputirten, welche an zwei Tafeln gespeist wurden, und mit 2000 Thalern baaren Geldes zum Auswerfen versehen waren.

Noch fehlte die Anerkennung Polens. Der Reichstag, welchem stürmische Berathungen vorangingen, wurde in Warschau den 19. April 1773 eröffnet: der Präsident Poninski war, gleich anderen Landboten, den Russen zugethan. An der Spitze der Patrioten, welche das Elend des Vaterlandes zu genehmigen durchaus versagten, zeichnete sich Thaddäus Reyten, Polens Cato, aus. Die theilenden Mächte drängten durch ihre Diplomaten und durch ihre Waffen zum Ziele hin und, ein günstiger Ausschuß genehmigte, während der Untergang des Jesuiterordens die Welt auf andere Art beschäftigte, die Theilung Polens, dessen

übriges Gebiet die drei Mächte feierlich verbürgten. Die Rechte der Dissidenten wurden den Katholiken preisgegeben: sie bleiben vom Senate ausgeschlossen, dürfen auf ihren Kirchen keine Glocken haben und sollen, wenn sie an katholischen Festtagen ihre Leichen bestatten, dies bei frühem Morgen oder nach dem katholischen Gottesdienste thun.

Wie diese Begebenheit an sich eine sehr merkwürdige Zeiterscheinung war; so ist noch, außer der leicht erklärlichen Gleichgültigkeit des großen Haufens in den losgerissenen polnischen Gebieten, wichtig, daß keine unbetheiligte Regierung kräftig einsprach: England war zufrieden, daß es Danzig und Thorn, für seinen Handelsvortheil, bei der Republik erhielt; Ludwig 15. sah, seiner Freundinn du Barry zu Liebe, ruhig zu.

So fiel Polen mit 12 Millionen Einwohnern.

Es fehlte den drei Mächten nicht an Beweisen für die Gültigkeit ihrer Forderungen. Die gelehrten Abhandlungen der Höfe, auch eine berühmte Widerlegung derselben, sind in Druck erschienen. Der Minister v. Hertzberg hatte in seiner Schrift mit vieler Gründlichkeit erörtert, daß Pomerellen ein altes Eigenthum der Herzoge von Pommern gewesen, daß es, nachdem Mestwin, der letzte Herzog von Danzig, 1295, ohne Erben gestorben, den Stammvettern desselben, den Herzogen von Stettin anheim gefallen, gewaltsam aber durch Pribislav 2. Herzog, seitdem König von Polen, ihnen entrissen sei, ohne daß jene ausdrücklich darauf verzichtet; daß folglich Kurbrandenburg, als Erbe von ganz Pommern, jenes Land mit vollem Rechte sich wieder zueigne. Dieser Diplomat bewies auch: daß die Mündung oder der Hafen, den die Weichsel bei Danzig bildet, nicht dieser Stadt, sondern, als Eigenthum der Abtei Oliva, und in Ansehung der Landeshoheit dem Könige von Preußen, als rechtmäßigem Herrn von Pomerellen oder Kleinpommern, d.h. dem Lande zwischen der Weichsel, Netze, Ostsee und dem brandenburgischen Pommern gehöre. Die übrigen Gebiete von Polnisch-Preußen, nämlich das Bisthum Ermland, sammt den Woiwodschaften Marienburg und Kulm, nahm Preußen des, ihm so lange entzogenen Besitzes der Provinz Pomerellen und anderer nicht geltend gemachter Ansprüche wegen; auf Elbing wurde eine alte Pfandschuldforderung von 400,000 Thalern nachgewiesen. Der berliner Hof war Anfangs Willens gewesen, die Rechte Schlesiens auf die Woiwodschaften Posen und Kalisch geltend zu machen.

Die Abtretungsverträge wurden den 18. Sept. 1773 in Warschau unterzeichnet, der preußische von dem Legazionsrath v. Benoit und polnischer Seits von dem Bischof von Cujavien v. Ostrowski sammt 89 Landboten: die Republik verzichtete darin auch zu Preußens Gunsten auf den im welauer Vertrage vorbehaltenen Rückfall des Königreiches

Preußen nach dem Erlöschen des brandenburgischen Mannsstamms, so-
wie auf die Oberlehnsherrlichkeit über die Herrschaften Lauenburg und
Bütow; auch auf die Einlösung der Starostei Draheim. Durch die bei-
den letzteren Bestimmungen verlor der Bromberger Vertrag seine Kraft.
Also waren Ost- und West-Preußen, seit dem Thorner Frieden getrennte
Theile, endlich wieder ein ganz unabhängiges, von allem Lehnsverbande
befreites preußisches Besitzthum.

Da die polnischen und die türkischen Angelegenheiten einmal in Ver-
bindung gebracht waren; so vermittelten nun, nachdem jene entschieden
dalagen, Preußen und Oesterreich auch den Frieden zwischen Rußland
und der Pforte, was Katharina gern annahm. Seit dem 10. Juni 1772
war Waffenruh zu Lande, seit dem 13. Juli auch zur See; den 26. ver-
sammelten sich die Friedensbotschafter, von preußischer Seite der Major
v. Zegelin, zu Fokdschani in der Wallachei unfern der Donau; und da
man hier nicht einig werden konnte; so wurde der Kongreß in Buchareſt,
den 17. Okt., ohne die vermittelnden Gesandten erneuert; doch zerschlug
sich auch diese Unterhandlung den 15. Februar 1773; der Krieg erneuert
sich und wird unter abwechselnden Erfolgen fortgeführt. Endlich findet
sich der Großwezir Muschin Zadé sammt der heiligen Fahne in Schumla
umzingelt, Mustapha ist gestorben und sein Bruder, der neue Sultan Ab-
dul Hamid schließt durch seinen Abgeordneten Resmi Achmed Efendi im
Lager des F.-M. Gr. Rumänzow-Sadunaisky zu Kainardsché, fünf
Stunden von der Donau, den 21. Juli 1774 Frieden, was Katharinen
doppelt erwünscht kam. Sie gewann, zu der großen polnischen Erwer-
bung, die Unabhängigkeit der Tataren in der Krim, im Budschack und
Kuban, den Besitz der Festungen Kertsch und Jenikale in der Krim und
des Kastels Kinburn an der Dnieper-Mündung; die freie Schifffahrt auf
dem Hellespont, dem Propontis und Archipel; auch 4½ Millionen Rubel
Kriegeskosten. Jemeljan Pugatschew, ein gemeiner Kosake, der sich im
Oktober 1773 für Peter 3. ausgegeben, konnte nun mit Macht angegrif-
fen werden. Er hatte die Kosaken am Don und Jaik, welcher Fluß seit-
dem Ural genannt wurde, in den Bezirken von Orenburg und Kasan auf-
geregt und selbst unter den russischen Großen viele Zustimmung gefunden.
Nun wurde der kühne Empörer eingefangen und hingerichtet.

So vereinigte sich Alles, die Kaiserinn im Innern und von Außen
mit Hochachtung gebietenden Erfolgen zu bekränzen, wodurch sich Frie-
drich in seinen politischen Rücksichten auf Rußland immer mehr entschie-
den fand.

Die polnischen Angelegenheiten schwebten noch zum Theil. Oester-
reich nahm mehr, als ihm bewilligt war; um Verhältniß in die Erwer-

bungen zu bringen, folgte Preußen nach und nahm die alte und die neue Netze, ehemals Gebiete der Neumark, zu Pomerellen hinzu, welches neue Land der Netzdistrikt genannt wurde, 139 Q.-M. mit beinahe 150,000 Einwohnern, von welchen der Geh.-Rath v. Brenckenhoff zu Inowraçlaw, den 22. Mai 1775 die Huldigung empfing; der Hof von Warschau hatte Alles, auch Waffenmärsche unter General Krusczewski vergebens dagegen aufgeboten.

v. Brenckenhoff hatte schon im September 1772, bei der Besitznahme von dem Netzdistrikte, ohne königliche Erlaubniß, die Gränzen zwei Meilen über die Bestimmung weiter hinausgerückt, um die Lubcozinischen Güter der preußisch gesinnten Generalinn Skorzewska mit einzuschließen. Friedrich genehmigte dies nicht nur beifällig, sondern ließ kurz darauf noch zweimal die Gränzpfähle, mit großer, mehr als politischer Umsicht der Verhältnisse unvermerkt weiter rücken. Der polnische Hof führte in St. Petersburg Beschwerde über das immer eigenmächtigere Umsichgreifen der Preußen und Oesterreicher und die Kaiserinn Katharina schrieb darüber, den 26. Mai 1774 abmahnend an den König, bemerkte in ihrem Briefe auch, wie die deutsche Kaiserinn, statt mit dem Sobrucze-Flusse als Gränze zufrieden zu sein, bis zum Seret vorgedrungen. Friedrich führt in seiner höflichen Antwort vom 27. Juni für sich an, daß er nur, um wieder Gleichheit in das von Oesterreich gestörte Verhältniß der Erwerbungen zu bringen, die ihm ursprünglich zugesprochene ganze Netze im vollen Sinne des Worts besetzt habe.

Da Russland eifersüchtig und Polen schwierig war, die neuen Abtretungen auf rechtlichem Wege zu gewähren; so musste man für den Fall der Noth in den Waffen bleiben. Doch blieb der Süden und der Westen von Europa in einer, den nordischen Mächten so vortheilhaften Lage, daß die östlichen Angelegenheiten in Ruhe zu Ende gebracht werden konnten.

Preußen und Polen schlossen, 1775 den 24. Mai, einen sogenannten Conventions-Zoll-Tarif, welcher noch jetzt in soweit zur Ausführung kommt, als der 1816 mit Russland wegen Polen abgeschlossene Handelsvertrag nichts Abweichendes anordnet; und endlich kam zwischen eben diesen beiden Mächten den 22. August 1776 auch der Gränzvergleich in Warschau zu Stande, nachdem Preußen, auf Russlands Vorstellungen, einen Theil des Goplosees, das linke Ufer des Flusses Drewenz und einige Dörfer in der Nähe von Thorn, überhaupt 66 Ortschaften mit 7166 Einwohnern an Polen zurückgegeben.

Friedrichs spätere Erwerbungen in Polen schienen bei der russischen Kaiserinn keinen ganz günstigen Eindruck zurückgelassen zu haben. Frankreich suchte davon Vortheil zu ziehen; selbst Kaunitz nutzte die Gelegenheit,

Zwietracht zu hegen: der König aber sandte seinen Bruder Heinrich, den 20. März 1776 zum zweiten Male nach St. Petersburg, die Verbindung beider Mächte aufs Neue zu befestigen. Glich schon die liebenswürdige Persönlichkeit dieses großen Prinzen jede Verstimmung leicht wieder aus; so gab ein Trauerfall in der kaiserlichen Familie Anlaß, seine Verdienste in noch glänzenderem Lichte zu offenbaren. Es starb nämlich, bald nach seiner Ankunft, die Großfürstinn Natalia Alexiewna bei der Entbindung von einem todten Kinde. Prinz Heinrich tröstete und beruhigte den gebeugten Großfürsten Paul und gewann späterhin seinen Vorschlägen zu einer neuen Ehe (mit der 1828 verstorbenen verwitweten Kaiserinn) eine willige Aufnahme: ein wichtiges Ereigniß für den König von Preußen, welcher auch die erste Ehe angelegentlich zu Stande gebracht hatte.

Katharina hatte den Prinzen Heinrich für sein Benehmen in den Tagen des Unglücks aufs Neue hochachten müssen. Sie sahe es ungemein gern, daß er sich nun auch der Wiedervermählung ihres Sohnes annahm. Anfangs Juni reiste der Großfürst, im Gefolge des Marschalls Gr. Rumänzow des Transdanubiers, des Prinzen Kurakin, des Grafen Nikolaus Soltikow und des Boyaren Narischkin von Sarskoe-Selo nach Berlin ab. Tages darauf der Prinz Heinrich. In Riga, wo beide sich vereinigten, trafen schon Briefe von der Kaiserinn ein für den König und für den Prinzen, und für die Prinzessinnen von Würtlemberg: die drei letzteren sollten eingehändigt werden, wenn das Herz ihres Sohnes sich für die Prinzeß Sophie Dorothee Auguste bestimme.

Friedrich machte zu dem Empfange des willkommenen Gastes in aller Art viele Anstalten. Selbst schöne Linden, welche vor Bürgerhäusern in Berlin standen, kaufte er, um sie nach Sans-Souci schaffen zu lassen; die Zahl der Pagen wurde vermehrt, acht neue Lakaien wurden angenommen und der G.-L. v. Lentulus ging mit einem ganzen Gefolge dem russischen Thronerben bis Memel entgegen, um ihn im Namen des Königs zu empfangen und nach Berlin zu begleiten, wo er den 21. Juli eintraf. Der König ging dem Großfürsten bis vor seine Wohnung entgegen. Paul sagte: „Sire, die Beweggründe, welche mich von dem äußersten Norden bis in diese glücklichen Gegenden führen, sind das Verlangen, Sie der Freundschaft zu versichern, welche für immer Russland und Preußen vereinigen soll, und die Sehnsucht, eine Prinzeß zu sehen, welche auf den Thron der Moskowiter zu steigen bestimmt ist. Indem ich sie aus Ihren Händen empfange, wage ich es, Ihnen zu versprechen, daß diese Fürstinn mir und der Nazion, über welche sie regieren wird, um so theurer ist. Endlich erlange ich, was ich solange gewünscht habe: ich kann den größten der Helden, die Bewunderung unserer Zeit und das

Staunen der Nachwelt betrachten." — Der König erwiderte: „Ich verdiene so große Lobeserhebungen nicht, mein Prinz; Sie sehen in mir nur einen alten kränklichen Mann in weißen Haaren; aber glauben Sie, daß ich mich sehr glücklich schätze, in diesen Mauern den würdigen Erben eines mächtigen Reichs, den einzigen Sohn meiner besten Freundinn, der großen Katharina zu empfangen."

Darauf wandte Friedrich sich zu dem Grafen Rumänzow und sprach: „Sieger der Ottomanen, sein Sie willkommen! Ich finde viele Aehnlichkeit zwischen Ihnen und meinem Generale Winterfeldt!" —„Sire, versetzte der russische Marschall, es würde mir sehr schmeichelhaft sein, selbst nur unvollkommen einem Generale zu ähneln, der sich so ruhmvoll in Friedrich's Dienste ausgezeichnet hat."— „O, erwiederte der König, Sie können vielmehr stolz sein auf die Siege, welche Ihren Namen bis auf die entfernteste Nachwelt bringen werden."

Die württembergischen Herrschaften waren schon vor dem Großfürsten in Berlin angekommen und schon den 23. wurde die Verlobung gefeiert. Die prachtvollsten Festlichkeiten währten bis zur Rückkehr der hohen Gäste, am 5. Aug. fort; auch Prinz Heinrich empfing den Großfürsten in Rheinsberg sehr glänzend. So stellte sich die alte Innigkeit zwischen dem berliner und dem russischen Hofe wieder her. Die Vermählung des Großfürsten mit der württembergischen Prinzeß aber, welche seit dem Uebertritte zur griechischen Kirche Maria Feodorowna hieß, erfolgte in St. Petersburg den 7. Okt. desselben Jahres noch.

Friedrich nahm, als er das alte polnische Preußen erworben, den Titel eines **Königs von Preußen** an, da er, wie seine beiden nächsten Vorgänger, bisher nur König **in** Preußen gewesen. **Westpreußen** wurde das neue Land den 31. Januar 1773 genannt, im Gegensatze das älteren Preußens, welches seitdem **Ostpreußen** hieß.

Westpreußen wurde von Friedrich mit derselben liebevollen Sorge verwaltet, wie Schlesien als neue Provinz; aber die Erwerbung von 1740 war der von 1772 weit überlegen durch Kultur des Bodens und der Bewohner. In dem glücklicheren Schlesien folgten dem landesväterlichen Bemühen schnelle, reiche Ernten; in Westpreußen musste ein, zum Theil stiefmütterlicher Boden für Menschenwohl erst mühsam vorbereitet werden; die Menschen selber harrten noch ganz der geistigen Belebung: doch widmet Friedrich der unergiebigeren Landschaft sich, wie der üppigen und wenn der Leser sich noch verwundet fühlen sollte durch die **Erwerbung** von Westpreußen; so wird sein Herz sich über die wohlthätige Verwaltung, welche die schönste Bürgerkrone in Friedrich's graue Locken flicht, nur freuen können.

Schon den 11. Mai 1772 ließ der König den Präsidenten Roden nach Sans-Souci kommen, und nachdem derselbe über seine Verrichtungen im Mindenschen Bericht erstattet; so leitete der König mit der Frage, ob er schweigen könne, den neuen Auftrag ein: „Ich werde nächstens, fuhr er fort, das polnische Preußen in Besitz nehmen, auch einige Stücke an der Netze; Ich will, daß Ihr Mir darin die Kontribuzion auf ostpreußischen Fuß einrichten und durch eine Klassifikazion festsetzen sollet. Aus allen Kammern habe Ich die auserlesensten und besten Kriegesräthe notiren lassen, die gebe Ich Euch mit und eine gute Anzahl Ingenieurs, die die Vermessung verrichten sollen. 40 sind schon notirt, es kommen noch mehrere; Ich werde Euch sowohl von denen Räthen, als Ingenieurs die namentlichen Listen geben. Ihr müsset eine Instrukzion für die Klassifikazions-Kommission und Ingenieurs machen, die Ihr Mir in Marienwerder, wo Ihr den 1. Junii eintreffen müsset, zur Vollziehung vortragen könnet." — „Demnächst, sagt Roden weiter, diktirten Se. K. M. mir noch folgende Punkte, so mit in der Instrukzion zu fassen: 1) Mit dem Bisthum Ermland soll der Anfang gemacht und zuerst vorgenommen werden. Demnächst das Marienburg- und Culmsche; dann die Stücke an der Netze und zuletzt Pomerellen; 2) die Kommission soll sich jedesmal in der Mitte der Provinz versammeln; 3) sowie eine Provinz fertig ist, soll darin sofort die Kontribuzion introducirt werden; 4) die Vermessungskarten können von den Edelleuten gefordert und allenfalls rektifiziret werden; 5) die Ackerstädte sollen mit zur Kontribuzion gezogen werden, gleich den Dörfern und sollen keine Akzise geben; 6) die Klöster sollen, wie in Schlesien, 50 p. C. geben; 7) die Handwerker auf dem platten Lande sollen in die Städte ziehen." — „Alles was sonst noch ist, muß Er der Instrukzion zufügen. Ich habe sonsten zu dergleichen Sachen einen Minister gebrauchet, Ich habe aber das Vertrauen zu Ihm, Er wird Seine Sachen gut machen und Alles nach Meiner Idee einrichten. Er soll in Berlin nicht sagen, wo Er hingehet. Nun, Gott bewahre Ihn."

Dem Präsidenten v. Domhardt hatte der König schon im Okt. 1771 eigenhändig vorgeschrieben: 1) die adligen Güter, hinsichtlich der Kontribuzion, den in Preußen auf gleichen Fuß zu behandeln; 2) die Starosteien und geistlichen Güter als Domänen einzuziehen und zu verpachten: die Besitzer beider aber zu entschädigen; 3) Ermland zu Ostpreußen zu legen und für die übrigen Theile, wovon aber die Kabinetsordre vom 2. März 1772 Lauenburg, Bütow und Draheim zu Pommern schlug, eine Kammerdeputazion in Marienwerder, Dirschau oder Kulm, mit einem Direktor und einigen Räthen, abhängig von der Kammer in Königsberg zu stiften; 4) Landräthe anzustellen; 5) ein Justizkollegium in Marien-

werder oder Marienburg zu errichten; 6) in den größeren Städten die Akzise mit Behutsamkeit, ohne Störung des Handels und zur Beförderung der Manufakturen einzuführen; 7) die Kantons für 4 Infanterie-Regimenter und 4 Garnisonbataillone, ein Husarenregiment und die Artillerie mit 6600 Mann und 6000 Artillerieknechten im Kriege einzurichten. Die Unterhaltungskosten dieser Truppen wurden mit 580,000 Thalern und die Zahl der Kantonisten auf 3 p. C. des männlichen Geschlechts in Friedenszeit veranschlagt. — Die Intendantur, welche den Pfandbesitz des Elbingschen Gebiets seit 1706 verwaltete, wurde durch die K.-O. vom 20. Okt. 1771 aufgehoben, weil Elbing nun unter der Kammer stand.

Nach diesen vorläufigen Anordnungen aus der Ferne traf der König den 4. Juni 1772 Mittags 11 Uhr selbst in Marienwerder ein, fragte v. Domhardt beim Uebersetzen über die Weichsel, ob Roden da sei; stieg zu Pferde und ritt durch die Stadt in's Lager, um Spezialrevue zu halten. Neben den Truppenübungen wurden die fünf Tage der gesammten innern Verwaltung der neuen Provinz gewidmet. Den 6. wurde v. Domhardt zum Oberpräsidenten über sämmtliche vier preußische Kammern ernannt. Er und Roden wurden umständlicher beschieden, und da ein Kourier aus Russland die Besitznahme noch auf länger als 6 Wochen hinausschob: so sollte Roden sich zuvor mit dem ostpreußischen Kontribuzionswesen völlig vertraut machen und dann zu seinen Aufträgen im Ermland 6 Wochen, in Marienburg 2 Wochen, im Kulmschen 6 Wochen, in den Stücken an der Netze 3 Wochen und in Pomerellen 6 Wochen Zeit haben. „Sowie Er mit einer Provinz fertig ist, sagte der König, muß sofort das Catastrum an die Kammer gehen und die Kontribuzion introduziret werden und sowie die Besitznehmung geschehen, schreitet Er zum Werke."

Friedrich fuhr den 8. Juni vom Manöverplatze über Kulm nach Potsdam zurück; und da er nicht mehr selbst nach Königsberg ging, so ließ er den Prinzen von Preußen in diesem Jahre Ostpreußen und Lithauen bereisen.

Als endlich die Besitznahme von Westpreußen und dem Netzdistrikte erfolgt war, wurde der ostpreußische Kammerbezirk Marienwerder jenem zugelegt; das dreimal soviel zählende Ermland dagegen zu Ostpreußen geschlagen. Die Marienwerdersche Kammer umfasste den Kulm- und Michelauschen, den Riesenburg- und Marienwerderschen, den Conitzischen und den Dirschau- und Stargardschen Kreis; die 1775 in Bromberg errichtete, von Marienwerder abhängige Kammerdeputazion begriff den Croneschen, den Camin- und Inowraçlawschen und den Brombergschen Kreis. Der schleunigeren Verwaltung wegen arbeitete Friedrich mit den Männern, die sein Vertrauen hatten, unmittelbar und die westpr. Kammer

wurde erst d. 3. Januar 1782, bei v. Dombardts Absterben unter das Generaldirektorium gestellt; der Netzdistrikt war 1775 an die brombergsche Kammerdeputazion übergegangen.

Die Rechtspflege übertrug der König den 21. September 1773 dem Großkanzler Freih. v. Fürst; er erklärte, wie er sich's zum unabänderlichsten Gesetz gemacht, in keiner einzigen Justizsache einen unmittelbaren Ausspruch zu thun. Die Marienwerdersche Regierung, der oberste Gerichtshof für Westpreußen, umfasste auch die Herrschaften Lauenburg und Bütow, deren Kameral- und landständische Verfassung zu Hinterpommern gehörte; in Lauenburg selbst wurde das bisherige Tribunal aufgehoben und an die Stelle des alten Grod- (Burg) oder Land-Gerichts daselbst wurde ein Landvogteigericht für die lauenburg-bütowsche Ritterschaft eingerichtet. Das Hofgericht in Bromberg erwarb sich zuerst in den ganzen preußischen Staaten das Verdienst, daß es, statt der Patrimonialgerichte, eigene Rechtskollegia bildete, indem mehrere adlige und Privat-Gutsbesitzer, welche das Recht der Gerichtsbarkeit hatten, zusammentraten. 1783 war diese wohlthätige, in Ostpreußen und Schlesien nachgeahmte Einrichtung beendet. Ja, in Schwetz entstand ein „Kombinirtes Königliches und adliges Kreisjustiziariat."

So trat die preußische Justiz, Allen gerecht, an die Stelle der Verwirrung und Rechtlosigkeit: der Besitz war, auch durch das Hypothekenwesen gesichert; der Gutsherr hörte auf unumschränkt zu sein, sein Unterthan trat in den Schutz des Staats und der Gesetze. Die Schaarwerksbauern hörten auf Leibeigene zu sein; ihr unsicherer Besitz wurde durch die Verordnung zur Vererbung der Bauerhöfe vom 20. Febr. 1777 mehr begründet; ohne rechtskräftiges Erkenntniß durfte keiner seines Hofs entsetzt werden; die Roboten oder Hofedienste ermäßigte der König.

Nur die Privilegirten schienen unter der preußischen Verwaltung einzubüßen und schon den 6. Juni 1772 drohete der König, die Woiwodschaften und Starosteien Derer einzuziehen, welche den Huldigungseid verweigern würden; doch gab die Ordre vom 10. Januar 1773 den Gutsbesitzern, welche in Polen Woiwoden und Kastellane waren, nach, dem Senatus Consilii in Warschau beizuwohnen; auch wurde die Diözesanverbindung der katholischen Kirche mit auswärtigen Bischöfen beibehalten und als Friedrich die Starosten entschädigte, die Grazialgüter den Besitzern ließ, alle giltige Gerechtsame bestätigte, den Verkauf der adligen Güter Derer, die Polen vorzogen, erleichterte; so fanden sich Ergebenheit und Treue bald: die Dissidenten waren dem protestantischen Fürsten, Bürger und Bauern dem wohlthätigen Landesvater, der gerechten Herr-

schaft jeder zugethan: darum kam auch der größte Theil von denen wieder, welche Anfangs, zu Tausenden aus Furcht vor dem Kriegesdienste ausgetreten waren.

Was doch die Einzelnen vielleicht in Westpreußen und dem Netzdistrikte unter dem neuen Herrn verlieren mochten; das Ganze gewann durch Friedrich's Sorgen und durch seine segensreichen Geldanlagen unbeschreiblich.

Der eben erst der Sklaverei entrissene Bauer, über dessen Leben und Tod bis zur polnischen Reichstagssatzung von 1768 noch das Recht in des Leibherrn Händen lag, fand sich Anfangs schwer bei seiner besseren Berufung und dem Könige missfiel die schlechte Bauart in den Dörfern, die Unordnung und Unreinlichkeit in den Wirthschaften, das dünne Säen auf den Feldern, wie die ganze polnische Trägheit, welche, mit der Betriebsamkeit in Schlesien verglichen, doppelt unangenehm berührte und zu jeder unternehmenderen Regsamkeit untüchtig schien. Butter und Käse sollte das Landvolk besser zubereiten; von dem vieljährigen Ruhelande versuchsweise im Kleinen, wie in England, das Heidekraut abmähen, auf Haufen verbrennen, und die Asche sammt anderem Dünger unterpflügen, oder Lupinus (Wolfsbohne) und Turnipse aussäen, das Kraut unterpflügen und dann Luzern zu künstlichen Wiesen säen: — Brücher und Moräste in der Tuchelschen Haide von etwa 20 Morgen sollten urbar gemacht, Lein- und Hopfenbau mehr befördert, selbst der Weinstock angepflanzt werden.

Auch die bessere Fischerei in den Landseen wurde angeregt: es sollten russische Netze angeschafft und sachverständige Leute angesetzt werden, welche das Einsalzen und Räuchern der Fische zum Handelsbetrieb besorgen könnten. Was sich aber von Seen und Teichen irgend zur Entwässerung eignete, wurde urbar gemacht.

Den Kulturzustand der vielen wüsten Vorwerke zu verbessern, begünstigte der König die Erbpachten, als einen heilsamen Hebel; aber er sagte: „wie es ihm wohl bekannt sei, daß die mehresten in Westpreußen so sehr an ihren alten üblichen Gewohnheiten kleben, daß sie davon durch keine vernünftige Anweisung und gütige Behandlung abzubringen sind. Sie müssen durch Drohung umgekehrt werden, daß wenn sie sich nicht im Guten bequemen, sich nach der ihnen zu gebenden Anweisung einer bessern Ordnung und Kultur ihres Ackerbaues zu befleißigen, sie sodann auf die österreichische Methode behandelt und eben so tractiret werden würden, wie es mit denen geschehen, die unter österreichische Hoheit gekommen sind, damit sie sich nach und nach von ihrer alten Trägheit abgewöhnen und ihre Wirthschaft besser einlenken. Wird das Volk nicht

in einen andern Schlenter gebracht; kann die Provinz nie in einen bessern Wohlstand kommen."

Ansiedelung von Deutschen und Schulen halfen Friedrichs Absichten zur Bildung der Provinz am Besten. Auf beide wurden großartige Kosten gewandt; hier kannte der wirthschaftliche Landesvater keine ängstliche Sparsamkeit und die königliche Freigebigkeit hat sich, wenn auch spät, in aller Art sehr reich belohnt: am erfreulichsten durch unwandelbare Treue, als mit der Ankunft der Franzosen die Stunde der Versuchung schlug, und Friedrichs Schulen sich bewährten.

Es ergreift uns eine wahrhaft herzerhebende Freude, wenn wir in den Urkunden Blatt für Blatt des Königs Sorgen für die Schulen antreffen, den Begriff der Menschenrechte unter dem stumpfen Volke anzuregen, und das Wohl zukünftiger Geschlechter vorzubereiten. Auch auf diesem Gebiete finden sich rege Gehülfen: die Professoren Semler und Schultze in Halle brachten 60 evangelische Schulhalter für Westpreußen zusammen, die sie zum Theil selbst sehr sorgsam vorbereiteten; auch der Minister Freih. v. Zedlitz unterwies sie bei seiner Anwesenheit zu Halle im Katechisiren. Der Minister v. Hoym schaffte 44 katholische deutsche Schulhalter, der Fürstbischof vom Ermland 83 katholische polnische; jeder bekam 60 Thaler jährlich und ein Stück Gartenland. Friedrich wünschte, daß der Adel seinem Beispiel folge, wozu die Kammer ermuntern sollte.

Das Kadettenhaus in Kulm wurde für 18,466 Thaler angelegt und den 7. Juni 1776 für 56 adlige Junker bestimmt, um die polnischen Geschlechter für den preußischen Dienst zu gewinnen; in fremde Dienste zu treten, oder auch nur ohne Erlaubniß außer Landes zu reisen war dem Adel untersagt.

Die Jesuiterkollegien wurden 1781 in Gymnasien verwandelt.

Auch für die Gesundheit des Menschen und des Viehes musste gleich durch Sanitäts- und Medizinal-Anstalten Rath geschafft werden, zuerst durch Verminderung der venerischen und anderer häufigen Krankheiten. Die nothwendigsten Landphysiker und Wundärzte wurden sofort angestellt, bis nach dem königlichen Willen allmälig 7 Kreisphysiker und eben so viele Chirurgen besoldet und ein Kollegium medikum in Marienwerder errichtet wurde. Auch Apotheker und Hebammen fanden sich bald in größerer Zahl.

Die Einführung des gleichartigen berliner Maaßes und Gewichtes half den bisherigen Beschwerden der großen Verschiedenheit ab, da fast jede Stadt ihre eigenen, ganz abweichenden hatte.

Das Feuersozietätsreglement betraf ursprünglich das platte Land; — die Posteinrichtung brachte der Landschaft ein ganz neues Gut.

Die anzustellenden Landräthe sollten wenigstens 35 Jahre alt sein und vorzugsweise aus den verabschiedeten guten Offizieren genommen werden.

Auf des Königs pommerschen und preußischen Küsten wurde 1783 die üble Gewohnheit, daß wenn ein Schiff das Unglück hat, wo zu stranden, die Küstenbewohner sich dessen sammt aller Ladung zueignen, und das arme Schiffsvolk dann nackend und bloß fortschicken, wo solche etwa sein sollte, ganz und gar abgeschafft.

Da wir Friedrich's staatswirthschaftliche Grundsätze kennen, so wundern wir uns nicht, sie auch bei der Verwaltung von Westpreußen wieder anzutreffen. Das landwirthschaftliche Gewerbe sollte rein den Dörfern; Handwerk, Manufakturen und Fabriken, Handlung den Städten bleiben: doch sollten beide sich durch kluge Wechselwirkung heben. Darüber erfreute der Bürger sich, wie der Bauer großer Vergünstigungen.

Die kleineren Ackerstädte wurden allmälig, sowie ihr Wohlstand wuchs, von der Kontribuzion befreit und der Akzise unterworfen, welche in den größeren Städten auf 300,000 Thaler veranschlagt und Anfangs der Kammer zur Verwaltung übergeben wurde.

Die Gewerke bekamen Innungsprivilegien und ansehnliche Unterstützung, auch Antrieb durch die vielen deutschen Einwanderer. Selbst Maurer, Zimmerer und Ziegelstreicher mussten für die Provinz aus Sachsen, Thüringen, Anspach und Baireuth verschrieben werden. Allmälig gewann denn auch das einträglichere Gewerbe des Wolle- und des Ledergeschäftes, der Brauerei, der irdenen Geschirre, wie der durch Monopole begünstigten Zuckersiedereien in Elbing und in Bromberg Schwung; und da der König den Städten überdies noch ansehnliche Retablissementsgelder gab; so erhoben sie sich zusehends aus ihren Trümmern, in denen sie zum Theil seit der Pest von 1709 gelegen.

Der Stadt Bromberg verlieh der König vier Jahrmärkte, deren zwei ganz groß, den Messen ähnlich waren; Jastrow bekam zwei bedeutende Vieh- und Pferdemärkte.

Einzelnen Ortschaften war Friedrich's Sorge, den polnischen Handel von Danzig abzulenken und für alle Bedürfnisse in Polen durch die eigenen Städte die Waaren anzuschaffen günstig. In Fordon wurde ein Weichselzoll erhoben, welcher bei der Montauer-Spitze verifizirt wurde; in Neufahrwasser war ein Seezoll, außerdem mehrere Landbinnenzölle wegen Thorn, Danzig und ganz Polen.

Die kostbaren Strombauten bei der Montauer-Spitze, die Nogath schiffbarer zu machen, und das Elbingsche Fahrwasser zu verbessern, wurden Fleiß und Kosten aufgewandt.

Ganz besonders berücksichtigte der König die vier ihm zugefallenen Vorstädte von Danzig, welche nicht nur in dem Danziger Stadtgebiete lagen, sondern, bis auf St. Albrecht, gar sich an die Werke der Festung anschlossen, sodaß Stolzenberg zur dominirenden Höhe gehörte. Diese erfreuten sich, neben der ihnen verliehenen städtischen Verfassung, vieler Vergünstigungen im Handel und Gewerbe: der Messverkehr, die Garnison und die Behörden für Akzise, Post und Lotterie vermehrten ihren Wohlstand ungemein; bis auch Danzig, 1793, huldigte, welches in den 20 Jahren so litt, daß die Getraideausfuhr in dieser Zeit nur 480,054 Last, mit 24,002 im Durchschnitt jährlich war, da sie von 1754 bis 1773 649,078, im Durchschnitt also 34,162 betragen.

In den Danziger Vorstädten an der Radaune und am Schwarzwasser bei Schwetz wurden Holzgärten angelegt. Für die Benutzung der Torfmoore und für die forstmäßige Einrichtung der Waldungen gab die Regierung Befehl und Vorschrift.

Einen sehr glücklichen Einfluß auf das gesammte städtische und ländliche Verkehr hatten die ununterbrochenen, zum Theil sehr großartigen Bauten, obenan der bromberger Kanal, dessen Bedeutung mit der wachsenden Blüte der Landschaft noch immer augenscheinlicher werden muß. Die erste Idee dieses vortrefflichen Werks gebührt dem Landbaumeister Jawein aus Rügenwalde in Pommern, welcher sich unter den technischen Beamten befand, die v. Brenckenhoffs einsichtige Wahl nach Bromberg zur Organisazion des Netzdistrikts mitgenommen hatte. Er überzeugte sich, daß es möglich sei, eine Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel herzustellen. v. Brenckenhoff setzte dem Könige die Wichtigkeit eines solchen Kanals für den Handel zwischen Polen und den altpreußischen Landschaften auseinander und Friedrich war von dem Vorschlage so ergriffen, daß er den 29. März 1772 von Potsdam aus Folgendes antwortete: „Vester rc. Ich habe Euch vor die Mir mit Eurem Bericht vom 27. d. M. gegebene Nachrichten von Pomerellen und den Strich Landes diesseits der Netze, und wovon Ich ungemein zufrieden bin, hierdurch danken und Euch darauf in Antwort zu Eurer Direction im Vertrauen nur so viel melden wollen, wie ich schon dieses Jahr mit Anlegung des Euch bewussten Kanals den Anfang machen zu lassen intentioniret bin, Ihr also Euren vorläufigen Ueberschlag davon wohl machen und auf wie hoch sich solcher wohl ungefähr belaufen dürfte, Mir anzeigen könnet.“

Anfangs Mai berechnete v. Brenckenhoff dem Könige in Potsdam persönlich die Kosten auf 231,180 Thaler 16 Gr. und bei des regsamen Mannes Rückkehr wurde das große Unternehmen dem glücklichen Erfin-

der des ersten Gedankens, Jawein, dem neumärkischen Baudirektor Hahn und dem Bauinspektor Dornstein aus Müllrose übergeben, welche sich über ihr Werk verständigten, und rüstig Hand anlegten: und da Friedrich diese, Weichsel, Warthe, Oder, Havel und Elbe, also Ostsee und Nordsee verbindende Wasserstraße nicht schnell genug haben konnte; so ließ v. Brenckenhoff Arbeiter aus Gegenden kommen, wo der Hunger plagte: aus Sachsen, Anhalt, Böhmen, Thüringen; unter denen aber, da sie viel in Sümpfen und im Wasser sich bewegten, trotz der umfassendsten Lazarethanstalten, eine gewaltige Sterblichkeit herrschte. Um den kostbaren Bau mit geringeren Geldmitteln auszuführen, ließ der König sehr viel Holz auf der Brahe, aus der Tuchelschen Starosteiheide durch den Maj. v. Zabeltitz in Beschlag nehmen und, ohne Schadenersatz verbrauchen. Im Sommer 1772 hatte man zu bauen angefangen und in einem einzigen Jahre war der Kanal durch 6000 Arbeiter beendigt, welcher die Brahe und Netze zwischen Bromberg und Nackel mit zehn hölzernen Schleusen verbindet und, bei 6924 Ruthen Länge, 5 Ruthen Breite, 3½ Fuß Tiefe, auf Oderkähne von 124 Fuß Länge, 13½ Fuß Breite und 766 Zentner Ladung, welche 2 Fuß 10 Zoll tief gehen, berechnet war. Die ganze Anlage kostete 739,956 Thaler baar, ohne das Tuchelsche und das aus königlichen Forsten entnommene Holz von 25,775 Stücken, 644 Latten und 11,967 Faschinen. Als Friedrich im Sommer 1773 die Schöpfung sah, fand er sich vollkommen befriedigt; die der Weichsel zufahrenden Oderkähne machten ihm große Freude. 1775 passirten schon 222 Schiffe und 1151 Flöße den Kanal, und gegenwärtig mehr als 600 Gefäße jährlich mit allen Arten von Kriegesbedürfnissen für die Festungen, mit Salz, Getraide und Kaufmannsgütern.

Bei Gelegenheit des Bromberger-Kanalbaues wurde die Netze von Driesen bis Nackel schiffbar gemacht. Eben so machte v. Brenckenhoff den Kuddowfluß von Schneidemühl bis bei Uscz in die Netze schiffbar.

Schon im Jahre 1773 begann der König auf der Grabower Kampe bei Marienwerder den Bau einer Festung, worüber Ob.-L. Graf d'Heintze die Aufsicht führte; aber im März 1776 mussten die Arbeiten, welche schon 200,000 Thaler gekostet hatten, wegen der unbesieglichen Zerstörungen der Weichsel wieder aufgegeben werden. Sachverständige und erfahrene Männer hatten das vergebens vorhergesagt. Statt der verunglückten Unternehmung wurde sogleich die Anlage einer Festung auf einer, die Weichsel und die ganze Umgegend beherrschenden Anhöhe bei Graudenz beschlossen und, nach des Königs Ideen von dem Ingenieurkapitän Gontzenbach, mit einem Kostenaufwande von vielen Millionen aus-

geführt, während Friedrich auch in der, vom Ob. v. Regler erbauten Festung Silberberg seine große Einsicht in diesem Theile der Kriegeskunst offenbarte. Graudenz und sein greiser Vertheidiger de Courbière haben sich 1807 bewährt, wie Friedrich's Volksschulen in Westpreußen und, wie die ganze Provinz selbst.

Mehr ins Allgemeine gingen die vielen kleineren Bauten an den Strömen und Häfen, an Akzise- und Zollhäusern, Kasernen, Pferdeställen, Exerzierhäusern, Lazarethen, Garnisonkirchen, Wachthäusern, Magazinen.

Die alten Werke der Baukunst sollten nicht zerstört, sondern zu gemeinnützigen Zwecken benutzt werden. Darauf wurde, ohne alle Schonung für die architektonischen Reste des Mittelalters, die Umschaffung begonnen. Das Schloß Marienburg sollte, was aber nicht zu Stande kam, eine Korrekzionsanstalt aufnehmen, als der König, zur Verminderung der überhand genommenen Bettelei und Besserung des liederlichen Volks, zum Nutzen des Staats, von den wüsten Schlössern ein paar räumliche Gebäude zu Arbeitshäusern einzurichten und, zu dem wohlfeileren Unterhalt, die in Schweden erfundene Maschine zur Zubereitung von Suppen aus Knochen, mit gar geringen Kosten und Feurung zu besorgen befohlen. Dafür wurde das Marienburger alte obere Schloß mit 44,304 Thalern Aufwand zur Kaserne eingerichtet; der große Rempter oder Huldigungssaal wurde zum Exerzierhause gebraucht, die Seitenflügel zu Offizierwohnungen eingerichtet und bei der Ausbesserung des Daches, 1783, aus dem Rittersaale acht Kolonistenwohnungen gemacht.

Die in der ganzen Provinz vertheilt liegende Besatzung setzte das bürgerliche und das ländliche Gewerbe in lebendige Thätigkeit durch einen glücklichen Geldumlauf. Die Reiterei veranlasste auch den Versuch eines Bauerngestüts.

Das Servis- und Einquartierungswesen, die Fouragelieferung, der Vorspann und die Grasung der Reiterei wurde, wie im übrigen Lande angeordnet. Die Kaufmannschaft in Elbing befreite der König von der Naturaleinquartierung, wie die in den alten Provinzen. Die Söhne von Vätern, welche wenigstens 6000 Thaler im Vermögen besaßen und nicht mehr als zwei Söhne hatten, waren vom Soldatendienste ausgenommen. Diejenigen Kantonisten wurden von den Fahnen entlassen, welche angesessen gewesen und sich nicht zum Kriegesdienste schickten.

Die 18 Mennonitengemeinden in Westpreußen, etwa 10,000 Seelen, blieben, nach ihren Glaubenssätzen, von aller Waffenpflicht, gegen eine namhafte Summe und gegen ein verhältnissmäßiges Rekrutengeld, 30 Thaler auf den Mann, befreit; Beides fiel so reichlich aus, daß das Kadettenhaus in Kulm dafür erhalten werden konnte. Ihre Duldung

war gleich bei der Besitznahme des Landes ausgesprochen worden; auch durften sie sich hin und wieder ansäßig machen: doch, damit den Kantons nicht Schaden geschehe, mit vorsichtiger Beschränkung.

Die zahlreicheren Juden (für die der König, wie er selbst sich ausdruckt überhaupt eben nicht portirt war), lebten in Westpreußen in denselben Freiheiten und Beschränkungen, wie ihre Brüder in seinen übrigen Staaten. Die armen wurden, wie die Zigeuner und Landstreicher verfolgt und 4000 Betteljuden über die Gränze gewiesen. Mit dem Wollhandel sollten sich die Israeliten auch hier nicht befassen; auf dem platten Lande wurden sie, wie in Ostpreußen, nicht geduldet, sondern nur in den akzisebaren Städten.

Um den polnischen Handel aus Danzig wegzuziehen, wies der König die wohlhabenden Juden in die Danziger Vorstädte Hoppenbruch, Stolzenberg und Langfuhr eigends hin und gab ihnen für diese drei Ortschaften ein Generalprivilegium und Reglement. Und „da die Erfahrung vielfältig gezeiget, daß die zur christlichen Religion übergegangenen Juden nicht sowohl aus wahrem Triebe und lautern Absichten, als vielmehr aus unerlaubten Endzwecken gehandelt;" so beschloß der König: „daß keine Juden zum Unterricht in der christlichen Religion eher angenommen werden sollten, bis nicht von ihrem unsträflichen Wandel sichere Nachrichten eingezogen und darüber schriftliche glaubhafte Atteste eingereichet worden." Den Rabbinern und Judenältesten, welche ohnehin ihr mit Verantwortungen verknüpftes Amt ganz unentgeldlich und ohne einige Belohnung führen müssen, suchte die Regierung mehr Achtung und Ansehn bei den Gemeinden zu verschaffen; sie entschied auch, daß die jüdischen Zeugen („weil die Juden den öffentlichen Schutz genießen und der jurium communium theilhaftig sind") in Sachen zweier Christen unter sich zugelassen werden sollen.

Die katholischen Einwohner machten in Westpreußen bei Weitem die Mehrzahl aus; die erste abgesonderte Zählung im J. 1784 ergab 203,721 katholische und 122,201 evangelische Christen. Die letzteren waren seit 50 Jahren sehr bedrängt gewesen, ihre Kirchen, im Caminer Kreise z. B. geschlossen und weggenommen. Ganz besonders hatte das päbstliche Breve vom 7. Sept. 1766 ihren Zustand verschlimmert. Friedrich verkündete allen Glaubensgenossen gleiche Duldung und beschränkte die Gerichtsbarkeit der katholischen Geistlichkeit darauf: die Amtsvergehen der katholischen Geistlichen zu bestrafen, die Streitigkeiten ihrer Glaubensgenossen unter sich, welche sich auf die innere Verfassung ihrer Kirche beziehen, zu schlichten, die Ehescheidungen in ihren Gemeinden zu berathen. Die westpreußische Regierung wachte darüber, daß „Niemand

der westpreußischen Vasallen oder Unterthanen ohne ihren Konsens in den Klosterstand aufgenommen werde;" späterhin forderte sie noch einen besonderen Lizentzettel des Kammerdepartements.

Die Bischöfe behielten 24,000 Thaler Einkünfte, die Aebte 7000 Thaler. Zur Bezahlung der 150,000 Thaler Schulden des, als Dichter und als Gesellschafter ausgezeichneten Fürstbischofs Ignaz Krasicki überwies der König 50,000 Thaler aus den eingezogenen geistlichen Gütern. Die Kruzifixe aus Bernstein, welche er bei der Huldigung zu Geschenken für vornehme Bewohner im Netzdistrikte bestimmte, konnten von seiner Achtung für die katholische Kirche zeugen und zugleich ein eigenthümliches Landesprodukt beliebt machen.

Die Evangelischen bauten sich nun für ihre, lange unbefriedigten Bedürfnisse Gotteshäuser in Flatow, Zempelburg, Vandsburg, Lobsens, Schneidemühl; auch baute der König auf seine Kosten evangelische Kirchen und Bethäuser in Westpreußen und dem Netzdistrikte.

Die Zahl der katholischen Festtage wurde, wie in Schlesien, durch Unterhandlungen mit Rom vermindert; für die würdige Ruhe der Sonn- und Feiertage in Westpreußen überhaupt verordnete der König: „daß alles Dasjenige, wodurch der Gottesdienst, welcher fürnemlich auf diese Tage sowohl öffentlich in den Kirchen, durch Anhörung des Wortes Gottes, Singen und Beten, als auch in den Häusern durch allerhand christliche Uebungen gepflegt werden muß, gehindert wird, abgeschaffet, und zu dem Ende alle Gewerbe und Handthierungen, es sei in den Städten oder auf dem platten Lande, eingestellet, die Kramladen geschlossen, keine Märkte gehalten, noch auch sonst einige Eß- und Trink-Waaren, ehe und bevor Nachmittags die Glocke fünf geschlagen, verkaufet werden sollen. Insonderheit müssen auf den Sonn- und Festtagen keine große Gastmahle und Lustbarkeiten gehalten, noch weniger Hochzeiten angestellet, fürnemlich aber in den Wein-, Bier-, Zunft-Häusern und anderen Orten, wo geschenket wird, keine Gäste gesetzet, noch Wein, Bier, Branntwein vor 5 Uhr Nachmittags verschenket oder verkaufet werden, ausgenommen, was reisende Leute, oder auch sonst die Kranken zu ihrer Erquickung bedürfen." — „Alle Spiele, so von dem Glück dependiren, müssen des Sonn- und Fest-Tages gänzlich eingestellet werden. Diejenigen Spiele hingegen, so in einer Leibesübung bestehen, oder sonst erlaubet sind, werden nicht eher, als nach 5 Uhr Nachmittags verstattet, und müssen daneben mäßig und zwischen wenig Personen, auch nicht bis in die späte Nacht gebrauchet, fürnemlich aber dabei alle verdächtige Gesellschaft von liederlichen Frauens-Volk und andern Personen vermieden werden." — „Weil auch der Gottesdienst fast überall auf dem Lande und

in den Dörfern sehr schlecht und kaltsinnig verrichtet wird; So wird hiermit verordnet, und festgesetzet, daß die Prediger auf dem Lande, außer denen Sonntags-Morgen-Predigten, auch Nachmittags ihre Zuhörer, jung und alt in die Kirchen kommen zu lassen, und selbige nicht allein aus der vorgehaltenen Predigt examiniren, sondern sie auch in dem Catechismo unterweisen, und zur Uebung eines christlichen Lebens und zu guten Exempeln und Ermahnungen anführen sollen, und soll die Obrigkeit jedes Orts die Unterthanen, jung und alt, dazu mit Ernst anhalten, auch selbst bei solchen gottseligen Uebungen sich einfinden."

Diese Sorge des Königs, in seiner neuen Provinz durch Kirche und Schule ein sittlicheres Leben anzuregen, und die Leute an Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Ordnung zu gewöhnen und sie durch Beispiele aufzumuntern, konnte nur heilsame Früchte tragen. Auch das unablässige Bemühen, Allen, nach damaligen Begriffen, gerecht zu sein, Alle durch erhöheten Wohlstand zu beglücken, war mit dem gesegnetesten Erfolge gekrönt und der treue Landesvater siegte über die, zum Theil sehr stiefmütterliche Natur Westpreußens so, daß sich bis zu seinem Tode die Feuerstellen in den Städten um 1179, die ländlichen um 1291 mehrten: das beste Lob auf den Monarchen, der, was er in der Ferne angeordnet, an Ort und Stelle nachsah. Denn, mit Ausnahme der beiden Kriegesjahre und des Todesjahres kam er allemal im Juni nach dem Dorfe Mockerau, bei dem Einflusse der Ossa in die Weichsel, zwischen Graudenz und Marienwerder, wo 1776, 81 und 83 alle in Preußen liegende Truppen, 32,000 Mann zu Fuß und 12,000 Reiter im Lager versammelt standen und wo Friedrich jedesmal drei oder vier Tage verweilte in einem einfachen Fachwerksgebäude mit Strohdach, welches er sich gleich 1773 auf dem Freischulzengrunde hatte aufführen lassen. Derselbe Adlerblick, mit welchem er die Truppen sah, durchforschte auch die ganze innere Verwaltung und alle Landesangelegenheiten, da ihm die Beglückung von Westpreußen eine Lieblingssorge war, die ihn noch in den letzten Tagen seines Lebens beschäftigte; denn, sowie er im Augenblicke der Besitznahme als Landesvater hehr und außerordentlich in der neuen Landschaft erscheint; so giebt er wenige Wochen vor seinem Ende (nachdem er schon über 7 Millionen Thaler auf die Provinz gewandt), noch 700,000 Thaler, den Wasserschaden wieder gut zu machen, bedenkt die fehlenden Kirchen und Schulen, spricht, im Kampfe mit dem Tode, den Behörden seine Zufriedenheit aus, und die Freude, „daß die Preußen anfangen, etwas industrieuser und aufgeklärter zu werden, und daß die Fabriken Fortgang haben." Nur Ein Versprechen ist er sich selber schuldig geblieben, nach welchem er dem großen Forscher, der gegen den Augenschein, gegen tausendjährige Satzungen

von Pythagoras und Ptolemäus an, ja selbst gegen graue Prophetenworte den reinen Sphärenklang des wahren Weltsystemes vorgetragen, Nikolaus Kopernikus, ein Denkmal widmen wollen.

Und damit könnten wir diesen Gegenstand verlassen, wenn nicht noch eine Sage zurück wäre, welche in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben darf, da sie, bei aller Grundlosigkeit, doch selbst von J. v. Müller, v. Dohm und Manso ohne Prüfung nacherzählt worden ist: daß nämlich der König 12,000 polnische Familien ihrem Vaterlande entrissen, um sie nach der Mark und in Pommern auf seine Kolonien zu verpflanzen; daß er im Augenblick fast allgemeiner Hungersnoth in Europa die polnischen Kornspeicher beraubt und sperren lassen; daß, wer Töchter gehabt, eine Anzahl derselben, mit Aussteuer versehen, für die preußischen Kolonien liefern müssen; daß die grauen Eltern der, diesem Geschick entflohenen Jugend, weil sie die Auswanderung nicht verhindert, gebunden und misshandelt worden. Alle diese Fabeln schwinden rein dahin, seitdem die Urkundenbücher zu unserer größeren Biographie des Königs die ganze Sache darauf beschränken, daß der Generaladjutant G.-M. v. Anhalt im Namen seines Herrn in Polen 20,000 Wispel Getraide angekauft, und daß der Oberpräsident v. Domhardt angewiesen worden, eben daher von Dissidenten so viele Kolonisten, als möglich in das Land zu ziehen. Aber, leider wissen wir nun auch urkundlich, daß, ganz gegen den königlichen Willen, allerlei Exzesse in dem unglücklichen Polen von unsern Truppen verübt worden, weshalb auch der Gen. v. Belling durch den Gen. v. Lossow im Oberbefehl abgelöst werden musste; selbst daß unser Fürst Blücher von Walstatt damals, als Stabsrittmeister im Husarenregiment v. Belling, aus der preußischen Armee schied, in die er erst nach Friedrichs Tode wieder aufgenommen wurde, scheint durch Misshandlungen eines polnischen Priesters verschuldet worden zu sein.

II. Der baiersche Erbfolgestreit.

Friedrich hat seinen Staat durch Westpreußen abgerundet, er sieht seine Lande blühen, die Bevölkerung steigen; 186,000 Mann konnten jeden Tag ins Feld rücken, 16 Festungen sicherten die Provinzen; die Kriegesvorräthe aller Art, Kornspeicher, und vor Allem der Schatz waren immer gefüllt; Russland wurde ein immer zuverlässigerer Verbündeter: keine europäische Macht war dem berliner Hofe zuwider. Nur Wien nöthigte zu aufmerksamer Wachsamkeit. Kaiser Joseph eiferte dem Kö

nige nach; das war schmeichelhaft, aber zugleich besorglich. Als Friedrich's Blicke einmal in Rüchel's Gegenwart zu Sans-Souci auf die Büste des Kaisers fielen, sagte er: „Den stelle ich mir unter die Augen. Das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten. Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat."

Zuerst fühlte der Kaiser sich gekränkt durch die von Brandenburg und Hannover durchgesetzte Untersuchung des Reichskammergerichts, welches, wie der Reichshofrath, längst einer gründlichen Heilung bedurften. Gegen die Mißbräuche beider trat Friedrich auf, nachdem man sich über ein halbes Jahrhundert nach Hülfe gesehnt. Neun Jahre arbeiteten nun vortreffliche Männer in Wetzlar, aber ihre Mühe endete plötzlich, den 8. Mai 1776, fruchtlos durch die Grafenirrungen.

Erfolgreicher steht der König auf, als das Oberhaupt des Reiches sein Despot zu werden drohete und das gemeinsame Vaterland (dessen alte Bürgen, Frankreich und Schweden es gleich im westphälischen Frieden getheilt hatten) einen Beschützer und eine Stütze der Freiheit suchte: das Vertrauen der Stände, der geistlichen wie der weltlichen, wandte sich in gerechter Zuversicht nach Berlin und Friedrich stiftete, was er 40 Jahre lang ersehnt, den deutschen Fürstenbund.

Baiern zu erwerben, war seit langer Zeit ein Lieblingsstreben des wiener Kabinettes: schon der große Eugen bot dem Kurfürsten Max Emanuel für München Brüssel, oder Mailand, oder Palermo an. Auch als Karl von Sulzbach das Kurfürstenthum von der Pfalz erbte, wurde eine Vertauschung gegen die Niederlande angetragen und als Kaiser Karl 7. im Erbfolgekriege unglücklich war, erklärte Maria Theresia das eroberte Baiern als ihren Ersatz für Schlesien; bot ihm dann auch wieder für sein Land Elsaß, Lothringen und Franche-Comté an, welche Länder erobert und zu einem Königreiche erhoben werden sollten. Fürst Kaunitz machte den Gegenstand zum Geschäfte seines ganzen Lebens und Kaiser Joseph suchte in stürmischer Unruhe Thaten und Vergrößerung.

Nun starb die baiersche Kurlinie mit Maximilian Joseph, den 20. Dez. 1777 aus, sodaß Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, als Haupt der älteren wittelsbachschen Linie, das gesammte Haus Baiern vorstellte, welcher aber keine erbfähige Söhne hatte.

Außer Kurpfalz traten Kursachsen und Mecklenburg-Schwerin mit Erbansprüchen auf: der Kurfürst von Sachsen forderte, laut des Rechtes seiner Mutter, der verwitweten Kurfürstinn Marie Antonie, der einzigen Schwester des Verstorbenen, alle Allodien, welche er auf 47 Millionen

Gulden schätzte. Mecklenburg forderte, in Folge alter kaiserlicher Belehnung, die Landgrafschaft Leuchtenberg.

Ohne Rücksicht auf diese rechtmäßigen Erben ließ der Kaiser 16 Bataillone, 20 Eskadronen und 80 Kanonen in Niederbaiern und in die Oberpfalz einrücken und schloß schon den 3. Januar 1778 mit dem feilen Geschäftsträger des Kurf. von der Pfalz, Baron v. Ritter zu Wien eine Abkunft, durch welche die bessere Hälfte von Baiern an Oesterreich abgetreten wurde; auch vollzog Karl Theodor, eingeschüchtert, den 14. Jan., in München die Abkunft seines Gesandten, ohne die Urkunden eingesehen zu haben, auf welche der kaiserliche Hof seine angeblichen Rechte stützte, der nun auch den König von Preußen von dem ganzen Vorgange benachrichtigte. Die Antwort aus Berlin vom 7. Febr. sprach sich bestimmt dahin aus: daß Brandenburg-Preußen, als Glied des Reichs und als Bürge des westphälischen Friedens, welchen es, sammt allen übrigen Reichsgrundgesetzen, zu Hubersburg bekräftigt, bei der Zerstückelung eines Kurstaates, ohne Mitwirkung des Reichs, wesentlich betheiligt sei.

Das übrige Europa kümmerte sich um Baiern so wenig, wie um Polen. Großbritannien und Frankreich waren, Amerika's wegen, gegen einander beschäftigt; Russland hielt den Blick auf die Türkei gerichtet: Friedrich war der einzige Wächter. Auch hatte er nicht müßig zugesehn, bis es in Wien beliebte, sich seiner zu erinnern; er hatte gleich auf frischer That gehandelt. Als er am 3. Januar den Tod des Kurfürsten von Baiern erfahren, war er seines Entschlusses, wie Oesterreichs Absichten gewiß. Nur wünschte er Auskunft, ob und in welcher Art der wiener Hof mit dem Verstorbenen und mit dessen Lehenserben unterhandelt, und ob Kurpfalz, oder die übrigen Agnaten der Gewalt zu widersprechen und die Hülfe des Reichs zu suchen, Neigung hätten? Dies unvermerkt zu erfahren, ließ er noch desselben Tages den G.-M. Gr. v. Görtz von Potsdam nach Berlin rufen und fertigte ihn an dessen Bruder nach Weimar ab. Friedrich hatte diesen Grafen v. Görtz 1763 in Weimar und 1771 in Braunschweig als Führer des Erbprinzen von Weimar gesehen, dann im Frühjahr 1776 ihn auf drei Wochen nach Potsdam eingeladen. Ohne in des Königs Dienst zu stehen, nahm der deutschgesinnte Mann jetzt eine, in aller Art schwierige Sendung über sich. Er sollte insgeheim zu Karl Theodor eilen; machte sich vorerst nach Regensburg auf und erreichte München glücklich, aber, ohne den ganz an Oesterreich hingegebenen Kurfürsten nur irgend wie gewinnen zu können. Das Dringendste war nun, sich zu dem Herzog Karl von Pfalz-Zweibrück, als dem nächsten Agnaten zu begeben, der ebenfalls schon seinen Minister v. Hofenfels in München, der wiener Konvenzion beizutreten befohlen hatte. Dieser edle

Diener hatte Gegenvorstellungen gemacht. Erneuerte Befehle seines Herren drängten; indeß empfing er von Gr. Görtz Eröffnungen. Sofort reist v. Hofenfels dem Herzoge, der nach München unterweges war, entgegen, und vermag ihn zu der Erklärung an den preußischen Gesandten, daß er, im Vertrauen auf den Beistand des Königs, die Zersplitterung Baierns nie unterschreiben werde. Nun kam Friedrich's Unterhändler unter verdecktem Namen, am 6. Febr. Abends nach München zurück und stieg im Gartenpalais der verwitweten Herzoginn Clemens, des Kurfürsten Schwägerinn ab, welche edle und entschlossene Frau den Vertrag mit Wien nur kummervoll ertragen. Mit ihr, mit dem Herzog von Zweibrück und dessen Ministern, auch mit dem französischen Gesandten Vergennes wurde sorgsam Rath gepflogen. Herzog Karl lehnte den, für ihn in München angekommenen Orden des goldenen Vließes, in welchem der Kurfürst öffentlich erschien, von sich ab und erklärte seinen Widerspruch in Wien und bei dem Reichstage. Alle Lockungen des kaiserlichen Hofes blieben bei ihm und dem trefflichen v. Hofenfels unfruchtbar. Uneigennützig hülfreich, wie Friedrich selbst auf Jülich und Berg, welche bei dem Erlöschen des Hauses Pfalz-Sulzbach mit Karl Theodor's Tode für Brandenburg erledigt wurden, zu des Herzogs Gunsten verzichtete, mussten seine Briefe denselben gegen jegliche übelwollende Einflüsterung schirmen. Und da Kurbrandenburg, nicht der einzelne vergängliche Monarch, die deutsche Freiheit und Verfassung zu schützen auf sich nahm; so schloß der Prinz von Preußen sich seines Oheims Unterhandlung an. Ja, die Krone Frankreich billigte laut des Herzogs Erklärung, durch welche er des Kurfürsten Konvenzion förmlich widersprach und den Beistand des ganzen Reiches aufrief, und erneuerte den Subsidienvertrag mit ihm. Herzog Karl empfing von Preußen, den 28. März, die Bürgschaft der Hausverträge und das Versprechen, das pfälzische Haus bei seinen Rechten auf die ganze baiersche Erbschaft gegen die ungerechten Ansprüche des Hauses Oesterreich mit aller Macht zu schützen; dagegen wollte er, ohne des Königs Billigung in dieser Sache nichts abschließen.

Dieser Gang der baierschen Erbschaft wurde in Berlin nicht durchaus genehm gefunden: Prinz Heinrich hätte gern, statt neuer, verhängnissvoller Fehde, mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache machen mögen. Graf Görtz bemühte sich zwar, ihm zu erörtern, wie heilsam es für Preußen sei, die deutschen Fürsten zur Einigkeit des Ganzen unter seiner Leitung zu verbinden: doch scheint es, nicht ganz mit Erfolg; denn noch 1780 finden wir ihn in Spaa mit Kaiser Joseph die Theilung Deutschlands freundschaftlich besprechen. Friedrich's Mäßigung sah weiter; seine Politik war groß und rein: die Rolle des Protektors und Ver-

theidigers des deutschen Reiches dünkte ihm der vortheilhafteste Gewinn für seine Monarchie; so nimmt er, ohne Lust am Kriege, im hohen Alter die Waffen nochmals uneigennützig auf, und, was Baiern ist und sein wird, bleibt auch seine Ehre.

Als der König alle Diplomatenkünste vergeblich angewandt, als er in Frankreich und in Russland volle Zustimmung gefunden — setzt er sein Heer in Marsch und ordnet, da er die friedlichen Geschäfte des Landesvaters unterbrechen muß, das Nöthigste in den Finanzen und in der Rechtsverwaltung besonders an. Bei der Musterung der Truppen vor dem Ausmarsch sprach er zu den Generalen: „Meine Herrn, die meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zusammen gedient, und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden: wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich mit einander getheilt, und ich bin überzeugt, daß Sie eben so ungern Blut vergießen, als ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Unterthanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das über ihnen schwebende Ungewitter, wo möglich zu zerstreuen. Diesen wichtigen Vorsatz zu bewerkstelligen, rechne ich auf ihren Diensteifer und Ihre Neigung zu meiner Person, welche Sie noch allemal gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Uebrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie Ihrem Könige und Vaterlande leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen. Ich reise jetzt ab; aber ich verlange nicht als König zu reisen; reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich: doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, eben desgleichen zu thun; aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen."

So geht der König zum hundertjährigen Jubelfeste des Zuges, welchen der große Kurfürst gegen die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden einst so ruhmvoll ausgeführt, den 6. April nach Breslau ab; die brandenburgischen Regimenter folgten nach, um mit den pommerschen und preußischen zur schlesischen Armee zu stoßen, welche Friedrich selber führte, indeß sein Bruder Heinrich mit 18,000 Sachsen unter dem Grafen v. Solms vereinigt, über Dresden nach Böhmen zog.

Dagegen verschanzten sich 100,000 Oesterreicher, unter den Augen des Kaisers selbst, welchem F.-M. Lacy zur Seite stand, von Arnau bis Königinngrätz; F.-M. Loudon führte ein anderes großes Heer der Lausitz zu. Beide Theile waren ungewöhnlich reich mit schwerem Geschütz versehen, und Alles drohete einen fürchterlichen Kampf. Die Erwartung täuschte. Friedrich, der keine Eroberungen wollte, ging zwar angriffsweise auch auf diesem Zuge, sein Heer war musterhaft wie je, die erprobten Führer heldenmüthig: aber er selber fühlte sich eben damals mehr, als in späteren Jahren hinfällig und mochte die alten Lorbeern gern unbefleckt bewahren. Das kaiserliche Heer schien ganz von einem zweiten Daun auf unangreiflichen Gebirgen zurückgehalten; selbst Loudon wagte sich nicht hervor und Joseph, welcher in der Ferne sein Vorbild, Friedrich, leicht zu verdunkeln glaubte, scheuete sich in der Nähe, zum ersten Male es gegen den viel bewährten zu versuchen. Er war zufrieden, seine Höhen zu bewahren. Vielleicht fand er sich gelähmt, als seine feste Zuversicht auf eine Hülfsarmee von 24,000 Mann Franzosen sich vereitelt sah.

Es hatte sich der wiener Hof geschmeichelt, Ludwig 16. werde, als Schwiegersohn der Kaiserinn um so eher das versailleser Bündniß als verbindlich anerkennen. Graf v. Vergennes aber erwog die sehr eigene Lage Frankreichs. Er musste, in der Absicht England zu bekriegen, jeden Kraftaufwand zu Lande meiden und den König von Preußen schonen, welcher sonst leicht einen protestantischen, für Großbritannien günstigen Bund stiften würde, dem dann auch Russland beitreten dürfte, da der Kaiserinn Katharina das Umsichgreifen Oesterreich's sehr unlieb sei.

Nach dieser Kabinetsberathung in Paris, wurde dem französischen Gesandten Baron v. Breteuil in Wien, den 10. März aufgegeben, zu erklären: „Die Umstände erlaubten Sr. Maj. nicht, eine andere Entschließung, als jene der Neutralität, bei einem etwa möglichen Kriege in Deutschland zu nehmen." Kaunitz war empört; Maria Theresia grollte dem Gesandten öffentlich; Joseph bewies ihm ein erkünsteltes Wohlwollen, vielleicht um Frankreich sich wenigstens als Mittel zum Frieden zu bewahren.

Wenn man diese Rücksichten beiderseits bedenkt; so wundert man sich nicht, daß 400,000 Mann kampfgerüstet in Böhmen sich gegenüber stehen — und den Federn der Diplomaten die Entscheidung überlassen, wie der berliner Hof sie will.

Die Erzählung des Einzelnen ist unerheblich: Friedrich's schlesisches Heer, 30,000 Mann, stand vor der Mitte des April zwischen Silberberg, Reichenbach, Frankenstein und Neiße versammelt; die Preußen, Pommern, Brandenburger rückten nach. Der König nahm sein Hauptquartier

in Schönwalde, am Fuße der Festung Silberberg, und blieb in diesem Dorfe bei der Unterhandlung. Als die erfolglos war, setzte er sich den 3. Juli mit 20 Eskadronen Husaren und Dragonern im Marsch, um sich mit einem Korps Infanterie zu vereinigen, welches seit 8 Tagen im Lager bei Wiese stand und nahm zu Pischkowitz in der Grafschaft Glatz sein Hauptquartier. Den 5. rückte er mit der Avantgarde in Böhmen ein. Der Zug war höchst beschwerlich; auf eine Meile brachten die Soldaten 18 Stunden hin und langten, nach einem Marsche von vier Tagen und zwei Nächten auf der Höhe von Nachod an. Der Feind zog sich, ohne alle Gegenwehr, eiligst in seine Verschanzungen bei Königinngrätz zurück; aber die Berge und Wälder, und Wassermangel, und die Theurung der Lebensmittel erschöpften das Heer durch unendliche Qual. Der König ist, wie ein junger Offizier, überall voran und setzt sich der größten Gefahr aus, selbst bei den Bedeckungen der Fouragirenden.

Den 7. war ein glückliches Vorpostengefecht bei Skalitz an der Aupa, wobei 25 Oesterreicher sammt 2 Offizieren im Angesicht des Kaisers gefangen wurden; Tags darauf Lager bei Welsdorf in der Nähe der Elbe, ohne diesen Strom zu überschreiten und das noch zerstreute kaiserliche Herr zu überraschen.

Eben so ungehindert war Heinrich in Böhmen eingerückt. Als er sich bei Dresden mit den Sachsen, den 7. Juli, vereinigt, täuschte er den Feind durch Scheinbewegung, drängte ihn von Schluckenau, Rumburg, Gabel zurück und nahm ein gutes Lager bei Nimburg. Loudon verließ die Posten von Außig und Dux, selbst die Befestigung und Magazine von Leitmeritz, welche Gen. v. Platen in Eile nahm, der auch rasch bis Budin an der Eger vordrang und seine Avantgarde nach Welwarn, drei Meilen von Prag vorschob. Loudon suchte hinter der durch Felsen und Sümpfe sichern Iser bei Münchengrätz und Jungbunzlau Schutz.

Man hatte sich in Wien geschmeichelt, Preußen rüste sich nur zum Schein. Die Botschaft aber, daß Friedrich vor Nachod stehe, brachte Thereſiens Hof und Heer von dieser täuschenden Idee zurück. „Es war ein Tag des Schreckens, sagt der österreichische Veteran; ich wage es nicht, die Sensazion zu schildern, welche die erste Nachricht von dem Einmarsch der Preußen in Böhmen, die selbst dem Kaiser unglaubbar vorkam, im Kaiserlich-Königlichen Hauptquartier gemacht hatte.“ Auch wäre es den Preußen in diesem Augenblicke leicht gewesen, mittelst verschiedener Scheinbewegungen die ganze Kette der kaiserlichen Posten in Unruh zu versetzen und bei Hohenelbe, Arnau, oder oberhalb Königshof mit Uebermacht hindurchzudringen, da Joseph seine Kräfte an der Elbe noch nicht gesammelt hatte. Friedrich aber unterhandelte aufs Neue, als er kaum

das Lager bei Welsdorf bezogen und der Freih. v. Thugut sich als Sekretair des russischen Gesandten Prinzen v. Gallitzin in Wien, den 17. Juli, bei ihm meldete und unter dieser Hülle von Maria Theresia Vergleichsvorschläge brachte. Joseph eilte indeß, zwischen Jaromirß und Schurz sich festzusetzen und den ersten Schrecken loszuwerden, mit welchem auch Bar. v. Breteuil durch seine Schilderung ganz Versailles in die äußerste Bestürzung jagte.

Maria Theresia erinnerte sich der früheren Kriege, sie fürchtete einen langen Kampf und zitterte besonders für des Sohnes und für des Schwiegersohnes, des Herz. Albert von Sachsen-Teschen Leben. Dies Alles trieb ihr mütterliches Herz zu diplomatischen Versuchen und — Friedrich sah den Antrag gern: „Herr v. Thugut, antwortete er ihr, den 17., hat einige Punkte entworfen, die einer Waffenruh zum Grunde liegen sollen. Ich habe einige Artikel beigefügt, über die wir aber theils schon einig waren und die andertheils keine Schwierigkeiten finden werden. Bis Dero Antwort eintrifft werde ich meine Schritte so berechnen, das Ew. Maj. nichts für Dero Blut und für einen Kaiser zu fürchten haben, den ich liebe und hochschätze, obgleich wir in Bezug auf Deutschlands Angelegenheiten verschiedener Ansicht folgen."

Als der König dieses schrieb, war sein Feind gesammelt und geborgen: dennoch ist Joseph, wie die Kaiserlichen sagen, mit Thugut's Sendung eben nicht unzufrieden gewesen; nur besorgte er eine allzugroße Nachgiebigkeit seiner Mutter. Die aber nutzte klug die ruhige Haltung ihrer Heere, zog die Verhandlung hin und schickte Thugut, den 6. Aug., mit neuer Vollmacht in des Königs Lager, der nun den kaiserlichen Unterhändler an seine Kabinetsminister wies, welche vom 13. an fünf Tage lang in Kloster Braunau fruchtlos mit ihm unterhandelten. Die Kaiserinn-Königinn wollte den Vertrag v. 3. Januar 1778 aufheben und alles in Besitz Genommene wieder räumen, wenn Preußen, bei eröffneter Erbfolge von Anspach und Baireuth dieselben einem nachgebornen Prinzen überlassen wolle.

Oesterreich mischt hier schlau die fränkischen Markgrafthümer ein und hatte doch vor Jahren schon dem Könige gerathen, sie beliebig zu vertauschen, weil es die preußische Nähe für Eger und das brandenburgische Uebergewicht in Franken ungern sah. Thugut wiederholte Anfangs den Rath: den wahrscheinlichen Rückfall der Wiege Friedrichs gegen die Lausitz oder gegen Mecklenburg zu vertauschen. Also musste jetzt der scheinbar uneigennützige Antrag, welcher alle Opfer auf Preußens Seite schob, die Arbeiten der Minister unterbrechen. Um den Erfolg der Federn zu erwarten, hatten Friedrich's und seines Bruders Heinrich's Heer die

schöne Zeit unthätig hingebracht. Der greise König wollte, auch Russlands und der Franzosen wegen, keine drohende Waffenthat, wenn er durch den Ernst des Marsches seinem Einspruch folgenreichen Nachdruck gab. Der Gegner aber, welcher zu dem Kriege herausgefordert, blieb hinter seiner unzugänglichen Brustwehr hochverschanzt und wagte sich zur Entscheidung nicht heraus, zufrieden, durch Natur und Kunst geborgen, hinter der Elbe von Königinngrätz an über Schurz, Arnau und Hohenelbe hinaus bis an's Riesengebirge, und hinter der Iser von Jungbunzlau über Münchengrätz, Turnau, Bredl und Semile, als feste Kette vor Prag und Wien zu liegen und den tieferen Einfall in das eigene Gebiet zu hindern. Selbst der kleine Krieg wurde auf beiden Seiten von Oben her so gemieden, daß Lorberen spärlich nur zu pflücken waren. Friedrich machte, statt kecken Angriffs (obgleich sein Heer in jeder Art das überwiegende war), den ganzen Sommer über, soweit er reichen konnte, aus dem kleinen Kriege eine große Fouragirung und sog das, von den Bewohnern verlassene Land ungehindert aus.

Diese harte Nothwendigkeit, welche die Kaiserlichen den Winter über von Schlesien und Sachsen entfernen sollte, brachte dem königlichen Heere selbst Verderben. So treu und eifrig auch der schlesische Minister v. Hoym den Mundvorrath besorgte, der Mangel an Lebensmitteln war sehr groß: Ruhren und Faulfieber brachen in beiden preußischen Armeen, bei den mangelhaften Lazarethanstalten um so verderblicher ein; der durch keine heilige Bande an Familie und Heerd geknüpfte geworbene und erkaufte Miethling lief schaarenweis davon und der thatenlose Lagerwechsel lichtete die Regimenter mehr als blutige Schlachten.

Als Friedrich von Welsdorf aufgebrochen war, deckte er in neuen Posten Schlesien und Sachsen und die Kaiserlichen scheuten den 67jährigen so, daß er immer unter ihren Augen, zu Burkersdorf, Kezelsdorf, den Dreihäusern kühn das Lager nehmen und auch diese Gegenden rein verheeren durfte. Endlich trat Prinz Heinrich aus dem Lager bei Nimes, d. 10. und Friedrich selbst aus dem Lager bei Wildschütz, den 14. Sept., den Rückweg an, so meisterhaft, daß sie selbst in der feindlichen Armee deshalb bewundert wurden. Auch war diese ungekränkte Umkehr in der That der größte preußische Triumph in diesem Kriege. Besonders zeichnete sich der Prinz von Preußen aus, der, als der Rückzug anfing, seine Stellung auf St. Katharinenberg hatte. Er verließ den Posten unter den ungünstigsten Verhältnissen, einsichtsvoll und mit entschiedener Entschlossenheit, lagerte sich auf den Höhen von Pilnikau und bewahrte sich den wohlerworbenen Ruhm, von welchem Friedrich's Schriften hocherfreut erzählen. — Den 21. Sept. zeichnete sich die Brigade des G.-M.

v. Keller bei einem Arrièregarde-Gefechte glänzend aus. Die Soldaten, rings umzingelt, hatten sich verschossen; doch hielten sie sich ehrenhaft und siegten. Der König gab dem klugen Führer und allen Stabsoffizieren den Orden fürs Verdienst, dem gemeinen Manne Geldgeschenke; dem Gen. v. Keller auch das Lehen Liebenhausen.

Mitte Oktober gingen die Preußen in Kantonnirungen; im November in Winterquartiere.

Während des Winters that sich unter den Oesterreichern Graf Wurmser verschiedentlich hervor: er fiel den 18. Januar in die Grafschaft Glatz ein, überrumpelte Habelschwert, zerstörte das Blockhaus von Oberschwedelsdorf, schlug die aus der Festung Glatz herankommende Hülfe und machte über 1000 Mann, sammt dem G.-M. Prinzen Adolph von Hessen-Philippsthal zu Gefangenen.

Wie der Feind sich hier behauptete; so blieb der Erbprinz von Braunschweig in den österreichischen Fürstenthümern Troppau und Jägerndorf bis zum Frieden Meister.

F.-M.-L. Gr. v. Wallis äscherte Neustadt in Oberschlesien, nach unfruchtbarer Mühe, es einzunehmen, zwecklos ein; — G.-L. v. Möllendorf, von Heinrich's Heer, drang über Einsiedel in Böhmen ein, schlug die Vorposten des Gränzkordons unter dem F.-M.-L. Gr. Kinsky, nahm Brix und machte einige hundert Mann Gefangene.

Friedrich finden wir in Breslau unter den Gelehrten und unter Büchern, unter den Berichten aus der Monarchie als Landesvater und — während er sein Heer ergänzt — mit den Diplomaten unterhandeln und die Politik Europens glücklich nutzen. Die beiden großen Mächte zeigen sich ihm ferner zugethan. Frankreich vermittelt selbst zwischen Russland und dem Sultan, damit Katharina freie Hand bekäme, für Preußen den versprochenen Beistand aufzustellen. Zunächst erklärte der Hof von St. Petersburg in Wien und Regensburg: er bitte die Kaiserinn-Königinn, den Fürsten des Reichs eine völlige Genugthuung wegen ihrer Beschwerden und besonders wegen ihrer wohlbegründeten Klagen über den Einfall in Baiern zu gewähren; sonst sähe Russland sich gedrungen, seine Verbindlichkeit zu erfüllen und für Se. Preuß. Maj. das bundesmäßige Hülfskorps abzusenden.

Dies war für Wien ein Donnerschlag. Friedrich aber, der durch seine Kundschafter von Allem wohl unterrichtet war, wünschte sich auszugleichen: wenn nur die Reichsverfassung unversehrt erhalten, Sachsen sammt Zweibrück befriedigt und seine Rechte auf die fränkischen Fürstenthümer vor allem Zweifel bewahret würden. Er wusste, daß Frankreich wesentlich in dieser Sache mit betheiligt war; darum sahe er die Vermit-

telung jenes Bürgen des westphälischen Friedens gern, ohne Ludwigs schwachem Ministerium den Vortheil Preußens und des deutschen Reiches allzu sicher hinzugeben. Er stellte dem Minister v. Maurepas eine Denkschrift zu, seine Friedensbedingungen zu begründen und erreichte seine Absicht auch so gut, daß Breteuil sie zu unterstützen angewiesen wurde. Maria Theresia fügte sich; und das kam sehr erwünscht, weil der andere Freund jetzt, im Augenblicke der Entscheidung Schwierigkeiten machte.

Fürst Repnin war nach Breslau gekommen: er kündigte sich mehr als Bevollmächtigten, die deutschen Angelegenheiten zu entscheiden, denn als Führer eines Hülfsheers an. Friedrich hatte seiner Verbündeten vorgeschlagen, ihre zugesagten 16,000 Mann im Frühjahr gegen das von Truppen fast ganz entblößte Galizien und Lodomirien zu richten, in Ungarn einzubrechen und hier, wie in Kroazien, im Bannat von Temeswar und in Siebenbürgen die griechischen Katholiken zu bewaffnen. Repnin verwarf das und forderte dagegen für das Hülfskorps jährlich zwei Millionen; auch 500,000 Thaler Beistand zu dem Türkenkriege. Diese Schwierigkeiten hatten ihren guten Grund in einem Briefe Maria Theresiens an die Kaiserinn Katharina, in welchem sie derselben eigenhändig ihre Achtung, ihre Freundschaft, ihr Vertrauen und Ergebenheit voller Schmeichelei beweisen wollte; sie stellte ihr Benehmen gegen Baiern und gegen Friedrich möglichst günstig dar und schloß: daß, ohne alle andere Rücksicht, als die Freude, Ihro Kais. Maj. Wünschen nachzukommen, sie ihr allein die Wahl der Versöhnungsmittel überlasse, welche sie im Verein mit Sr. Allerchristlichsten Maj. für die billigsten, oder zur Herstellung des Friedens tauglichsten erachten würde, überzeugt, daß sie ihr Heil und ihre Würde in keine bessere Hände legen könne.

Da aber Frankreich schon entschlossen war; so sehnte man sich auch in Petersburg nach dem Frieden, der alle Schwierigkeiten hob und von jeglicher Verbindlichkeit erlöste. Nur Einen Nachtheil brachten die Vermittler: Friedrich konnte, bei ihrem Drange zur Versöhnung nicht nach Wünschen für Sachsen und für Zweibrück wirken, indem er auch dem russischen Hofe sein Ultimatum beifällig übergab. Nun fügte man sich in Wien. Breteuil meldete, daß Maria Theresia ungeduldig Waffenruh wünsche; der König aber, welcher diese Botschaft den 4. März in Silberberg empfing, stellte die Feindseligkeiten für Böhmen schon den 7., für Oberschlesien und Mähren den 8., für Sachsen und für Böhmen den 10. ein und legte die zusammengedrängten, von Seuchen geplagten Truppen in geräumigere Quartiere; ging nach Breslau, mit Repnin sich zu besprechen und ernannte den Baron v. Riedesel zu Eisenbach zu seinem be-

bevollmächtigten Minister bei dem Friedenswerke in Teschen, wo sich auch Graf v. Törring-Seefeld für Kurpfalz, Gr. v. Zinzendorf für Sachsen, v. Hofenfels für Zweibrück, Gr. v. Cobenzl für Oesterreich den 10. März versammelten; Fürst v. Repnin und Baron Breteuil vertraten die vermittelnden Monarchen. Maria Theresia wollte aufrichtig das Kriegesdrangsal enden; Joseph fühlte sich durch diesen Ausgang schwer gekränkt: er reizte Kurpfalz nochmals auf zu Hindernissen. Dann erhoben Sachsen und Zweibrück neue Gegenrede; Preußen aber beschwichtigte, mit Hülfe der Vermittler, die Ungenügsamkeit der Verbündeten; und als zuletzt Kurpfalz gar ungebührlich trotzte, da ließ sich der französische Minister in München drohend aus. In dieser Lage bewegten sich die Diplomaten zu Teschen und an den Höfen schon fünf Wochen in unfruchtbaren Mühen, als den 20. April zu Wien die Nachricht von dem Frieden zwischen Türken und Russen aus Konstantinopel eintraf. Da legte sich der Ungestüm des Kaisers: Graf Cobenzl und Graf Törring wurden nachgiebiger und am 62. Geburtstage der Kaiserinn-Königinn, den 13. Mai, wurde der Friede zu Teschen abgeschlossen und gezeichnet; auch in Berlin den 22., in Wien den 24. kund gemacht. Den 27. schon kehrte der König nach Berlin zurück, ging den 30. nach Charlottenburg und traf den 2. Juni in Potsdam wieder ein, die landesväterlichen Sorgen fortzusetzen. Er hatte schon im Februar an le Catt geschrieben: dieser Krieg und dieser Friede seien nichts als Jämmerlichkeiten, das Werk eines erschöpften Greises, ohne Kraft und Schwung gewesen.

So bescheiden sieht der König diesen, ohne Belagerung und Schlachten durchgeführten Krieg zum Besten Deutschlands an: die Geschichte urtheilt anders, und verherrlichet die uneigennützig, für Recht und Freiheit dargebrachten Millionen des haushälterischen Landesvaters, der, zur Ehre seiner Krone und seines Volks, trotz seines „trägen Alters," zum vierten Male Heeresmühen und Lagersorgen gern ertrug, und beim Sturm des Rückzugs Seelenruhe im Genuß der Wissenschaften und der Freundschaft fand.

Der wiener Hof gewann im teschener Frieden den zwischen Donau, Inn und Salza gelegenen sehr fruchtbaren Theil von Baiern, welcher das Erzherzogthum unmittelbar mit Tyrol verband; er entsagte dagegen dem Vertrage vom 3. Januar 1778, wie seinen übrigen Ansprüchen, trat an Pfalz die Herrschaft Mindelheim, auch seine Rechte auf Glauchau und Waldenburg ab, belehnte den Kurfürsten mit den böhmischen Lehen in der Oberpfalz und versprach, beim Kaiser wegen Ertheilung der von ihm angesprochenen Reichslehen sich zu verwenden.

Sachsen erhält für seine Ansprüche 6 Millionen Reichsgulden Entschädigung, auch die Lehnsrechte auf die bisher zur Krone Böhmen gehörigen, in der Markgrafschaft Meißen gelegenen Schönburgischen Herrschaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein, Stein.

Mecklenburg bekommt für seine Ansprüche das unbeschränkte Privilegium de non appellando.

Der Berliner Hof hatte es auf keine Erwerbung oder Entschädigung abgesehen; aber, da einmal die fränkischen Markgrafschaften in die baiersche Angelegenheit eingemischt waren; so wurde ihm, durch den 10. Art. des teschener Friedens, der vermuthlich nahe Anheimfall derselben im Voraus zuerkannt; auch im 11. das wechselseitige Lehnsverhältniß aufgehoben, nach welchem die Fürstenthümer bisher verschiedene, von Böhmen zu Lehn gehende Stücke enthielten, während andere, in Oesterreich ihnen zu Lehn rührten.

Friedrich hatte längst durch das Pactum Fridericianum mit seinen Brüdern und Vettern dahin sich vertragen: daß die fränkischen Fürstenthümer, beim Erlöschen des jüngeren Mannsstammes, ohne Rücksicht auf Albrecht Achills Testament, der brandenburgischen Primogenitur zufallen müssten; 1769 ließ er, nach dem Aussterben der baireuthschen Linie, das Fürstenthum Baireuth dem Markgrafen von Anspach durch seinen Gesandten am württembergischen Hofe, den Gr. v. d. Schulenburg-Wolfsburg übergeben, mit dem — erfolglosen Wunsche, daß der Markgraf schon damals zu Gunsten der Primogenitur verzichte.

In Wien hatte man diese reine Familiensache als Reichsangelegenheit behandeln wollen; darum wurde sie in Teschen von jedem Zweifel frei gemacht. Da aber Anspach und Baireuth dem Kerne der Monarchie zu abgelegen waren; so trug der König im Laufe der baierschen Erbfolgesache dem Kurfürsten von Sachsen eine Vertauschung der beiden Lausitze gegen die beiden fränkischen Fürstenthümer an; auch wollte Kaiser Joseph schon in seinem ersten Briefe diesen Tauschvertrag anerkennen, wenn er dagegen in der baierschen Erwerbung nicht gehindert würde. Ja, Friedrich bedung sich, in den ergänzenden Friedensvorschlägen vom 17. Juli 1778, bei Maria Theresia selbst die Eventualhuldigung in der Lausitz aus, wogegen dem Kurfürsten von Sachsen die Markgrafschaften Anspach und Baireuth huldigen sollten. Auch spätere Verhandlungen berühren diesen Tausch noch; er kam indeß nicht zu Stande, weil Sachsen ihn nicht angemessen fand, obgleich der junge Kurfürst den König sonst besonders hochzuschätzen vielfach sich bewogen fühlte.

In der, auch gegenwärtig noch umschleierten verrätherischen Unternehmung gegen Friedrich August, im April 1777, als deren Eingeweiheter der sächsische Leibgarde-Oberst Marquis von Agdallo, nach 23jährigem Gefängniß auf dem Königsstein gestorben ist, rettete der große König ihm den Thron freundnachbarlich durch schleunige Anzeige, welche das schändliche Unternehmen vereitelte. In demselben Jahre fand der dresdener Hof Verwendung gegen Maria Theresia, welche über das vertrauliche Verhältniß zwischen Sachsen und Preußen empfindlich war und sich die Landes- und Oberlehns-Herrlichkeit über die genannten fünf Schönburgischen Herrschaften anmaaßte. Graf Albert Christian Ernst von Schönburg-Hinterglauchau wollte sich nämlich der Landeshoheit Kursachsens entziehen und fand in Wien damit Gehör. Sachsen läßt Truppen in Glauchau einrücken, um den ungetreuen Vasallen zu seiner Pflicht zu nöthigen. Gleich kam ein österreichisches Bataillon, sammt 150 Husaren und vier Kanonen aus Böhmen, ohne vorherige Anzeige, durchs Erzgebirge in Glauchau an und verdrängte die Sachsen. Eine mitfolgende kaiserliche Kommission verbot allen Unterthanen des Gr. v. Schönburg, den sächsischen Gesetzen Folge zu leisten. Aber Preußen schlug sich ins Mittel und die fünf Herrschaften blieben unter der alten Hoheit.

Der Kaiser trat, als solcher und als Mitregent der österreichischen Staaten dem teschener Frieden bei, Frankreich und Russland verbürgten ihn und das deutsche Reich erkannte ihn 1780 mit der besorglichsten Vorsicht an; Russland aber betrachtete sich seitdem (weil die Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück, wie die von Breslau und Berlin, von Dresden, Hubertsburg in Teschen Wort für Wort bestätigt worden waren) als Bürgen des westphälischen Friedens und hat als solcher mehrfach in der Folge seinen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten geltend machen wollen.

Der baiersche Erbfolgekrieg, von den Oesterreichern der **Zwetschkenrummel**, von den Preußen der **Kartoffelkrieg**, von den kampfbegierigen Offizieren der **baiersche Prozeß** genannt, hatte dem Könige 29 Millionen Thaler und 20,000 Mann gekostet.

Auch zu diesem Kriege hatte der König wieder Freikorps' werben lassen: durch den G.-L. Gr. Haerd in Oranienburg für die Heinrichsche Armee, in Schlesien die Bataillone v. Steinmetz, v. Münster, v. Pollitz; Oberst v. Bremer brachte das seinige nicht zu Stande. Aber diese leichten Truppen wurden wieder, im Mai 1779, in Berlin und Breslau aufgelöst und ihrem harten Schicksal preis gegeben.

Der Minister v. d. Schulenburg-Kehnert erwarb sich während dieses Krieges, als General-Intendant der Prinz Heinrichschen Armee so große Zufriedenheit, daß der König ihm nach dem Frieden, ganz im Geheim und mit dem ausdrücklichen Befehle, Niemand etwas davon zu sagen, eine Schenkung von Seehandlungsobligazionen machte. Schulenburg erbat sich jedoch die Erlaubniß, die Nummern dieser Obligazionen als sein Eigenthum in die Bücher der Administrazion eintragen lassen zu dürfen, damit nicht früh oder spät Zweifel über die Weise, wie er einen so bedeutenden Zuwachs seines Vermögens erhalten, entstehen könnten. — Der Generalintendant von der schlesischen Armee des Königs, Oberst v. Görne bekam seinen Abschied in Ungnaden und wurde durch den Obersten v. Colong ersetzt.

Großen Aerger fand der König an dem trostlosen Zustande seiner verwundeten und erkrankten Soldaten in den Feldspitälern. Er hatte schon in den ersten Tagen des Februars 1778 die dringendsten Befehle gegeben, keine Mühe und Kosten zu sparen, die Lazarethanstalten gegen das Frühjahr in einen solchen Stand zu setzen, daß sie seinen väterlichen Wünschen für die Armee entsprächen. Aber — vergebens; das Lazarethverderben war wieder niederschlagend und wurde besonders in des Prinzen Heinrichs Armee, durch den Vergleich mit den sächsischen Anstalten um so augenscheinlicher.

III. Preußen tritt der bewaffneten Seeneutralität bei.

Der teschener Friede sah die großen Mächte von Europa in gespannten Lagen: einige hatten sich schon wieder Krieg erklärt, andere suchten, unzufrieden mit den alten, neue Freunde, andere bemüheten sich fruchtlos um die alten; alle richteten ihr Verlangen nach St. Petersburg. Katharina, welche den baierschen Prozeß entscheiden und verbürgen helfen, fand sich auf der schmeichelhaftesten Höhe ihrer Macht: die Theilung Polens und der Friede von Kainardsché vermehrten ihr Reich und die neue Eintheilung desselben in Gouvernements lieh der absoluten Herrschaft neue Kräfte. In dieser Stellung musste sie es nicht unmöglich finden, die Türken ganz zu vernichten und Griechenland unter einem Prinzen ihres Hauses zu erneuern. Fürst Potemkin war die Seele dieses griechischen Projektes; er hatte, seit er nicht mehr Liebling war, die einflussreichste Stimme in der russischen Politik und in dem neuen Königreiche glänzte ihm die größte Ehre hoffnungsvoll

entgegen. Die Schmeichelei, das Christenthum, Kunst und Wissenschaft erhoben die Zertrümmerung der Pforte und die Herstellung jener alten Wiege europäischer Kultur in Athen zur Gewissenssache. Der russische Reichskanzler und Premierminister Gr. Panin, sammt einigen Fürsten, namentlich der große König dachten, in ihrer ruhigen Berechnung anders. Diese verschiedene Politik am Hofe von St. Petersburg bestimmte auch die Wahl der Bundsgenossen.

Kaiser Joseph, unzufrieden mit dem Benehmen Frankreichs während des baierschen Krieges, klagte über treulosen Bruch des versailleser Bundes und schien sich nach der alten Verbindung mit den Seemächten wieder umzuthun. Seine Mutter fand sich eben so verwundet, aber, durch die Bande des Blutes wieder ausgesöhnt; und Kaunitz wollte sein Werk erhalten, wie sehr er sich von Herzen auch zu Großbritannien und Russland neigte und, um dieses zu gewinnen, jenem schmeichelte, indeß Friedrich und der Graf Panin zwischen Russen und Franzosen Einklang suchten.

England fühlte sich, seit dem hubertsburger Frieden, eben so wie Preußen, in seiner abgesonderten Stellung, neuer Schutzverträge sehr bedürftig. Der entscheidende Krieg gegen die eigenen Kolonien in Amerika, gegen Frankreich und Spanien mehrte das Bedürfniß. Die Höfe von Wien und von St. Petersburg schienen am nützlichsten; günstige Verhandlungen mit denselben aber waren nur zu erwarten, wenn Frankreich sich von Oesterreich, Russland sich von Preußen lösten. Ritter James Harris, der nachherige Lord Malmesbury, ein vortrefflicher Diplomat, welcher noch unlängst in Berlin als britischer Sekretär gewesen, sollte als Gesandter in St. Petersburg auf diese Zwecke hinarbeiten. Er sollte sich, wie auch Kaiser Joseph that, dem orientalischen Projekt fügsam zeigen, aber er gewahrte bald, daß Gr. Panin seinem Vaterlande, nach dem erschöpfenden Türkenkriege und bei den leeren Kassen Ruhe gönnte und — fest an Preußen hielt. Doch entmuthigte ihn das so wenig, daß er vielmehr, bei dem eben deshalb sinkenden Vertrauen jenes Prinzipalministers, wirksamere Mittel suchte, und in der That, da Potemkin den englischen Guineen huldigte, von der Kaiserinn selbst in geheimer Unterredung die willkommenste Zusage empfing, und auf die Vollmacht seiner Regierung, das griechische Projekt zu fördern, dem Ziele näher ging, wobei Panin denn doch nicht unbetheiligt bleiben konnte, der, eben weil die Angelegenheit hinter seinem Rücken war betrieben worden, sein Amt dazu benutzte, sich in demselben durch den Bund mit Preußen zu behaupten. Die Gelegenheit war ihm, wie dem berliner Hofe günstig und er fasste sie rasch und gewandt. Spa-

nische Kaper brachten im November 1779 zwei russische, nach dem Mittelmeer bestimmte Getraideschiffe auf, weil die Ladung den Engländern in Gibraltar bestimmt gewesen, und veranlassten die Kaiserinn zu zwei Noten an den spanischen Geschäftsträger de Normandès bei ihrem Hofe, welche als die ersten Urkunden in Bezug auf die bewaffnete Neutralität betrachtet werden können und welche für die beiden Schiffe Genugthuung begehrten. Harris trieb den Fürsten Potemkin weiter, zu Rüstung einer Flotte von 15 Linienschiffen und 6 Fregatten im Hafen von Kronstadt, um die etwa abgelehnte Genugthuung alsbald zu rächen. Graf Panin, ohne dessen Wissen auch diese Eskadre gerüstet wurde, ging zwar auf die Rache gegen Spanien ein; aber, er lenkte durch einen diplomatischen Streich die englischen Intriguen ab, indem er der Monarchinn Streben auf andere Bahnen führte, durch ein System, welches, auf das Völkerrecht gebaut, das Interesse aller Nazionen umfassen und diese selber an Russland knüpfen sollte, woraus für Katharinens Reich ein großes politisches Gewicht, bedeutende Handelsvortheile und die glänzendste Genugthuung an den Spaniern folgen mussten. Der Kaiserinn ungemessener Ehrgeiz fand den Plan genehm, welcher geheim gehalten werden sollte. Doch sandte Graf Panin den Höfen von London, von Versailles und von Madrid die Erklärung zu, welche auch den Höfen von Stockholm und Kopenhagen zugefertigt wurde.

Diese Erklärung vom 28. Februar 1780 warf die ganze englische Politik des Ritters Harris um, indem sie als unabänderlich begehrte: 1) die neutralen Schiffe fahren frei von Hafen zu Hafen, und an den Küsten der kriegführenden Mächte; 2) feindliches Eigenthum ist frei in neutralen Schiffen, mit Ausnahme der Kontrebande, die auf Waffen und eigentliche Kriegesbedürfnisse beschränkt bleibt; 3) die Kaiserinn hält sich, in Bezug auf Das, was eigentlich Kriegesbedürfnisse seien, an Das, was Art. 10 und 11 ihres 20jährigen Handelsvertrages mit Großbritannien vom 21. Juni 1766 ausgesprochen worden, indem sie diese Verbindlichkeit auf alle Kriegführende ausdehnt; 4) ein blockirter Hafen ist nur der, in welchen der angreifende Theil augenscheinlich einzudringen fähig ist; 5) diese Bestimmungen sollen bei der Rechtmäßigkeit der Prisen als Regeln dienen."

In London war der russische Gesandte Simolin Augenzeuge von dem widrigsten Eindrucke, welchen diese bewaffnete Neutralität machte, die so täuschend an die Stelle des erwarteten, dem Abschluß nahen Bundes trat; Frankreich dagegen fand sie so erfreulich, daß es dieselbe sogleich anerkannte. Spanien befriedigte die Kaiserinn und trat

bei; so die übrigen europäischen Mächte fast alle und Panin trug auch, bloß für sich, dem Könige von Preußen den Beitritt an, um seinen Hof mit dem berliner enger wieder zu verbinden, und der von ihm geschaffenen Seeneutralität durch Friedrichs Ansehn neuen Werth zu geben. Der aber fand Bedenken, lästige Bedingungen über sich zu nehmen, ohne durch eine Flotte wirksam sein zu können. Darum lehnte er freundschaftlich die Ehre des Beitritts ab. Und das war der Kaiserinn von Russland selbst nicht unwillkommen, da sie, der wesentlicheren (griechischen) Politik wegen, jede neue Annäherung an Preußen, wie die Verlängerung des alten Bundes scheute und gern mied. Als indessen Dänemark bemerklich machte: wie Preußen, und auch Oesterreich, selbst ohne Flotten, der nordischen Seeverbindung heilsam wären; da ließ der russische Hof den König förmlich dazu einladen; und da man für den, dem preußischen Handel zugesicherten Schutz keine bestimmte Erwiederung begehrte; so schloß sich Friedrich, der uns oben schon, 1744, als der erste Vertheidiger der Seeneutralität erschienen ist, durch einen besonderen Vertrag mit Russland, den 8. Mai 1781, gerne an und bewirkte obenein von der russischen Kaiserinn und von den beiden nordischen Königen eine Aufgabe an die Befehlshaber ihrer Kriegesschiffe: die preußischen Handelsschiffe, welche sie auf ihrer Fahrt in der See antreffen sollten, wenn sie etwa von Kriegesschiffen und Armateurs beunruhigt werden möchten, unter ihren Schutz und Convoy zu nehmen.

IV. Russland lehnt die Erneuerung des Bündnisses mit Preußen ab.

Schon Maria Theresia hatte kurz vor ihrem Ende sich der russischen Gebieterinn genähert und ihr, aller moralischen Abneigung ungeachtet, die verbindlichsten Huldigungen dargebracht: näher aber rückten sich die beiden Kaiserhöfe, als die edle Frau gestorben war und der rasch in der Politik, wie in der Landesverwaltung strebende Sohn ihr Nachfolger geworden war.

Friedrich hatte das längst geahnet und darum doppelt herzlich sich bei dem Tode der Kaiserinn-Königinn ausgesprochen: „Ich bedaure, schreibt er an d'Alembert, den Tod der Kaiserinn-Königinn; sie hat dem Throne und ihrem Geschlechte Ehre gemacht. Ich habe Krieg mit ihr geführt, bin aber nie ihr Feind gewesen." — An sein Kabinetsministe-

rium schreibt der König: „Maria Theresia ist nicht mehr; damit hebt eine neue Ordnung der Dinge an." — „Was den Kaiser, den Sohn dieser großen Frau betrifft, so habe ich ihn gesehen und er hat mir zu aufgeklärt geschienen, um sich in seine Unternehmungen zu stürzen; ich schätze ihn, aber ich fürchte ihn nicht."

Fürchtete nun Friedrich auch wohl nicht den Kaiser Joseph; so verlor er ihn doch nie aus den Augen und sah sich vor. Er hatte seit dem September 1779 einen bewährten Diplomaten, den Gr. Görtz in Petersburg. Durch den wollte er, doch vorläufig nur und ganz von Weitem anhören lassen, ob an ein Bündniß zwischen Russland, Preußen und der Pforte zur Vertheidigung und Bürgschaft des gegenwärtigen Besitzstandes wohl zu denken sei? Der preußische Minister aber eröffnete dem Könige, wie eine solche Vereinigung rein unmöglich sein werde, da die Kaiserinn den Frieden mit den Türken nur zu neuer Rüstung nutze, um ihre großen Entwürfe endlich durchzuführen. Wirklich zeigte sich auch selbst Gr. Panin bei der leisesten Aeußerung des Gr. Görtz durchaus verwundert; und obgleich Friedrich seinen vermittelnden Gedanken fallen ließ; so hatte Katharina Preußens wahre Politik, die Türken zu erhalten, nur allzuhell erkannt. Auch wirkte Potemkin dem berliner Hof entgegen. Dieser unbändige Mann vergaß nicht bloß die, seiner Kaiserinn schuldigen Rücksichten; auch gegen die fremden Mächte äußerte er sich nicht selten wegwerfend. Ueber den Schwarzen-Adlerorden, den er nicht zeitig genug bekommen, sprach er ungebührlich und lehnte eben so die preußische Verwendung für ihn wegen Kurland ab. Der wiener Hof kam ihm gleich, 1776, mit der Reichsfürstenwürde entgegen und hatte die Idee, in solcher Zuvorkommenheit gegen den russischen Hof noch weiter zu gehen.

Gegen das preußische und französische Interesse nun und für sich selbst zu wirken, trug Kaiser Joseph, mit Genehmigung seiner Mutter, der russischen Gebieterinn im Frühjahr 1780 einen Besuch in ihren Landen an: Mohilew am Dnepr wurde, während sie ihre neuen polnischen Erwerbungen bereiste, zur Zusammenkunft bestimmt. Der deutsche Kaiser traf hier schon den 23. Mai ein, um den 25. die große Katharina zu empfangen, bei welcher er sich durch seinen Gesandten am russischen Hofe, den Gr. Cobenzl unter dem Namen eines Grafen Falkenstein vorstellen ließ. Er wusste sich durch die einnehmendste Schmeichelei beliebt zu machen und sah die dringende und herzliche Einladung, nach St. Petersburg mitzukommen, wo auch schon K. Gustav 3. von Schweden, vom 7. Juni bis 29. Juli 1777 gastlich verweilet, gern. Die jüngste Hauptstadt von Europa schien damals die bedeutendste zu sein. Joseph folgte seiner Freundinn über Moskau dahin nach und blieb bis Ende Juli da-

selbst, durch die reichsten Feste verherrlicht und verherrlichend. Graf Panin war, sammt der ganzen preußischen Partei, wozu der Großfürst Paul sich auch bekannte, sehr betroffen.

Wir verweilen hier einen Augenblick, um uns zu erinnern, wie Russland zuerst im polnischen Erbfolgekriege den deutschen Boden betreten, dann im siebenjährigen Kriege als europäische Macht sich militärisch ausgebildet, wie dann die polnisch-türkischen Händel Anlaß geworden, den Hof von Petersburg zu einem so entscheidenden in der westlichen Welt zu machen, daß nun der deutsche Kaiser und der König von Preußen, aus gegenseitiger Eifersucht, um Katharinens Gunst und Bündniß buhlen.

Joseph überzeugte sich auf seiner Reise, daß die Kaiserinn auf ein Bündniß mit dem Hause Oesterreich einen größern Werth lege, als auf das bisher bestandene mit Preußen, welches auch nicht erneuert wurde, weil sie auf dieser Seite für ihr griechisches Projekt nichts erwarten konnte, indeß der deutsche Kaiser, nach seiner Mutter Tode allen Beistand hoffen ließ; sowie er selbst sich schmeicheln durfte, Roms und Italiens sich zu bemächtigen und das abendländische Kaiserthum herzustellen. Wirklich waren, Katharina selbst und Potemkin ganz für den gefälligen Gast; Graf Panin dagegen hielt die preußische Verbindung, solange die zwischen Oesterreich und Frankreich noch bestehe, dem allgemeinen europäischen Besten immer für ersprießlicher. Auch hatte Friedrich's Größe und seine wahrhaft treue Ergebenheit für Katharina bei dem Kriege mit den Türken und mit Polen, ihr eine so dauernde Verehrung abgewonnen, daß für die alte Neigung sich immer noch einige Wärme fand. Der König dachte sie zu frischem Leben anzufachen, als er seinen Neffen Friedrich Wilhelm auch nach Petersburg reisen ließ.

Graf Görtz hatte schon im Juni 1780, als er zuerst und von Vertrauten nur erfahren, daß Joseph mit Katharinen in Mohilew zusammen kommen werde, dem Könige angerathen, auch den Prinzen von Preußen am russischen Hofe erscheinen zu lassen. Friedrich trug den Besuch seines Thronerben der Kaiserinn sofort an und es wurde verabredet, daß Friedrich Wilhelm gegen die Mitte des Septembers a. St. nach St. Petersburg kommen solle. Der König aber verwechselte den alten mit dem neuen Kalender und ließ den Prinzen etwas zu früh abreisen. Von Königsberg fertigte derselbe einen Kammerherrn ab mit einem Schreiben, in welchem er seinen Besuch nochmals ankündigte. Die Kaiserinn gab in ihrer Antwort zu erkennen, daß sie ihn erst gegen den 26. Aug. (6. Sept.) erwarte, weil sie selbst bis dahin auf dem Lande lebe, und auch ihre und des hohen Gastes Wohnung in der Residenz dann erst zur Aufnahme bereit sein könnten. Also musste sich der Prinz von Preußen unterweges

etwas verweilen. Graf Görtz reiste ihm bis Narwa entgegen und überreichte ihm eine meisterhafte schriftliche Schilderung des russischen Hofes, als Wegweiser durch die höchst verschiedenen, zum Theil einander feindlich widerstrebenden Karaktere. Wie geistreich treffend auch der gewiegte Diplomat die schwer erforschliche Kaiserinn (welche selbst auf ihren preußisch-gesinnten Sohn und dessen Gemahlinn, wie auf den eigenen Prinzipalminister eifersüchtig war), wie treffend diese und den allgewaltigen Potemkin, den Vizekanzler Grafen Ostermann, den alten Betzkoy, Grafen Iwan Czernischew, Marschall Gallitzin, Oberstallmeister Narischkin, den jungen Liebling Lanskoy, und die anderen, zur nächsten Hofumgebung gehörigen Personen schildern mochte; so blieb der Aufenthalt in Petersburg doch für Friedrich Wilhelm ein eben so peinliches, als bedenkliches Geschäft. Die schon bestehende Freundschaft mit dem Großfürsten Paul freilich wurde noch fester geknüpft, Graf Panin und die meisten Großen waren, seiner liebenswürdigen Persönlichkeit mehr und auch inniger, als dem Kaiser Joseph zugethan; die Kaiserinn selbst dagegen und Potemkin fanden sich durch ihre weitaussehenden Entwürfe auf das Morgenland schon zu sehr befangen und an Oesterreich hingegeben, als daß für den alten unwandelbaren Bundesgenossen noch ein recht theilnehmendes Gefühl zurückgeblieben wäre. Friedrich's königlicher Abgeordneter wurde der Kaiserinn sogar lästig und sie kürzte den Besuch ohne Rücksicht ab, und ohne ihm das Vergnügen des großfürstlichen Geburtstags noch zu gönnen.

Der preußisch-russische Bund wurde also, Oesterreich zu gefallen, nicht erneuert. Doch wollte Katharina auch eben nicht mit dem Könige brechen. Also hielten beide Mächte sich in gleichgiltigem Verkehre, ganz lau: ja, als der Großfürst, 1782, unter dem bedeutungsvollen Namen eines „Grafen vom Norden" (als welcher er einen fünfeckten Stern im blauen Felde zum Wappen führte) mit seiner Gemahlinn eine Reise durch Europa machte und längere Zeit in Wien verweilte; so durfte er Berlin, an welches sich seine schönsten Erinnerungen knüpften, nicht besuchen.

Panins Ungnade und Tod vernichteten das preußische Ansehn in St. Petersburg völlig und die beiden Kaiserhöfe verbündeten sich, obgleich der förmliche Vertrag, der Unterzeichnung wegen, nicht abgeschlossen wurde, welche Katharina, wie Fürsten gleichen Ranges forderte, was Joseph, als durch die Wahl der Kurfürsten erhobener deutscher Kaiser nicht zugestehen wollte. Doch hinderte das die gegenseitige gute Absicht nicht. Die Artikel, über welche man, zu gegenseitigem Schutze und zur Bürgschaft beider Staaten einig war, wurden in eigenhändig vollzogenen Brie-

fen ausgesprochen, ohne Truppenzahl und Dauer der Verbindung weiter zu bestimmen. Die unmittelbare Folge war, daß Katharina ihre Absicht auf die Krim vollführte und Sahim Gheray zum Chan erwählte, welcher dann zu Gunsten seiner Beschützerinn, ungern abdankte, entfloh und in Woronesch gefangen gehalten wurde. Auch hatte sich schon im September 1783 der Fürst Heraklius von Georgien, auf Kosten der Türkei, den Russen unterworfen. Das Alles empörte den Sultan; aber, da Kaiser Joseph seine ganze Macht für Katharina aufzubieten drohete; so überließ die Pforte den 8. Januar 1784 die Krim als Königreich Taurien, in welchem Potemkin Generalgouvernör wurde, und die Kuban (seitdem Kaukasien genannt) sammt der Insel Taman feierlich dem petersburger Hofe. Joseph hätte sich gern auch durch die Wallachei und Moldau besser abgeründet; aber Russland wusste das zu wehren, sowie Frankreich ihn, durch die jenseits der Donau gelegenen Landschaften sich zu vergrößern, hinderte. Auch mochte das Kabinet von Petersburg mit Preußen öffentlich nicht brechen, selbst als Graf Panin für dasselbe nicht mehr sprechen konnte.

Der große König war nicht müßig. Als die Zusammenkunft in Mohilew ihm bedenkliche Folgen offenbarte, knüpfte er in London wieder an und schuf sich neue Gegenkräfte. Mylord Clarendon, welcher schon 1745, als Herr Thomas Villers und als englischer Gesandter am sächsischen Hofe, den dresdener Frieden sehr vortheilhaft für Preußen hatte vermitteln helfen, unterstützte gegenwärtig aufs Neue seine Wünsche, und erbat und erhielt dafür den 2. Nov. 1782 dieselbe Wappenzierde, welche Lord Hyndford für den breslauer Frieden sich gewünscht. Auch Ludwigs des 16. redlicher Sinn und seines Ministers de Vergennes Klugheit durchschaueten Josephs Unzuverlässigkeit und seine unbedachte Hingebung an Russland. Sie warnten ihn vergebens und sprachen ihren Unmuth unverholen aus. Auch theilten sie diese Ansicht dem berliner Kabinette offen mit. Friedrich sah eine solche Annäherung seines alten, natürlichen Bundesgenossen, insofern derselbe sich von Oesterreich lossagen wollte, gern. Gegen die, nach seiner Ansicht weit aussehenden griechischen Entwürfe aber suchte er so wenig fremden Beistand, daß er in Konstantinopel seit dem Frieden von Kainardsché selbst nur einen Geschäftsträger, Namens Gaffron hielt, um von dem Gange der Begebenheiten unterrichtet zu werden, nicht auf sie einzuwirken und in Petersburg Eifersucht zu wecken. Gaffron hatte freilich keinesweges den Divan zur Abtretung der Tatarei ermuntern, noch den dagegen arbeitenden fremden Gesandten widersprechen sollen; aber, er wurde abberufen, und im Januar 1785 selbst nach Spandau gefangen geschickt, als Russland ihn des offenbar übelwol-

lenden Widerstrebens zieh. Friedrich, der im Fürstenbunde die ihm näher liegenden deutschen Angelegenheiten schirmte, wollte mit der Kaiserinn nicht brechen; und, obwohl sie (1783) auf seine Anfrage wegen ihrer Allianz mit Oesterreich, in besonderer Rücksicht auf den alten, gegen Schlesien gerichteten Bund vom 22. Mai 1746, jede bestimmte Mittheilung mied; so begnügte er sich doch mit der allgemeinen Versicherung, daß sie gewiß nichts eingehen werde, was ihren freundschaftlichen Gesinnungen gegen ihn zuwider sei.

Friedrich war also sicher, so lange er lebte, in dem reichen Schatze seines großen Geistes Schutz und Beistand immer noch genug zu finden. Aber, sein gränzenloser Patrioteneifer dachte weiter; daß er den Erben seiner Krone (wenn der Kaiser Joseph Preußen einst überfallen möchte) entblößt von der im russischen Bunde ausgewirkten Hülfe lassen sollte, „das machte ihm Kopfbrechens und gegen die zukünftigen Uebel, wenn er nicht mehr wäre, Mittel aufzufinden, das nannte er den Stein der Weisen, welchen zu entdecken ihm am Herzen liege," den er aber bisher noch nicht aufgefunden zu haben, in dem klassischen Briefe vom 23. April 1781 seinen Kabinetsministern klagte. Wunderbar, daß der einzige Mann außerhalb für seine Preußen suchte, was er ihnen selbst als schönstes Erbe ließ. Wie er in der Saat des großen Kurfürsten den wahren Stein der Weisen aufgefunden; so hat er ihn uns auch nicht ohne Trost vermacht. Denn, als die große Zeit die rechte Hülfe brauchte, da ist des großen Friedrich's Geist beschworen und zum Führer aufgerufen worden.

V. Die Danziger Irrungen.

Danzig und Thorn waren bei der ersten Theilung Polens auf Rußlands, Englands und Hollands Antrieb nicht an Preußen gefallen. Das brachte den beiden Städten selbst den größten Schaden; Friedrich empfand fortdauernden Verdruß darüber, und, da er meinte, daß die spröden Bürger durch Beschränkung ihres Handels und Gewerbes fügsamer werden, von ihrer „fordauernder Opiniatreté" ablassen möchten; so ließ er sich und seine Diener wohl etwas mehr als billig gehen, ohne sich seines Zwecks zu freuen.

Thorn hatte, nach dem Abtretungsvertrage, sein ganzes Gebiet behalten sollen; Preußen verstand darunter aber bloß das ursprüngliche Weichbild, ohne die späteren Erwerbungen, welche es für sich nahm. Daß der Verkehr der Bürger durch die neue Nachbarschaft „ungemein einge-

schränkt" worden, spricht der König selbst aus, um die Behörden zur Milderung anzuweisen. Von den fremden Mächten hatte Thorn auf nichts zu rechnen; seine Klagen verhallten denselben ungehört. Bei Danzig war das anders. Russland hatte die Rolle des Vermittlers übernommen und gefiel sich, gegen Preußen, in derselben, ohne der Stadt wesentlich zu helfen, welcher Friedrich gleich bei der Besitznahme von Westpreußen Neufahrwasser nahm, den einzig noch schiffbaren Theil des Hafens, welchen Danzig, nachdem das Nordergat versandet war, auf einem Grunde angelegt, den das nachbarliche Kloster Oliva ihm abgetreten. Diese Abtretung aber, sagte Preußen, sei ohne Genehmigung des Königs von Polen, als Landesherrn, und des Pabstes, als geistlichen Oberhauptes, nicht gültig gewesen, weshalb der jetzige Landesherr den Hafen zurück zu nehmen Recht und Vollmacht habe. Russland stimmte ein; die Gegengründe fanden kein Gehör, und der König eignete sich mit dem Hafen den Zoll und die Hafengefälle an, erhöhete den Zoll, ließ die aus- und einlaufenden Schiffe strenge untersuchen und fügte, wie er selbst sagt, „um die Danziger zu chicaniren," noch allerlei Unbilden mehr hinzu, aus Verdruß, daß sie sich seiner Herrschaft nicht gefügt. Ja, „um sie, bei ihrem noch fortdauernden obstinaten Betragen auf mehr biegsame gewierige Gedanken zu bringen," wollte er ihnen „den Zugang ihrer Bedürfnisse auf eine obzwar entfernte, doch nachdrückliche Weise erschweren;" und hierzu fand er „vor das schicklichste Mittel" (was aber nur ein flüchtiger Gedanke blieb), „die Radaune, welcher Fluß der Stadt das einzige süße Wasser giebt, abzuleiten."

Das führte bald zu bittern Händeln, immer nur zu größerem Schaden der von fremder Macht ganz umschlossenen Bürger, welche in ihrer Wehrlosigkeit mit Haß und kleiner Rache an den Preußen sich zu befriedigen suchten, und, als sie die veränderte Politik des russischen Hofes merkten, Friedrich's Unterthanen und Behörden anmaßend kränkten, auch, was sie selber litten, in Petersburg mit Uebertreibung klagten. Endlich schien es gar, als fordere die Stadt den König offenbar heraus. Sie hielt, was sie die ganzen zehn Jahre nicht gewagt, den 25. April 1783, zwei preußische Schiffe auf der Weichsel an, die aus dem marienburger Werder Getraide herab nach Schellmühle führten; um das nie besessene Stapelrecht geltend zu machen. Denn bis dahin hatten die jetzt preußischen, ehemals sammt Danzig polnischen Ortschaften ihr Verkehr unter einander auf der Wechsel, die Stadt vorbei, frei getrieben. Nun begehrte man: die preußischen Unterthanen sollten ihre Güter nicht auf der Weichsel nach Belieben holen und verfahren, sondern auf dem Markt der Stadt die eigenen Waaren zu Kaufe stellen und die benöthigten fremden suchen.

Vorstellungen der königlichen Behörden, auch der Minister, fruchteten nichts; es mussten preußische Truppen in das Danziger Gebiet rücken und den Verkehr sperren.

Polen suchte die Versöhnung, die Kaiserinn von Russland trat als Vermittlerinn auf, die Diplomaten der vier Mächte versammelten sich; so wurde die kleine Fehde zu einer Angelegenheit der europäischen Kabinette: die streitenden Theile legten der Welt ihr Recht vor Augen. Danzig zeigte würdevollen Muth; doch ohne sonderliche Frucht. Endlich 1784 den 7. Sept. schlossen der preußische und der russische Gesandte in Warschau den Vergleich, welchen Danzig den 22. Febr. des folgenden Jahres unterschrieb: Es sollte ihm der Ausfuhrhandel zur See ausschließend verstattet sein, die Einfuhr über Neufahrwasser aber beiden Theilen gehören; doch wurde dem Magistrat der Stadt, zur Erhaltung des Gleichgewichts erlaubt, von allen Waaren preußischer Unterthanen diejenigen Zölle und Transitogebühren, die er davon zu nehmen für gut finden würde, zu erheben, welche aber die preußischen Zollgefälle nicht übersteigen sollten.

Das half den Danzigern wenig, da ihr Handel durch den preußischen Impost sehr bedrückt war und ihre Lage blieb wesentlich dieselbe, bis sie 1793 den 7. Mai auch dem Könige von Preußen huldigten.

v. Dohm, welcher bei der Danziger Fehde im Namen des Königs die preußischen Rechte entwickeln und bekannt machen sollte, freute sich noch nach 30 Jahren des mäßigen und würdigen Tones, in welchem er dies, auf ausdrücklichen Befehl gethan. Friedrich wollte keine falsche und zu weit getriebene Behauptung aufgestellt wissen; es sollte den Danzigern ihr Unrecht glimpflich vorgehalten, aber Alles, was sie beleidigen könnte, sorgfältig vermieden werden und er war mit v. Dohms bescheidenem und mäßigem Vortrage so zufrieden, daß er ihm in einem eigenen Schreiben dafür dankte.

VI. Friedrich und der Pabst.

1782 unterhandelte der berliner Hof mit dem heil. Vater wegen des Diözesanrechts des Erzstifts Köln über die kleveschen Lande, welches Preußen bestritt. Unter mehreren Gründen zum Beweise der Unabhängigkeit der kleveschen Katholiken von Köln ward auch die Stelle aus dem westphälischen Frieden angeführt, nach welchem das Diözesanrecht und alle geistliche Jurisdikzion sich innerhalb der Gränzen eines jeden Gebietes halten sollen. Der Pabst dagegen sagte ohne Scheu: „In dieser Sache kann nicht angeführt werden, daß laut dem 5. Artik. des westphälischen Friedens

eine Absonderung geschehen sein soll; denn es ist bekannt, daß der heilige Stuhl diesen Frieden niemals anerkannt hat, gegen welchen Pabst Innocenz 10. protestirte, nicht nur mündlich durch seinen Nunzius Fabio Chigi, sondern auch durch die Bulle Zelo Domus vom 26. Nov. 1648. Da nun Se. Maj. ruhmwürdigst erklärt haben, sich den Gesetzen, Rechten und der Ehre des h. Stuhles gemäß bezeigen zu wollen; so werden Sie erlauben, daß der heilige Vater nicht einen Grund annehme, welcher allem Diesen gerade entgegen sein würde."

VII. Friedrich und Nordamerika im Bunde.

Begegnen wir dem großen Könige in den Verhandlungen mit Rom auf einem Schauplatz, der die Zwietracht nicht aufgeben will; so freut sich unsre Seele, indem der greise Souverän den Blick abwendet von der Anomalie seiner Zeit auf den neuen Geist hin, der von Amerika kommt, und ihn aufsucht, damit dem Genius der Menschheit ein würdiges Fest bereitet werde. Friedrich steigt hier, ein anderer Moses, auf das Gebirge, das gelobte Land anzuschauen, welchem er sein Volk entgegen führt.

Jefferson, Franklin und Adams kommen, nach dem Frieden mit England in die alte Welt herüber, um Handelsverträge mit verschiedenen Mächten von Europa abzuschließen. Aber kein Hof will sich mit ihnen in Unterhandlungen einlassen: theils aus Unkunde mit den unerschöpflichen Handelsquellen Nordamerika's, theils aus Misstraun gegen die Dauer des neuen Staats, dessen Lage die europäischen Zeitungen als verzweifelt darstellten. Nur Friedrich von Preußen ging ein **Freundschafts- und Handelsbündniß** mit den vereinigten Staaten ein, abgeschlossen und unterzeichnet den 10. Sept. 1785 im Haag von dem preußischen Gesandten bei den Generalstaaten, v. Thulemeier und von jenen drei Abgeordneten des amerikanischen Kongresses. In diesem denkwürdigen Vertrage wurden Grundsätze entwickelt, welche beider Mächte gleich würdig waren, weil sie die Fortschritte der Zeit bekundeten. Nachdem Art. 9. festgestellt worden, daß bei Unglücksfällen den Nothleidenden gegenseitig die freundlichste Hülfe zu Theil werden solle, heißt es: „Ueberhaupt soll das ehemalige barbarische Strandrecht in Rücksicht auf die Unterthanen oder Bürger der beiden kontrahirenden Parteien gänzlich abgeschafft sein." — Art 23. „Wenn ein Krieg zwischen den beiden kontrahirenden Theilen entstehen sollte; so sollen die Kaufleute des einen der beiden Staaten, die in dem andern sich aufhalten, die Erlaubniß haben, noch

9 Monate darin zu bleiben, um ihre Aktivschulden einzutreiben, und ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen, nach welcher Zeit sie ungehindert abreisen und alle ihre Güter ohne alle Beeinträchtigung mit sich nehmen können. Die Weiber und Kinder, die Gelehrten aus allen Fakultäten, die Ackersleute, die Handwerker, die Manufakturisten und Fischer, die nicht bewaffnet sind und in Städten, Dörfern und unbefestigten Plätzen wohnen, und überhaupt alle Diejenigen, deren Beschäftigung zum Unterhalt und zum allgemeinen Vortheil des menschlichen Geschlechts abzweckt, sollen die Freiheit haben, ihre respektiven Gewerbe fernerweit zu treiben. Sie sollen für ihre Person auf keine Art gefährdet, ihre Häuser oder Güter sollen nicht in Brand gesteckt, noch auf andere Art vernichtet, ihre Felder sollen nicht von feindlichen Armeen, in deren Hände sie durch die Kriegesereignisse fallen könnten, verheert werden, sondern, wenn man sich in der Nothwendigkeit befinden sollte, Etwas von ihrem Eigenthume zum Gebrauche der feindlichen Armee zu nehmen; so soll ihnen der Werth dafür nach einer annehmbaren Schätzung gezahlt werden. Alle Kauffahrtei- und Handlungsschiffe, die zum Austausch der Produkte verschiedener Gegenden gebraucht werden, und folglich bestimmt sind, die zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen, sowie zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens dienenden Sachen leichter zu verbreiten, sollen frei und ungehindert passiren können; und beide kontrahirende Parteien machen sich verbindlich, keine Kaperschiffe zu erlauben, diese Art von Handlungsschiffen wegzunehmen oder zu vernichten, noch auf andere Art den Handel zu stören." Art. 24. „Um das Schicksal der Kriegsgefangenen zu erleichtern, und sie nicht der Gefahr auszusetzen, in entlegene und rauhe Himmelsgegenden verschickt, oder in enge und ungesunde Wohnungen zusammen gedrängt zu werden; so machen sich beide kontrahirende Theile feierlich und vor den Augen der ganzen Welt gegenseitig verbindlich, daß sie keinen jener Gebräuche befolgen wollen; daß die Kriegesgefangenen, die sie gegenseitig machen könnten, weder nach Ostindien, noch nach einer andern Gegend Asiens oder nach Afrika transportirt werden sollen; sondern daß man ihnen in Europa oder in Amerika in den respektiven Gebieten der kontrahirenden Theile einen, in einer gesunden Gegend belegenen Aufenthalt anweisen, sie aber nicht in finstere Löcher, in Kerker- oder Gefängnißschiffe einsperren, daß man sie weder in Fesseln schmieden, noch knebeln, noch auf eine andere Art des Gebrauchs ihrer Glieder berauben wolle: daß man ferner die Offiziere auf ihr Ehrenwort in Bezirke gewisser ihnen zu bestimmender Distrikte frei herum gehen und ihnen bequeme Wohnungen anweisen lassen, die gemeinen Soldaten aber in offene und geräumige Kantonnirungsquartiere vertheilen wolle, wo sie hinreichend frische Luft

schöpfen und körperliche Uebungen anstellen können, und daß man sie in eben so geräumige und bequeme Baracken einquartieren wolle, als die Soldaten der Macht, in deren Gewalt sie sich befinden, selbst haben; und daß endlich, den Offizieren sowohl, als den gemeinen Soldaten, täglich eben solche Razionen gereicht werden sollen, als die eigenen Truppen dieser Macht nach Verschiedenheit des Ranges erhalten. Den Betrag der Kosten ersetzt die andere Macht, nach der darüber gemachten Liquidazion. Dabei soll es den beiden Mächten freistehen, einen Kommissar an den Kantonnirungsörtern der Gefangenen anzustellen, welcher dieselben besuchen, ihnen Douceurgelder von ihren Freunden und Verwandten einhändigen und über den Zustand derselben von Zeit zu Zeit ihren Kommittenten Berichte in offenen Briefen erstatten könne."

So menschenfreundlich hatten vorher noch nicht die Mächte darauf gesonnen, das Kriegeselend möglichst enge zu begränzen. Friedrich, der Philosoph auf dem Throne, und der junge Freistaat gaben ein Muster, das, sowenig es noch Nachahmung gefunden hat, dereinst gewiß allgemeine Giltigkeit erlangen wird.

Noch ist, glücklicherweise, zwischen Preußen und den nordamerikanischen Freistaaten, keine Fehde entstanden, vielmehr ist die, von dem großen Könige eingeleitete freundschaftliche Verbindung durch Gesandtschaften gehegt, durch Verträge erneuert worden; aber bis diesen Augenblick betrachtet man in der neuen Welt das Haager Bündniß (zu welchem der Handels- und Schifffahrts-Vertrag zwischen Oesterreich und Nordamerika vom 27. August 1829, freilich nur in beschränkter Form, das Seitenstück bildet) als einen dankenswerthen Zug in dem Karakter des weisen Königs.

Und, da wir Friedrichs Gesinnungen und Handlungen immer gern neben einander zu stellen uns bemüht; so freut es uns, den, in der Unterhandlung mit N.-Amerika entwickelten Grundsätzen gleich auch eine entsprechende Thatsache beifügen zu können. Dem G.-L. Grafen Mailly, welcher bei Roßbach in preußische Gefangenschaft gerathen war, gab der König, auf sein Ehrenwort Erlaubniß, nach Paris zu reisen, und als derselbe im folgenden Jahre um Verlängerung des Urlaubs bat, antwortete er ihm: „Ich gestehe Ihnen die Verlängerung Ihres Urlaubs um so lieber zu, weil es mich erfreut, einem Manne von Verdienst einen Dienst zu leisten, und weil ich immer der Meinung gewesen bin, daß die widrigen Begebenheiten der Könige Privatpersonen so wenig als möglich unglücklich machen sollen. Nehmen Sie sich so viel Zeit, als Sie nöthig haben, Ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Sollte der wiener Hof wie ich zu glauben Ursach habe, etwas nachgiebiger werden, und das Kar-

tel halten; so können Sie sich eine unangenehme Reise gänzlich ersparen, indem die Auswechselung geschehen kann, ohne daß Sie nöthig haben, den Ort Ihres Aufenthaltes zu verändern."

VIII. Friedrich's Theilnahme an den Unruhen in Holland.

Als der in Holland zwischen dem Erbstatthalter und den sogenannten Patrioten lange schon glimmende Funke der Zwietracht in helle Flammen aufschlug; da suchte Wilhelm 5. von Oranien in Berlin Rath und Trost; um so zuversichtlicher, da seine Gemahlinn Friedrich's Nichte war und der preußische Gesandte v. Thulemeier, auch der Kabinetsminister v. Hertzberg seiner Sache huldigte.

Der König selber dachte anders, obgleich er, durch des großen Kurfürsten Gemalinn Luise, ein Ururenkel Friedrich Heinrichs Prinzen von Oranien und Statthalters in den Niederlanden war; der Erbstatthalter und dessen berathende Umgebung standen wohl nicht so ganz besonders bei ihm in Ansehn; aber, vor Allem hatte er eine heilige Scheu vor unberufener Einmischung in die Angelegenheiten fremder Mächte, und, die bloß verwandtschaftlichen Verhältnisse wirkten nicht auf seine Politik ein, wie die ganze Geschichte seines Lebens und seiner Schriften bezeuget. Zu dem Marschall v. Belle-Isle z. B. sagte er im Lager bei Molwitz: er kenne unter den Souveränen keine andere Verwandte, als die, welche seine Freunde seien; und in den Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden heißt es bei dem Jahre 1767: „In demselben Jahre wurde die Vermählung der Prinzeß Wilhelmine, Nichte des Königs, mit dem Prinzen von Oranien abgeschlossen. Dies konnte auf die Politik keinen Einfluß haben und diese Eheverbindung beschränkte sich darauf, einer Prinzeß des Hauses eine standesmäßige Versorgung zu gewähren."

Wohl hätte Friedrich mit Frankreich in Verbindung die innern Angelegenheiten des Nachbarstaates vermitteln helfen mögen, sowie er demselben, durch des Prinzen Heinrich Reise nach Paris im Sommer 1784 förderlich zu werden wünschte, als Kaiser Joseph, nach der eigenmächtigen Aufhebung des Barrieretraktats, auch die Schelbefreiheit, Stadt und Festung Mastricht und mehreres Andere, den 4. Mai 1784 drohend forderte. Aber Graf Vergennes war zu sehr gegen die vermeinte englisch gesinnte oranische Partei; er begünstigte die Beschränkung und — Entfernung des Erbstatthalters und schloß endlich selbst mit der Republik, den 10. Nov. 1785, einen Vertheidigungsbund; allein aber wollte Preu-

ßen nicht, am wenigsten gebieterisch in's Mittel treten. Schriftlich versuchte das berliner Kabinet seit dem Januar 1783 versöhnende Gründe zu entwickeln: — fruchtlos. Die Staaten erwiderten, daß es dem Könige an genauer Kenntniß ihrer Regierungsgrundsätze fehle. „Die Leute, bemerkte Friedrich lächelnd, haben nicht Unrecht; ich habe ja ihr Staatsrecht nie studirt;" doch fuhr er, Mäßigung zu empfehlen fort. „Wir kennen zwar, schreibt er den Generalstaaten, den 29. Febr. 1784, die innere Verfassung des dortigen Freistaats nicht genug und wir haben auch keine Absicht, dieselbe zu beurtheilen, noch weniger zu tadeln; indessen, da es allgemein bekannt ist, daß die Generalstaaten, und also die gesammte Republik, durch die Kommission vom 4. Mai 1747, des jetzigen Erbstatthalters Herrn Vater, für ihn und seine sämmtliche Nachkommen beiderlei Geschlechts die Erbstatthalterschaft mit allen Rechten, Ehren und Vorzügen, welche damit verbunden, und von den vorigen Erbstatthaltern besessen worden, ausdrücklich, unwiederruflich und vertragsweise aufgetragen; so scheint es doch unzweifelbar zu sein, daß diejenigen Vorrechte, welche der jetzige Herr Erbstatthalter und dessen Vorfahren wirklich besessen und ausgeübet, und zu welchen die anjetzo angefochten werden, so viel wir wissen, unstreitig gehören, demselben nicht willkürlich, einseitig, ohne seine Bewilligung und ohne Beiwirkung der ganzen Republik, am wenigsten aber von einzelnen Städten oder Landschaften de facto genommen und entzogen werden können, zumal wenn der Herr Erbstatthalter davon keinen Missbrauch gemacht, wie wir uns von dessen bekannten rechtschaffenen Charakter versichert halten, und auch niemals dergleichen vernommen. Wenn auch zuweilen über dergleichen Rechte, oder über die Ausübung derselben ein Zweifel oder Irrthum entstünde; so scheint doch die natürliche Billigkeit zu erfordern, daß solches von des Herrn Erbstatthalters Liebden bisher besessene Recht, Ihro nicht gleich mit Gewalt genommen, oder auch nur sequestrirt werde, wie jetzo gemeiniglich geschiehet, sondern Sie müssten billig bei dem Besitzstande bis zum Austrag der Sache gelassen, und die Streitigkeit müsste mit dem Herrn Erbstatthalter entweder güt lich oder rechtlich, sowie es die Verfassung des Staats mit sich bringt, aus- und abgemachet werden." — „Wir können uns nicht vorstellen, daß Eure Hochmögenden, oder sonst ein wohlgesinntes Mitglied des Staats gesinnet sein sollte, die Erbstatthalterschaft wieder ganz abzuschaffen, oder sie so einzuschränken, daß nur die bloße Vorstellung einer eitlen Würde davon übrig bliebe. Hoffentlich wird vielmehr ein jeder einsehender Bürger des dortigen Staats sich dankbarlich erinnern, daß die ganze Republik vornehmlich durch den unerschütterten Muth, die außerordentliche Klugheit, und selbst durch das Blut der vortrefflichen Fürsten des Hauses

Oranien-Nassau gestiftet, seit zwei Jahrhunderten erhalten und aus den größten Gefahren errettet worden; ja, daß selbst in den Zwischenzeiten, wenn man die Statthalterschaft zuweilen aufgehoben, die Republik sich schlechter befunden, und durch innerliche Unruhen so zerrüttet und an den Rand des Verderbens gebracht worden, daß, um sie davon zu befreien, man immer wieder zu Wiederherstellung der Statthalterschaft Zuflucht nehmen müssen. Wir wissen zwar wohl, daß sie zuweilen abgeschafft worden, aus gewissen Besorgnissen für die öffentliche Freiheit; aber ohne zu untersuchen, ob selbige gegründet gewesen, oder nicht, so kann eine dergleichen Furcht bei jetzigen Zeiten wohl nicht mehr mit Grunde entstehen, da eine so gerechte und standhafte Politik in Europa die Oberhand gewonnen, daß alle Mächte auf die Erhaltung der andern wachen, und kein Staat mehr den gänzlichen Umsturz des andern zugeben, vielweniger dazu beitragen wird. Wir würden der erste sein, der, wenn dergleichen in oder gegen Holland versucht werden wollte, dagegen arbeiten und streiten würde; wir können aber von dem Herrn Erbstatthalter und dessen nächsten Erben versichern, daß sie gewiß niemals etwas gegen die Freiheit, noch sonst gegen das Wohl der Republik, womit das Ihrige selbst ganz unzertrennbar verknüpfet ist, vornehmen, noch einmal gedenken, sondern vielmehr die Erbstatthalterschaft und Ihr hohes Amt jederzeit nach dem Sinn und dem System von Euren Hochmögenden und der vereinigten Republik führen, und sich niemals davon entfernen werden, worüber wir jederzeit gern und öffentlich die Gewähr leisten wollen. Wir können solches um so viel zuverlässiger thun, je mehr wir die edlen Gesinnungen und Grundsätze des Herrn Erbstatthalters und seiner Gemahlinn, wie auch diejenigen kennen, welche sie ihren Kindern einflößen, und je mehr wir ihnen selbst bei jeder Gelegenheit anrathen, ihr ganzes Glück und Wohl auf der Freiheit, der Einigkeit und dem größten Flor der dortigen Republik, und besonders auf einem vollkommenen Einverständniß mit Euren Hochmögenden zu bauen. Eben dieses erfordert das Verhältniß unsers Staats gegen den dortigen, und wie Eure Hochmögenden solches unserer Einsicht und vieljährigen Erfahrung wohl zutrauen werden, so hoffen wir, daß Sie die Vorstellungen, welche wir Ihnen anjetzo thun, bloß als eine Folge unserer wohlgemeinten und freundnachbarlichen Gesinnungen, wie auch des Antheils, den wir uns nicht entbrechen können an dem Schicksal eines uns so nahe verwandten fürstlichen Hauses zu nehmen, ansehen, nicht aber dahin deuten werden, als ob wir uns in Ihre inneren Angelegenheiten mischen, und der so wohl erworbenen, als befestigten Freiheit Ihres Staats zu nahe treten wollten." — „Wie nun Alles, was wir bishero angeführet, so einleuchtend ist, daß es wohl

nicht dem geringsten Zweifel unterworfen sein kann; so ersuchen Wir Eure Hochmögenden inständigst und angelegentlichst, bei den dortigen Unruhen ernstlich ins Mittel zu treten, und solche standhafte Maaßregeln zu nehmen, daß zuförderst die dort jetzt so gewöhnliche heftige und nachtheilige Schriften sowohl gegen die Erbstatthalterschaft, als von beiden Seiten, durch welche die Verbitterung nur vermehret und angeflammet wird, scharf verboten, unterdrücket und bestrafet werden, da es denn in unseren benachbarten Landen ebenfalls sogleich geschehen soll; daß den Verfolgungen und persönlichen Beleidigungen des Herrn Erbstatthalters und derjenigen, die seine Freunde sind, nachdrücklicher und gesetzmäßiger Einhalt geschehe; daß jeder hervorkeimenden Neuerung, wie auch den daraus natürlich entstehenden Unruhen und Factionen möglichst vorgebeugt werde; daß man suche zwischen dem Herrn Erbstatthalter und denjenigen Personen, die ihm zuwider sind, eine Versöhnung und Einigkeit zu stiften; daß man den Herrn Erbstatthalter bei dem ruhigen Besitze aller Rechte und Vorzüge, die er bishero gehabt, ferner lasse, und ihm keine willkürlich entziehe, auch die bishero entrissenen zurückgebe, künftig aber die Angelegenheiten des Staats mit ihm, sowie es die alte Verfassung desselben mit sich bringet, in Einigkeit und mit allerseitiger Zufriedenheit besorge und vollstrecke."

Indeß der König so sänftmüthig zu den immer anmaßlicheren Staaten in Holland sprach, rieth er dem Prinzen von Oranien im Vertrauen, durch Edelmuth sich Achtung und Zuneigung zu erwerben: „Mit diesen, sagte er, werden Sie, gleich Ihren großen Vorfahren, von denen abzustammen auch Ich Mir zur Ehre rechne, Ansehn und Einfluß in alle Geschäfte genug haben;"— seine Nichte aber forderte er auf, ihren Gemahl von leidenschaftlichen Rathgebern und Entschlüssen abzuhalten: Nicht besser, sagte er, könne sie ihm zu Hülfe kommen, als wenn sie durch gefälliges und einnehmendes Betragen ihm die Herzen gewinne; nur diese Eroberungen schicken sich für eine geistvolle liebenswürdige Dame.

Des Königs Zuspruch war vergebens: die Patrioten machten immer größere Forderungen; Herzog Ludwig von Braunschweig, der Königinn von Preußen Bruder, welcher ehedem des Erbstatthalters Vormund gewesen und seitdem großen Einfluß in die Regierung behalten, musste im Oktober 1784 seine Ehrenämter niederlegen und nach Deutschland gehen; der Erbstatthalter selbst wurde, als ihm den 8. Sept. 1785 der Oberbefehl über die Truppen im Haag genommen war, genöthigt, diesen seinen gewöhnlichen Sitz zu verlassen. Friedrich wandte sich noch verschiedentlich für die hart bedrängten Oranier an die Staaten von Holland und Westfriesland; aber Alles ohne den mindesten Gewinn. Die erhitz-

ten Gemüther hatten kein Gehör für die Stimme der Weisheit und Billigkeit des alten Monarchen und als Friedrich Wilhelm 2. gleich nach seiner Thronbesteigung, den 2. Sept. 1786, den Gr. Görtz als außerordentlichen Gesandten nach Holland schickte und, statt besonnener Umkehr zur Ruhe, auch seine Schwester persönlich gekränkt sahe; da unterwarf er durch 24,000 Mann unter dem Herzog von Braunschweig in wenigen Wochen die Republik, welche weder fähige Führer, noch bestimmte Zwecke hatte.

IX. Friedrich schützt die Württemberger gegen ihren Herzog.

Ganz anders, wie die holländische Fehde, nahm der König den Streit zwischen dem Herzog Karl von Württemberg und den Ständen des Landes im Jahre 1764 auf, als es auf die Rechte und Freiheiten des Volkes ankam. Der Herzog hatte sich in früher Jugend des großen Königs Gunst erworben und in den ersten Jahren seiner Regierung die, in der Schule zu Berlin und aus Friedrich's Fürstenspiegel geschöpften Lehren befolgt. Dann wurde er eigenmächtig, brach die Landesverträge und ergab sich sinnloser Unzucht und Verschwendung. Im siebenjährigen Kriege schloß er sich ohne Talent, in blindem Hasse gegen Preußen den Franzosen an und kämpfte persönlich mit. Das Land verschuldete; seine Gemahlinn, die einzige Tochter der Markgräfinn von Baireuth, musste sich von ihm trennen. Endlich brachten die Stände eine gerichtliche Klage bei dem Reichshofrath an, wobei England, Preußen und Dänemark sich besonders der Sache des Landes Württemberg annahmen, als Bürgen der württembergischen protestantischen Kirchenverfassung gegen etwanige Eingriffe der katholischen Herzoge; denn Herzog Karl war, wie sein Vater katholisch.

Daß nun Württemberg dem großen Friedrich vor allen die Rettung seiner Verfassung verdanke und die Freiheit der evangelischen Kirche, das haben noch unlängst die im Drucke erschienenen Urkunden und die vor der Welt ausgesprochene Anerkennung der Geretteten dankbar dargelegt. Der König hatte 1764, nachdem er die Vermittelung angenommen, den Gr. v. d. Schulenburg-Wolfsburg nach Stuttgart abgesandt. An diesen schrieb er den 7. Mai 1765: „Nachdem Wir aus Eurem allerunterthänigsten Berichte vom 27. v. M. ersehen haben, daß der Herzog mit seinen Anforderungen an das Kirchengut fortfährt und sich durch keine Remonstrationes des Kirchenrathes von seinem Vorsatze abwendig machen lassen

will: so haben Wir den v. Rhod (preußischen Gesandten in Wien) anderweitig instruirt, dem Fürsten Colloredo die rechtlichsten Vorstellungen deshalb zu erneuern und ihm gradeheraus zu erklären, daß Wir über die Einschränkung des Herzogs in seinem despotischen Verfahren eine prompte und unparteiische Erkenntniß des Reichshofraths erwarteten, und daß, wenn solche nicht erfolgete, Wir uns mit allem Ernst dawider setzen, die Stände überhaupt, insonderheit aber in der Conservation des Kirchengutes protegiren und solche Maßregeln vorkehren würden, wodurch denen Ständen und dem armen Lande Hülfe und Erleichterung geschafft werden könnten." — In einem Schreiben an den Kaiser wirft der König dem Herzoge vor, daß derselbe, gegen den Inhalt der Verträge, die er, wie seine Vorfahren unterzeichnet, und gegen die Verfassung des Landes, indem er schlechten Rathschlägen gefolgt, willkürlich habe regieren wollen. — 1766 schreibt er an den Gr. Schulenburg: „Mein Plan ist immer derselbe, nämlich, ich wünsche die Unruhen in Württemberg beendigt zu sehen und die alte glückliche Landesverfassung wieder herzustellen. Die Mittel und Wege sind mir gleich, wenn sie nur mit Gerechtigkeit und in Uebereinstimmung ergriffen werden und zu einem dauernden und beharrlichen Ziele führen." An Denselben ein andermal in einer Nachschrift: „Wenn Ihr die mindeste Schwierigkeit findet, so sprecht aus einem hohen Tone und weiset ihm die Zähne." — Endlich unterzeichnete Herzog Karl den 27. Febr. 1770 den ihm vorgelegten sogenannten Erbvergleich, welcher die evangelische Kirche in ihren Rechten sicherte, indem er den Tübinger Vertrag von 1514 erneuerte und befestigte. Die Landschaft, d. h. die aus 14 Prälaten und 70 Abgeordneten der Städte und des Landes bestehenden Stände vollzogen diesen ihren Freibrief den 2. März 1770; die drei vermittelnden Mächte verbürgten ihn und „der ewige Dank Württembergs, der Beifall jedes Biedermannes ist ihr Lohn, vor allem der Lohn des großen Friedrich, der am festesten gewollt, am eifrigsten gesorgt, am kräftigsten gehandelt hatte."

X. Die Koadjutorwahl in Köln und Münster.

Maria Theresia wünschte ihrem jüngsten Sohne Maximilian, der schon zum Koadjutor seines Oheims, des Herz. Karl von Lothringen als Hoch- und Deutschmeister gewählt war, einst auch das Erzstift Köln und das Hochstift Münster zuzuwenden, welche beide damals Maximilian Friedrich Reichsgraf v. Königseck-Rothenfels regierte. Die Sache wurde sehr im Stillen betrieben und Fürst Kaunitz schmeichelte sich, durch Unterhand-

lungen zum Ziele zu gelangen, ehe Friedrich etwas davon erführe, der dann wohl keinen kräftigen Widerstand machen würde. Wirklich versicherte auch noch im Frühjahr 1780 der preußische Gesandte in Köln, v. Emminghaus: der Kurfürst sei, nach eigener wiederholter Erklärung desselben, durchaus abgeneigt, sich einen Koadjutor beizuordnen. Doch meldete unmittelbar darauf Gen. v. Wolfersdorf aus Hamm, die von Wien aus ganz veränderte Lage der Dinge, welcher der Geheime- und Kreisdirektorialrath v. Emminghaus nun entgegen wirken sollte; auch der Kriegesrath Dohm, welcher eben eine Urlaubsreise in sein Vaterland Lippe machte, bekam Aufträge; vor dessen Ankunft in Münster des Gen. v. Wolfersdorf Adjutant v. Schenkendorf bereits thätig gewesen. Der vortreffliche Domherr und Staatsminister Freih. v. Fürstenberg gewährte die zuverlässigste Auskunft. Fürst Kaunitz hatte nämlich den kurkölnischen Staatsminister Freih. v. Belderbusch, der, bei Maximilian Friedrich's Unthätigkeit, in Köln so einflussreich regierte, wie Fürstenberg in Münster, gewonnen, dem alten Kurfürsten vorzuspiegeln, Preußen wolle ihm den Prinzen Jos. von Hohenlohe-Bartenstein zum Koadjutor beigesellen, wobei an des Gen. v. Wolfersdorf vielfach eigenmächtiges Benehmen erinnert wurde. So brachte man verschmitzt genug den Kurfürsten von seiner Abneigung gegen einen Koadjutor zu dem Entschlusse, sich einen wählen zu lassen. Wirklich hätte Friedrich gern den Prinzen von Hohenlohe als regierenden geistlichen Herrn in seiner Nachbarschaft gehabt; aber, seine diplomatischen Geschäfte scheinen diesmal theils von ungeübten, theils von zu militärischen Agenten nicht gewandt genug betrieben zu sein. Auch fanden seine Briefe keine günstige Aufnahme, so sehr er sich auch (nach seinem Berufe eines Chur- und Reichsfürsten, wie auch Mitvorstehers des Niederrheinisch-westphälischen Kreises) darin bemühete: „den tiefen und erleuchteten Einsichten" des Kurfürsten in's Licht zu stellen „welche bedenkliche Folgen die Vereinigung zweier Churwürden in dem Erzhause und mehrerer Erz- und Hochstifter in der Person eines seiner Prinzen für das Wohl des teutschen Reichs, für dessen Freiheit und für die Leitung seiner Angelegenheiten nach sich ziehen, und in welche Abhängigkeit diese Stifter dadurch gerathen müssten."

Der kaiserliche Gesandte Gr. v. Metternich-Winneburg fand bei dem Hofe in Bonn, für den Erzherzog Maximilian zum Koadjutor für Köln und Münster, erfolgreicheren Eingang und wusste hier in eigener Person, wie in Münster durch seinen Sekretär die Wahlherrn einzunehmen.

Als dies nach Berlin gemeldet wurde, ließ der König gegen einen Koadjutor aus so mächtigem Hause nachdrücklich protestiren durch ein Ab-

mahnungsschreiben an den Kurfürsten und durch mündliche Vorstellungen seines Gesandten v. Emminghaus im versammelten Domkapitel. Da Friedrich aber, bei dem Uebergewichte der kaiserlichen Partei, die patriotische, namentlich für den Freih. v. Fürstenberg in Münster (aus Friedensliebe allein, oder aus Nebenrücksicht auf die Kaiserinn von Russland) nicht mit Nachdruck unterstützen wollte; so ließ sich auch auf keine erwünschtere Folgen rechnen, obwohl auch Holland und Hannover gegen Erzherzog Maximilian einsprachen, dessen einhellige Wahl am 7. August 1780 in Köln, am 16. in Münster, zu Maria Theresiens großer Freude noch, erfolgte.

Hatte Friedrich auch diesmal sein Bemühen nicht zu Erfolgen bringen können; so fand sein patriotisches Streben für die Unabhängigkeit des Reichs und seine friedliche Ergebung bei dieser nicht überwiegend entscheidenden Sache neuen Beifall. Um jedoch dem österreichischen Einflusse in den beiden andern, Preußen näher angehenden Hochstiftern, Paderborn und Hildesheim in Zeiten zu begegnen, wurden alle Maaßregeln sofort mit dem glücklichsten Erfolg getroffen.

XI. Der deutsche Fürstenbund.

Wir können den Kaiser Joseph nur bedauern, daß er, bei so vielen großen Eigenschaften, der ruhigen und gerechten Haltung entbehrte, die vor allen dem Regenten so wohlanstehen. Ihn beseelte das edelste Bestreben, nach Friedrich's Muster, die 22 Millionen Unterthanen seines Reichs zu bilden und zu beglücken; aber sei es, daß der Boden, auf welchem der rasche Geist bauen wollte, nicht genug vorbereitet war, oder sei es, daß sein Trachten der nöthigen Umsicht und Ruhe entbehrte, der Kaiser kränkte überall: statt Dankbarkeit erntete er Tadel und er durfte sich's wohl sagen, als er, früh vom Todesengel gerufen, ins Grab stieg, daß seine wohlgemeinten Sorgen des Ziels verfehlet, weil er die Erfolge seiner Segnungen verfrühen wollen. Friedrich säete — und überließ die Ernte der Zukunft.

Josephs Handlungen nach Außen fehlte ganz das Gepräge der Billigkeit. Schon vor dem baierschen Kriege machte er, 1776, Ansprüche auf zehn italiänische Vogteien, welche den Schweizern zugehörten. Dann folgte die Unterredung zwischen dem Fürsten Kaunitz und dem holländischen Gesandten Gr. v. Wassenaer in Wien, in welcher jener das harte Wort sprach: „Der Kaiser will nicht mehr von den Barrièren sprechen hören; sie sind nicht mehr vorhanden;" Gr. Wassenaer erwiderte fruchtlos:

er habe bisher geglaubt, daß Verträge einige Bedeutung hätten. Joseph aber zerstörte die Befestigungen der Plätze und die Barrière verschwand.

1783 zeigte sich der Kaiser bei dem Tode des Kardinalbischofs von Passau gewaltthätig gegen die Diözesanrechte dieses Hochstifts; 1784 schmälerte er die Rechte des Erzstifts Salzburg, verletzte den schwäbischen Kreis und seine Kriegeskommissarien betrugen sich sehr ungebührlich in verschiedenen Kreisen des Reichs bei dem Durchzuge der österreichischen Truppen nach den Niederlanden zu der höchst beschämenden Scheldefehde.

Auch Friedrich den Großen fing der Kaiser an zu necken. Es hatten vormals, wie die französischen Könige, so auch die deutschen Kaiser das Recht ausgeübt, einen Weltlichen durch einen sogenannten Panis- (oder Brod-) Brief in ein Kloster zu schicken und daselbst bis an sein Lebensende ernähren und kleiden zu lassen. In den Kaiserstaaten hatte man diese Wohlthat besonders alten kaiserlichen Lakaien als Invalidenversorgung zugewendet. Die ganze Sache war dann aber außer Uebung gekommen. Nun erschienen im J. 1783 auf einmal in vielen reichsständischen Landen zahlreiche Panisbriefe, durch welche das Reichsoberhaupt österreichische Bediente, namentlich vom Soldatenstande, in Stiftern versorgen wollte, auf welche solche Anweisungen zu geben es aber das Recht nicht hatte. Ja, die schwäbischen Reichsprälaten sollten selbst ansehnliche Absenzgelder bezahlen, weil in ihren Stiftern seit Jahrhunderten Brodbrüder (Panisten) möglich gewesen wären, welche die Kaiser zu ernennen indeß unterlassen hätten. Kurz, auch in dem Zisterzienser-Nonnenkloster Adersleben und in dem Benediktiner-Mönchenkloster Huysburg, beide im Halberstädtischen gelegen, wurden dergleichen kaiserliche Brodbriefe aufgewiesen. Darauf erließ aber der König, den 3. Mai 1783, ein Reskript an die halberstädtische Regierung, in welchem es heißt: „Die Anmaßung des Kaisers, dergleichen Panisbriefe auf Klöster Unserer Reichsländer und in denselben sogenannte Laien- und Herrenpfründen zu ertheilen, ist so unerhört, als befremdend und ungegründet. Nur in Reichs- und unmittelbaren Gotteshäusern und Klöstern befindet sich der Kaiser, und doch nicht durchgängig im Besitze, solche Panisbriefe zu geben und solche Pfründen anzuweisen; allein in Ansehung mittelbarer, unter der Landeshoheit der Kur- und Fürsten stehender Klöster kann und wird ihm dieses Recht niemals zugestanden werden. Die Versuche, es hier und da auszuüben, sind immer misslungen. Selbst der Bischof Melchior von Würzburg erklärte schon im J. 1548 diese Anmaßungen für eine unleidliche Neuerung und für eine unzugebliche Beschwerung der Klöster, verbot auch allen Gotteshäusern seiner Stiftsländer, kaiserliche Panisbriefe anzuneh-

men, und den Präsentirten den Genuß der angewiesenen Landespfründen zu bewilligen. Wir gestatten dem Kaiser das Recht der ersten Bitte nicht in Unsern Ländern, auch nicht in Unsern säcularisirten Stiftern, als auf welche Art. V. J. Pacis Westphalicae. §. 18. 28. gar keine Anwendung hat; vielweniger werden Wir kaiserliche Panisbriefe zugeben, welche ohnedies nichts als Herkommen und Besitz hier und da in unmittelbaren Reichsstiftungen und Klöstern für sich haben. Unser Fürstenthum Halberstadt ist kein Stift mehr, wie es in der Aufschrift des kaiserlichen Reskripts unschicklich genannt wird, und eben deswegen passen jene Stellen des Friedensschlusses nicht darauf, die ohnedies nicht von dergleichen Laienpfründen reden."

Es wurde darauf der Regierung anbefohlen, der Aebtissinn von Adersleben den kaiserlichen Panisbrief nebst dem kaiserlichen Reskripte mit dem Befehle wieder zuzustellen, solche unverzüglich an den Agenten Merk, von welchem sie solche erhalten, zurückzusenden, mit dem Bedeuten, sie mit dergleichen Anmaaßungen zu verschonen.

Kaum war dieser Anstoß beseitigt; so fasste der Kaiser Baiern wiederum ins Auge.

Russland und Frankreich, welche in Teschen den zum Schutze der deutschen Freiheit von Preußen geschlossenen Frieden verbürgt, zeigten sich dann doch gegen Joseph gefällig, als er aufs Neue Kurbaiern gegen Belgien eintauschen wollte. Ludwig 16. hätte seiner jungen Gemahlinn Maria Antoinette zu gefallen, und Katharina das griechische Projekt zu fördern nachgegeben, wenn der große König nicht noch in seinen letzten Lebenstagen als Wächter dagestanden und noch durch einen zweiten Akt uneigennütziger Vaterlandsliebe das Reich geschirmt und bei der alten Konstituzion ungetheilt erhalten hätte.

Friedrich erfuhr nämlich Anfangs Januar 1785 durch den Herzog von Zweibrück, daß der K.-K. Hof diesem Fürsten durch den russischen Gesandten am oberrheinischen Kreise in Frankfurt, Gr. Romanzow, den vorher bereits zu München durch den Gesandten v. Lehrbach gegangenen Antrag thun lassen: daß Pfalz-Baiern dem Hause Oesterreich ganz Ober- und Nieder-Baiern, die Oberpfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach gänzlich abtreten möchte; dagegen der Kaiser dem Hause Pfalz die Niederlande mit den von Holland zu erwartenden Vortheilen, jedoch mit Ausschluß des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Namur, unter dem Titel eines Königreiches Burgund abtreten, und dem Kurfürsten und Herzoge noch 3 Millionen Gulden zu gefälligem, allenfalls vergnügendem Gebrauch auszahlen, sich aber alle Artillerie und alle Nazionaltruppen, sowohl von

den Niederlanden, als von Baiern, und zugleich das Recht, in den Niederlanden nach Gutbefinden negociren zu können, vorbehalten wollten, und sollte ein jeder Theil die auf jedem Lande haftenden Schulden übernehmen; der Tauschhandel sollte geschlossen werden unter der Garantie von Frankreich und Russland, ohne von Preußen und dem Reiche etwas zu erwähnen.

Obgleich dem Herzoge bei diesem Antrage bedeutet wurde, daß man der Einwilligung von Kurpfalz vorläufig sicher sei, daß die Sache auch ohne ihn und wider seinen Willen zu Stande kommen werde, und daß man binnen acht Tagen eine feste Entschließung von ihm erwarte; so erklärte derselbe doch rein heraus, daß er niemals einen so nachtheiligen Handel eingehen werde. Er vertraute sich auch diesmal dem Könige von Preußen (dessen Gr. Romanzow gar nicht gedacht hatte) und übermachte demselben eine ausführliche, an die russische Kaiserinn gerichtete Denkschrift, in welcher die Ursach seines Widerspruchs umständlich erörtert und die Bitte ausgesprochen war: Ihre Russisch-Kaiserliche Majestät möchten, als Bürge des teschener Friedens, von diesem Entwurfe abstehen und auch des Kaisers Maj. davon zurückbringen. Friedrich trug dem Gr. Görtz auf, diese Denkschrift dem Vizekanzler Gr. Ostermann zu übergeben, seine, des Königs eigene Besorgniß darüber zu eröffnen und das Ansuchen des Herz. von Zweibrück mit allen zweckdienlichen Vorstellungen zu unterstützen; worauf die Kaiserinn Katharina, durch ihren Gesandten den Fürsten Dolgoruki in Berlin die Erklärung gab: daß sie diesen Tauschhandel, den sie beiden Theilen zuträglich hielte, dem Herzoge von Zweibrück nur dergestalt hätte thun lassen, daß derselbe von dem freien Willen beider Theile abhange.

In gleicher Art beantwortete das französische Kabinet die von Preußen unterstützten Vorstellungen des Herzogs. Ludwigs des 16. Minister hatten insgesammt den Eintausch Baierns dem französischen Interesse, sowie der Freiheit Deutschlands und Italiens zuwider erklärt, als der König jeden Einzelnen um seine Ansicht fragte.

So viel Widerstand machte den deutschen Kaiser scheu; er ließ von dem Ländertausche ab; aber eine schriftliche oder unumwundene Versicherung darüber war von ihm nicht zu bewirken. Läugnen konnte er die Absicht nicht; aber er begnügte sich mit der Versicherung, daß er an einen erzwungenen Tausch nie gedacht, noch jemals denken werde.

Bekam Kaiser Joseph Baiern; so war er Herr fast über den ganzen Donaustrom und setzte seine Erblande auch mit Schwaben und Vorderösterreich in Verbindung, d. h. er wurde Gebieter des ganzen südlichen Deutschlands. Ferner, Alles was den burgundischen Kreis bildet, Lüttich

mitgezählt, betrug 469 Q.-M. und der angebotene Theil der österreichischen Niederlande nur 290; Baiern dagegen hatte 784 Q.-M. Die sämmtlichen österreichischen Niederlande, Luxemburg und Namur mitgerechnet, zählten 1,200,000 Seelen; Baiern hatte 100,000 mehr, und Raum und Mittel für wenigstens 2,000,000: es trug damals, bei schlechter Verwaltung, ohne Beschwerde 6 Millionen Fl., während die Niederlande in gewöhnlichen Jahren kaum die Hälfte brachten und wenig verbesserungsfähig waren, da Baiern überall fruchtbar ist.

So Unbilliges für die künftigen Erben von Baiern, so Gefährliches für das Reich konnte Friedrich, der auch bei den passauischen Irrungen schon seinen guten Willen für die Ordnung des deutschen Vaterlandes dargelegt, nicht zulassen. Und er erhob seine Stimme nicht unbefugt und ohne rechtliche Beispiele in der Geschichte; denn, nach der goldenen Bulle, welche den Kaisern alle Veräußerungen und Vertauschungen der Kurfürstenthümer verbietet, und nach den Verbindungen der Reichsfürsten seit dem Kurverein zu Rense durfte und musste Brandenburg die deutschen Fürsten zur Aufrechthaltung der Verfassung und Rechte im Reich vereinigen, gegen den Kaiser selbst, sowie es in der frankfurther Union mit Frankreich, Kurpfalz und Hessen-Kassel sich zum Besten des Kaisers verbunden, wobei Friedrich zuerst auf die Idee eines Fürstenbundes zum Schutze des Reichsoberhauptes gekommen war.

Da Friedrich schon im Herbste 1784, als der G.-L. Marquis de Bouillé in Potsdam war, den (neuen) Fürstenbund vorbereitete; so hielt er den Wunsch nicht zurück, daß Frankreich beitreten möchte. Ludwig 16. und der Gr. Vergennes aber zögerten und konnten sich nicht entschließen. Darüber nahm Preußen die englischen Anträge günstig auf und als de Bouillé im nächsten Sommer wieder nach Berlin kam, da wurde Lord Cornwallis mit der Vollmacht, einen Definitivtraktat abzuschließen, stündlich schon erwartet.

Indeß hatte der König seinen Entwurf eines Fürstenbundes seinem Kabinetsministerium mitgetheilt, gegen v. Hertzberg sich in Potsdam noch bestimmter ausgesprochen und durch denselben dann den Gegenstand vollständiger entwickeln und den Nutzen einer solchen Verbindung auseinander setzen lassen. Hierauf wurden die Gesandten im Reich beauftragt, die Gesinnungen mehrerer Höfe über diese Sache zu erforschen. Der Entwurf war, mit v. Hertzberg's eigenen Worten folgender: „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände, welche die Freiheit von Deutschland, mit welcher die von ganz Europa wesentlich verbunden ist, bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen so

vieler Jahrhunderte und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtiget sind, nämlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reichs in ihrem Wesen und Bestande zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen verbinden sich diese Fürsten, auf ihr altdeutsches fürstliches Ehrenwort, alle und jede, sowohl die hierin verbundenen, als auch jede andere Reichsstände bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtliche Gewalt sie zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen deshalb in wahrer und genauer Freundschaft leben, und sich Alles, was einem jeden schädlich oder nützlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienliche Mittel anwenden, daß die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachte Angelegenheiten berathschlaget und beschlossen, auch die Erledigung der Rekurse befördert werde. Ferner, dahin Bedacht zu nehmen, daß die beiden obersten Reichsgerichte in gesetzmäßige Ordnung gebracht und darin erhalten, auch immer mit geschickten, redlichen, tapfern Männern besetzt sein mögen. Wenn jemand, wer er auch sei, die verbündeten Fürsten, oder auch jedes andere Glied des Reichs, von welcher Religion es sei, geistlichen oder weltlichen Standes, in seinem wirklichen Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Säkularisazionen und Entgliederung hoher und niederer geistlicher Stifter, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Traktaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu missbrauchen wollte, so verbinden sich die vereinigten Fürsten, daß sie alle reichsgesetzmäßige Mittel und auch alle ihre habende Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Missbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reichs bei seinem Besitzstande, und das gesammte Reich bei seiner in dem westphälischen Frieden, der Wahlkapitulazion und den Reichsschlüssen begründeten Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besondern Falle wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das schleunigste berathschlagen, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im Voraus, ein Jeder nach seinen Kräften und Umständen, so viel als möglich vorbereiten und einrichten."

Diese Mittheilung, an welcher auch der Prinz von Preußen Antheil nahm, fand im Reiche allgemeinen Anklang. Nur Fürst Kaunitz klagte fälschlich über ungerechte Beschuldigungen und strebte, durch Rundschreiben an alle österreichische Gesandte bei deutschen Höfen, seinem Kaiser Vertrauen zu erwerben. Vergebens; Josephs Willkür hatte gar zu sehr

gekränkt: die Fürsten wandten sich voll Zuversicht nach Berlin und Friedrich wusste dieser Ehre werth zu bleiben.

Mit Kursachsen und Hannover wurden zunächst genauere Unterhandlungen angeknüpft, zu welchen beide Fürstenhäuser den Gr. v. Zinzendorf und den Staatsminister Freih. v. Beulwitz als außerordentliche Bevollmächtigte mit eben so ruhmwürdig rascher Entschlossenheit nach Berlin sandten, als Friedrich liebenswürdig des letztern Abneigung vor dieser Reise, wegen Ungeläufigkeit in der französischen Sprache dadurch hob, daß er auf gute Art zu erkennen gab: ein deutscher König werde über eine deutsche Angelegenheit mit einem deutschen Staatsmanne sich nur deutsch unterhalten. Den 29. Juni begannen also die Konferenzen zwischen den beiden preußischen Kabinetsministern und dem hannöverischen und sächsischen Gesandten auf den Grund des Entwurfes, welchen der Freih. v. Beulwitz mitgebracht hatte und welcher schonender gegen den Kaiser und dessen neuere Anmaßungen abgefasst war, als v. Hertzberg's bei Seite gelegte Arbeit. Der einhellige Eifer beschleunigte das wichtige Geschäft so, daß schon den 23. Juli dem Könige zu seiner großen Freude der von den vier Bevollmächtigten unterzeichnete Traktat vorgelegt werden konnte, welcher wesentlich Folgendes enthält: „Die drei Kurfürsten wollen in wahrer und genauer Freundschaft leben, in solcher sich die Befestigung des Reichssystemes, nach den Reichsgesetzen, zum unveränderlichen Augenmerk nehmen und zu dem Ende ein vollkommenes Einverständniß unterhalten, sich Alles, was jedem schädlich oder nützlich sein könnte, mittheilen und darüber rathschlagen; — sie wollen sich kräftigst dahin bearbeiten, daß die Reichsversammlung in gesetzmäßiger Thätigkeit erhalten, die Rekurse erlediget und alle unerhebliche Weiterungen und Willkürlichkeiten vermieden werden; — desgleichen wollen sie für Erhaltung der Reichsgerichte bei gesetzmäßiger Ordnung und für Beförderung einer ganz unpartheiischen Rechtspflege wachen; — auch dahin sich verwenden, daß die Reichskreise in ihrer Konsistenz, Integrität und Verfassung in keiner Art verletzt werden; — vorzüglich wollen sie mit allem Nachdruck dahin sich bearbeiten, daß sämmtliche Stände des Reichs bei ihren Landen und Gerechtsamen, auch Haus-, Familien- und Sukzessions-Verfassungen unbeschwert und ungekränkt belassen und dabei auf keine Weise beunruhiget werden. Sollten die sich verbindenden Kurfürsten bemerken, daß in dem einen oder andern Stücke der Reichsverfassung und den reichsständischen Gerechtsamen entgegen gehandelt, oder etwas dagegen beabsichtiget würde; so wollen sie sich sofort in ihren Maaßregeln vereinigen und durch alle konstituzionsmäßige Mittel ein solches zu hintertreiben suchen, und über die etwa weiter erforderlichen kräftigen und

wirksamen Maßregeln sich unter einander verstehen und selbige mit allem Nachdruck und möglichster Thätigkeit zur Ausführung bringen. Jeder Stand, ohne Unterschied der Religion, soll dieser Verbindung beizutreten eingeladen und mit freundschaftlichem Vertrauen aufgenommen werden.“ —

An den edlen und freisinnigen Kurfürsten von Mainz Karl Freih. v. Erthal, der dem äußern Range und dem innern Karakter nach zu den bedeutendsten Regenten im Reich gehörte und der ein treuer Anhänger der preußischen Politik war, wurde der damalige Bergrath Freih. v. Stein mit dem günstigsten Erfolge abgeschickt; Herzog Karl von Zweibrück und sein Bruder Prinz Maximilian schlossen sich dankbar an; mit inniger Zustimmung traten Markgr. Karl Friedrich von Baden und Fürst Leop. Fried. Franz von Dessau bei; die Fürsten Friedrich Albert von Bernburg und Karl Georg Lebrecht von Köthen folgten nach; so Landgr. Wilhelm 9. von Hessen-Kassel, Markgr. Karl Alexander von Anspach-Baireuth, Herz. Ernst 2. von Gotha, Herz. Karl August von Weimar, die Herzoge von Mecklenburg Friedrich Franz von Schwerin und Adolph Friedrich von Strelitz, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel, Herzog Friedrich von York als Früstbischof von Osnabrück.

Also fehlten dem deutschen Fürstenbunde von den größeren weltlichen Regenten nur der Herzog von Württemberg, wegen seines nahen Verhältnisses zu Russland und Oesterreich, der Herzog von Oldenburg aus Rücksicht auf Russland und der sehr verschuldete Landgraf von Hessen-Darmstadt, welcher sich entfernt hielt, weil es von dem Kaiser abhing, eine kostspielige Debitkommission in sein Land zu schicken. In Kurköln und in Münster regierte Josephs Bruder, welcher wenigstens den Ideen des Fürstenbundes huldigte; Klemens Wenzeslaus von Kurtrier hatte nicht den Muth beizutreten, obgleich er mit des Kaisers Eingriffen in die Kirchensachen unzufrieden war: beide geistliche Kurfürsten sind eben so wenig, wie die kleineren weltlichen Fürsten und Herrn, eben aus Rücksicht auf ihr Verhältniß zu Wien, zum Beitritt eingeladen worden.

Friedrich erfuhr auch bei dem Fürstenbunde allerlei üble Nachrede: in seinem eigenen Lande besorgte man lästige und fruchtlose Verbindlichkeiten als Folge; in der Fremde machte man die Reinheit seines Strebens zweifelhaft: aber, er erreichte und gewährte Alles, was er für Preußen wünschenswerth fand. „Zwar zog er nicht das Schwert mehr; aber kaum strahlt auf seiner ganzen ruhmvollen Laufbahn sein Geist heller, als damals. Was die Erhaltung deutscher Verfassung nicht nur für Deutschland, sondern für Europa sei, hatte er noch nie so klar und laut gesagt.“

Gleich nach seiner Thronbesteigung trat der große König bei den Rumpenheimer Irrungen für den Landgrafen von Hessen gegen das stärkere Kurmainz als Sachwalter auf; mit dem Fürstenbunde schließt er, ganz in gleicher Art für Deutschlands Heil und Freiheit handelnd, den Schauplatz seiner Bestrebungen nach Außen hin ab.

Siebentes Buch.

Friedrich's Lebensende.

Alle diese nach Außen hin gerichteten Arbeiten des Königs hemmten, wie die Verwaltung von Westpreußen uns bewiesen, seine landesväterlichen Sorgen, auch seinen Eifer für Kunst und Wissenschaft nicht. Funfzig Jahre lebt er dem Berufe des Erdenbürgers, ohne darüber das Verlangen des gottähnlichen Menschen in sich zu versäumen; weiß er, religiös wie einer je, in erhabener Größe, dem Endlichen und dem Unendlichen gleich zu genügen, das Sichtbare durch das Unsichtbare zu verklären. Darum blieb seine Lebensweise dieselbe von dem Augenblicke an, wo er aus den jugendlichen Verirrungen übertrat unter die Heroen unsers Geschlechts, bis zu der Zeit, die ihn zu seinen Vätern versammelte.

Kein Augenblick entfloh ungenutzt: der hochbetagte Greis schonte sich eben so wenig, als er im Jünglings- und Mannes-Alter das gethan; und, daß er die Heerschau in Schlesien das Jahr vor seinem Tode bei anhaltendem Regen und bei stürmischer Witterung in der gewöhnlichen einfachen Kleidung hielt, und des merklichen Hinschwindens der Kräfte nicht achtete, weil es seine Bestimmung war, das hat vielleicht sein Lebensende beschleunigt.

Kein Zweig der Landespflege blieb im hohen Alter des Königs vor dem andern zurück; ja, einige wurden mit einer Art geschärften Eifers betrieben, damit die Hinfälligkeit des Herrschers nicht zum Saumsal verleite.

Die Bildung des Heeres wurde ohne Nachlaß bedacht und die Disziplin so strenge geübt, daß die Offiziere, namentlich in Potsdam, sehr gedrückt und vom Obersten v. Scheelen, welcher 1773 bis 1786 Kom-

mandör des Regiments Garde war, besonders gequält, fast wie Gefangene lebten.

Bei der strengsten Mannszucht wurde auch der kleine Dienst mühsam geübt und der König achtete ihn der eigenen Aufsicht nicht zu geringe, während er die Kleinigkeitskrämer im Dienst unter den Infanterieoffizieren „Stiefelettenmajore," unter den Kavallerieoffizieren „Sattel- oder Stiefelmajore" nannte. In untergeordneten Diensten hielt er solche Offiziere für sehr brauchbare Exerziermeister; aber in höheren Stellen duldete er sie nicht; und er hat Generale und Bataillonskommandöre von der Front entlassen, wenn sie sich, ohne Talent, so hoch verstiegen hatten.

Noch bei Friedrich Wilhelms I. Lebzeiten hatte der alte Dessauer 1740 die, auch durch ihre Schwere wirksameren eisernen Ladstöcke, statt der sehr zerbrechlichen hölzernen erfunden; 1773 veranlasste Prinz Friedrich von Braunschweig die zylindrischen Ladstöcke, welche das zweimalige Umdrehen der konischen ersparten und machten, daß der Soldat jede Minute fünfmal schießen und das 6. Mal laden konnte, da er bisher vier- bis fünfmal geschossen. — Der Lieuten. v. Freytag gab 1781 das trichterförmige Zündloch am Gewehre des Fußvolks an, bei welchem kein Pulver auf die Pfanne zu schütten nöthig ist: nun musste in der Minute sechsmal geschossen und das 7. Mal geladen werden; auch setzte das Gewehr mit trichterförmigem Zündloche den Soldaten in den Stand, bei Nachtgefechten ungehindert, wie bei Tage zu feuern. Und, wie v. Seydlitz die preußische Reiterei vervollkommnet; so lebten in v. Saldern und v. Möllendorff neue Pfleger für das Fußvolk auf. Eine Hauptsorge wurde auf die Artillerie gewandt, deren Bewegungen, enger mit denen des Fußvolks und der Reiterei verbunden, eine eigene Taktik erzeugten. Als Chefs dieser Waffe sind der 1755 verstorbene Gen. der Inf. v. Linger, der 1777 verstorbene G.-L. v. Dieskau und der 1785 verstorbene G.-M. v. Holtzendorf berühmt, nach welchem der König den Oberst Ditmar an die Spitze der gesammten Artillerie stellte, welcher den 1. Sept. 1786 in den Adelstand erhoben wurde. — Der 1742 aus österreichischen Diensten herübergetretene Graf Samuel von Schmettau starb 1751 in Berlin als Generalfeldmarschall, Grand-Maitre der Artillerie und Ritter des Schwarzen-Adlerordens.

Auch im Festungsbau schritt Friedrich rasch mit der Zeit fort. Montalembert wurde 1761 mit seiner Reformazion der Befestigungskunst fertig; aber, da er kein Ingenieur von Profession war, so setzte sich das französische Ingenieurkorps hartnäckig dagegen und er durfte erst 1776 seine Fortification perpendiculaire drucken lassen. Friedrich bekam durch seinen Gesandten in Paris ein Exemplar, erkannte die Vor-

theile des neuen Systems und wandte es theilweise bei seinen Festungsbauten an. Die meiste Aufmerksamkeit widmete er mit großen Kosten den schlesischen Plätzen Schweidnitz, Silberberg, Glatz, Neiße, Kosel; — die Bauten von Lyk, Grabow und Graudenz zeigen, daß Friedrich auch von dieser Seite große Wachsamkeit für nöthig gehalten. — Die historische Wichtigkeit von Kolberg machte, daß er diese Festung, 1770, durch verschiedene neue Werke verstärken ließ, ohne durch diese erweiterten Anlagen dem Zwecke genügend zu entsprechen.

Als 1783 eine neue Art von Kanonen im Auslande war erfunden worden; so wünschte der König durch seinen Freund, den ehemaligen Staatsminister Freih. v. d. Horst hinter das Geheimniß zu kommen, welcher ihm auch die nöthigen Nachrichten aus Wien und aus Versailles schaffte.

Und, da wir oben von seiner lebenslang fortgesetzten Wachsamkeit über die Justiz gesprochen und der von ihm in der letzten Regierungszeit geschärften Strafen, in Sachen des jungen Hevenbrock und des Küchenschreibers Röber gedacht; so müssen wir zu dieser absichtlichen Regierungsweise hier noch den Schlüssel geben. Friedrich tauschte, noch gegen Ende des Jahres 1783 mit d'Alembert seine Gedanken über Verbrechen und Strafen aus, wozu Beccaria's berühmtes Werk den Anlaß gab. „Ich bin ganz Ihrer Meinung, schreibt er den 24. Okt. 1783, daß die Richter sich mit ihren Urtheilssprüchen nicht übereilen müssen und daß es besser ist, einen Schuldigen zu retten, als einen Unschuldigen zu strafen. Indessen glaube ich aus der Erfahrung die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß man keinen der Zügel vernachlässigen dürfe, durch welche man die Menschen führt, nämlich die Strafen und die Belohnungen; und es giebt Fälle, in welchen die Größe des Verbrechens mit Nachdruck muß bestraft werden: die Mörder und Mordbrenner z. B. verdienen die Todesstrafe, weil sie sich eine tyrannische Gewalt über das Leben und die Besitzungen der Menschen angemaßt haben."

Also das Land empfand nichts Nachtheiliges von dem hohen Alter seines Königs. Nur er war der Entbehrende, wenn anders der große Mann die unvermeidliche Bürde der Jahre so empfunden hat, wie sein Aeußeres und die Verhältnisse ihn mitleidswürdig darstellen mochten. Wenn Friedrich auch seinen Anzug, vom Haupt bis zu den Füßen immer mehr verabsäumte, und durch übermäßigen Gebrauch des spanischen Tabacks Gesicht und Kleider vernachlässigte: das Feuer der Augen behielt die durchdringende Schärfe, die sanfte Anmuth und verschönte das von Alter und Sorgen gebeugte Haupt.

Hatte der kinderlose, von den Geschwistern und von der Gemahlinn entfernt lebende Mann seinen Hauptgenuß nach den Mühen des Tages im geistreichen Umgange mit Freunden, oder im traulichen und belehrenden Briefwechsel gefunden; so musste der greise König auch hierin entbehren und nach neuen Quellen suchen: eine schwierige Aufgabe für das hohe Alter!

Doch, ehe wir, wie der Kreis seiner Freunde allmählig sich auflöst, berichten, begegnen uns zwei harte Familienschläge, welche sein zartes und weiches Herz bitter treffen: einmal, der Tod seines höchst liebenswürdigen Neffen, des Prinzen Heinrich, eines Sohnes von August Wilhelm, welcher 1767, als er sein Kurassierregiment aus der Garnison Kyritz nach Potsdam führte, in dem Dorfe Protzen bei Ruppin, auf dem Gute des G.-L. v. Kleist, von den Blattern befallen und den 26. Mai dahingerafft wurde. Der König hatte ihn 1763 nach Potsdam genommen, zum Hauptmann im Bataillon Leibgarde gemacht und auf allen Reisen um sich gehabt, bis er ihn, eben in dem verhängnißvollen Jahre zum Obersten und zum Chef desselben Regiments erhob, welches auch sein Vater gehabt. Jetzt war er von der Trauernachricht so ergriffen, daß er, auf der Rückreise aus Pommern, in Bernau übernachtete, weil er vor Wehmuth nicht weiter fahren konnte. Friedrich beweinte den großen Verlust schmerzlich, wählte selbst die Textesworte Jesaias 55, 8. 9: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken &c." für die Gedächtnisspredigt und schrieb eine herrliche Lobrede auf den frühe Vollendeten, welche den 30. Dez. in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen wurde und zugleich in Druck kam.

Der andere Familienkummer war die Ehescheidung des Prinzen von Preußen, in welchem wieder aufzuleben des unsterblichen Monarchen stolzer Wunsch war, und welchen er deshalb auch allseitig, seiner erhabenen Bestimmung gemäß, heran zu bilden suchte. Als derselbe 1748 aus der Aufsicht der Frauen genommen wurde, gab Friedrich (welcher den preußischen Prinzen seit langer Zeit zuerst wieder deutsche Lehrer und Erzieher wählte) den Professor Beguelin zum Erzieher und drei Jahre später den Ob.-L. v. Borck zum Oberhofmeister.

In den praktischen Kriegesdienst weihete der König den Prinzen von Preußen gegen Ende des siebenjährigen Krieges noch selbst ein und er freuete sich nicht nur 1767, als sein Neffe dem Unterrichte des Geh.-R. de Launay „zum Wohl der Welt" Aufmerksamkeit schenkte; sondern befahl auch noch dem Präsidenten Roden, den 22. Dez. 1774, den Thronerben wöchentlich viermal eine Stunde in allen Zweigen des Finanzwesens zu unterrichten. Der alte, vielerfahrene Meister trug

also seinem hohen Schüler in 17 Lekzionen das Kontribuzions- und Domänenwesen, die Kolonistenetablissements, die Forst-, Salz- und Akzisesachen erst der Kurmark und dann auch der übrigen Provinzen des preußischen Staats vor und überreichte ihm am Schlusse diese Nachricht von dem Finanzwesen, in einem schriftlichen Entwurfe zur Erinnerung.

Den 15., 18., 20. und 26. Januar 1768 wohnte der Prinz von Preußen den Sitzungen des Kammergerichts und des Tribunales bei.

Im baierschen Kriege, und auf der Reise nach Petersburg erregte Friedrich Wilhelm die besten militärischen und diplomatischen Erwartungen, sodaß der König ihm selbst in seinen Nachgelassenen Werken ein Denkmal setzte; und bei seiner Rückkunft aus Russland ging er ihm auf der Treppe entgegen, umarmte ihn zärtlich und sagte damals zu Jemand: „Ich habe ihn nun im Kriege und im Frieden geprüft; er hat mir in Russland die größten Dienste mit aller möglichen Geschicklichkeit geleistet.“ Den Offizieren der Garnison befahl er, ihm die Aufwartung zu machen, um ihm zu seiner Heimkehr ihren Glückwunsch abzustatten, was allgemein für eine ungewöhnliche und schmeichelhafte Auszeichnung galt. Und, sowie Friedrich es gern sahe, daß sein Neffe sich durch mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den trefflichsten Diplomaten, dem Minister v. Hertzberg und dem Gr. v. Görtz, z. B. über die auswärtigen Angelegenheiten im Zusammenhange erhielt, und selbst das Vertrauen auswärtiger Fürsten sich erwarb; so veranlasste er ihn durch selbstständige Revuereisen, z. B. im Monat Juni 1772 und im August 1780 nach Ostpreußen und Lithauen, die nähere Bekanntschaft mit der Verwaltung des Landes und der Armee zu erlangen.

Vielleicht wird diese Uebersicht genügen zur Widerlegung Derer, welche, unzufrieden mit Friedrich Wilhelms 2. Leben und Regierung, auf den großen König zurückgegangen sind und ihn gern beschuldigt haben, daß er den Erben seiner Krone nicht genug herangezogen, oder aus Eifersucht gar entfernt. Auch darf es den Zeitgenossen nicht wiederholt werden, daß Friedrich Wilhelm, der überhaupt sich einer weit planmäßigeren Erziehung und Bildung, als sein großer Oheim zu erfreuen hatte, sich in vieler Rücksicht einen Schatz von Kenntnissen und von Erfahrungen erworben hatte, auf welche sich wohl (selbst ohne das seltene Muster seines Vorgängers) die Thaten einer ehrenvollen Regentengeschichte bauen ließen. Doch scheint der Prinz von Preußen früh schon Unmuth bei dem Könige erweckt zu haben: Beguelin und v. Borck wurden 1764 in Ungnaden entlassen; dieser musste auf seine

Güter nach Pommern gehen, jener durfte nicht mehr nach Potsdam kommen.

Im folgenden Jahre vermählte sich dann Friedrich Wilhelm, den 14. Juli, mit der noch jetzt in Stettin lebenden Frau Prinzeß Elisabeth, vierten Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, welche den 8. Nov. 1746 geboren ist. Die Verbindung, aus welcher nur eine Tochter, die nachherige Herzoginn von York geboren wurde, war nicht glücklich, und der König, welchen dieses traurige Ereigniß auch in Rücksicht auf das braunschweigische, ihm so vielfach verwandte und befreundete Haus, sehr schmerzlich traf, übertrug 1769 die Ehescheidung den sämmtlichen Ministern des auswärtigen und des Justiz-Departements, welche noch zwei Geh.-Obertribunalsräthe und die beiden Oberkonsistorialräthe Sack und Spalding zuzogen; den beiden betheiligten hohen Personen wurden zum Rechtsbeistande der Geh.-R. Lamprecht und der Geh.-Kriegesr. v. Steck gegeben. Alle Mitglieder dieser Behörde wurden durch eine förmliche Eidesleistung verpflichtet, das, was weiter und in dem Innern dieser Verhandlung vorkommen würde, ohne die mindeste Entdeckung davon an irgend einen Menschen, mit ins Grab zu nehmen. Am Schlusse der Verhandlungen versiegelte der König selbst die Akten. Den auswärtigen Souveränen wurde von dem Hergange der Sache Nachricht zugefertigt.

Den 19. Juli 1769 schon wurde die neue Ehe des Prinzen von Preußen mit Luise, Ludwigs 9. Landgrafen von Hessen-Darmstadt und seiner großartigen Gemahlinn Karoline Tochter eingesegnet, welche in der väterlichen Garnison Prenzlau 1751 den 16. Okt. geboren war.

Der Prinz von Preußen war damals längst mit der nachherigen Gräfinn Lichtenau bekannt; er hatte sie seit dem Jahre 1767 drei Jahre lang sehr sorgfältig selbst unterrichtet und dann nach Paris auf Reisen gehen lassen. Bei ihrer Zurückkunft im Jahre 1770 schrieb der König an den Stadtpräsidenten Philippi: er habe nichts dawider, daß der Kronprinz sie besuche; doch solle sogleich ein Landgut in der Gegend von Berlin gekauft werden, damit sein Neffe nicht so oft nach der Hauptstadt komme, weil er dort Bekanntschaften machen würde, die Er, der König, nicht gern sähe; wenn sie (die Tochter des Kammermusikus Enke) diesen Befehl übertrete, so werde sie zur Verantwortung gezogen werden: befolge sie ihn aber genau, so werde Er ihr wohlaffectionirter König bleiben. — Darauf gab Friedrich dem Prinzen von Preußen 20,000 Thaler und es wurde dafür das Landhaus des Gr. v. Schmettau in Charlottenburg angekauft.

Obgleich so Alles nach des Königs Genehmhaltung verhandelt war; so scheint es an Mißverständnissen doch nicht gefehlt zu haben zwischen

ihm und dem Prinzen von Preußen. Wenigstens erzählt ein Augenzeuge: der Kronprinz habe, im März 1776, mit seiner Gemahlinn bei dem Könige gespeist, „eine Ehre, die ihnen seit anderthalb Jahren nicht wiederfahren war." Mit dem baierschen Kriege wurde das nun wohl ganz anders; und Friedrich konnte auch in sofern mit Ruhe auf seine Familie blicken, als in den Kindern sowohl seines Neffen, als auch in denen seines Bruders Ferdinand die Nachfolge gesichert war; ja, er sah noch den jetzt regierenden König unter seiner eigenen Leitung heranblühen und (seit dem Fähnrichspatent vom 29. Juli 1777) in der Armee dienen.

Seiner Gemahlinn bewies der König auch in dieser späteren Lebenszeit alle Hochachtung und Theilnahme. Besondere Ereignisse der Art wurden in den Zeitungen bekannt gemacht, z. B. 1770, daß Se. M. der König allerhöchst geruhet, Ihrer Maj. der Königinn am 18. April ein sehr vollständiges Tafelservice von dem allerfeinsten Porcellain, nebst zwei kompletten Theeservices von eben demselben zu übermachen; 1785: „Am Neujahrstage Mittags nahmen Se. M. der König bei Ihro Maj. der Königinn nebst dem anwesenden Königl. Hause und einer zahlreichen hohen Noblesse das Diner ein."

Den Kreis der Freunde, der Umgangsgenossen, der Gefährten, der alten Diener sehen wir von Jahr zu Jahre mehr gelichtet. „Ich gestehe Ihnen, schreibt der König 1783 an d'Alembert, daß es sehr traurig ist, alle Personen, die ich geschätzt habe, einen nach dem andern sterben zu sehen, und das ist um so schmerzlicher, da es nicht von mir abhangt zu sterben, oder die Andern sterben zu sehen."

Nach dem siebenjährigen Kriege wurde zuerst der liebenswürdige Algarotti durch den Tod abgerufen, welcher schon früh in die Heimath zurückkehrte und, als die unheilbare Abzehrung sich immer gefährlicher ausbildete, 1754 schon ganz darauf verzichtete, je wieder nach Potsdam zurück zu kehren. Aber er blieb, auch während des siebenjährigen Krieges, mit großer Innigkeit dem königlichen Freunde zugethan, schickte ihm auch häufig Boutargue (italiänischen Kaviar) für seine Tafel, Broccolisamen für seine Gärten und erfreute sich an des Helden Siegesglücke. Er starb den 3. Mai 1764 in Pisa. Friedrich ließ ihm ein schönes Denkmal auf die Gruft setzen mit der Inschrift: „Algarotto Ovidii aemulo, Newtoni discipulo;" der Ritter Guazzesi, welcher vom Könige die Besorgung dieses Denkmals für den gemeinschaftlichen Freund übernommen, fügte die Worte hinzu: „Fridericus Borussiae Rex Comiti Francisco Algarotto Monumentum et Titulum posuit." Der Briefwechsel zwischen Friedrich und Algarotti umfasst ein Vierteljahrhundert und athmet ganz die innige Freundschaft, welche beide verband. Algarotti vermachte, als

Freund dem Freunde, ein Gemälde von Antoine Pesne, eines der schönsten dieses Künstlers: ein reizendes Bauermädchen im Fenster, welches den Kopf auf den rechten Arm stützt. Friedrich ließ dasselbe in dem Zimmer neben dem großen Marmorsaale in Sans-Souci aufhängen und vermachte es in seinem letzten Willen der Königinn von Schweden, welche aber vor ihm starb, so daß dieses doppelte Vermächtniß uns geblieben ist.

1766 starb die Gräfinn Camas, welche in der Unterhaltung mit dem Könige bis auf die frühesten Lebensjahre zurück sehen konnte und, als Zierde ihres Geschlechts, auch als Vertraute der Königinn, Friedrichs ganze Huldigung mit in die Gruft nahm.

Baron v. Bielfeld war Zeuge von der jugendlichen Schwärmerei des Prinzen und des Königs für die Maurerei gewesen, hatte dann im Gesandtschaftsfache, als Erzieher des Prinzen Ferdinand und als Kurator der Akademie der Wissenschaften dem neuen Vaterlande Nutzen zugewendet, auch als Schriftsteller, z. B. als Verfasser der ersten lesbaren Politik in Deutschland Ruf erlangt. Späterhin zog er sich vom öffentlichen Leben ganz zurück und starb 1770 auf seinem Rittergute Treben im Altenburgischen.

In der Elegie an seine Schwester Amalie, um sie über den Verlust des Fräuleins Mariane v. Hertefeld zu trösten, singt der König, 1770:

„O junge Hertefeld, der Glanz von Deiner Morgenröthe,
Der in meinen eisigen Sinnen neu die Lust belebte,
Hat ihn nicht erweichen, nicht besänft'gen können
Den Tod, der langsam Dich verzehrt und uns entreißt."

Sir Andrew Mitchell, welcher im Mai 1756 als englischer Gesandter nach Berlin kam, und bei Friedrich als Diplomat, als unerschrockener Mann in Gefahr der Schlachten, als geistreicher Gesellschafter in Achtung stand, blieb, mit geringer Unterbrechung, bis an seinen Tod, den 28. Januar 1771 in Berlin.

Der redliche Marquis d'Argens starb den 26. Dez. 1771 in der Heimath, wo sein hoher Freund ihm in der Minoritenkirche zu Aix in der Provence, seinem Geburtsorte ein Denkmal setzte, welches 18,000 Thaler kostete und die Inschrift führen sollte „Erroris inimicus, veritatis amator" („Feind des Irrthums, der Wahrheit Freund"). Die Mönche erlaubten sich's jedoch, andere Worte dafür anzubringen.

1773 ließ der König seinem Lehrer Quantz auf dem Kirchhofe zu Potsdam ein Sandsteindenkmal setzen, welches die Gebrüder Ränz gearbeitet hatten: die Muse Melpomene lehnt sich traurig auf den Aschenkrug des großen Flötenbläsers.

Gen. v. Seydlitz wurde 1773 den 7. Nov. in Ohlau von schweren Körperleiden erlöst. Konnte, oder wollte er sich auch seines Herren inni-

gere Zuneigung nicht gewinnen; dem graden unbeugsamen Biedersinne und dem noch nicht erreichten Reiterhelden folgte doch die wohlverdiente Anerkennung. Friedrich weihete seine Statue den 2. Mai 1784 durch seine Gegenwart ein.

Des Bayardordens Großmeister Fouqué schied 1774 von der Erde, nachdem er noch, als Friedrichs ältester Gefährte und Genosse bis in das höchste Alter seines Jugendfreundes wahrhaft rührende Theilnahme genossen. Einst schrieb der König ihm: „Sie leben zu einsam; Sie müssen alle Tage Gesellschaft haben, Ihre Fenster müssen mit Blumentöpfen geschmückt sein, und kleine Hunde müssen um Sie herumspringen, um Sie zu vergnügen.“

Die Landgräfinn Karoline von Darmstadt, die Schwiegermutter des Prinzen von Preußen, des Großfürsten von Rußland und des Herzogs von Weimar, welche alle damalige deutsche Fürstinnen an Adel und Bildung des Geistes überstrahlte, starb den 29. März 1774. Voll Achtung für so seltene weibliche Vorzüge schätzte Friedrich sie stets sehr hoch und fand sich durch ihren frühzeitigen Tod tief betrübt. Er nennt die Verewigte, welche noch wenige Monate vor ihrem Ende in Berlin gewesen, in einem Briefe an den Darmstädtischen Obersten Bar. v. Riedesel: eine vollendete Prinzeß, welche die Zierde und die Bewunderung des Jahrhunderts gewesen und weihete ihr 1775 im Schloßgarten zu Darmstadt ein einfaches Marmordenkmal: eine Urne, mit der vielsagenden Inschrift „Femina sexu, ingenio vir.“

Ganz besonders war das Jahr 1775 dem Kreise Derer verderblich, welchen Friedrich durch Umgang und Gewohnheit und mit Dankbarkeit zugethan war: es rief den G.-L. v. Krusemark und den Staatsminister Gr. v. Schaffgotsch (welche in Potsdam starben), den Ob. Quintus Icilius auf seinem Gute Wassersuppe bei Rathenau und den alten Baron Pöllnitz in seiner Vaterstadt Berlin von hinnen.

Einen tiefen Eindruck machte auf den König der Tod des G.-L. Gr. v. Schmettau, 1775 den 27. Okt., der seit der Uebergabe von Dresden in ungnädiger Entfernung leben müssen, aber zuletzt mit seinem Herrn ausgesöhnt war: der Verstorbene war ein ausgezeichneter Offizier und — der letzte Gefährte aus den ersten schlesischen Kriegen.

Als Marquis de Valori, 1775, in Frankreich gestorben war, welchen Friedrich von seiner Thronbesteigung an bis zum Ausbruche des 7 jährigen Krieges, als französischen Gesandten in Berlin, ungemein lieb gewonnen hatte; da schrieb der König an den Chargé d'Affaires de Valori: „Mein Herr, Ich habe den Brief empfangen, in welchem Sie mir den Tod des Marquis de Valori melden. Sagen Sie seinen Enkeln in mei-

nem Namen, daß ich bis zu Thränen durchdrungen bin und daß ich sie ermahne, seinem Beispiele nachzufolgen."

Der alte Gallerieinspektor Oesterreich, mit welchem Friedrich viele Jahre die Schönheiten der Malerkunst in Sans-Souci betrachtet, starb 1778, welches Jahr überhaupt dem engeren Kreise des geselligen Umgangs theure Häupter entriß, als schmerzliche Nebenopfer zu dem unwillkommenen Kriegeszuge.

Graf Hodiß hatte auf seinem Feensitze Rosswald lange in heiterer Sorglosigkeit gelebt und war dem Könige durch bewährte preußische Gesinnung und durch unverwüstlichen Frohsinn werth geworden. Friedrich hatte es sich auch in Rosswald wohlgefallen lassen. Graf Hodiß kam schon 1771 nach Potsdam zum Besuche und nahm dann, als 70 jähriger Greis und sehr von den Gläubigern in der Heimath gedrückt, die Einladung zu sorgenfreier Niederlassung in der Nähe von Sans-Souci dankbar an. Also ließ der König ihn, weil die Gebrechlichkeit des Alters die Landreise versagte, auf einem, mit allen Bequemlichkeiten versehenen überbauten Oderschiffe mit drei recht hübschen Zimmerchen, i. J. 1776 zu sich holen und vor dem Nauener-Thore seine Wohnung nehmen in der nach ihm benannten (Hodiß-) Straße.

G.-L. v. Krockow, welcher auch 1778 starb, war 1714 zu Poltzin geboren und 23 Jahre in französischen Diensten gewesen, als der König ihn zu Anfange des 7 jährigen Krieges nach seinem Patente als Oberst und Adjutant in seine Armee nahm. War der edle Pommer im Felde ein zuverlässiger General geworden; so bewährte er sich im Frieden bald als einen so feinen und geistreich unterhaltenden Hofmann, daß Friedrich ihn möglichst oft und lange um sich hatte, und immer aufs Neue ihn unter allerlei schmeichelhaften Wendungen zu sich einlud, so oft er bei seinem Dragonerregimente zu Lüben in Schlesien, oder auf seinen pommerschen Gütern entbehrlich war. Den 16. Januar 1776 schrieb er ihm aus Potsdam: „Mein lieber G.-L. v. Krockow. Es soll Mir ganz lieb sein, wenn Ihr Euch, ehe Ihr zu Eurem Regimente (von Poltzin) zurückgehet, anhero verfügen wollet, und Ich werde Euch erwarten als Euer wohlaff. König." Dazu eigenhändig: „J'ai été bien Malade mon chér vous me retrouveréz encore dans ma Convalaissance, je Clopine encore mais je ne marche pas." — Berlin, den 16. Januar 1777: „Ich werde es gerne sehen, wenn Ihr zu Mir nach Potsdam balde kommen wollt." — Potsdam, den 21. Juni 1777: „Noch einige Tage könnet Ihr Euch wohl bei Mir verweilen; welches Ich Euch auf Eure Anfrage hiermit nicht verhalten will."

Georg Keith, Erbmarschall von Schottland, bekannter unter dem Namen **Lord Marishal** wurde von der Königinn Anna von Großbritannien, aus besonderer Achtung, jung zum Gardekapitain befördert. Er diente unter Marlborough, erklärte sich 1715 für den Prätendenten, floh, als das Haus Hannover siegte, nach Spanien und diente als G.-M. in dem Kriege gegen den Kaiser. Dann zog er sich in das Königreich Valencia zurück, wo er, wie er sagte, viele gute Freunde fand, „besonders die liebe Sonne." Als Frankreich dann, 1744, den Prätendenten aufs Neue nach Schottland führen wollte, so folgte Lord Marishal auch diesem, erfolglosen Unternehmen, und ließ sich 1747 in Berlin nieder, wo sein Bruder, der bisherige russische Gen. Keith Dienste genommen hatte. Beider Werth als Gesellschafter und als Geschäftsmänner erkannte Friedrich bald und würdigte ihn. Wie der General Keith zu den höchsten Kriegeswürden emporgestiegen und auf dem Bette der Ehre für Preußen gefallen, wissen wir; dem Lord Marishal gab der König bei seiner Ernennung zum Gesandten am französischen Hofe, gegen Ende des August 1751, den Schwarzen-Adlerorden und damit die Ehrenbenennung Exzellenz, 1754 machte er ihn zum Gouvernör von Neufchatel und gebrauchte ihn 1759 zu Unterhandlungen in Spanien. Von da ging er nach England, wo Friedrich ihm volle Begnadigung ausgewirkt hatte. Zwar bekam er von seinen Gütern wenig wieder; aber die Aufnahme von seinen Landsleuten war so schmeichelhaft, daß er 1762 wohl wieder nach Neufchatel ging, doch, des unduldsamen Geistes der dortigen Einwohner überdrüssig, bald sich entschloß, sein ferneres Leben zu Keith-Hall bei Aberdeen hinzubringen. Darum kam er im Sommer 1763 nach Berlin, vom Könige Abschied zu nehmen. d'Alembert war eben in Potsdam gegenwärtig, und dieser berichtet als Augenzeuge, wie rührend der Auftritt gewesen. Beide Freunde umarmten sich mit Thränen im Gesichte: „Erinnern Sie sich, sagte Friedrich, wenn es Ihnen in Schottland nicht gefällt, daß Sie hier einen Freund haben, dem Sie immer fehlen werden und dessen Sehnsucht Sie stillen können, wann Sie es wollen." Nach der Abreise schrieb der König ihm: „Wenn ich eine Seemacht wäre, so würde ich Sie in Schottland aufheben; aber, mein theurer Milord, ich kann nur die Arme der Freundschaft nach Ihnen ausstrecken; kommen Sie bei ihr zu leben und sich in ihren Schoß zu werfen." Und Friedrichs Wünsche wurden bald erfüllt. Lord Marishal, über 70 Jahre alt, fand den schottischen Himmel zu rauh und — seine Freunde waren todt. Auch fanden sich die Jakobiten bei ihm ein; er aber wollte keine gemeinschaftliche Sache mit ihnen haben und kehrte, 1765, in seine zweite Heimath froh zurück. Der König ließ ihm in der Vorstadt von Potsdam ein angenehmes und bequemes

Haus bauen, an welches er die Worte setzte „Fridericus II. Nobis haec otia fecit“ und durch dessen Garten ihn eine Pforte nach Sans-Souci führte. Er durfte täglich bei dem Könige speisen, oder, wenn er es bequemer fand, allein bleiben. Friedrich's Wohnung war eine Art Kloster für ihn, in welchem er sich gar glücklich fühlte. „Unser Pater Abt, pflegte er zu sagen, ist der umgänglichste Mann von der Welt. Indeß, fügte er hinzu, wenn ich in Spanien wäre, so würde ich mich in meinem Gewissen verbunden achten, ihn bei der heiligen Inquisizion als einen Zauberer anzugeben. Denn würde ich wohl, wenn er mich nicht bezaubert hätte, hier bleiben, wo ich nur das Bild der Sonne sehe, während ich in dem schönen Klima von Valencia leben und sterben könnte?“ — Lord Marishal pflegte von Einigen, die gewöhnlich unzufrieden mit dem Könige von seiner Tafel zurückkamen, zu sagen: „Diese Leute, welche sich das Ansehn geben, mit des Königs Einladungen sehr unzufrieden zu sein, würden noch hundertmal mehr missvergnügt sein, wenn sie einmal nicht zur Tafel gezogen würden.“ Dieser edle Brite lebte harmlos sich und dem Könige; den jungen hoffnungsvollen Offizieren in Potsdam widmete er sich gern mit seiner Einsicht und gewann sie für die spanische Literatur. Wie er, ohne Selbstsucht, mit der Welt zufrieden war; so huldigte ihm wieder die ganze Welt: er wurde immer nur „des Königs Freund“ genannt. Als das Alter und die Hinfälligkeit des Körpers diesem ehrwürdigen Greise auszugehn nicht mehr vergönnten; suchte ihn der König auf, um seine Unterhaltung zu genießen und bei ihm auszuruhen von den Mühen des Thrones: „Unser ehrwürdiger und guter Lord Marishal, schreibt Friedrich an Voltaire, 1775, befindet sich ganz vortrefflich; seine edle Seele ist heiter und zufrieden, und ich schmeichle mir, daß wir ihn noch lange behalten werden. Dieser sanfte Philosoph beschäftigt sich nur mit Wohlthun. Alle Engländer, die hier durchkommen, wallfahrten zu ihm. Er wohnt Sans-Souci gegenüber und wird von jedermann geliebt und geachtet. Das ist ein glückliches Alter!“ An Denselben, 1776: „Mein Nachbar Ameise, der gute Lord Marishal, ist jetzt über 86 Jahre hinaus. Er liest zu seinem Zeitvertreibe Sanchez' Buch de matrimonio, und beklagt sich, daß es Ideen in ihm aufweckt, die ihm bisweilen viel zu schaffen machen.“ — Dieser liebenswürdige Freund und Gesellschafter wäre gewiß in des Königs Armen gestorben, wenn diesen der baiersche Krieg nicht ins Feld gerufen hätte. Er wurde von seinen Dienern, wie von Kindern, in die bescheidene, selbst gewählte Gruft getragen.

„In weniger als Einem Monathe, schreibt der König 1780 an d'Alembert, hat der Tod uns hier und in der Nachbarschaft eine Menge von ausgezeichneten Personen entrissen: die Prinzeß von Preußen, ihren

Bruder den Herzog von Braunschweig, meine Nichte die Herzoginn von Württemberg, die verwitwete Kurfürstinn von Sachsen, und den Fürsten und die Fürstinn von Hatzfeld, und den Fürsten von Mansfeld sammt seinem Sohne."

Den 16. Juli 1782 starb die Königinn von Schweden, Friedrich's Schwester. Der damalige Legazionssekretär Mencken, welcher unlängst in Stockholm gewesen, musste dem betrübten Könige viel von dem Leben der Vollendeten erzählen, wobei der Monarch häufige Thränen vergoß, dem aus Schweden auch bald darauf die Todesbotschaft seines Freundes v. Rudenskiöld zukam.

Heinrich le Catt, einige zwanzig Jahre des Königs Vorleser, wurde, seitdem Duval du Peyrau bei Hofe war, immer seltener, und endlich gar nicht mehr gerufen, „als ein in Ungnade gefallener," wie Thiébault sagt, welcher auch seit März 1765 häufig um den König gewesen und 1784 in die Heimath zurückkehrte, seit welcher Zeit auch Duval du Peyrau nicht mehr willkommen war.

Der Konzertmeister Franz Benda, welcher seit 1738 in Friedrich's Kapelle diente, starb den 7. März 1786; den 2. April der vieljährige Kammerdiener Andersohn, als Oberkastellan in Berlin: beide 76 Jahre alt.

Endlich wurde auch der treue Zieten, den 26. Januar 1786 zu seinen Vätern versammelt, nachdem er noch manchen schönen Beweis der königlichen Gnade empfangen. Sein Leichnam wurde ganz in der Stille nach seinem Geburtsdorfe Wustrau bei Neu-Ruppin abgeführt, ohne daß Berlin ein Zeichen von der Verehrung ausgesprochen hätte, welche der sonst volksthümliche General in seiner glänzenden Zeit so reichlich eingeerntet; um so auffallender, da wenige Wochen zuvor Moses Mendelssohn's Tod, den 4. Januar, die allgemeinste Theilnahme, nach Verdienst erregt. Anders der König, welcher dem alten Diener bei jeglicher Gelegenheit rührende Beweise von Achtung gegeben. Zieten war 1699 geboren und hatte von 1737 bis 1756 in kinderloser Ehe gelebt. Als er nach dem Frieden um Einwilligung zu einer neuen Verbindung bat; so schrieb der König ihm: „Ich accordire Euch hierdurch mit vielem Vergnügen den von Euch in Eurem Schreiben vom 4. d. gebetenen Konsens zu Eurer vorhabenden Heirath mit einem Fräulein v. Platen, und wünsche Euch zu Eurer Verbindung alles Glück und Vergnügen, so Ihr nur dazu wünschen und verlangen möget; wie Ich denn, wenn Ich wüsste, wo Ihr Euer Hochzeitsfest celebriren werdet, selbst dahin kommen würde, um auf selbigem zu tanzen." Auch kam der König den 15. Okt. des folgenden Jahres von Potsdam nach Berlin, wie die Zeitung sagt „um bei Zie-

tens Sohne Gevatter zu stehen: er fuhr gleich bei Zieten's Hause (Kochstraße Nr. 62) vor und fuhr nach geendigter Taufe auch gleich wieder zurück, sodaß er die 8 Meilen bloß seines alten braven Generals wegen gemacht." Wenn Zieten krank war, so besuchte ihn der König, wie die andern ausgezeichneten Generale, z. B. den Gouvernör von Berlin, G.-L. v. Hülsen. Sonst besuchte er ihn in den letzten Jahren allemal, wenn er nach Berlin kam. Den 17. Mai 1780 schrieb er ihm folgenden Brief: „Mein lieber General von der Kavallerie v. Zieten. Mir wird es zwar allezeit Vergnügen machen, einen in Meinen Diensten sich so sehr hervorgethanen General, noch in seinem hohen Alter, bei der bevorstehenden Revue an der Spitze des ihm anvertrauten Regiments zu sehen, und Ich bin es daher sehr wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tiegerdecke und Adlerflügel, bloß in Eurem Pelz erscheint. Sollte es aber gar zu kalt sein, so beschwöre Ich Euch, Eure Gesundheit ja zu schonen, und lieber gar nicht auf den Revueplatz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Diensteifer unnöthigerweise eine Unpässlichkeit zuziehen oder Euch Schaden thun möget. Wenn man solange als Ihr mit Ruhm gedienet hat, alsdann kann man, in dergleichen Vorfällen, sich ohne alles Bedenken der Vorrechte eines Veterans bei den Römern bedienen." — Noch rührender ist die gnädige Behandlung des Königs, Sonnabend den 25. Dezember 1784, als der 85jährige General im Parolesaal auf dem Schlosse erschien; Friedrich umarmte nämlich den hochbetagten Greis, ließ ihm einen Stuhl bringen, sagte: „Mein lieber alter Zieten, setze Er sich doch" und leistete ihm beim Niedersitzen Hülfe. Als Zieten einmal an des Königs Tafel eingeschlummert war, sagte Friedrich: „Lasst ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht!"

Als G.-L. v. Lentulus, welcher 1779 in seine Heimath zurückgekehrt war, hörte, daß Zieten zu dem großen Marsche als Avantgarde aufgebrochen sei, da machte er sich fertig und er folgte wirklich, wie er selbst sagte „als Arrieregarde vom Könige," den 26. Dez. 1786, auf seinem Gute Monrepos im Berner Lande nach. Er hatte seinen Herrn seit 1744 auf den Reisen begleitet, in den Feldzügen neben ihm gekämpft und namentlich bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf Ehre eingeerntet. Auch in der Ferne war er dem Könige zugethan.

Noch sahe Friedrich die beiden berühmten und gelehrten Freunde, d'Alembert und Voltaire in die Gruft steigen. Wenn man Fouqué's Denkwürdigkeiten lesen muß, um von des großen Monarchen zarter und gemüthvoller Achtung und Freundschaft gegen den alten Jugendgenossen genau belehrt zu werden; so ersieht man am besten aus den herrlichen Briefsammlungen dieser beiden Männer und aus den Berichten, welche

er von ihren Freunden über ihr Lebensende sich erbat, wie aus der Art, mit welcher er ihr Andenken ehrte, was Freundschaft und ein lebendiger Gedankenwechsel ihm werth gewesen. d'Alembert starb 1783; Voltaire endete seine lange, durch viele Schriftwerke bezeichnete Laufbahn, 84 Jahre alt, in der Hauptstadt seines Vaterlandes, welches er so oft hatte meiden müssen, den 30. Mai 1778. Keiner kann sich rühmen, mit dem Könige in lebhafterem und längerem Verkehr gelebt zu haben, als diese beiden Gelehrten, welche in ihrer Art so ausgezeichnet dastehn, wie Friedrich in der seinigen, der beide ungemein hochschätzte, so sehr der Dichter auch, in Hinsicht des Karakters, dem Philosophen nachstand. d'Alembert genoß seine große Achtung als Denker und als redlicher Wahrheitsfreund; nie verkannte er seine und des Königs Würde, nie das Band, welches Forschen und Wissen um ihn und um das gekrönte Haupt gewunden. Hätte sein ausgezeichneter Landsmann, dessen Dichtergröße, dessen Witz, dessen kecke und freimüthige Feder Friedrich stets bewunderte und liebte, dieselbe Weisheit sich aneignen können: er würde bis an das Ende seiner Tage in Potsdam reiche Freude genossen und verbreitet haben; auch in der Ferne manchem Geißelhiebe von Sans-Souci aus entgangen sein. Unstreitig haben beide um des Königs edlere, geistige Unterhaltung sich große Verdienste erworben, und, wenn noch die späteste Nachwelt der schriftlichen Denkmäler dieser drei seltenen Menschen sich erfreuen wird; so werden Friedrichs Briefe wenigstens nicht im Schatten stehen gegen Das, was die beiden wissenschaftlichen Freunde ihm schrieben, obgleich er nur zu seinem Vergnügen, wie dichtete, so Briefe wechselte. Aber, je weniger dieser großartige Austausch der Gedanken dem Drucke zugedacht war, desto wichtiger ist er als unverholener Zeuge des Geistes seiner Zeit.

Das Verhältniß zwischen Friedrich und d'Alembert blieb ungetrübt dasselbe; darum können wir nur sagen, sein Tod habe den König tief geschmerzt. Voltaire führte, so unzertrennlich er auch von Friedrich war, und blieb, immer wieder Stoff zu Mißhelligkeiten herbei, welche das gute Vernehmen eine zeitlang trübten und dann wieder ausgeglichen wurden, selbst durch reuevolle Geständnisse des gefeierten Dichters. „Ich für mein Theil, schreibt ihm der König aus Landeshut, den 18. April 1759, vergebe Ihnen, wegen Ihres Genie's, alle die Kabalen und Intriguen, die Sie mir in Berlin spielten, alle Libelle aus Leipzig, und Alles, was Sie gegen mich sagten und drucken ließen. Es war stark, hart und viel; indeß habe ich nicht den geringsten Groll mehr." Voltaire aber wirft dem Könige dann wider ab und zu das vermeintlich erlittene Unrecht vor, worauf bisweilen sehr harte Verweise folgen. „Aber, heißt es in dem Briefe vom 10. Juni 1759, wollen Sie denn erst im 70. Jahre verstän-

dig werden? Lernen Sie doch endlich, in Ihrem Alter, was für ein Ton schicklich ist, wenn man an mich schreibt. Begreifen Sie doch, daß es erlaubte Freiheiten, aber auch Unverschämtheiten giebt, die für Gelehrte und für schöne Geister unerträglich sind. Werden Sie doch endlich philosophisch, d. h. vernünftig. Möchte der Himmel, der Ihnen so viel Witz zugetheilt hat, Ihnen doch auch verhältnißmäßigen Verstand geben. Ließe sich das thun; so wären Sie der erste Mann in dem Jahrhundert, und vielleicht der größte, den die Erde gehabt hätte. Und das wünsche ich Ihnen. Amen." — „Opfern Sie doch, schreibt ihm der König ein andermal, Maupertuis' wegen (auf welchen Voltaire selbst nach seinem Tode zu lästern nicht aufhörte), Ihre Rachsucht Ihrem Ruhme auf, und thun Sie etwas, was der schönen Grundsätze würdig ist, die Sie in Ihren Werken vortragen." — In dem Briefe vom 18. Juli 1759 heißt es: „Sie sind in der That ein besonderes Geschöpf. Wenn ich Lust habe, auf Sie zu schelten, und Sie mir nur ein paar Worte sagen; so erstirbt mir der Vorwurf in der Federspitze:

„Bei des Gefallens glücklichem Talent,
Bei so viel Kunst, und Geist und Grazie,
Verzeih' ich Voltaire'n Alles gern, und wenn
Mich seine Bosheit auch erbittert hat;
Ich fühle, daß mein Zorn, so sehr mein Herz
Empört auch war, durch ihn entwaffnet ist."

„Sehen Sie, so behandeln Sie mich. Und Ihre Nichte — nun, ob die mich verbrennt, oder röstet, das ist mir ziemlich gleichgültig. Eben so wenig müssen Sie glauben, ich sei gegen Das, was Ihre Bischöfe in ic oder ac von mir sagen, so empfindlich, als Sie denken. Ich habe das Schicksal aller Aktöre, die öffentlich spielen: von Einigen werden sie begünstigt, von Andern geringschätzig behandelt. Wir müssen uns auf Satiren, Verläumdungen und eine Menge von Lügen vorbereiten, die man auf unsre Rechnung ausstreuet; aber, das stört meine Ruhe ganz und gar nicht. Ich gehe meinen Gang, thue nichts gegen die innere Stimme meines Gewissens, und bekümmere mich sehr wenig darum, wie sich meine Handlungen in dem Gehirn zweifüßiger ungefiederter und bisweilen sehr wenig denkender Wesen abbilden." — „Ich weiß wohl, daß ich Sie wie einen Abgott verehrte, als ich Sie noch nicht für hämisch und für einen Kabalenmacher hielt; aber Sie haben mir so vielerlei Streiche gespielt .... Doch nichts mehr davon! Mein christliches Herz hat Ihnen Alles vergeben. Und ohnedies haben Sie mir ja mehr Vergnügen gemacht, als Schaden gethan. Meine Belustigung bei Ihren Werken überwiegt den Schmerz bei ihrem Kratzen. Wenn

Sie keine Fehler hätten; so würde das menschliche Geschlecht zu tief unter Ihnen stehen und die Welt Ursach haben, eifersüchtig und neidisch auf Ihre Vorzüge zu sein. Jetzt sagt man: „„Voltaire ist das größte Genie aller Jahrhunderte; aber, wenigstens bin ich doch sanfter, ruhiger und geselliger, als er."" Und das tröstet den gemeinen Haufen über Ihren höheren Standpunkt."

Aehnliche Herzenserleichterungen kommen mehrere vor. Der getroffene französische Schöngeist giebt nach, lenkt durch feine Wendungen wieder ein — und Alles ist wie vorher. So antwortet er den 21. Dez. 1765 auf des Königs bittere Vorwürfe bloß: „Sie erwähnen meiner Schwachheiten; vergessen Sie, daß ich ein Mensch bin?" — Da erwiedert Friedrich: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt; so wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menschen ihre Schwachheiten, und ohne Zweifel gehört Vollkommenheit nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das, und weiß, daß es unbillig ist, von Andern zu fordern, was man selbst nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten Sie anfangen sollen, so wäre alles Andere überflüssig gewesen, und ich hätte Sie trotz Ihrer Fehler geliebt, da Ihre Talente groß genug sind, um einige Schwachheiten zu bedecken."

In den Briefen an d'Alembert vom 16. Jan. und 2. Juli 1769 sagt Friedrich: Voltaire schreibe nicht mehr an ihn und könne es ihm nicht vergeben, daß er Maupertuis vertheidigt.

Als aber im folgenden Jahre Voltaire's Marmorbild von Pigalle gearbeitet werden sollte, welcher deshalb nach Ferney ging; so schrieb Voltaire den 27. April darüber an d'Alembert: „Es würde nicht übel sein, wenn Friedrich sich an die Spitze der Unterzeichner stellte; er ist mir diese Genugthuung schuldig, und Sie sind der einzige, der ihm dieses gute philosophische Werk empfehlen kann;" und er war entzückt, wie ganz Frankreich, über die schmeichelhaften Briefe, mit denen der König 200 Frd'or zu der Statue gab. Darum gehören die Worte hieher, mit welchen er, den 20. August, dem beständigen Sekretär der französischen Akademie, Duclos, seinen Dank für die seltene Ehre aussprach: „Mein Herr, ich bringe der Akademie meinen hochachtungsvollen Dank dar; sie hat nur die Ehre im Auge gehabt, welche auf ihre Literatur zurückstrahlt, deren Vorbild und Beschützerinn sie ist; sie ermuntert die schönen Künste, indem sie in ihren Archiven den Brief des Königs von Preußen niederlegt, der von ihr unsere Sprache so rein schreiben lernte. Der Antheil, welchen ich bei dieser, für die Gelehrten so ehrenvollen Begebenheit habe, läßt mich fühlen, wie sehr Andere dessen würdiger sind, als

ich, und diese Gerechtigkeit, welche ich mir selbst schuldig bin, erhöht meine Erkenntlichkeit."

Friedrich dachte zugleich auch an des andern Freundes Denkmal; d'Alembert aber antwortete bescheiden: „Ich will nur einen Stein auf mein Grab mit den Worten: „Der große Friedrich beehrte ihn mit seiner Güte und mit seinen Wohlthaten."

„Der Mensch, schreibt der König 1773 an Voltaire, hangt ganz von der Zeit ab, in der er in die Welt kommt. Ich bin freilich zu früh hineingeschickt worden; indeß bedaure ich das nicht: habe ich doch Voltaire gesehen. Und, kann ich das jetzt nicht mehr; so lese ich doch seine Werke." So schmeichelhaft folgt nun wieder Brief auf Brief; bis Voltaire aufs Neue der alten Schmerzen gedenkt und mit Ausfällen auf den König zu Felde zieht. In dem satirischen Gedichte vom Jahre 1774, welches „Die Taktik" überschrieben ist, sagt er gradezu:

„Ich hasse alle Helden, vom großen Cyrus an
Bis auf den ruhmgekrönten König, der Lentulus erzog;
Man mag mir noch so sehr ihr Wunder-Leben preisen,
Ich halte sie mir fern, und wünsche sie zum Teufel."

Noch mehr, er hatte die Keckheit, über eben diese Satire an Friedrich zu schreiben: „Obgleich ich Sie zu allen Teufeln gewünscht, Sie und Cyrus, und den großen Gustav 2c." Darauf erwiederte der König: „Sie gleichen mit Ihrer Beredtsamkeit dem berühmten Redner Antonius in Rom, der seine Prozesse, wenn sie auch ungerecht waren, so zu führen wusste, daß er sie alle gewann. Ich bin Ihnen für Ihren Haß gegen mich sehr verbunden und bitte Sie, ihn ja fortzusetzen, da er die größte Gunst ist, die Sie mir erzeigen können. Bald werden Sie mich am vollen Tage überzeugen, es sei Nacht." Aber, er wusste zu verzeih'n und zu vergessen. „Sie sind, wie Sie sagen, zufrieden (schreibt er ihm wenige Monate darauf) wenn man Sie nur nicht hasst; und ich kann mich nicht enthalten, Sie zu lieben, obgleich Sie manche kleine Untreue gegen mich begangen haben. Nach Ihrem Tode wird Niemand Sie ersetzen und die schöne Literatur in Frankreich wird zu Grunde gehen. Die Liebe zu den Wissenschaften wird meine letzte Leidenschaft sein."

Die Porzellanmanufaktur in Berlin hatte Voltaire's wohlgetroffene Büste geliefert. Friedrich schrieb mit eigener Hand darunter „**Viro immortali**;" und der gefeierte Sänger dankte mit der einnehmendsten Schmeichelei:

„Du schenkst mir, großer Mann; mit allzu vieler Güte,
In Deinem Reiche ein Gebiet."

So hörte der König niemals auf, das, nach seiner Ansicht, glänzendste Gestirn der Zeit zu verherrlichen, zu preisen; ja, was viele Briefe darthun, ihm zu schmeicheln. Seit 1767, wo Voltaire mit der Kaiserinn von Russland in Verbindung trat, mochte der König Manches in seinen Briefen auf die gelegentliche Mittheilung nach St. Petersburg berechnen; aber, er verhehlte ihm auch die Unschicklichkeit nicht, mit welcher Voltaire jenes „Licht des Nordens" immer nur seine Kaiserinn nannte.

Doch alle diese kleinen Fehden waren so vorübergehend, daß sie, wenigstens des Königs Inneres kaum dauernd zu berühren vermochten, dessen Seele für Voltaire's großen Geist bis an's Ende nur hohe Bewunderung, als bleibenden Ton, fühlte. Das spricht sich in allen Aeußerungen des Königs, selbst in den bittersten Augenblicken des Unmuths aus. Wir verweisen darüber auf seine gesammten Briefe und geben nur Kunde von Voltaire's letzten Lebenstagen und von Friedrich's Sorge für sein Gedächtniß. Kaiser Joseph besuchte, den 17. Juli 1777, auf der Rückkehr von Paris, nur Haller, den deutschen Dichter und Gelehrten, mit vieler Huld, in Bern; vor dem Schloß von Ferney aber ging er dicht vorüber, ohne den französischen Patriarchen des Grußes zu würdigen. Diese Gleichgültigkeit verdenkt Göthe dem Kaiser sehr; auch in Potsdam wurde sie nicht mit Wohlgefallen vernommen. „Wäre ich an des Kaisers Stelle gewesen, sagt Friedrich in dem Briefe vom 13. Aug. 1777 an d'Alembert, ich wäre nicht durch Ferney gereist, ohne den alten Patriarchen zu hören, um wenigstens zu sagen: „„ich habe ihn gehört und gesehen."" Dafür tröstet er selbst diesen Patriarchen königlich und mit vieler Freundschaft: „Ich habe in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen, schreibt er ihm noch in demselben Jahre; Voltaire's Werke logirten vorher zu unanständig. Alexander der Große legte Homers Werke, wie billig, in das sehr kostbare Kästchen, welches er unter andern von dem Darius erbeutet hatte. Und ich? — nun ich bin kein Alexander der Große und habe auch von keinem Menschen Beute gemacht, wohl aber, nach meinen geringen Kräften, das bestmöglichste Behältniß für die Werke des Homer in unserm Jahrhundert erbauen lassen."

Man kann sich's denken, welcher Verlust Voltaire's Tod für den König war. Sieben und zwanzig Jahre hatte Frankreich seinen ersten Dichter, seiner Schriften wegen, aus dem Vaterlande verbannt. Endlich erlangte Necker von Ludwig dem 16. zu Anfange des J. 1778 die (wenn auch nur stillschweigende) Erlaubniß für ihn, nach Paris zu kommen. Voltaire wollte sein neues Trauerspiel Alexius Komnenus auf die Bühne bringen. Die Einwohner der Hauptstadt vergötterten den so lange Ent-

behrten; er wurde bei der Aufführung seiner Irene gekrönt und starb unter dem Jubel des Volks; die Geistlichkeit aber verweigerte ihm ein Grab. Da schrieb Friedrich auf den seltenen Todten, mitten in Böhmen, unter dem Waffengeräusche des Feldlagers eine Lobschrift für die Akademie der Wissenschaften in Berlin. „So weit sich auch Ihre theologische Brut Mühe giebt, heißt es in des Königs Briefe vom 1. Mai 1780 an d'Alembert, Voltaire'n nach dem Tode zu schänden; so sehe ich darin doch weiter nichts, als das ohnmächtige Streben einer neidischen Wuth, welche ihren eigenen Urheber mit Schande bedeckt. Mit allen den Stücken ausgerüstet, die Sie mir dazu geschickt haben, beginne ich jetzt in Berlin die merkwürdige Unterhandlung wegen Voltaire's Seelenamt; und obschon ich keinen Begriff von einer unsterblichen Seele habe, so wird man doch für die seinige eine Messe lesen." Das geschah. Mit aller Pracht wurde in der katholischen Kirche zu Berlin, am Jahrestage seines Todes 1780, Voltaire'n der feierliche Trauergottesdienst gehalten, welcher in Frankreich ihm verweigert war; und Friedrich ließ darüber durch Thiébault einen Aufsatz in die berliner, und auch in die damals gelesensten europäischen Zeitungen einrücken. — Den 8. Febr. 1781 überreichte der Bildhauer Tassaert auf Befehl des Königs der Akademie der Wissenschaften das von Houdon verfertigte Brustbild Voltaire's; — einen Kupferstich „Voltaire's Apotheose" ließ Friedrich, für seine Freunde, in Paris arbeiten.

Indem wir eine große Zahl von Friedrich's Freunden, Verwandten, Gesellschaftern, Briefstellern und Dienern an ihre Gruft begleitet, oder auf andere Weise aus des Königs Nähe scheiden gesehen; so haben wir zugleich den unersetzlichen Verlust angedeutet, welchen er in seinem geselligen, reinmenschlichen Leben dadurch empfinden musste. Dazu machten die zitternden Hände und der Verlust der Vorderzähne zur Zeit des baierschen Krieges ihn auch um den Genuß des Flötenblasens ärmer, welches schon weniger Werth hatte, seitdem Quantz nicht mehr da war.

1768 wurde zwar der Abbé Cornelius de Pauw aus Xanten im Kleveschen zur Unterhaltung berufen, welcher, 1739 in Amsterdam geboren, durch seine philosophischen Untersuchungen über die Griechen und durch ein ähnliches Werk über die Amerikaner, Aegypter und Chinesen Ruf hatte; aber — er mochte nur als Gast ein halbes Jahr in Potsdam bleiben.

Nur zwei Italiäner waren, von den eigentlichen Gesellschaftern, bis an Friedrich's Ende, seine treuen Freunde: der Marchese Lucchesini genoß, seit 1780, ungetrübte Gunst in täglichem Umgange, und Abt Bastiani's angenehme Unterhaltung hob ihn höher und höher in des Königs Augen, über dessen Tod der redliche Mann sich sehr härmte.

Zu den willkommenen Erscheinungen gehörten auch in den letzten Lebensjahren, namentlich 1780, 1784 und 1785 noch, die Besuche des alten treuen Ritters v. Chazot, des letzten Jugendfreundes, welcher auch seine Söhne wieder in den preußischen Dienst gab, obgleich er selbst als Königlich Dänischer General-Lieutenant und Kommandant zu Lübeck in der Fremde wirkte; doch wurde die schriftliche Unterhaltung bis an Friedrich's Ende fortgesetzt.

General v. Gaudi, den der König seit der Schlacht von Roßbach nicht mehr in seiner näheren Umgebung gehabt, wurde 1780 eingeladen und reich beschenkt.

Eben so sprachen bisweilen gastlich in Sans-Souci ein der Fürstbischof vom Ermlande Graf Ignaz Krasicki, der ehemalige Minister Freih. v. d. Horst und der sonstige Generaladjutant G.-L. Wilhelm v. Anhalt, welcher noch bis vier Tage vor des Königs Tode bei ihm war.

Immer blieben interessante Männer, nahe und ferne, des Königs Freunde und sein Name zog deren stets viele an. Darum sagt Ancillon in seiner Lobschrift auf Merian: „In einer Zeit, wo der Glanz von Friedrich's Ruhm und Genie einen Haufen Männer nach Berlin zog, die begierig waren ihn zu sehen und zu hören, war Merians Haus eine lebendige Gallerie von allen Nazionen, von allen Ständen."

In den spätern Lebensjahren sind besonders folgende Reisende, des Königs wegen, in Berlin und Potsdam eingetroffen:

Der geschmackvolle, deutschgesinnte Grimm, welcher den Musen, meist in Paris lebte. Als er im September 1769 über Berlin nach Frankreich reiste, machte Friedrich seine Bekanntschaft und sagt in dem Briefe an d'Alembert, vom 15. Nov.: „Es ist mir ungemein angenehm, daß ich die Bekanntschaft des Herrn Grimm gemacht habe. Dieser junge Mann besitzt viel Verstand, hat einen philosophischen Kopf und sein Gedächtniß ist mit schönen Kenntnissen geschmückt." — Grimm kam auch im April 1773, in Begleitung des Erbprinzen von Darmstadt, nach Berlin. Er war 1723 in Regensburg von armen und unscheinbaren Eltern geboren, hatte sich aber, so viel er auch, und fast ausschließlich, mit den Großen der Erde umging, eine edle, selbstständige Freimüthigkeit erhalten; und, wie d'Alembert auf eine bescheidene Weise dem Könige über die Theilung Polens schrieb, so er über die Schrift von der deutschen Literatur.

Im März 1771 traf Mylord Algernon Percy, des Herzogs von Northumberland Sohn, von Dutens begleitet, auf seiner großen Reise durch Europa hier ein.

Den 1. Mai 1771 schreibt Friedrich an Voltaire: „Ich habe also diesen König von Schweden gesehen, der ein sehr unterrichteter Fürst ist, von einer einnehmenden Milde und sehr liebenswürdig in der Gesellschaft." — In demselben Briefe meldet der König, daß der Graf Alexis Orlow auf seiner Rückkehr von Petersburg nach Livorno in Berlin gewesen und daß, nach dessen Abreise, der Graf Hodiz zum Besuche gekommen, der ihm, auf der Reise zum Kaiser nach Mähren „die galantesten Feten von der Welt" gegeben.

1772 sahe die Königinn von Schweden, nach dem Tode ihres Gemahls, den König ihren Bruder nach 28jähriger Trennung wieder. Unter den mancherlei Festen war eine öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften, in welcher Friedrich seine Abhandlung über den Nutzen der Künste und Wissenschaften in einem Staate vorlesen ließ.

Apollon Graf Guibert wurde, als ein sehr liebenswürdiger Mann und als Verfasser des Essai général de Tactique, 1773, ungemein gnädig aufgenommen, gewann sich auch den näheren Umgang von Quintus Icilius, le Catt, Bastiani und Anderen in der engeren Umgebung des Hofes, welche ihm für seine Lobschrift auf den König Thatsachen liefern konnten. Guibert war damals erst 30 Jahre alt; aber er war schon im 13. Jahre seinem Vater in den siebenjährigen Krieg gefolgt und bis zum Hauptmann emporgestiegen; 24 Jahre alt diente er als Oberst im korsischen Kriege. Nun wünschte er aufs Neue, durch den Anblick des seltensten Monarchen der ganzen Weltgeschichte, begeistert und belehrt zu werden.

Diderot dagegen, welcher die Großen der Welt aus Grundsatz und aus Neigung lieber mied, als suchte, ging in demselben Jahre, auf seiner Reise nach St. Petersburg zur Kaiserinn Katharina, welcher er sich auch nicht sonderlich empfehlen wollte, nahe an Sans-Souci vorüber, ohne bei Friedrich einzusprechen.

Gegen Ende des Jahres 1773 kam die vielgerühmte Landgräfinn von Darmstadt zum Besuche.

Den 22. Febr. 1775 schreibt Friedrich an d'Alembert: „Ich habe jüngst den Grafen Czernitschew gesehen, der mich viel von Ihnen und von Ludwig dem 16. unterhalten; wir haben uns jedoch mehr bei dem Philosophen, als bei dem Könige verweilt, weil jener schon Ruf hat, dieser aber sich erst einen Namen machen soll."

Gleichzeitig waren der Herzog von Lauzun und der älteste europäische Baron, Montmorenci-Laval, auch Clermont-Gallerande in Berlin.

Auch einen Unwürdigen dürfen wir in diesen Reihen nicht vorübergehen. Der vielgereiste Abenteurer Stephano Zannowich aus Montenegro eignete sich, im April 1776, des Königs Aufmerksamkeit an und drängte sich dem gastlichen Kreise des Prinzen von Preußen auf. Er gab vor, Hospodar von Albanien, Besitzer von 200,000 Stück Dukaten jährlicher Einkünfte, Gebieter über 30,000 Krieger und — Skanderbeg's Nachkömmling zu sein. Dieser Gauner, von dessen Streichen dann die Zeitungen viel zu melden hatten, wurde endlich, seiner Unverschämtheit wegen, im Januar 1777, aus Berlin verwiesen; wandte sich nach Amsterdam mit seinen Betrügereien, hätte durch seine Ränke die Republik der Niederlande mit Venedig fast in Fehde verwickelt und starb in einem holländischen Schuldgefängnisse. In Berlin hatte er sich auch fremdes literarisches Eigenthum angemaßt.

Im Spätherbst 1777 kam der Oberst Grimm auf seiner Reise von Petersburg nach Paris noch einmal zu dem Könige; — um dieselbe Zeit de Rulhière; — im Juli 1780 der berühmte Prinz von Ligne; — 1781 zog ein Fürst von Salm-Kyrburg Friedrich's Wohlgefallen auf sich.

Im September 1784 langte der Herzog Peter von Kurland mit seiner liebenswürdigen Gemahlinn Dorothea, gebornen Reichsgräfinn v. Medem auf seiner Reise nach Italien in Berlin an. „In Dorotheens Seele, sagt ihr Lebensbeschreiber Tiedge, brannte das Verlangen, den Mann, dessen feierlicher Name bis zu ihren Kindertagen herübergeklungen, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Den Herzog empfing der Monarch in Sans-Souci, die Herzoginn aber wurde ihm bei seiner Schwester, der Prinzeß Amalie vorgestellt. Sie sei, versicherte sie nachher, vor dem Anblicke des großen Monarchen von einem solchen Gefühl der Ehrfurcht, welches sich füglich mit einer Art von Schrecken vergleichen ließe, gleichsam überfallen worden; in dem milden Lichte aber, welches aus seinen dunkeln Augen hervorgedrungen, und durch die Worte des Wohlwollens, die er zu ihr gesprochen, habe sich jenes Gefühl bald in eine freudige Bewunderung aufgelöst. Die sanfte fürstliche Frau hatte den Beifall des Königs gewonnen; er sandte ihr wiederholentlich niedliche Körbchen mit den feinsten und niedlichsten Früchten gefüllt, mit den erlesensten Blumen geschmückt und jedesmal von einigen freundlichen Zeilen begleitet. Bei Gelegenheit der ersten dieser Sendungen beklagt sich der Monarch, daß seine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, sie selbst zu bewirthen; er müsse es seinem Neffen überlassen, ihren und ihres Gemahles Aufenthalt in Potsdam und Berlin so angenehm, als möglich zu machen."

Marquis de Bouillé war während des ganzen amerikanischen Krieges Oberbefehlshaber der französisch-westindischen Inseln gewesen. Nach sechs beschwerlichen Jahren kehrte er, im Mai 1783, in sein Vaterland zurück; 1784 kam er, den alten König zu sehen, nach Potsdam und er spricht mit Wohlgefallen in den Denkwürdigkeiten seines Lebens davon, wie gnädig der große Friedrich den jungen französischen Generallieutenant aufgenommen, auch, wie derselbe die hohe Einladung, bald wieder zu kommen, im folgenden Jahre schon benutzt. „Friedrich, sagt Bouillé, war also das Merkwürdigste, was es in Preußen zu sehen gab, selbst ohne Ausnahme der imposanten Pracht des Heeres, in welcher dieser große Mann die Kriegeskunde und die Disziplin auf eine, bisher unbekannte Höhe gebracht. Ich sah in diesem Krieger, der ganz Europa durch seine Thaten in Staunen gesetzt, nur einen Fürsten, beschäftiget mit dem Glück der Unterthanen, das Uebergewicht seiner Armee zu erhalten, den Frieden und die Ruhe in seinen Staaten, in Europa zu bewahren und ihn, für die Zukunft, auf noch festern Unterlagen zu begründen." — „Besser, als ich es hoffen durfte, von Friedrich aufgenommen, konnte ich mich ihm nahen, ihn oft in seinem Innern sehen, wo der Held seines Jahrhunderts, seine Größe und Majestät ablegte und als Mensch erschien, der eben so erhaben durch das Licht seines Geistes und durch die Stärke seines Karakters war, als durch seinen Rang und seine Größe." — „Die wesentlichen Tugenden dieses Fürsten waren von den liebenswürdigsten Eigenschaften begleitet; kein Mensch aus der besten Gesellschaft in Europa hatte im Privatverkehr mehr Feinheit, Umgänglichkeit und einnehmendere Sitten; sehr wenige Philosophen und Gelehrte hatten mehr Bildung und ausgebreitetere Kenntnisse: seine unterrichtende und anziehende Unterhaltung war durch lebhaften und pikanten Scherz erheitert; die Freundlichkeit, die Freiheit und Duldsamkeit fügten einen neuen Reiz hinzu, da er einem jeden vergönnte, frei mitzusprechen; und, wer einige Stunden sich mit Friedrich unterhalten, fand seinen Geist gewachsen, seine geistigen Kräfte entwickelt, und fühlte sich in gewisser Art elektrisirt."

In gleicher Art schildert Graf Ludwig Philipp von Ségur den König. Er hatte unter Washington in Amerika gedient und wurde nach seiner Rückkehr zum Gesandten in Russland auserſehen. Auf der Reise dahin, im Januar 1785, sah er auch den großen König. „Mit lebendiger Neugierde, sagt er, betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorberen und seiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden langen

Stiefeln, seine mit Schnupftaback bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganzes. An dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen könne; troß seines kleinen Wuchses erblickte ihn der Geist doch größer, als alle andere Menschen." — „Wenn man einigermaßen an den Umgang mit der großen Welt gewöhnt, einige Erhabenheit im Denken hat, kann man ohne alle Verlegenheit mit einem Könige sprechen; einem großen Manne aber nahet man sich nicht ohne Furcht. Friedrich war übrigens in seinem Privatleben genugsam ungleich, ziemlich launenhaft, vorgefaßten Meinungen zugänglich, häufig spöttisch, oft epigrammatisch gegen die Franzosen, sehr angenehm für den Reisenden, den er begünstigen wollte, auf eine boshafte Weise pikant für Den, gegen den er eingenommen war, oder für Die, welche, ohne es zu wissen, den Moment, sich ihm zu nahen, schlecht gewählt hatten. Mir waren glücklicherweise die Umstände günstig."

Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß, außer Bouillé und Ségur, von den amerikanischen Helden, im Herbste des Jahres 1785 auch Lord Cornwallis und Marquis de La Fayette von dem Könige zu lernen kamen, wodurch Friedrich, der besonders La Fayette mit großer Anerkennung auszeichnete, am Vorabend großer Umgestaltungen der alten Welt, sich noch einmal recht lebendig mit der neuen bekannt zu machen Anlaß fand. Ja, endlich trifft auch Graf Mirabeau ein, die untergehende Sonne zu bewundern und ihre letzten Strahlen aufzufassen.

So fehlte es eigentlich nie an Reisenden, welche ausdrücklich, oder gelegentlich kamen, den Nestor unter den Fürsten, den siegreichen Helden so gefährlicher Kriege, den König unter den Weisen auf dem Throne von Angesicht zu Angesicht zu schauen und gegenseitig den treuen Landesvater lehrreich anzuregen.

Spärlicher bietet sich dem Könige Gelegenheit für die alte, theure Neigung zu der schriftlichen Unterhaltung mit abwesenden geistvollen Männern und mit Freunden; aber, wo sie sich findet, da wird sie, wie das mündliche Gespräch, zum Erguß der Laune und des Witzes, oder des treuen Mitgefühls und der frischen Frucht des Denkens gar zu gern ergriffen. Auch hier muß Ob. Grimm vorzugsweise genannt werden; nächst ihm der, als Opfer der Revoluzion gefallene Marquis de Condorcet, welcher, ausgezeichnet in der höheren Mathematik und in der Staatswissenschaft, mit Friedrich in einen literarischen Briefwechsel kam, als er seines Freundes d'Alembert Tod nach Potsdam meldete.

In früherer Zeit war der große Mann den Freunden so ganz Freund, den jugendlichen Gesellschaftern ein so rein heiterer, gleichgestimmter Genosse, daß er, 1742 z. B. an Jordan schrieb: Alles, was er wünsche, sei, durch das Glück nicht verderbt zu werden; er hoffe, daß seine Freunde ihn stets so wiederfinden würden, wie er gewesen: bisweilen mehr beschäftiget, mehr erfüllt von Sorgen, unruhig, aber immer bereit, ihnen zu zeigen, daß er sie von ganzem Herzen liebe,

Und weniger ihr Monarch, ihr Souverain,
Als Bruder, Freund und wahrer Bürger sei."

Im höheren Alter wurde die äußere Stellung des Königs etwas lästig; auch wurde die freundliche Ansicht von der Welt und von den Menschen hie und da durch einen nebelhaften Schatten überzogen; 1761 sang er in Strehlen, in der Epistel über die Bosheit der Menschen, das traurige, durchaus umgeänderte Bekenntniß; und noch später sagte er einmal: „Ich habe so viel Treulosigkeit, Undank und Tücke der Menschen erfahren, daß es allenfalls sehr verzeihlich wäre, wenn ich gar nicht mehr an die Tugend glaubte; aber Mylord Marishal hat den Glauben an die Tugend von Neuem in mir geweckt: das beruhigt mich." — In der Unterredung mit Sulzer fragte er, wie es mit den unter seiner Leitung stehenden Schulen gehe? Jener antwortete: „Seitdem man auf Rousseau's Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an, besser zu gehen." — „Ach, mein lieber Sulzer, sagte der König, Er kennt diese verdammte Race, zu welcher wir gehören, nicht genug." — Aber, welche Erinnerungen mussten Glasow, Pretsch, Dehsen, de Prades, Ferber, v. d. Trenck, v. Schaffgotsch, v. Warkotsch, v. Walrawe, v. Görne, Herzog Karl v. Württemberg, selbst Voltaire auf ihn zurückgelassen haben? Auch an fremden Höfen hatte er nicht immer mit der Lauterkeit zu thun. Vielleicht haben grade die Throne das Unglück, mehr die Nachtseite der Menschheit kennen zu lernen! Sonst hatte Friedrich eine sehr praktische Ansicht von der Welt: „Sich einbilden, sagt er, daß alle Menschen Teufel sind, aufs Wüthigste seinen Grimm an ihnen auslassen, ist das Traumgesicht eines wilden Menschenfeindes; sich die Menschen insgesammt als Engel denken und ihnen die Zügel schießen lassen, ist die Grille eines schwachköpfigen Kapuziners: glauben, daß sie weder alle gut, noch alle böse sind, die guten Handlungen über ihren Werth belohnen, die schlechten unter ihrem Verdienst bestrafen, Nachsicht mit ihren Schwachheiten haben, und Menschlichkeit gegen Alle und Jede, heißt handeln, wie es einem vernünftigen Menschen geziemt."

Selbst Männer, welche sonst des Königs volles Vertrauen genossen hatten, traf gegen das Ende der Regierung üble Laune, oder Misstraun. Darum antwortete der Minister v. Hertzberg dem Grafen v. Görtz in Petersburg, welcher auch manche kränkende und unverdiente Depesche erhielt: „Ew. Exzellenz würden getröstet sein, wenn Sie die Antworten lesen könnten, die ich auf Alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage, und was denn doch öfters einige Tage später befolgt wird." Auch der Oberpräsident v. Domhardt machte in seinen letzten Lebensjahren auf gleiche Art die bitterste Erfahrung.

Wie das herannahende Alter in der Philosophie des Königs eine Veränderung erzeugt, d. h. in dem Systeme, von welchem aus er die Freuden und den Schmerz des eigenen Lebens angeschaut; das spricht er selbst am Treffendsten in einem Briefe an le Catt, im Nov. 1761, bei Uebersendung einer poetischen Epistel, aus: „Ich beschäftige mich mit meinem Mark Aurel und mit meinem Zeno. Das passt zu meinem Alter, zu meiner Lage und zu allen Gegenständen, die mich umringen. Sie sind heiter und wollen mit Recht die Täuschungen nicht verlassen, die Ihnen schmeicheln; daher gebe ich Ihnen denn etwas in Epikur's Manier. In Ihrem Alter hatte auch ich ihn zum Lehrer; aber ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie in dem meinigen sind, zu Zeno und zu unsern andern Stoikern kommen. Diese geben uns wenigstens ein Schilf, um uns darauf zu stützen, wenn das Unglück uns niederschlägt, da Epikur nur im Schooße des Glückes Aufnahme finden kann. So hat denn Alles seine Zeit. Sie sind in der, die Blumen und Früchte hervorbringt; ich aber in der, wo die Blätter abfallen, und die Früchte vertrocknen."

Wie gebrechlich aber auch die Behausung der großen Seele zu werden anfing, woraus eben wohl das Misstraun und der Argwohn in der Verwaltung, das Abstoßende und das Lästige im Umgange hervortraten, und die veränderte Ansicht von der Welt, von Menschen, und von Lebensfreuden; — von der alten Weise, thätig zu leben wich der greise Landesvater nicht. Das spricht er selbst umständlich aus in einem Briefe an Voltaire, 1776: „Vielleicht, heißt es daselbst, giebt es Leute in der Welt, denen ich zu lange lebe und die deshalb meine Gesundheit verläumden, weil sie glauben, wenn sie viel davon reden, so könnte ich den gefährlichen Sprung wohl so geschwind machen, als sie es wünschen. Ludwig 14. und 15. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzosen. Ich stehe nun 36 Jahre am Ruder; vielleicht missbrauche ich, wie sie, das Privilegium zum Leben, und bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wann man meiner überdrüssig ist. Die Methode mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfind-

licher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig; wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden. Indeß schreibe ich diese Methode niemand vor, und begnüge mich damit, sie für mich zu befolgen."

Mit welcher Freude der König seine landesväterlichen Sorgen geübt und die Erfolge derselben betrachtet, auch das ersieht man aus seinen Briefen an Voltaire. „Meine Hauptbeschäftigung, schreibt er ihm 1770, besteht darin, daß ich in den Provinzen, zu deren Beherrscher mich der Geburtszufall gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre, die Sitten anbaue und die Leute so glücklich zu machen suche, als es sich mit der menschlichen Natur verträgt, und als es die Mittel erlauben, die ich darauf wenden kann." — An Denselben, 1773: „Nun bin ich schon länger als einen Monat von meinen Reisen zurück. Ich war in Preußen, um da die Leibeigenschaft aufzuheben, barbarische Gesetze abzuschaffen, vernünftigere an ihre Stelle zu setzen, einen Kanal eröffnen zu lassen, der die Weichsel, die Netze, die Warthe, Oder und Elbe mit einander verbinden soll, Städte wieder aufzubauen, die seit der Pest im Jahre 1709, wüst geblieben sind, Sümpfe von 20 Meilen auszutrocknen, und einige Polizei anzuordnen, die man dort nicht einmal dem Namen nach kannte. Dann habe ich in Schlesien meine armen Ignazier über die Strenge des römischen Hofes getröstet, ihrem Orden neue Kräfte gegeben und sie in verschiedene Provinzen getheilt. So erhalte ich sie und mache sie dem Staate nützlich, da ich ihre Schulen zum Unterricht der Jugend angewandt wissen will, dem sie sich nun ganz widmen werden. Außerdem habe ich Anstalten getroffen, daß in Oberschlesien, wo noch unbebautes Land war, sechzig Dörfer angelegt, und jedes mit 20 Familien besetzt werden soll; ferner habe ich zur Beförderung des Handels Landstraßen durch die Gebirge anlegen, und eben daselbst zwei abgebrannte Städte wieder herstellen lassen, die vorher nur hölzerne Häuser hatten, nun aber von gebrannten Steinen und sogar von Quaderstücken gebauet werden sollen."

An Denselben, 1775: „Ich bin Ihnen für den Saamen, den Sie mir geschickt haben, tausendmal verbunden. Hätte man wohl geglaubt, daß unser Briefwechsel noch Triptolem's Kunst betreffen und daß es auf die Frage ankommen würde, wer von uns beiden sein Feld am besten baue? Indeß ist jene Kunst die erste von allen, und ohne sie gäbe es keine Kaufleute, keine Höflinge, keine Könige, Dichter und Philosophen. Nur das ist wahrer Reichthum, was die Erde hervorbringt. Wer seine Ländereien verbessert, ungebauetes Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der

macht Eroberungen von der Barbarei, und verschafft Kolonisten Unterhalt. Diese arbeiten dann, da sie nun heirathen können, ganz frohen Muthes an der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und vermehren die Anzahl der betriebsamen Bürger."

„Wir haben hier die künstlichen Wiesen der Engländer nachgeahmt, und es ist uns sehr gut damit gelungen, so daß wir nun ein Drittheil Vieh mehr halten. Mit ihrem Pflug und ihrer Säemaschine ist es nicht so gut gegangen; für jenen ist unser Boden zum Theil zu leicht, und diese war für den gemeinen Mann und für den Bauer zu theuer. Dafür haben wir es aber dahin gebracht, daß wir nun in unsern Gärten die Rhabarber ziehen. Sie behält alle ihre Eigenschaften, und läßt sich eben so gebrauchen, wie die orientalische. Wir haben in diesem Jahre 10,000 Pfund Seide gewonnen, und die Bienenstöcke um ein Drittheil vermehrt."

„Das sind meine Kinderklappern im Alter; denn solcher Freuden kann der Geist, wenn auch die Imaginazion erloschen ist, noch immer genießen."

An Denselben, 1776: „Da wäre ich wieder aus Schlesien zurück, wo ich so gut ein Oekonom gewesen bin, als Sie in Ferney. Ich habe Sümpfe urbar gemacht, Dörfer und Manufakturen angelegt, desgleichen einige abgebrannte Städte wieder aufgebaut."

An Denselben, 1777: „Ich komme aus Schlesien zurück, wo ich sehr zufrieden gewesen bin. Der Ackerbau macht dort merkliche Fortschritte, und die Manufakturen gedeihen. Wir haben für 5 Millionen Thaler Leinwand, und für 1,200,000 Thaler Tuch an Ausländer verkauft. Man hat in den Gebirgen eine Kobaltmine entdeckt, durch die ganz Schlesien mit diesem Material versehen wird; wir machen Vitriol, der so gut ist, als der fremde; und ein Mann von sehr vieler Industrie verfertigt Indigo, der dem indischen nichts nachgiebt. Man verwandelt mit Vortheil Eisen in Stahl, und zwar auf eine viel einfachere Art als Réaumur vorschlägt. Unsere Bevölkerung hat sich seit dem Jahre 1756 um 180,000 Seelen vermehrt. Kurz, alle Plagen, welche dieses arme Land zu Grunde gerichtet hatten, sind nun so gut als gar nicht da gewesen, und ich empfinde, offenherzig gestanden, ein süßes Vergnügen darüber, daß ich eine so tief herunter gekommene Provinz wieder empor gebracht habe."

Solche Freuden, solche Beschäftigungen (neben welchen die geistreichsten Druckschriften hergingen) nennt Friedrich seine Kinderklappern im Alter!

Bei solchen Grundsätzen lebt kein Fürst seinem Volke zu lange. Aber, der König wusste wohl, daß er doch Manchem in der Nähe und in der Ferne zu lange lebte, zu lange wirkte. Der kaiserliche Gesandte am

berliner Hofe, Baron van Swieten machte dem Kaiser Joseph immer neue Hoffnung zu Friedrich's Tode, und immer waren in Berlin und in Potsdam österreichische Aufpasser auf des Königs Gesundheit. Schon als Friedrich zu Ende des Jahres 1775 die heftigen Gichtanfälle hatte, da meldete van Swieten nach Wien, in der Voraussetzung, es sei eine förmliche Wassersucht, der König werde das Jahr nicht überleben. Im Augenblicke waren alle kaiserliche Truppen im Marsche; aber, wir haben schon gehört, wie glücklich die Vorsicht dem alten Monarchen vergönnt, den teschener Frieden und den Fürstenbund zu schließen.

Friedrich hatte in den jüngeren Jahren nie geglaubt, daß er ein hohes Alter erreichen werde. Aber die folgende Abhärtung des Körpers kräftigte die Gesundheit, und die beständige äußere und innere Thätigkeit nährte die Lebenskeime heilsam.

Oben in der Jugendgeschichte ist von Friedrichs Schwächlichkeit in den Kinderjahren und von den gefahrdrohenden Magenkrämpfen kurz vor der Thronbesteigung die Rede gewesen; viele Briefe an Camas, Suhm und Voltaire handeln, zum Theil umständlich davon. Auf der Huldigungsreise nach Westphalen und bei seinem ersten Zusammentreffen mit Voltaire hatte der König das Fieber, und, als Kaiser Karl 6. starb, da haben wir ihn China brauchen sehen, weil er nicht Zeit hatte, krank zu sein. In der Folge hatte er öfters kleine Fieberanfälle, welchen bloß Unverdaulichkeiten zum Grunde lagen.

Bald nach dem Regierungsantritte, also nach dem 28. Lebensjahre, äußerten sich Zufälle von Gicht und von Hämorrhoiden. Jene wurden nach einiger Zeit regulär; diese suchte man durch Aderlässe und durch gelinde Abführungen zu heben: beider argen Plagen geschieht in den Briefen an die Freunde oft Erwähnung.

Im Februar 1747 wurde Friedrich von einer Hemiplegie befallen, die aber der antiphlogistischen Behandlung leicht wich und wovon sich nie wieder in der Folge eine Anwandlung zeigte.

Seit jener Hemiplegie lebte der König bis 1785 in fast ungestörter Gesundheit, wenn man die Gicht und die Hämorrhoiden, als alte, bleibende Vertraute nicht in Anschlag bringt. Beide aber kehrten alljährlich beinahe, mit ihren Heimsuchungen wieder und steigerten ihre Qualen mit jedem Jahre; besonders die Gicht, welche Friedrich für ein Erbstück seines Vaters hielt, der sie, nach seiner Meinung vom Rheinwein gehabt. Gewöhnlich heilte er sich auch im Podagra selber durch Enthaltsamkeit im Essen und Trinken, durch Abwartung des Schweißes, durch gelinde auflösende, abführende Mittel und durch Lavements. Je mehr Schmerzen er bei Krankheiten empfand, desto sanfter und gnädiger behandelte er die,

welche ihn pflegten. „Es war immer, wie der Geh. Kämmerier Schöning sagt, ein Zeichen seiner Besserung, wenn er Denjenigen übel begegnete, mit denen er während der Leiden zufrieden gewesen war. Daß seine gewöhnlichen Körperleiden und das Alter seine Gesundheit schwächten, entging dem Könige nicht. Er sagte deshalb sehr oft: der Mensch müsse nicht unbillige Prätensionen hegen und ewig leben wollen; eine Thurmuhr bestehe aus Stahl und Eisen, und daure doch nicht über 20 Jahre." — Wie der Kaiser Vespasian sterbend sagte: ein Kaiser müsse stehend sterben; so wünschte auch Friedrich, ehe er zu seinen Berufspflichten unvermögend würde, bei guten Kräften, plötzlich abzusterben. Immer aber blieb er lebelustig, heiter und rastlos thätig.

Gegen Voltaire und d'Alembert, Greise und hinfällig wie er, hat der König sich über seine Körperleiden, über seine Heilmittel und über das nahe Ende vielfach ausgesprochen. An Voltaire schreibt er, 1765: „Ich bin unpässlich und krank, heile mich aber selber durch Diät und Geduld. Die Natur verlangt, daß unser Geschlecht dem Tode einen Tribut von drittehalb Prozent bezahle. Das ist ein unwiderrufliches Gesetz, gegen welches die Fakultät vergeblich streiten wird; und ob ich gleich von Herrn Tronchin's Geschicklichkeit eine sehr große Meinung habe; so wird er selbst doch nicht läugnen können, daß es wenige spezifische Mittel giebt, und daß, Alles wohl überdacht, Kräuter und zerstoßene Mineralien die Federn, die von der Zeit abgenutzt und halb zerstört sind, weder ganz machen, noch anspannen können. Die geschicktesten Aerzte geben dem Kranken Medizin, um seine Imaginazion zu beruhigen, und heilen ihn dann durch Diät. Da ich finde, daß Elixire und Tränkchen mir, seitdem ich krank bin, nicht die geringste Hülfe geben; so unterwerfe ich mich einer strengen Diät, und habe mich dabei bisjetzt recht wohl befunden."

An Denselben, 1767: „Man altert hier erstaunlich, mein lieber Voltaire. Seit den vergangenen Zeiten, an die Sie sich erinnern, hat sich Alles sehr geändert. Mein Magen verdauet beinahe gar nicht mehr, und ich muß daher auf die Souper's Verzicht thun. Ich lese des Abends, oder vertreibe mir die Zeit durch Konversazion; meine Haare sind weiß geworden, meine Zähne fallen aus, meine Beine sind vom Podagra zu Grunde gerichtet, ich vegetire nur noch, und sehe täglich, daß es einen merklichen Unterschied macht, ob man 40 oder 56 Jahre alt ist. Bringen Sie auch noch in Anschlag, daß ich seit dem Frieden mit Geschäften überhäuft bin, so, daß in meinem Kopfe nichts übrig bleibt, als ein wenig gemeiner Menschenverstand und eine wiederauflebende Leidenschaft

für die Wissenschaften und für die schönen Künste, die meinen Trost und meine Freude ausmachen."

An Denselben, 1772: „Ich bin alt, hinfällig, podagrisch, tief in Jahren, aber immer heiter und bei guter Laune."

An Denselben, 1773, den 26. Jan.: „Ich lasse meine Briefe kopiren, weil mein Arm anfängt zu zittern; übrigens könnte meine kleine Handschrift Ihren Augen beschwerlich sein;" — den 9. Okt.: „Ich bemerke mit Schmerzen, daß seit Ihrer Abreise von hier nun beinahe 20 Jahre verlaufen sind. Ihre Imaginazion zeigt mich Ihnen noch so, wie ich damals war; aber, wenn Sie mich sehen sollten, so würden Sie, statt eines jungen Mannes, der immer tanzen zu wollen schien, nur einen hinfälligen und abgelebten Greis finden. Ich verliere mit jedem Tage einen Theil meiner Existenz, und nähere mich unvermerkt der Behausung, aus der noch niemand mit Nachrichten zurückgekommen ist;" — den 21. Nov.: „Herr Guibert hat mich mit jugendlichen Augen gesehen, und die haben mich verjüngt; meine Haare werden weiß, meine Kräfte verlieren sich, mein Feuer erlischt."

An Denselben, 1774: „Körper, die, wie der meinige, durch Beschwerlichkeiten zu Grunde gerichtet sind, können nicht so vielen Widerstand leisten, als solche, deren man bei einem regelmäßigen Leben geschont und die man in gutem Stande erhalten hat. Doch das ist meine geringste Sorge; denn sobald die Bewegung der Maschine aufhört, so sind 6 Jahrhunderte oder 10 Tage Existenz einerlei. Mehr kommt darauf an, ob man gut gelebt und sich keinen schweren Vorwurf zu machen hat."

An Denselben, 1775: „Unser guter Patriarch bleibt immer derselbe. Ich hingegen habe schon einen Theil meines Gedächtnisses, die geringe Imaginazion, die ich hatte, und meine Beine nach dem Ufer des Kozytus geschickt. Das schwere Gepäck geht voraus, bis dann die ganze Armee folgt. Das ist eine Disposizion der Arrièregarde, welche die Herrn v. Feuquières und v. St.-Germain ihren Beifall nicht versagen würden."

An Denselben endlich, den 9. Juli 1777: „Die Merkmale von Ihrem Angedenken haben mich gerührt. Sie rufen alte Zeiten in Ihr Gedächtniß zurück? Ach, wenn die Hoffnung möglich wäre, Sie in Sans-Souci wieder zu sehen, was würden Sie da finden!"

„Nur einen Greis, der schon erstarrt,
Der kalt, phlegmatisch, fast nur schweigt,
Der mit narkotischem Gespräch,
Was um ihn ist, zum Gähnen bringt.
Statt manches Worts, mit etwas Scherz
Und mit dem Salz Athen's gewürzt,
Das er in seinem Frühling gab;
Nichts, als Geschwätz von Politik

Und düstrer Spekulazion,
Das so durch Langeweil empört,
Wie ein Roman aus unsrer Zeit.
Statt eines Tanzes, Krücken nur,
Statt Kraft, ein hingewelkter Leib;
Wie ist der Wechsel schmerzenvoll!"

An d'Alembert, 1775: „Man hatte Sie zur Unzeit beunruhigt, mein lieber Anaxagoras; ich hatte bloß einige Fieberanfälle und eine Brusterkältung, wovon mich die Reise nach Preußen gänzlich wiederhergestellt hat. Glauben Sie mir, ohne Bewegung findet keine Gesundheit statt. Eine Reise ist ein wirksameres Mittel als Ipekakuanha und China. Kämen Sie zu uns, Sie würden Ihre Kräfte wieder bekommen. Ein für sein Alter ziemlich froher Greis würde Ihnen seine gute Laune mittheilen und Sie würden um zehn Jahre verjüngt nach Paris zurückkehren."

An Denselben, 1776: „Ich habe die Rose am Bein gehabt, wo sich ein großer Abszeß unter dem Knie gebildet hat; er hat operirt werden müssen und die Wunde wird sich in wenigen Tagen schließen. Sie errathen ganz recht, daß meine Absicht ist, meinem Vaterlande und meinen Zeitgenossen in der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe, nützlich zu sein. Der Mensch muß seinen Brüdern in Allem, was von ihm abhangt, beisteh'n; das ist der Inbegriff der Moral: und ein wohlgeordnetes Herz wird mit sich unzufrieden sein, wenn es diese Pflicht nicht erfüllt."

An Denselben, 1777: „Meine Gesundheit hat sich noch nicht wieder ganz befestigt: ich habe einen Abszeß am Ohre gehabt, woran ich viel gelitten habe. Die Natur schickt uns Krankheit und Bekümmernisse zu, um uns den Geschmack an diesem Leben, welches wir ja doch verlassen müssen, zu benehmen; ich verstehe sie bei halbem Worte und ergebe mich in ihren Willen."

An Denselben, 1779: „Mein Gedächtniß schwindet, meine Haare bleichen, mein Feuer erlischt; und bald wird nichts mehr von dem sogenannten Philosophen von Sans-Souci übrig sei."

An Denselben, 1780 den 26. März: „Was meine Gesundheit betrifft; so werden Sie natürlicherweise selbst vermuthen, daß ich, bei 68 Jahren, die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen. Die Natur scheint die Absicht zu haben, uns vermittelst der Schwachheiten, die sie uns gegen das Ende unsrer Tage zuschickt, das Leben zu verekeln. In diesem Falle muß man mit dem Kaiser Mark Aurel sagen: man unterwerfe sich Allem, was die ewigen

Gesetze der Natur uns zu ertragen auflegen, ohne Murren;" — den 1. Aug.: „Sie sagen, mein lieber Anaxagoras, daß Sie von der innern Kraft verloren haben, welche Sie im J. 1763 besaßen; das habe auch ich gethan und das ist das Schicksal aller alten Leute. Ich verliere mein Namengedächtniß, die Lebhaftigkeit meines Geistes nimmt ab, meine Füße sind in schlechtem Zustande, meine Augen werden blöde, ich habe Verdruß, so gut wie alle andere Menschen: aber diese ganze Litanei von Schwachheiten und Unannehmlichkeiten hält mich nicht ab, froh zu sein, und meine Mine soll noch lächeln, wenn man mich begräbt."

An Denselben, 1782 den 17. März: „Sie sind von meinen Umständen so übel nicht unterrichtet gewesen, als Sie glauben. Ich habe an der rechten Hand und am rechten Fuß einen heftigen Anfall der Gicht gehabt; und da das Unglück zu etwas gut ist: so hat mich das Unvermögen, meine rechte Hand zu gebrauchen, dahin gebracht, meine Zuflucht zur Linken zu nehmen, mit welcher ich leserlich schreiben gelernt habe. Diese Kunst und die Geduldsübung ist aller Vortheil von meiner letzten Krankheit. Ich erinnere mich der weisen Vorschriften des Portikus, ob ich gleich nicht in einem schmerzhaften Augenblicke ausrief, wie Posidonius: „„O Gicht, du magst es anstellen, wie du willst, nie werde ich gestehen, daß du ein Uebel seiest!"" Ich begnüge mich damit, den Schmerz zu dulden, ohne mich darüber zu beklagen und ohne sein Dasein zu läugnen;" — den 30. Dez.: „Ich versehe mich in Kurzem eines Geschenkes von Madame Gicht, welche keinesweges eine liebenswürdige Frau Gevatterinn ist. Ach, mein theurer d'Alembert, sonst sprachen unsre Briefe nicht von Gebrechlichkeiten, auch nicht von den Fortschritten der Hinfälligkeit; jetzt raubt uns jeder Tag ein Stück von unsrer Existenz."

An Denselben, 1783: „Die Musen waren Töchter des Gedächtnisses, anzudeuten: daß ohne Gedächtniß alle Fähigkeiten des Geistes unnütz sind. Was mich betrifft, so bin ich alle Tage im Kampf mit meinem Gedächtniß, und ich quäle mich, es gegen seinen Willen zurückzurufen in Augenblicken, wo es mir entwischen will. Alles überzeugt uns von der Gebrechlichkeit unserer Natur, von dem Wenigen was wir sind und von dem Unendlichen, in welchem wir zu versinken eilen."

Also sehen wir den großen Mann bis an die Gruft mit Gleichmuth dulden und das Leben lieben, so wenig er den Tod scheuete. Aber — Eine Weisheit ging ihm ab: was seine Tage hätte verlängern, seine Leiden mildern können — sorgfältigere Wahl und Maaß in den Speisen, welche er sich nie zu eigen gemacht. Zu den alten Uebeln geselleten sich daher, durch die Kunst der Köche, Verschleimungen des Unterleibes und

Koliken; dennoch wollte er den schädlichen Tafelfreuden nicht entsagen, so ersprießlich ihm das gewesen wäre und so gewiß er das kostbare Leben dadurch, wenn auch nicht bedeutend verlängert, doch wenigstens sich erleichtert hätte.

Wenn der König, nach seiner Gewohnheit, große Diätfehler begangen, so griff er, als sein eigener Arzt, zu seinen Lieblingsmitteln: Rhabarber, Glaubersalz und Brechweinstein. Halfen die nicht, so sollte der Arzt helfen; empfahl der Diät, so war der hohe Kranke ungnädig. Als derselbe z. B. auf der Heimkehr aus dem baierschen Erbfolgekriege in Breslau am Magenkrampfe und an der Kolik litt und sein damaliger Leibarzt Dr. Möhsen mit der größten Devozion äußerte, daß es gut sein würde, wenn Se. Majestät nur eine Zeitlang sich vor dem Parmesankäse hüten wollten, bis der Magen mehrere Kraft zur Verdauung durch dienliche Mittel erhalten haben würde; so rief der König im Zorne mit heftiger Stimme: „Aller Teufel will Mich reprimandiren, gehe Er fort, Ich brauche Seiner weiter nicht!" Möhsen kehrte eiligst nach Berlin zurück. — Eben so ging es dem berühmten Selle im Anfange der letzten Krankheit.

Es ist nicht immer eingetroffen, was Jesus Sirach von den Aerzten sagt, daß die Könige sie ehren und daß ihre Kunst sie groß mache bei Fürsten und Herrn: Karl der Große war ihnen gram, weil sie ihm in den letzten Lebensjahren das Gebratene, sein Lieblingsgericht wegzulassen und sich dafür an Gekochtes zu gewöhnen riethen; Napoleon nannte die Heilkunde ein bloßes Herumtappen und behauptete, alle Aerzte seien Charlatans. Bei Friedrich findet sich dabei noch etwas Widersprechendes, indem er sein ganzes Leben hindurch die Aerzte und ihre Kunst verachtet und mündlich, wie in seinen Briefen und Gedichten über sie witzelt; in den Stunden der Leiden sie aber wieder gerufen hat. Mehr indeß fällt es auf, daß er selbst sich medizinische Kenntnisse zutrauete und mit seiner Heilkunde die Freunde, die Soldaten und sich selbst sorgfältig bedachte.

Als medizinischen Rathgeber haben wir den König schon in mancher Briefstelle kennen lernen; an Algarotti schreibt er, 1749, einen arzeneilichen und diätetischen Aufsatz, welcher im engen Drucke ganzer drittehalb Oktavseiten einnimmt. An den Geh. Kämmerier Fredersdorf: „glaube mihr ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du alter, deine Krankheit laeßet sich nicht zwingen, sie ist Compliziret, und gehöret ein Habiler Docter dartzu die Mittels so ein zu richten, das was das eine Helffen sol das andere nicht Schadet."

Dagegen sagt er in dem Briefe an Jordan, 1740 aus Wesel, während des viertägigen Fiebers:

„Du weißt, der Gott von Epidaur
Hat nie zum Jünger mich gehabt;
Und überzeugt, das blinde Volk
Verehre Wahn, verlacht' ich stets
Betrüger und Betrogene.
Ich kümmre, wie die Fakultät
Auch zürnen mag, mich nicht um sie;
Die Sorge für des Körpers Wohl
Ist meiner Mäßigkeit vertraut."

Dieses medizinische Glaubensbekenntniß, die Mäßigkeit im letzten Verse abgerechnet, ist auch das herrschende und ungeänderte geblieben, d. h. der König hat die ganze Arzneikunde für Quacksalberei gehalten und — dabei immer medizinische Bücher gelesen und guten Rath gegeben. Kam er mit Aerzten zusammen; so legte er ihnen oft sehr verfängliche medizinische Fragen vor. Bei seinen witzigen Einfällen, bei seinem gesunden Blicke und bei seiner Belesenheit, wenn auch nur aus medizinischen Wörterbüchern, mussten selbst sehr gediegene Männer auf ihrer Hut sein. Als gegen Ende des Jahres 1757 der Dr. Tralles in Breslau den Prinzen Ferdinand von Preußen von einem heftigen Entzündungsfieber mit Seitenstechen heilte, besuchte der König seinen Bruder und sprach mit dem Arzte über das Uebel; ja, er prüfte ihn, wie ein Gelehrter vom Fache, war mit den Antworten zufrieden, setzte aber mit einer moquanten Mine hinzu: „Das wird Er inzwischen nicht läugnen, daß ein jeder Doktor vorher einen Kirchhof füllen muß, ehe er Kranke kuriren kann; sage Er mir doch: war sein Kirchhof groß und ist Er mit dem Füllen bereits fertig?"

T. Mein Kirchhof war sehr klein und ich bin schon lange damit fertig.

D. K. Wie hat Er das angefangen?

T. Ich habe bedacht, daß das Leben das größte Gut ist, was ein Mensch hat, und daß man es nur Einmal verliere; wenn es mir also anvertraut war, und ich merkte, daß es verloren werden könnte, so habe ich ältere und erfahrenere Aerzte, als ich war, zu Rathe gezogen: starb der Pazient gleichwohl, so kam er nicht auf meinen Kirchhof.

D. K. Das hat Er klug gemacht; aber, glaube Er nur, wir mögen ein Metier treiben, welches wir wollen, so machen wir im Anfange immer Fehler; aber, das ist ein weiser Mann, der einen Fehler von einer Art nur einmal macht und dabei soviel profitiret, daß er zehn andere vermeidet: mehr kann man nicht verlangen.

T. Ich wäre der unwürdigste Unterthan von Ew. Maj., wenn mir nicht bekannt wäre, daß Sie in allen Wissenschaften die größten Einsichten besitzen; aber ich erstaune, da ich deutlich erfahre, daß sich Ew. Maj. auch mit der schweren und mühseligen Medizin beschäftigt und dieselbe studirt haben.

D. K. Wundert Er sich darüber? meinet Er nicht, daß ich sehr viel mehr Pazienten gehabt habe, und noch habe, als Er?

T. Wenn Ew. Maj. Ihre kranken und blessirten Soldaten darunter verstehen; so werde ich, sowie viele Aerzte neben mir, in der Anzahl es niemals so weit bringen." — So währte die Unterredung fast eine Stunde.

Auf ähnliche Weise machte der König Theden's Bekanntschaft, welcher den bei Hochkirch schwer verwundeten G.-M. von der Hagen genannt v. Geist in Bautzen pflegte. Friedrich besuchte auf seiner Durchreise aus Schlesien den kranken General und ließ Theden in das Zimmer rufen und fragte, ob der General bald völlig geheilt sein werde? Der Arzt antwortete: „er fürchte, daß das Leben des Generals kaum werde können erhalten werden; auf jeden Fall werde die Kur sehr langsam sein." Hierauf entfernte er sich. Der König rief ihn zum zweiten Male und fragte: „Giebt Er auch Nympha?"

Th. Nein!

D. K. Warum nicht?

Th. Es hat keine wirkende Kräfte.

D. K. Er kennt es nicht.

Th. O ja, allein es hat durch das Kochen seine wirksamen flüchtigen Bestandtheile verloren, es ist nichts bessers als Gerstenzucker.

D. K. Giebt Er Quinquina?

v. Geist. Ja mit der verzweifelten Quinquina schiert er mich genug.

D. K. Versteht Er sie auch zu brauchen?

Th. Wenn ich das nicht verstände, so wäre ich nicht werth, Ew. Maj. Regimentsfeldscheer zu sein.

D. K. Wie giebt Er sie?

Th. Wenn der Körper vorbereitet ist, verschwenderisch."

Von dieser Zeit an genoß Theden die Gnade des Monarchen ununterbrochen und er wurde noch in demselben Jahre dritter, und im März 1786 erster Generalchirurgus.

Auch mit dem berühmten hannöverischen Leibarzt Ritter Dr. v. Zimmermann unterhielt sich der König bei dessen erstem Besuche in Potsdam, 1771, fast über alle Krankheiten und über die Heilung derselben.

Wie viel oder wie wenig nun auch Friedrich von der Heilkunde gewusst: so viel ist gewiß, daß er, was seinem Körper heilsam war, sehr genau kannte. Schon in jungen Jahren hatte er an den Folgen der vernachlässigten Diät sehr schmerzhaft gelitten; er empfahl andern Leidenden Diät, aber, er selbst huldigte ihr nicht; Gicht und goldene Ader heischten Vorsicht in der Lebensweise; Frost und Nässe waren dem Könige, nach seiner eigenen Aussage, immer höchst empfindlich gewesen; aber, er trotzte der Natur bis in das hohe Alter hinein. Zu Anfange des Jahres 1785 war seine Gesundheit sehr wandelbar geworden. Im Frühjahr stellte sich ein leichter Podagraanfall ein. Der Egerbrunnen hatte im Juni die sonstige gute Wirkung nicht. Dennoch machte er die gewöhnlichen Dienstreisen nach Berlin, Magdeburg, Küstrin, Stargard, nach Westpreußen, und zuletzt nach Schlesien. In dieser Provinz war er mit dem vorjährigen Manövre nicht zufrieden gewesen. M. de Bouillé, welcher zuvor in Kaiser Josephs Lager bei Prag gewesen, sah auch die preußischen Uebungen von 1784 in Schlesien und sagt in seinen Memoiren: „Ich will keine Vergleichung zwischen den Heeren dieser Monarchen anstellen; die militärische Disciplin war in beiden so vollkommen, daß ihre Ueberlegenheit bloß von dem Befehlshaber, der sie anführte, abhangen musste." Also, so auffallend vernachlässigt mochte die schlesische Armee wohl nicht sein. Aber, der Generalinspektör der gesammten schlesischen Infanterie, der alte Gen. v. Tauentzien gefiel dem Könige nicht mehr; doch wollte er ihm den Abschied, ohne eigenes Ansuchen, nicht geben; aber er tadelte die ihm untergebenen Truppen und den 7. Sept. 1784 schrieb er ihm von Potsdam aus: „Mein lieber Gen. v. Tauentzien. Schon bei Meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch, und jetzt will Ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist, als jetzt; wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Thaddensche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Landbataillon einer preußischen Armee; Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel; Zaremba ist in einer solchen Unordnung, daß Ich einen Offizier von Meinem Regimente nach dem diesjährigen Herbstmanövre werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen; von Erlach sind die Bursche durch das Contrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen. Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern; Hager hat einen elenden Kommandör und Euer Regiment ist sehr mittelmäßig; nur mit Graf v. Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann Ich zufrieden sein. Seht, so sind die Regimenter en detail. Nun will Ich das Manövre beschreiben: Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler bei Neiße, die

Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so war die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschirte mit seiner Division wie Kraut und Rüben im Defilée, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging. Ich bin nicht Willens, durch lacheté Meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb Ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn Ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führet, und vier Tage zuvor, ehe Ich ins Lager komme, mit den unwissenden Generals manoeuvriret, und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist. Das Regiment von Arnim und das Garnisonregiment von Kenitz macht den Feind, und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse Ich Kriegsrecht halten; denn Ich würde es einer jeden Puissance verdenken, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr Metier bekümmern, im Dienste zu behalten. Erlach sitzt noch vier Wochen im Arrest. Auch habt Ihr diese Meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspekzion bekannt zu machen."

v. Tauentzien suchte nun seine Entlassung von der Inspekzion nach, welche der König unter die Generale Graf v. Anhalt und v. Götzen theilte; Regimentschef aber blieb der alte Vertheidiger von Breslau und trat als solcher unter die Aufsicht der jüngeren Vorgesetzten.

Man kann sich's denken, in welcher Stimmung Friedrich, den 16. August 1785 nach Schlesien gegangen: körperlich hinfällig und erschüttert, geistig und gemüthlich verstimmt. Aber, wo der Beruf es forderte, da war an keine Schonung für ihn zu denken; er beugte sich unter seine Pflicht. Diese merkwürdige schlesische Musterung war diesmal grade außerordentlich glänzend durch die Gegenwart vieler Prinzen und Generale aus Frankreich, England, Deutschland. Die ganze schlesische Armee, 50,631 Mann, war in ein großes Lager bei Groß-Tinz unweit Strehlen zusammen gezogen. Der König griff sich sehr an und hielt den vorletzten Revuetag, den 24. Aug., in einem kalten und heftigen Regen, sechs Stunden lang, ohne sich seines Pelzes zu bedienen, zu Pferde, alle Ungemächlichkeiten und Ermüdungen aus. Er kleidete sich zwar nach geendigter Revue trocken an, und bewirthete Mittags die anwesenden Fremden: den Herzog von York, den Herzog Konstantin von Sachsen-Weimar, und zwei Männer, welche unlängst in der neuen Welt als Feinde einander gegenüber gestanden: die Generale Lord Cornwallis und den berühmten Marquis de La Fayette; aber die Feuchtigkeit und die Kälte hatten schon so auf ihn gewirkt, daß er des Nachmittags ein ziemlich starkes Fieber bekam. Seine kräftige Natur und sein glückliches

Temperament, die oft schon Wunder gethan hatten, verließen den großen Mann auch diesmal nicht. Er zweifelte zwar selbst, daß er dem letzten Manövre des folgenden Morgens würde beiwohnen können, legte sich indeß doch zeitig zu Bette, verfiel in einen festen Schlaf und starken Schweiß, fand sich des Morgens sehr erleichtert, setzte sich zu Pferde und hielt nicht allein die Revue ab, sondern verfolgte auch seine Reise über Neiße nach Brieg weiter. Zwischen der schlesischen Revue und dem potsdamschen Manövre war sein Befinden mehr als erträglich. Dieses potsdamsche berühmte Herbstmanövre schien diesmal wieder ganz besonders glänzend zu werden; La Fayette war zu demselben auch wieder aus Schlesien mit zurückgekommen; auch die Herzoge von Braunschweig, von York, von Kurland wohnten ihm bei; der König selbst aber konnte nur noch den 10. September die Artillerieübungen bei Berlin halten: seine letzte Erscheinung in der Hauptstadt. Den 18., drei Tage vor dem großen Herbstmanövre, klagte er über Schmerzen in den Füßen, und am Abend um 8 Uhr beim Schlafengehen führte er dieselben Klagen, wiewohl er den Tag über, und besonders bei Tafel, sehr aufgeräumt gewesen war. Des Abends um 10 Uhr aber bekam er einen heftigen Anfall von Stickfluß, worüber er hätte den Geist aufgeben müssen, wenn man ihm nicht bald durch Brechmittel, warmen Thee, Lavements und Wärme zu Hülfe gekommen wäre. Um Mitternacht war dieser Zufall glücklich gehoben; der König konnte sich wieder ins Bett legen, welches er, um nicht zu ersticken, verlassen hatte, und verfiel nun bald in einen festen und ruhigen Schlaf. Am Morgen bekam er aber das Podagra, und dies war die Ursach, daß er dem Manövre nicht in Person beiwohnen konnte. So sehr diese Anfälle auch seinen schon geschwächten Körper angegriffen; so ließ er sich doch die drei Manövretage stets in das Speisezimmer führen und ertheilte, in Beisein der fremden Fürstlichkeiten und Generale den anwesenden Chefs und Kommandörs die Parole und Disposizionen. Dem G.-M. v. Rohdich hatte er die Musterung der versammelten Regimenter, das Manövre selbst dem Prinzen von Preußen aufgetragen.

Vom Podagra genas der erhabene Pazient zwar wieder nach einigen Wochen, aber er kränkelte doch stets fort, behielt von jetzt an einen beschwerlichen, nur mit wenigem Auswurf verbundenen Husten, er hatte immer innere Beängstigungen und konnte manche Nacht nicht im Bette aushalten. Hierzu gesellte sich unwillkürlicher, häufiger Schlaf am Tage, und Schlaflosigkeit in der Nacht, und nach und nach äußerten sich die Vorboten der Wassersucht, bald in der Brust, bald im Unterleibe und in den äußern Theilen: die Verdauungswerkzeuge waren schwächer, als jemals.

Aber, wie nahe auch dem Ziele seiner irdischen Bestimmung; immer rüstig und unverdrossen besorgt Friedrich die Verwaltung, durchaus nicht anders, als in gesunden Tagen. Der deutsche Fürstenbund, der Vertrag mit Nordamerika und was wir sonst oben von seinen politischen Bemühungen gemeldet, bezeugt, wie nachdrücklich er auch noch als Greis nach Außen hin gestrebt, gehandelt. Das Innere bedachte er in den sieben letzten Monaten seines Lebens, wie im Augenblicke der Thronbesteigung. Alle entworfene und beschlossene Unternehmungen zur Landeswohlfahrt wurden ausgeführt und vollendet. Drei Millionen Thaler waren für diese Zwecke bestimmt. Aber der Unermüdliche im Wohlthun ging noch viel weiter, wie er immer that, sowie die Umstände und unvorhergesehene Fälle es heischten. Das vorige Frühjahr hatte große Ueberschwemmungen der Weichsel, Warthe und Oder verursacht; Friedrich ließ sogleich die Dämme herstellen, und wies eine halbe Million Thaler an, um den armen Landleuten ihre Verluste zu erleichtern und die Wiederherstellung ihrer Ländereien möglich zu machen. In den Jahren 1785 und 86 war die Ernte in allen nördlichen Ländern sehr geringe und weniger als mittelmäßig gewesen; der König aber ergriff so schnelle Maaßregeln, daß der Getraidepreis in seinen Staaten nicht zu hoch stieg und daß noch eine sehr ansehnliche Kornausfuhr aus den Häfen von Memel, Königsberg, Elbing und Danzig nach Schweden und Dänemark möglich war.

Trotz seines qualvollen und hoffnungslosen Zustandes entzog er sich seiner großen Bestimmung keinen Augenblick. Er las alle Berichte seiner auswärtigen Minister, diktirte alle Morgen von 4 bis 7 Uhr die unmittelbaren Antworten auf die Depeschen, und unterhielt den ordentlichen Briefwechsel mit seinem Kabinetsministerium über alle Gegenstände der großen Politik. Dieselbe genaue und tägliche Korrespondenz hat er mit den Ministern des Justiz- und des Finanz-Departements unterhalten; und er selbst, ohne einen Minister oder General, führte den ganzen Theil der militärischen Korrespondenz, indem er seinen Kabinetsräthen und Adjutanten die — bis zum letzten Augenblicke des Bewußtseins durch Geist und Gesinnung klassischen Befehle in die Feder sagte, und dabei die kleine Noth des ihm unbekannten armen Unterthanen in dem entlegensten Winkel seiner Monarchie eben so — wie die Ehre der eigenen Krone zu Herzen nahm.

Nur die Revuen und die gewöhnlichen Reisen durch das Land konnte der König im Jahre 1786 nicht mehr halten und das war die einzige und erste allgemeine Kunde von der Hülflosigkeit seines Zustandes. Im Herbste wurden der Oberst von der Infanterie und Generaladjutant v. Hanstein, der Oberst von der Kavallerie und Flügeladjutant v. Pritt-

witz und die Hauptleute v. Thadden und v. Rüchel als Quartiermeister-lieutenants gesendet, die sämmtlichen Spezialrevues im ganzen Lande, auch in Schlesien zu Liegnitz, Neiße, Breslau, im Beisein der Generalinspektörs abzuhalten und hiernächst zu den auszuführenden Manövres die von dem Könige selbst entworfenen Dispositionen, dem an jedem Orte kommandirenden General einzuhändigen. Die Dispositionen zu den Manövres, welche Friedrich ungefähr 8 Tage vor seinem Tode selbst diktirt hatte, waren so ausführlich und bestimmt, daß alle Hügel, Gräben und Brücken, die besetzt oder angegriffen werden sollten, namentlich angegeben waren. Als am 13. August Nachmittags um 4 Uhr die beiden Obersten v. Hanstein und v. Prittwitz sich bei dem Könige beurlaubten, unterredete er sich mit ihnen im größten Detail über die denselben ertheilten Aufträge, gedachte mehrerer, selbst Subaltern-Offiziere namentlich und fügte beim Abschiede gegen den Obersten v. Prittwitz hinzu, daß derselbe bei seiner Durchreise durch Landeshut die vornehmsten der dasigen Kaufmannschaft zu sprechen suchen, sie sämmtlich des Andenkens ihres Königs versichern und in seinem Namen ihnen alles mögliche Gute anwünschen sollte.

So blieb wesentlich Alles bis ans Ende, wie es einmal geordnet war. Ja, Friedrich machte, im Kampfe mit dem letzten, unbesieglichen Feinde noch Entwürfe für das nächste Jahr. Er ließ den G.-L. v. Anhalt kommen, um ihm die großen militärischen Einrichtungen zu Errichtung von drei leichten Infanterieregimentern (in welchen auch der holländische Kapitän v. York und der anspachsche Lieuten. v. Gneisenau Anstellung fanden), zur Mobilmachung der Armee im Fall eines Krieges und Aehnliches der Art vorzuschreiben. — Die Staatsminister Freiherrn v. Hoym und v. Werder, sowie den Geh.-Rath Schütz aus Pommern rief er zu sich, um mit ihnen die Entwürfe zur Urbarmachung, Verbesserung und Fabrikanlegung zu besprechen, welche im Jahre 1787 in den verschiedenen Provinzen ausgeführt werden sollten: vorzüglich war es auch dabei wieder abgesehen auf den Lieblingsplan neue Dörfer anzulegen, Sümpfe auszutrocknen und in den dünne bevölkerten Landstrichen die Volksmenge zu vermehren. Ein besonderes Wohlgefallen machte ihm die Ausführung seiner Idee, 300 Schaafe und Böcke aus Spanien kommen zu lassen, um die Race in unsern Schäfereien zu verbessern. Da die Schaafe einige Tage vor seinem Tode durch Potsdam gehen sollten, so erwartete er sie mit Ungeduld, um einige davon nach Sans-Souci, und, wie er sich ausdruckte, „zum Besuche zu sich kommen zu lassen." — Solche Thätigkeit machte das Gegengewicht zu den Schmerzen der Krankheit.

Ehe wir das bittere Wort der Auflösung des großen Königs aussprechen, gedenken wir noch, wie er, dessen Lebensmorgen in die Zeiten tiefer politischer Ruhe fiel, in der Nähe des wichtigsten Umschwungs aller Dinge die Erde verlässt.

Nordamerika hat sich von dem Mutterlande losgesagt und die Apostel seines Geistes in alle Welt entsandt. Frankreich sieht seine Jugend (die vornehmste, und reichste, und durch Privilegien ausgezeichnete) der neuen Ordnung, dem Kampfe gegen alle Standesunterschiede huldigen; Turgot und Malesherbes, die Minister der Finanzen und des königlichen Hauses in Paris, zwei Menschenfreunde, führen die neuen Ideen amtlich in den Staat ein, angekündigt durch des ersteren merkwürdiges Schreiben an seinen König vom 24. August 1774; — 1776 den 12. März werden alle Innungen und Zünfte in ganz Frankreich aufgehoben; — im Januar 1781 erscheint Necker's Compte rendu; — 1785 den 15. Aug. wird Prinz Ludwig Rohan Bischof von Straßburg in der Halsbandgeschichte verhaftet und verhört. Wie hat Friedrich diese einzelnen Thatsachen angesehen? Hat er, in dem Gedanken an seine Vollendung auf Erden, wie seinen Einfluß auf die Mit- und Nachwelt, so auch den schon wirklichen Beginn einer durchaus neuen Zukunft gewürdigt und erkannt? Großartig vorbereitet ist er auf den Thron gestiegen, als genauer Kenner aller Reiche und der Kräfte ihrer Herrschaft; — sollte er nach 46 Jahren minder vollständig über das Woher und Wohin der Menschheit und der einzelnen Staaten unterrichtet sein? — Schwerlich; aber — in seinem Lande geht er in der alten Richtung vorwärts, so lange es für ihn Tag ist.

Unter großen Schmerzen war der Winter vorübergegangen. Der Geheime-Rath Dr. Selle, welchen der König im Januar 1785 zum ersten Male mit seinen Gesundheitsumständen bekannt gemacht hatte, gab anhaltend das glaubersche Salz, wovon bei der Reizbarkeit des Kranken die Dose nicht leicht einen Skrupel übersteigen durfte, wenn es nicht laxiren sollte. Der dadurch gelöste Schleim sollte alle 5 bis 6 Tage durch etwas Rhabarber ausgeführt werden. Friedrich nahm diesen Rath um so williger auf, da er die gute Wirkung dieser Mittel auf ihn aus Erfahrung kannte und wohl einsah, daß der Hauptgrund aller seiner Uebel Verschleimung und Schwäche der Eingeweide des Körpers war. Des Hustens wegen und den Auswurf zu befördern, hatte der Hofmedikus Frese den Meerzwiebelsaft erfolgreich angerathen. Mitte Januar wurde ein beständiges Blasenpflaster an der Wade angebracht, welches die Brust freier und den Schlaf ruhiger machte.

Inzwischen hingen die Brustbeschwerden immer zum Theil von der Beschaffenheit des Unterleibes ab. Indigestionen verschlimmerten den Zustand, Abführungen linderten ihn augenscheinlich. Danach richtete Selle sein medizinisches Verfahren ein, bei welchem er sich der einfachsten Mittel bediente, weil der König, wie in keinem Dinge, so auch in Rücksicht auf seinen Körper, sich niemand blindlings überließ, von den vorgeschlagenen Mitteln eine sehr bestimmte Wirkung forderte und sie, wenn sich diese nicht sehr bald zeigte, verwarf.

Als die immer ernsthafteren Brustbeschwerden die Rückkehr eines Stickflusses fürchten ließen; so forderte der König des alten Leibarztes des Geh.-R. Cothenius Gutachten, ohne dessen Vorschläge zu gebrauchen.

Zu Anfange des Februars nahm die Schwäche zu, der Schlaf war nicht selten betäubend und dem Könige verging bei einer Bewegung von einigen hundert Schritten der Athem. Selle verordnete auch an der andern Wade ein Blasenpflaster und brachte es durch Klystiere aus dem stinkenden Asant dahin, daß der Monarch sich wiederum fast diesen ganzen Monat hindurch in sehr leidlicher Lage befand.

Aber bald darauf verschlimmerten sich die Umstände. Man bemerkte des Morgens beim Aufstehen ein heftiges Herzklopfen. Der König musste, aus Mangel des Athems, von seinen Promenaden im Zimmer abbrechen. Eine Bewegung von 20 bis 30 Schritten verursachte Schwindel und vermehrte die Engbrüstigkeit so, daß er sich immer wieder ausruhen musste; auch der sonst gute, starke, volle und regelmäßige Puls wurde in den Anfällen der Engbrüstigkeit geschwinde, krampfhaft und unordentlich. Der Kranke schlief viel, und mehr bei Tage im Stuhl, als Nachts im Bette, obgleich der Schlaf ruhig war und er immer mit guter Besinnung erwachte. Und da, unter den übrigen Umständen, die Anlage zu einem unüberwindlichen Uebel in die Augen fiel; so blieb der Kunst nur übrig, auf die möglichste Erhaltung dieses kostbaren Lebens, oder, wie Friedrich selbst es nannte, auf die Verlängerung seiner Krankheit zu sehen, deren Leiden jedoch im Zunehmen blieben und am Ende von Vorzeichen eines Schlagflusses begleitet waren, als sich den 16. März ein freiwilliger und sehr schmerzhafter Durchfall einstellte, welcher aber Erleichterung brachte und dem Arzte nicht unwillkommen war; doch störte der Husten nun den größten Theil der Nachtruhe und die zunehmende Schwäche raubte alle Hoffnung, daß ein hülfreicher regelmäßiger Gichtanfall zu Stande kommen dürfte; und da der König nicht liegen konnte, sondern fast immer nach vorwärts gebückt saß, so war die Furcht vor der Brustwassersucht nur zu gegründet. Aber Selle verlor den Muth vollends, als

ein zweites Blasenpflaster am linken Fuß, Ende März, nach einigen Tagen so heftige Entzündung nach sich zog, daß man die Heilung nicht genug beschleunigen konnte.

Zu Anfange des Aprils war der trockene Husten so anhaltend, die Brust so voll, der Athem so kurz, daß wiederum ein Stickfluß zu besorgen stand. Auch zeigten sich weder die innern Mittel, noch ein Blasenpflaster zwischen den Schultern beruhigend. Die immer zunehmende Schwäche raubte alle Hoffnung zur Besserung; der König selbst aber setzte auf die wohlthätige Veränderung der Jahreszeit und auf den Genuß der erwärmten freien Frühlingsluft sein ganzes Vertrauen, und da der April gleich manchen warmen Tag hatte, so war er ganz erfreut, daß die Natur zu seiner Genesung ihm gleichsam die Hand reiche; er ließ sich bei dem Portale des Schlosses nach Süden zu, auf die sogenannte grüne Treppe, einen Stuhl setzen, auf welchem er sich bisweilen des Nachmittags eine ziemliche Zeitlang an der milden Luft erquickte.

Als nun die gute Witterung beständig zu werden schien, so entschloß er sich, die Stadt zu verlassen und sein geliebtes Landhaus zu beziehen. Das geschahe den 17. April. Früh Morgens um 6 Uhr setzte er sich in den Wagen und machte über Kaputh, Ferch, Petzow und Baumgartenbrück, mit Relais', einen Umweg von einigen Meilen, nach Sans-Souci; und dies rasche Unternehmen schien nicht geschadet zu haben, so sehr die Nachricht davon auch den Leibarzt erschreckte.

Die landesväterlichen Arbeiten hatten bei diesen schweren Körperqualen unausgesetzt den alten Lauf und man staunt mehr und mehr den nie genug Bewunderten an, wenn man die schriftlichen Denkmäler seiner hehren Regententhätigkeit aus dieser Schmerzenszeit betrachtet und den ungeschwächten Geist, die ungeminderte Aufmerksamkeit auf Alles, auch in der prüfungsvollen Grabesnähe, frisch und thätig findet. Dabei erfreut er sich der alten Heiterkeit des Gemüths, des geselligen Umgangs mit den treuen Freunden, und des Genusses aus der Wissenschaft; ganz besonders seh'n wir ihn, der bald als historische Person in das Reich der Nachwelt groß und herrlich übergehen sollte, an den Helden früherer Zeiten sich erbauen und ergötzen.

Der letzten Revue am 17. und 18. Mai konnte der König nicht beiwohnen; aber — zur schlesischen machte er sich selbst noch Hoffnung. Verschiedentlich versuchte er auszureiten; dabei aber fühlte er seine ganze Kraftlosigkeit. Doch kam er noch bis zum Neuen-Palais, den im vorigen Jahre neuangelegten Weinberg zu besehen; auch war er einmal dichte am brandenburger Thore und wollte in die Stadt hineinreiten, um die Parole selbst auszugeben; aber der Staub von der trockenen Witterung

und von den vielen Bauten nöthigte ihn umzukehren. Den 22. Juni machte er abermals einen Versuch, auf dem Condé, auszureiten; was aber wahrscheinliche Gelegenheitsursache eines ziemlich starken Blutauswurfs war, der sich den 24. einstellte.

Bis dahin hatten Cothenius, Frese, Theden und vorzüglich Selle, dem Könige in seinem hülfslosen Zustande Erleichterung zu gewähren, alle Kräfte ihrer Kunst aufgeboten. Selle hielt die Krankheit für unheilbar, den Tod nahe, und den Gebrauch neuer Mittel unnütz oder schädlich; und obgleich er dieses Urtheil dem erhabenen Leidenden zu verbergen suchte, so sahe Friedrich's Scharfblick doch in das Innere des Arztes und er berief durch zwei sehr höfliche Schreiben vom 6. und 16. Juni den hannöverischen Leibarzt Zimmermann zu sich.

Zimmerman war ein Schweizer von Geburt und hatte eine Französinn zur Mutter. Er besaß im höchsten Maaße die Gabe, mit den Großen der Erde geistreich und witzig zu verkehren. Friedrich sprach schon 1771, ohne ihn eigentlich um Rath zu fragen, von seiner Gesundheit mit ihm und gewann ihn lieb. Der berühmte Name des fremden Doktors, die ihn begleitende dringende Empfehlung der verwitweten Herzoginn von Braunschweig, sein zuversichtliches Auftreten erregten neue Hoffnungen. Er kam den 23. Juni in Potsdam an und sah den König, bis zum 10. Juli, 33 mal. Auch er fand die Hauptquelle der Krankheit in den verstopften Eingeweiden des Unterleibes und rieth dem Leidenden mit einnehmender Schmeichelei zum anhaltenden Gebrauche des zur Honigdicke eingekochten Saftes vom Löwenzahn, dessen Friedrich sich auch einige Zeit bediente, ohne sich jedoch mit seiner Tafel auch jetzt noch nach den Heilmitteln und nach seiner Lage zu richten. Vielleicht daß grade ein Arzt, der kein Unterthan seines Kranken war, als erste Bedingung seiner Hülfe, eine bessere Diät hätte empfehlen sollen. Zimmermann fügte sich in den Appetit des Königs. Er hatte sich bei dem Kammerdiener Schöning nach des Monarchen Lebensweise erkundigt: „Die unverdaulichsten Speisen, hatte der berichtet, sind seine liebsten Speisen; so oft ihn auch ein Arzt beredete, ein Arzneimittel zu gebrauchen; hat er deswegen seiner Unmäßigkeit im Essen keine Schranken gesetzt. Wenn auf eine Arznei Erbrechen, oder des Etwas erfolgte; so sagte er, dies sei die schändliche Folge der Arzneien."— Das Alles wusste der hannöverische Arzt und doch wagte er das schwierige Unternehmen, rein ohne Aussicht auf Erfolg. Aber, mit Schrecken sah er selbst, gleich im Beginn seines Versuches, die Folgen von Friedrich's Diätfehlern. „Der König, sagt er, hatte heute, den 30. Juni, sehr viel Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den hitzigsten Sachen gepresten Bouillon. Zu der Por-

zion Suppe nahm er einen großen Esslöffel voll von gestoßenen Muskatenblüten und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück Rindfleisch das mit einem halben Quartier Brantwein gedämpft war. Hierauf setzte er eine Menge von einem italiänischen Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Waizen besteht und zur Hälfte aus Parmesankäse: dazu gießt man den Saft von ausgepresstem Knoblauch und dieses wird in Butter solange gebacken, bis eine harte, eines Fingers dicke Rinde umher entsteht. Und diese Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich, sagt Zimmermann, beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn mache, die Szene mit einem ganzen Teller voll aus einer Alpastete, die so hitzig und so würzhaft war, daß es schien, sie sei in der Hölle gebacken. — Noch an der Tafel schlief er ein und bekam Konvulsionen." — „Zu anderer Zeit, sagt Zimmermann, aß der König wieder eine Menge von kühlenden und blähenden Früchten, besonders Melonen und allerlei Zuckerwerk." Auf diese Weise machte Friedrich, wenn auch noch Hülfe möglich gewesen wäre, den Dienst der Heilkunde vergeblich und fruchtlos. Die Köche waren, wie Zimmermann ihm freimüthig gesagt haben will, seine gefährlichsten Feinde.

Während des fremden Doktors Anwesenheit in Potsdam war der unverkennbarste Anfang der Bauchwassersucht sichtbar geworden und Selle, welcher den 11. Juli wieder gerufen wurde, konnte dem Könige, der nun Gewissheit über seinen Zustand haben wollte, die Gefahr der Wassersucht nicht verbergen; es blieb ihm nichts übrig, als ihm die nahe Gefahr des Todes nur als entfernt zu zeigen.

Alles dieses störte Friedrich's Gleichmuth nicht. Harmlos in seiner beispiellosen Seelengröße bleibt er Derselbe, solange ihm das Bewusstsein bleibt, von allem Eigensinn, dem so gewöhnlichen Fehler alter, schwacher Leute, weit entfernt: Arbeit, Wissenschaft, Unterhaltung — Scherz sogar behalten die gewohnte Stelle. Da er in der letzten Zeit sehr wenig schlief, so sagte er zu dem Herzog Peter von Kurland, der ihn, auf der Rückkehr aus Italien wieder besuchte, wenn er einen guten Nachtwächter brauche; so bitte er sich dieses Amt aus, er könne des Nachts vortrefflich wachen. — Als der Arzt ein emplastrum saponatum Barbetti wegen eines Geschwürs auf dem Rücken aufzulegen verordnete; so rief der König schnell: „Was sagt der Doktor?" — „Ew. Maj., erwiederte einer von der Dienerschaft, er verordnet ein Seifenpflaster!" — „Nein, nein, das war es nicht; wie hat er gesagt?" — „Ew. Maj. „„emplastrum saponatum Barbetti."" — „So, das ist recht: „„Sa-po-na-tum Barbetti;"" anders thue ich es nicht."

Auch mild und schonend finden wir alle Aeußerungen aus dieser schweren Zeit des Jammers. Er hatte in seiner Krankheit nie einen Arzt bei sich zur Wache, sondern zwei Lakaien waren bloß des Nachts im Zimmer. Trat ihm nun die Engbrüstigkeit bisweilen zu heftig an; so rief er ganz leise, um die im Nebenzimmer Schlafenden nicht zu wecken, einen wachthabenden zu sich und bat ihn in den freundlichsten Ausdrücken, ihm eine Weile den Kopf zu halten. — Eines Morgens fragte er einen Laufer, der bei ihm die Nachtwache hatte, welche Zeit es sei; und als dieser sagte, daß es eben 2 Uhr geschlagen habe, so antwortete der Herr: „es ist noch zu früh, wollen sie (die Kammerdiener) noch schlafen lassen." Eine Stunde darauf fragte er wieder nach der Uhr; und als er hörte, daß es so eben 3 geschlagen habe, sagte er: „ich kann nicht mehr schlafen, geh und wecke sie auf, aber sage ihnen, sie sollen sich nicht weiter anziehen und frisiren, sondern kommen, wie sie sind."

Bei dem Abschiede des russischen Gesandten Fürsten von Dolgoruki, den 26. Juni, war der Monarch sehr gerührt; er stand von seinem Stuhle auf, faßte den Fürsten (welcher 23 Jahre in Berlin gelebt) bei der Hand und sprach „Mein lieber Fürst Dolgoruki, es thut mir recht leid, daß Ihre Kaiserinn Sie zurückruft, sowie es mich schmerzt, daß wir uns trennen sollen. Leben Sie wohl, mein theuerster Fürst, grüßen Sie Ihre Monarchinn und versichern Sie Dieselbe meiner ganzen Werthachtung; und was Sie selbst, mein Fürst, betrifft, so halten Sie sich überzeugt, daß ich, so lange ich lebe, Sie in meinem Herzen lieb behalten und Ihr Andenken mir unvergeßlich sein werde." Der alte Fürst, durch diese königliche Huld tief gerührt, konnte vor Thränen nichts erwiedern und machte eine stumme Verbeugung. Dolgoruki's Nachfolger, der Graf Rumänzow aber, der bei diesem Abschiede gegenwärtig war, hat versichert, daß er in einem fürstlichen Zimmer keinen rührenderen Auftritt gesehen habe.

Der Minister v. Hertzberg, welchen Friedrich den 9. Juli rufen ließ, und welcher die letzten fünf Wochen in Sans-Souci blieb, sagt, er könne mit den gewöhnlichen Gesellschaftern des Königs, dem Marquis Lucchesini, Gen. Gr. Görtz, Gen. und Oberstallmeister Gr. Schwerin, Ob. Graf Pinto, die sie ihn damals täglich 3 bis 4 Stunden sahen, bezeugen, daß Friedrich, obgleich so geschwollen und von der Wassersucht angegriffen, daß er sich nicht allein aus seinem Stuhle bewegen konnte, worin er Tage und Nächte zubrachte, ohne die Bequemlichkeiten eines Bettes ertragen zu können, und obgleich er sichtbar ganz außerordentlich litt, — daß er dennoch nie das geringste Zeichen von Schmerz oder Unbehaglichkeit blicken ließ, sondern immer seine heitere, zufriedene und ruhige Mine behielt,

und, ohne je von seinem Zustande oder vom Tode zu reden, sie, die Gesellschafter immer auf das Angenehmste und Vertraulichste über die Zeitläufte, die Literatur, die alte und neue Geschichte, und vorzüglich über den Landbau und die Kultur der Gärten, welche er noch immer anlegen ließ, unterhielt. Sein beständiger und täglicher Lebenslauf war dieser: daß er, nachdem er Abends und Morgens die Depeschen seiner Gesandten, und die militärischen und Zivil-Berichte seiner Generale und Minister gelesen, des Morgens um 4 oder 5 Uhr, nach der Menge der Geschäfte, seine drei Kabinetsräthe, einen nach dem andern zu sich herein kommen ließ, und dem einen die Antworten (welche er nachher dem Minister v. Hertzberg zustellen ließ) auf die Depeschen jedes seiner Gesandten diktirte, den beiden andern aber die Befehle und Antworten an die Staatsminister und Generale, über Krieges-, Finanz- oder Justiz-Sachen, wie auch die Antworten auf die unendliche Menge Briefe und Bittschriften von Privatpersonen, und alles dies, wie der Minister v. Hertzberg sagt, mit einer solchen Genauigkeit und Ordnung, daß die Kabinetsräthe nur die Titel, Formalitäten und Datum hinzuzusetzen hatten. Wenn dies Geschäft um 7 oder 8 Uhr geendigt war, ließ er den Kommandanten von Potsdam, den G.-L. v. Rohdich hereinkommen, und nach ihm seine Adjutanten, um ihnen die militärischen Befehle und was die Garnison jeden Tag thun sollte, mündlich vorzuschreiben.

Erst nachdem er so seine königlichen Pflichten erfüllt hatte, sah er auf einige Augenblicke den Wundarzt, und zuweilen einen Arzt, um das Nöthigste für seinen Zustand zu besorgen.

Um 11 Uhr ließ er seine fünf Gesellschafter kommen und unterhielt sich mit ihnen, bis es Zwölf schlug, wo er sie entließ und sein Mittagsessen allein einnahm, welchem er, wie den übrigen Dingen, dieselbe Aufmerksamkeit bis ans Ende widmete, sodaß er selbst noch bis zum 8. August hin die Speisezettel korrigirte und während der Mahlzeit mit Bemerkungen des Beifalls begleitete.

Nachmittags setzte er sich bisweilen auf seine Terrasse in die Sonne; allemal aber unterzeichnete er mit großer Aufmerksamkeit alle Depeschen und Briefe, die er am Morgen diktirt hatte, und die seine Kabinetsräthe gegen die Zeit expedirt haben mussten. Dann ließ er die Gesellschafter gegen 5 Uhr wieder rufen und behielt sie bis Acht bei sich, wo er sie zum Abendessen entließ. Den übrigen Theil des Abends brachte er damit hin, daß er sich von seinem Lektör Dantal aus Cicero, Plutarch und aus andern Klassikern des Alterthums oder der neuern Zeit vorlesen ließ, endlich wieder sich mit den neu eingegangenen Depeschen beschäftigte und dann des wenigen Schlafes genoß, welchen sein Zustand ihm vergönnte.

Dantal schloß sein Amt Sonntag den 30. Juli, indem er aus Voltaire's Précis du Siècle de Louis XV. vorlas; das Letzte, was der König selbst gelesen, war das Leben Heinrichs des 4. und das Leben der zwölf ersten Kaiser von Sueton, übersetzt von de la Harpe, lauter geschichtliche Gegenstände.

So schwindet von den Genüssen des Königs einer nach dem andern dahin: immer freudenloser werden die noch wenigen Tage seines Daseins hienieden. Aber, die Eine große Idee, welche sein ganzes Leben bewegt: sein Volk zu beglücken durch gesetzmäßige Freiheit, durch allgemeine Aufklärung, durch unverwüstliche Sorgen und Mühen; — diese große Idee, mit der er die Zügel der Herrschaft kühn und kräftig aufgenommen: sie bleibt ihm, nachdem alle andere Gedanken schon erstorben, alle andere Genüsse schon ausgegangen sind, bis in dem Kampfe der Auflösung das freie Bewusstsein gebunden wird.

Prophetisch singt Friedrich in der Epistel an den Marschall Keith:

„O, sanftes Licht, mit dem die Sonne Abschied nimmt
Vom Erdball, wenn noch ihre Abendstrahlen
Den Horizont in Westen herrlich mahlen!
So stirbt der Menschenfreund!

Folgendes sind einige Abendstrahlen von Friedrichs landesväterlichen Sorgen:

Den 1. August 1786 schreibt er an den Kammerpräsidenten Freih. v. d. Goltz in Königsberg: „Vester, besonders lieber Getreuer. Ich bringe in Erfahrung, daß auf der Seite von Tilsit annoch ein großer Morast zu defrichiren sei, das Terrain soll zu Meinen Aemtern gehören. Ihr habt dahero mit dem fördersamsten einen Anschlag machen zu lassen, wie viel Kosten zum Defrichement dieses Bruches erfordert werden, wie viel Kosten zum Etablissement der dort anzusetzenden Leute nöthig sind, und wieviel dieses solchergestalt urbar gemachte und bebauete Bruch einbringen werde. Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigenthümlich haben, weil sie keine Sclaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzet, und als Eigenthümer auf ihren Gütern angesetzet werden können? Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Diffikultäten haben könne, und bin Euer gnädiger König."

Den 5. August: „Se. K. M. befehlen dem Magistrat allhier (in Potsdam), das Vorgeben des hiesigen Bäckers Schröder, daß er die Einhundert Wispel Roggen und funfzig Wispel Waizen, auf welche er in anliegender Vorstellung einen Freibrief nachsucht, zum Betrieb seiner Pro-

session, aus Westpreußen kommen lassen und allda kaufen wolle, näher zu examiniren und darüber pflichtmäßig zu berichten."

Den 6. August: „Mein lieber General-Major v. Götzen. Aus Eurer Anzeige vom 1. dieses habe Ich die Nachrichten ersehen, welche Ihr aus Böhmen in Erfahrung gebracht habt; allein das sind lauter Windbeuteleien: denn wenn sie da marschiren lassen, so geschiehet es bloß darum, daß die Leute an dem Festungsbau arbeiten sollen. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König."

Den 7. August: „Se. K. M. lassen anliegend Dero Westpreußischen Kammer die Vorstellungen derer aus dem Braunfeldschen in das Amt Schlochow gezogenen 12 Colonisten-Familien, welche um Ueberlassung des Vorwerks Buchholz ansuchen, und des Nagelschmieds Pechtler zu Conitz, welcher nach Tuchel hinziehen will, und zu Erbauung eines Hauses daselbst 140 Thaler nachsucht, mit dem Befehl zufertigen, denen Umständen gemäß nach vorhergegangener Untersuchung das Erforderliche zu verfügen."

Den 10. August, an den Chef des Kadettencorps' in Berlin: „Mein lieber General v. Mosch. Die unterm gestrigen Datum eingeschickte Liste von denen Cadets, so in der Armeé placirt werden können, erhaltet Ihr hierbei zurück. Ihr müsset Mir eine andere Liste schicken, und darin auch Pommern mit aufsetzen, und damit Ich darunter aussuchen kann, müssen mehrere in dieser Liste aufgeführet sein. Ich bin &c."

Den 10. August (treu aus dem Französischen übersetzt): „Meine verehrungswerthe Schwester. Der Hannöversche Arzt hat Ihnen nur sagen wollen, er habe das Aeußerste gethan, was er konnte, meine liebe Schwester; die Wahrheit aber ist, daß er mir nicht helfen konnte. Die Alten müssen den jungen Leuten Raum machen, damit jedes Menschenalter seinen Platz finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden siehet. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine liebe Schwester. Mit der vollkommensten Hochachtung, meine verehrungswerthe Schwester Ihr treuer Bruder und Diener &c."

Den 11. August (Aus dem Französischen übersetzt). „An die Bibliothekare von Berlin. Der Buchhändler Pitra zeigt mir an, daß er außer Stande ist, die beiden letzten Lieferungen zu beendigen, weil in dem gegenwärtigen Augenblicke gewisse Werke, deren Werth 546 Thaler 18 Gr. betrage, nicht zu finden seien, und er erbietet sich, dafür andere Prachtwerke zu liefern, die er, wie er sagt, auf Euren Vorschlag angekauft hat."

„Ich ermächtige Euch daher, Euch mit ihm darüber zu besprechen und das Geschäft mit ihm abzumachen. Zugleich fordere ich von Euch ein Verzeichniß, was er dieses Jahr zu liefern haben wird, damit Ich wisse, welche Werke es sein werden und damit ich das Geld dafür anweisen könne."

„Uebrigens versteht es sich von selbst, daß, da die Bücher, welche Ihr gegenwärtig empfangen werdet, nach seiner Bitte auf die folgende Liste kommen sollen, die ihm gegenwärtig fehlenden Bücher an deren Stelle gesetzt werden müssen, damit er sie, nach seinem Erbieten, für die künftige Lieferung abtrage."

Den 12 August: „Se. K. M. haben sowohl den monatlichen Bericht, als den unterm 6. von der westpreußischen Kammer eingeschickten Casson-Extract erhalten, und lassen Höchst-Dero Zufriedenheit davon derselben hiedurch bekannt machen."

Den 13. August (Aus dem Französischen übersetzt). An die Bibliothekare von Berlin: „Ihr werdet nicht vergessen, wenn Ihr Mir das Verzeichniß der Bücher zu der Wahl einer neuen Lieferung einreicht, mir auch auf Mein Verlangen in Kurzem, nach Eurem Schreiben vom 12. d. M., zugleich zu bemerken, wieviel ich dieses Jahr für die spezifizirten Bücher zu bezahlen haben werde; und Ihr werdet auch wohl thun, Euch zu erkundigen, ob nicht der Buchhändler Bourdeaux diejenigen Artikel liefern könne, welche dem Buchhändler Pitra an den beiden letzten Lieferungen fehlen, und welche derselbe nicht anzuschaffen weiß."

Den 13. August, an den Magistrat in Potsdam: „Se. K. M. wollen, bei denen von dem hiesigen Magistrat unterm gestrigen Datum angezeigten Umständen, dem Bäckermeister Schröder allhier den gebetenen Freipaß auf Einhundert Wispel Roggen und Funfzig Wispel Waizen zwar bewilligen, indessen wird derselbe dieses Getraide in Preußen nicht viel wohlfeiler kriegen. Wornach also der Magistrat demselben das Nöthige bekannt zu machen hat."

Den 14. August, an de la Haye de Launay. (Aus dem Franz. übersetzt): „Die Uebersicht der Einnahme und Ausgabe für die Einkünfte aus Akzise, Zoll, Transito, Plombage und Pfenniggeldern, welche Ihr Mir mit Eurem Bericht vom 13. d. M. eingereicht, ist zu sehr im Kleinen; Ich verlange eine umständlichere, woraus Ich die Einnahme und die Ausgabe aller dieser Artikel auf Einen Blick übersehen kann. Die Einnahme der Pfennige muß dabei im Ganzen spezifizirt sein, sowie die zu zahlenden Bureaukosten, welche Mir aber zu hoch vorkommen. Ich erwarte das von Eurer Seite und bitte Gott ꝛc."

Auf diese Art sehen wir den König seine Pflichten treu und willig üben, während er schon mit dem Tode kämpft und diesem unüberwindli-

chen Feinde noch einige Augenblicke abgewinnt, ohne desselben zu gedenken. Nur Einmal, als der Staatsminister Oberstallmeister und G.-M. Gr. v. Schwerin zu einer Reise nach Braunschweig wiederholentlich um Urlaub bat, äußerte er Sterbegedanken: „Nun, so reiset denn, sagte er nämlich; Ihr werdet mich aber bei Eurer Zurückkunft nicht mehr am Leben finden.“

Es hatte sich am 4. August plötzlich eine rosenartige Entzündung des linken Schienbeins gezeigt, welche bald die ganze Wade einnahm und wobei sich die Oberhaut in Bläschen erhob, die sehr viel Feuchtigkeit von sich gaben. Der heftigen Entzündung und der zu befürchtenden Fäulniß wegen wurden beständig antiseptische Fomentazionen angewandt. Dennoch verlor der König auf diesem Wege täglich mehr als ein Quart Feuchtigkeit; und obgleich der Geruch der ausfließenden Feuchtigkeit unerträglich stinkend war und der Kranke sichtbar an Kräften abnahm; so war er doch, weil Appetit und Schlaf sehr gut wurden und die innern Krämpfe ganz nachließen, mit seinem Zustande wohl zufrieden und schien einige Hoffnung zur Besserung zu haben, besonders als die Geschwulst der Lenden und anderer Theile zusehends abnahm, und sich keine Gefahr des Brandes zeigte. Er aß mit außerordentlichem Appetite; Selle aber zitterte vor den Folgen. Auch merkte man schon in der Nacht des 13. August fieberhafte Bewegungen und unruhigen Schlaf; den Tag über war der König weniger munter. Nachmittags ließ das Fieber nach und kam gegen die Nacht wieder. Eben so verstrich der folgende Tag. Dienstag den 15. schlummerte Friedrich gegen seine Gewohnheit bis gegen 11 Uhr, da er denn, wie sonst immer, seine Kabinetsgeschäfte, zwar mit schwacher Stimme, aber mit jener Gegenwart des Geistes, mit jener Thätigkeit besorgte, in welcher er ein halbes Jahrhundert seinen wesentlichsten Lebensgenuß gefunden. Auch diktirte er an diesem Tage noch so richtig durchdachte Depeschen, daß sie dem erfahrensten Minister würden Ehre gemacht haben, und ertheilte dem G.-L. v. Rohdich die Disposizion zu einem Manövre der potsdamer Garnison für den folgenden (Löhnungs-) Tag mit einer vollkommen richtigen und zweckmäßigen Anwendung auf das Terrain; zu sich nahm er, außer einer halben Seespinne, keine Nahrungsmittel mehr.

Der Leibarzt wusste nicht, ob er diesen Zustand für eine gewöhnliche Indigestion, oder für letzte Aeußerung der erschlafften und aufgelösten Organe halten sollte, zumal da der König sich nach einigen Ausleerungen wieder munter befand, und gegen Abend noch die ausgefertigten Kabinetsbefehle und Briefe unterschrieb; dann aber bald wieder auch fast gar nicht bewusst und in einem anhaltenden betäubenden Schlummer war.

Das Geheime Archiv in Berlin bewahrt die königliche Depesche an den Legazionsrath Hüttel, unsern damaligen Geschäftsträger in St. Petersburg, welche, wie die Kabinetsordre an den Minister Grafen v. Finckenstein, mit der Friedrich demselben diese Depesche in Abschrift mittheilt, eigenhändig noch am 15. August von dem sterbenden Monarchen vollzogen ist.

Den 16. August, gleich bei frühem Morgen fing der König gewaltig an zu röcheln und es schien, als wolle er augenblicklich aushauchen. Doch vernahm er sich wieder etwas, als die Geheimen Kabinetsräthe angemeldet wurden. „Sie sollten warten, gab er zu verstehen, er werde sie hereinrufen lassen." Endlich schien auch alles Bewusstsein aufzuhören; die Sprache stockte; Alles kündigte die nahe Vollendung an: Beyer, Laspeyres und Müller werden nicht zum Vortrag gerufen; Rohdich tritt vor den leidenden Herrn; man bemerkte ganz deutlich, wie derselbe bemüht war, sich zu sammeln, um einen Theil seines Lieblingsgeschäftes zu verrichten. Er arbeitete daran, um aus dem Winkel des Stuhls sein Haupt empor zu heben, das matte Auge mehr zu öffnen und die Sprachorgane in Bewegung zu setzen. Alle Anstrengung war vergebens. Er gab durch einen klagenden Blick beim Drehen des Kopfes zu verstehen, daß es ihm nicht mehr möglich sei. Man sahe in diesem Augenblicke eine Thräne in Rohdich's Augen glänzen. Er hielt das Schnupftuch vor die Augen, und verließ schweigend das Zimmer.

Selle eilte, auf den Ruf des Prinzen von Preußen aus Berlin nach Sans-Souci und fand den in jeder Rücksicht großen Kranken nach 3 Uhr Mittags mit etwas freierem Bewusstsein, sodaß er die Umstehenden erkannte; doch erinnerte er sich der noch nicht expedirten Kabinetsgeschäfte, zum ersten Male während seiner ganzen Regierung nicht: der hinlänglichste Beweis seines trostlosen Zustandes; die Farbe seines Gesichtes war mehr roth, als blaß und die Augen hatten noch nicht ganz ihr gewohntes Feuer verloren. Auch konnte er die wenigen Schritte zum Bedürfniß gehen und zurückkehren.

Gegen 7 Uhr fiel er, als das Fieber nachließ, auf seinem Stuhle, den er nun schon seit einigen Monathen weder Tag noch Nacht verlassen hatte, in einen sanften Schlaf und milden warmen Schweiß. Doch klagte er bald wieder über Frost, verlangte beständig, mit Kissen bedeckt zu werden; auch fand der Regimentschirurgus Engel vom ersten Bataillon Leibgarde die Füße schon bis gegen die Knie ziemlich erkaltet. Aber, er erholte sich wieder etwas und zeigte mit dem Finger nach dem Munde. Die Umstehenden merkten sogleich, daß er seinen gewöhnlichen

Stärkungstrank, Fenchelwasser haben wolle. Er fasste mit beiden Händen zitternd zu und nahm selbst das Glas.

Als Engel in die Thür des andern Zimmers hinter seinen Rücken getreten war, fragte der König mit gebrochenen Worten, was der zu den Füßen meine? Man antwortete, er habe gesagt: es sei noch beim Alten. Friedrich aber schüttelte den Kopf und sprach einige unvernehmliche Worte.

Gegen 9 Uhr stellte sich plötzlich ein beständiger kurzer Husten mit starkem Röcheln auf der Brust ein, der nach und nach das Athemholen erschwerte.

Als Abends 11 Uhr die über seinem Kopfe hangende Uhr durch starken Schlag die Stunde andeutete, fragte der König ganz vernehmlich: „Was ist die Glocke?“ — „Es ist eben 11 Uhr,“ war die Antwort. „Um 4 Uhr will ich aufstehen,“ versetzte er, nahm einen Löffel Meerzwiebelsaft, worauf der Husten sich etwas legte und der Schleim sich löste. „Das wird gut sein,“ sagte er beim Auswerfen. Da der bei ihm wachende Kammerlakai Strützki bald darauf bemerkte, daß dem Könige bei dem wiederkehrenden trockenen Husten die Luft immer mehr und mehr abging, und er ihn deshalb fast alle zwei Minuten aus dem Stuhle, wo er im Winkel unter der Brust sehr eingepresst saß, um Luft zu schöpfen, aufrichten musste; so kam derselbe auf den Gedanken, ihn beim Aufrichten mit der linken Hand in den Rücken zu fassen und die rechte unter seinen rechten Arm zu halten, und ihm so durch eine merkliche Auseinanderdehnung eine Erleichterung zu verschaffen. Er schien dieses auch sehr gut aufzunehmen. Um es aber in die Länge auszuhalten (denn es währte an drei Stunden), musste er sich auf das linke Knie werfen, weil der König sehr niedrig saß. In dieser Stellung blieb er bis auf den letzten Augenblick. Je mehr sich dieser näherte, desto stärker wurde das Röcheln, und desto geringer der Husten.

Um Mitternacht bemerkte der König, daß sein Hund von dem Stuhle gesprungen war, fragte, wo er sei und befahl ihn wieder auf den Stuhl zu setzen und mit Kissen zu bedecken.

Donnerstag den 17. August, Morgens um 1 Uhr, fand Selle den Puls zitternd und etwas zurückweichend. Die Gesichtszüge veränderten sich nun immer mehr und mehr, das Auge wurde matter und gebrochener, und mit einer Feuchtigkeit angefüllt. Die Lebensgeister schwanden sichtbar. Je näher die letzte Minute kam, desto ruhiger ward der Körper, der Odem schwächer, das Röcheln minder, bis endlich durch eine merkliche Abstufung der Odem sich versetzte und um 2 Uhr 20 Minuten, bei einiger

Verdrehung des Mundes, gänzlich ausblieb. Nun erst ließ Strützki den Entschlafenen aus seinen Armen und drückte ihm die Augen zu.

Außer Strützki waren nur die Kammerdiener Schöning und Neumann als Dienstthuende im Sterbezimmer; Selle trat ungerufen ein, als der König schon bewusstlos war; der Minister v. Hertzberg, der G.-L. Gr. Görtz und der Oberstallmeister Gr. Schwerin befanden sich in den Seitenkammern; in den Vorzimmern königliche Bediente aller Art.

Daß die schöne Uhr mit Titus' Bildnisse und der Inschrift „Diem perdidi" (welche übrigens auch im Nebenzimmer stand) zu eben der Zeit stehen geblieben oder abgelaufen sei, als der König zum letzten Male die Augen aufgeschlagen, ist durchaus ungegründet, obgleich die Sage aus einer kleinen Druckschrift selbst in die berliner Zeitung aufgenommen worden ist.

Elf Monate hatte der König, mit wenigen Unterbrechungen, dem Tode widerstanden; ein Zeitraum, den unter gleichen Umständen nur wenige Kranke dieser Art durchbringen. Aber das Physische dieses seltenen Menschen war so außerordentlich, wie sein Moralisches und auch die einfache Würde ist selten, mit welcher er von der süßen Gewohnheit des Daseins schied.

Wie haben Peter von Russland, und Ludwig der Vierzehnte, und selbst der große Napoleon den letzten Augenblick empfangen? — In theatralischem Hofgepränge oder in priesterlichem Kirchendienste haben sie eine Hülfe und Erleichterung, und einen Trost bei dem Uebergange jenseits aufgesucht, wie der große Haufe lebenslang in Furcht und Zittern immer nur selig werden, weniger selig sein möchte.

Friedrich hat sein Tagewerk vollbracht, er hat der Welt wohlgethan: so scheidet er einsam von ihr, ruhig, ohne Sorgen, ohne quälende Gedanken, ob er gleich noch einige Minuten vor dem Tode das Bewusstsein hatte.

Als nun, um mit des Königs eigenen Worten zu reden, seine „Seele die abgenutzte Hülle verlassen;" da eilte der Minister v. Hertzberg, dem neuen Monarchen die erschütternde Botschaft zu überbringen. Es war das zweite Mal, seit die hohenzollerischen Fürsten über Brandenburg-Preußen regieren, daß die Nachfolge vom Vater auf den Sohn unterbrochen war. Albrecht Achill überkam die Kurwürde von seinem Bruder Friedrich Eisenzahn, dem zweiten Kurfürsten; Friedrich der zweite König hinterließ die Krone seinem Brudersohne: er hatte keine Leibeserben; aber, wie jener Grieche eine große gewonnene Schlacht als

seine Tochter ansah; so durfte Friedrich die Früchte von sechsundvierzigjährigen Krieges- und Friedensthaten als seine Kinder rühmen.

„Einst rief dem Könige der Brennen
Das Schicksal ernst und tröstend zu:
„„Es wird kein Sohn sich nach Dir nennen,
Doch Dein Jahrhundert heißt wie Du!““

Friedrich Wilhelm der Zweite erschien bald, und, nachdem er dem Andenken des verewigten Oheims das Opfer seines gerechten Schmerzes gebracht, und die nöthigen Vorkehrungen in Ansehung des Leichnams und der Zimmer getroffen, auch dem Minister v. Hertzberg, welchen er bei der Huldigung in den Grafenstand erhob, den Orden vom Schwarzen-Adler umgehängt hatte; so besorgte er gleich die Kabinetssachen, welche in den beiden letzten Tagen eingelaufen waren und ließ durch den G.-L. Gr. Görtz die Todesbotschaft der nunmehr verwitweten Königinn nach Schönhausen, der übrigen königlichen Familie aber nach Berlin überbringen.

Friedrich war von jeher besonders schamhaft gewesen und hatte öfters eine Abneigung gegen die Oeffnung und Balsamirung der Leichname bezeigt. Darum sollte jetzt der Regimentschirurgus Engel nebst drei Kompagniechirurgen vom ersten Bataillon Leibgarde den seinigen nur waschen, mit Spiritus einreiben und ankleiden. Aber, um bei der schwülen Witterung der zu schnellen Auflösung zuvorzukommen, wurde durch einen Troikar der Unterleib vom Wasser etwas entledigt. Man ließ zwischen drei bis vier Quart einer stinkenden Feuchtigkeit heraus, die von sehr dicker Konsistenz und von sehr dunkler gelbgrünlicher Farbe war. Auch Einschnitte in die Beine entledigten den Körper von einer Menge Wasser.

Der Bildhauer Eckstein formte das Gesicht in Gyps ab. Dann wurde dem Leichnam die Uniform des ersten Bataillons Garde angethan. Er lag in einer, mit einem schwarzen Teppich bedeckten Feldbettstelle, als die Offiziere der Garnison, welche um 11 Uhr zur Parole nach Sans-Souci beschieden waren, die Erlaubniß erhielten, in das Trauerzimmer einzutreten. Sie vergossen tausend, tausend Thränen, als sie ihren Herrn so vor sich sahen. Schmerzlich rührend war die Wehmuth in dem Blicke und in der Gebärde dieser Krieger, welche, als in Noth und Tod bewährte Söhne ihrem Vater Kindesthränen weinten und als Familie ihn umstanden, wie er oftmals sie in Stunden der Gefahr als heilige Schaar erkannt. In gleicher Stimmung weilten unter ihnen des neuen Königs Söhne, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig mit Gedanken, wie die Bahre eines solchen Fürsten geben muß.

Abends acht Uhr wurde der König von zwölf Unteroffizieren des Ersten Bataillons Garde in den eichenen Sarg gelegt und auf einem achtspännigen Leichenwagen nach dem Schlosse in der Stadt gebracht. Vorauf ritt der Adjutant vom Ersten Bataillon Garde; zu beiden Seiten des Wagens gingen die zwölf Unteroffiziere; nachfolgten nur drei Wagen: in welchen die Generale v. Rohdich und Gr. Schwerin, die beiden Aerzte Frese und Engel, die beiden Kammerhusaren Neumann und Schöning saßen. Der stille Zug ging zum brandenburger Thore hinein, wo sich viele Offiziere anschlossen, die, in Ehrfurcht und Liebe sich hier versammelt hatten und dem großen Todten mit gesenktem Blicke das Geleite gaben.

Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschenhaufen überfüllt. Aber, wie noch lebende Augenzeugen sich erinnern, daß, so oft der König lebend von dem Schlosse zu Berlin unter die unsägliche Einwohnerzahl wie ein Heiliger getreten, vor seinem Anblick Aller Athem stockte und Tempelstille herrschte; — so lag, als er jetzt zur Todtenwohnung einzog, Ruhe der Mitternacht auf seinem Volke; nur hie und da ein schwerverhaltenes Schluchzen und der Seufzer: „Ach, der gute König!"

An demselben Eingange des Schlosses, auf der Mittagsseite, von welchem aus der Selige am 17. April nach Sans-Souci abgegangen war, wurde er jetzt von vier Obersten empfangen und in dem Audienz-Zimmer die Nacht hindurch bewacht. Am andern Tage stand er von Morgens 8 Uhr an, unter dem daselbst befindlichen Baldachin in Parade, einfach, ganz wie im Leben bei festlicher Gelegenheit angethan; das dünne eisgraue Haar etwas gepudert und in kunstlose Locken gelegt. Ruhig sinnender Ernst sprach aus den erbleichten Zügen des Gesichtes. — Krückstock, Degen und Scherpe lagen über Kreuz auf einem Taburete neben ihm. So war er den ganzen Tag zu sehen. Tausende waren, auf die Trauerkunde, vom Lande, von den kleinen Städten, aus Berlin herbeigeströmt, um den einzigen Landesvater Einmal noch im Sarge zu betrachten. Es war ein rührender Anblick, die Hülle des Geistes zu sehen, dessen Thaten ewig in der Weltgeschichte leben werden, und welche eher den Gebeinen eines Kindes, als denen eines Mannes ähnlich war; nur das Angesicht bewahrte das letzte augenscheinliche Bild von seiner Größe; bei dem Anblicke des Uebrigen trauete man seinen Augen nicht, daß diese Handvoll Knochen solcher wunderbaren Kraft zum Wohnplatz habe dienen können.

Wahre Trauer füllte alle Herzen; und, wenn auch der Einzelne hie und da Mißvergnügen empfunden, wenn auch manches Unbequeme in der Verwaltung gefühlt wurde: jetzt durchbebte das ganze Volk der entsetz-

liche Schlag eines solchen Verlustes. Ein König war gestorben, der, was er auch Menschliches an sich trug, weit, weit hervorragte über die gewöhnlichen gekrönten Häupter, der, grade so lange, wie sein großer Geistesverwandter, Karl der Große, 46 Jahre am Ruder gesessen, mit einer Kraft, mit einem Blicke, mit einem Willen, wie, solange die Geschichte denkt, wenigen Sterblichen eigen waren. Friedrich war nicht mehr, welcher die Zierde und der Stolz, der Vater und Erzieher, der wohlthätige Freund und Genius seines Volks gewesen: das wusste selbst der Einfältigste, das fühlte selbst der Stumpfsinnigste wohl. In diesem Sinne hatte Preußen eine wahre Landestrauer.

Friedrich hatte schon in der Heiterkeit der frischen Lebenskraft an seine Gruft gedacht und auf den Höhen von Sans-Souci, wo man von der Südostseite des Schlosses sich der schönsten Aussicht freut, bestattet werden wollen, und auch in seinem letzten Willen so verordnet. Aber die Gruft auf den Terrassen schien nicht ganz würdig zu sein und der neue König wählte dafür den Platz neben Friedrich Wilhelms des Ersten Ruhestätte unter der Kanzel in der Garnisonkirche zu Potsdam. Dahin setzte sich der Zug den 18. Abends 8 Uhr in Bewegung, begleitet von den Generalen und Offizieren, von dem Magistrate der Stadt und von des verstorbenen Königs Hofstaat. Zwei Prediger gingen der Leiche entgegen und begleiteten sie, indem die Orgel: „Dein sind wir, Gott, in Ewigkeit" mit gedämpften Tönen spielte, bis zum Eingang des Gewölbes.

Der üblichen Gedächtnißpredigt wurde in der ganzen Monarchie die Stelle aus 1. Chronikon 18, 8 zum Grunde gelegt: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben." Das feierliche Leichenbegängniß fand Sonnabend den 9. September (an welchem Tage wie in Potsdam, so in Berlin und Breslau namentlich alle Kaufmanns-Läden und Gewölbe geschlossen waren) in der Garnisonkirche zu Potsdam statt, wobei unter Flöten- und Saitenspiel eine lateinische Trauerkantate vom Marquis Lucchesini, von Reichardt in Musik gesetzt, gesungen wurde. Es wurde dieses Ehrenfest grade so eingerichtet, wie es bei Friedrich Wilhelms des Ersten Tode war gehalten worden. Die Leiche war schon zuvor mit dem eichenen Sarge in den 600 Pfund schweren zinnernen eingesetzt, welcher glatt ist und bloß an den Seiten Leisten und Hohlkehlchen hat.

Wie Preußen um seinen Landesvater, so trauerte die Welt um ihren Helden. „Wir wissen, sagt Johannes v. Müller, aus mehreren Provinzen, Republiken und Königreichen, daß, als die so oft fälschlich ausgebreitete Nachricht nun gewiß wurde, von den Thronen bis in die Hütten,

von den grauen Zeitgenossen seiner ersten Siege bis auf das unmündige Alter, wenige Menschen von einigem Gefühl ohne ganz besondere Rührung das Wort seines Todes nachgesprochen." — Die reformirte Kirche in Worms, über welche der König zum Schutzherrn erwählt worden und welcher er seitdem durch einen Bevollmächtigten bei der feierlichen Einweihung den Namen der Friedrichskirche hatte geben lassen, war bei des Entschlafenen Gedächtnisspredigt mit einer Menge aus allen Religionspartheien angefüllt: es wurde von dem Verewigten mit ehrfurchtsvoller Wärme gesprochen und man sahe ihm aufrichtige Thränen nachweinen. — In der Prager Oberpostamtszeitung stand ein eben so ehrenvoller, als wehmüthiger Aufsatz zu Friedrich's Angedenken und Göthe schreibt aus Caltanisetta auf Sizilien, den 28. April 1787: „Wir mussten von Friedrich dem Zweiten erzählen, und die Theilnahme der Einwohner an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhasst zu werden." — Mit Begeisterung nahmen alle Akademien „Friedrich's Ehre" in die Himmelskarten auf. — In Paris schrieb Guibert seine schöne Lobschrift und Franklin dankte dem kaiserlichen Hofrath v. Birkenstock in Wien, daß er dem Unsterblichen ein unvergänglich' Lied gesungen; und so haben Dichter, Redner und Historiker in Friedrich's Leben immer wieder neuen Stoff und Schwung gefunden. — Wird es unsrer treuen Schilderung gelingen, dem Könige die alte Begeisterung zu erneuen und der jungen Welt sein Bild in würdigem Lichte aufzustellen?

Karl August Baron v. Hardenberg, einst dem preußischen Staate noch viel zu werden bestimmt, überbrachte, als herzoglich braunschweigischer Minister, im Namen seines Herrn, welchen der König zum Vollstrecker seines letzten Willens gemacht hatte, diese wichtige, von Friedrich selbst, Berlin, den 8. Januar 1769 geschriebene Urkunde, einen neuen Beweis, mit welcher treuen Liebe der entschlafene, seltene Mann das Vaterland und die Seinigen umfasst und wie er, auch über das Grab hinaus, die Segnungen seiner Wünsche erweitern wollen. Mit diesem Testamente, welches in Gegenwart des neuen Königs, des Prinzen Heinrich, des Prinzen Ferdinand und mehrerer Minister geöffnet wurde, bestellt Friedrich sein Haus bei Zeiten, wie ein sorglich weiser Familienvater. Jede Zeile ist wichtig; von Anfang bis zu Ende herrscht derselbe ruhige Sinn, dieselbe heitere Ergebung — und dabei das hohe Pflichtgefühl für den Staat und dessen Eigenthum, sodaß man nur mit wahrhaft reiner Freude bei diesem heiligen Nachlass' weilt. Es lautet, in getreuer Uebersetzung also:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraums ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschend sein lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europens den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe; würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen:

1) Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet, noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sans-Souci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben; so begrabe man mich an dem ersten dem besten Orte, und lasse mich hernach zur Winterszeit nach Sans-Souci an den bezeichneten Ort bringen.

2) Ich überlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als erstem Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlösser, Forts, Festungen, alle Munizion, Arsenäle, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgesteine der Krone, die Gold- und Silberservice, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie, Gärten u. s. w. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz, in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volks angewandt werden darf.

3) Sollte sich's nach meinem Tode zeigen, daß ich einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll mein Neffe sie entrichten. Das ist mein Wille.

4) Der Königinn meiner Gemahlinn vermache ich zu den Einkünften, die sie schon beziehet, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei

Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königinn versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen; so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr, als der Witwe seines Oheims, und als einer Fürstinn, die nie vom Tugendpfade abgewichen, gebühret.

5) Nun zur Alodialverlassenschaft. Ich bin nie, weder geizig, noch reich gewesen, und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besondern Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überstiegen. Auch lässt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen.

6) Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein, unter der Bedingung, daß er folgende Legate zahle:

7) Meiner Schwester von Anspach eine Dose, zehntausend Thaler werth, die sich in meiner Schatulle befindet, und ein Porzellanservice aus der berliner Fabrik.

8) Meiner Schwester zu Braunschweig 50,000 Thaler und mein silbernes, auf Weinstock-Art gearbeitetes Service, nebst einem schönen Wagen.

9) Meinem Bruder Heinrich 200,000 Thaler, 50 Anthal (oder Eimer) Tokaier und den schönen Lustre von Bergkrystall zu Potsdam, den Ring mit dem grünen Diamanten, den ich trage, zwei Handpferde sammt ihren Schabracken und einen Zug preußischer Pferde.

10) Der Prinzeß Wilhelmine von Hessen, seiner Gemahlinn 6000 Thaler Einkünfte, die ich von einem in der Tabackspachtung angelegten Kapital beziehe.

11) Meiner Schwester, der Königinn von Schweden eine goldene Dose, 10,000 Thaler werth, 20 Anthal Tokaier und ein Gemälde von Pesne, das im Schlosse von Sans-Souci hangt und ich von Algarotti bekommen habe.

12) Meiner Schwester Amalie 10,000 Thaler Einkünfte von dem Kapital, so auf den Taback angelegt ist, eine Dose aus meiner Schatulle, 10,000 Thaler werth, 20 Anthal Tokaier und das silberne Geschirr, worauf meine Adjutanten speisen.

13) Meinem Bruder Ferdinand 50,000 Thaler, 50 Anthal Tokaier, einen Galawagen mit Zug, und Allem, was dazu gehört.

14) Seiner Gemahlinn, meiner Nichte, 10,000 Thaler Einkünfte von dem Gelde, welches in die Tabackspachtung geliehen ist, und eine Dose mit Brillanten besetzt.

15) Meiner Nichte, der Prinzeß von Oranien ein berliner Porzellanservice, eine Dose 10,000 Thaler werth, 40 Anthal Tokaier und einen Galawagen sammt einem Zuge preußischer Pferde.

16) Meiner Nichte, der Herzoginn von Württemberg eine Tabatiere, 6000 Thaler werth, 20 Anthal Tokaier, einen offenen Wagen sammt einem Zuge preußischer Pferde.

17) Meinem Neffen, dem Markgrafen von Anspach vermache ich einen gelben Diamanten, zwei meiner besten Handpferde sammt Sattel und Zeug und 30 Anthal Tokaier.

18) Meinem Neffen, dem Erbprinzen von Braunschweig zwei Engländer sammt Sattel und Zeug und 10 Anthal Tokaier.

19) Meinem Neffen, dem Prinzen Friedrich von Braunschweig 10,000 Thaler.

20) Meinem Neffen, dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig 10,000 Thaler.

21) Meiner Nichte von Schwedt, Gemahlinn des Prinzen von Württemberg 20,000 Thaler und eine mit Brillanten besetzte Dose.

22) Und ihrem Gemahl zwei meiner Handpferde sammt Sattel und Zeug und 20 Anthal Tokaier.

23) Meiner Nichte, der Prinzeß Philippine von Schwedt 10,000 Thaler.

24) Dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, meinem Schwager, den ich jederzeit hochschätzte, eine mit Brillanten besetzte Dose und 20 Anthal Tokaier.

25) Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn, auch besonders für diejenigen Offiziere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge gewesen sind; daß er keinen derselben verabschiede, daß keiner von ihnen, mit Krankheit beladen, im Elende umkomme. Er wird geschickte Kriegesmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihren Einsichten, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben.

26) Ich empfehle demselben auch meine Geheimen Sekretäre, sowie alle Diejenigen, welche in meinem Kabinette gearbeitet haben. Sie be-

sitzen Gewandtheit in den Geschäften und können ihm bei seinem Regierungsantritte über viele Dinge Aufschluß geben, wovon nur sie Kenntniß haben, und wovon selbst die Minister nichts wissen.

27) Auf gleiche Weise empfehle ich ihm Alle, die mich bedient haben, sowie meine Kammerdiener. Ich vermache für Zeysing, in Rücksicht seiner ausgezeichneten Treue, 2000 Thaler; und 500 Thaler für meine Garderobediener; und ich schmeichle mir, man werde ihnen ihre Pensionen so lange lassen, bis man sie anders schicklich versorgt hat.

28) Einem jeden Stabsoffizier von meinem Regiment und von Lestwitz, wie auch von der Garde du Corps vermache ich eine goldene Denkmünze, die bei Gelegenheit unserer glücklichen Waffen und der Vortheile, die unsere Truppen unter meiner Anführung erhalten haben, geprägt worden sind. Jedem Soldaten von diesen vier Bataillons vermache ich zwei Thaler, und eben so viel einem jeden von der Garde du Corps.

29) Sollte ich vor meinem Tode noch ein von mir eigenhändig geschriebenes und unterzeichnetes Kodizill beifügen; so soll es mit diesem Testamente gleiche Kraft und gleiche Gültigkeit haben.

30) Stirbt einer meiner Legatarien vor mir; so ist das Legat vernichtet.

31) Sterbe ich auf einem Feldzuge; so ist mein Universalerbe nicht gehalten, die Vermächtnisse auszuzahlen, bis nach hergestellter Ruhe. Während des Krieges hat niemand das Recht, etwas zu fordern.

32) Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ohngefähr, welches bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt: und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth, als die übrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständnisse zu leben und nicht zu vergessen, im Nothfalle ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates aufzuopfern.

Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein; o, möchte es doch in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!

33) Den regierenden Herzog Karl von Braunschweig ernenne ich zum Vollstrecker dieses meines letzten Willens. Von seiner Freundschaft, Aufrichtigkeit und Redlichkeit erwarte ich die Vollziehung desselben."

Mit solchen Wünschen flog die große Seele ihrer höheren Bestimmung entgegen, zufrieden, das irdische Vaterland dem Thronfolger in blühendem Stande zu hinterlassen. Friedrich's Name aber, und die Stätte, wo er gelebt und wo er ruht, sind historische Heiligthümer geworden, bei welchen die Größe gern dem Großen huldigt, der aufstrebende Muth die Weihe, und das Unglück Zuspruch sucht. Wie einst über des heiligen Petrus Grabe Kaiser Karl und Pabst Hadrian in Rom den Bund der Freundschaft schwuren; so hat in der Nacht vom 4. Nov. 1805 der Kaiser Alexander seinem Freunde Friedrich Wilhelm und der Königinn Luise über des Königs Grabe Lebewohl gesagt und Napoleon bei demselben, den 25. Okt. 1806 geweilt, nachdem er am Abend zuvor in Friedrichs Arbeitszimmer zu seinem Gefolge gesagt: „Das ist ein Ort, meine Herrn, der unsre Hochachtung verdient!" — Und als Napoleon die Königinn Luise, den 5. Juli 1807 fragte: „Wie konnten Sie es denn wagen, mit mir Krieg anzufangen; da antwortete die erhabene Frau: „Sire, es war dem Ruhme Friedrich's erlaubt, uns über unsre Kräfte zu täuschen, wenn wir uns getäuscht haben!" Friedrich Wilhelm der Dritte aber sprach 1813 zu seinem Volke: „Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich;" — und wenn einst (was Gott verhüte!) abermals Fehrbellin, und Leuthen, Culm und Bar sur Aube kräftiges Vertrauen leihen müssen; so möge Preußen, seiner großen geistigen Bestimmung, seines unbedingten Fortschritts eingedenk, den drei großen Zeiten eine vierte würdig beizufügen wissen! —

Achtes Buch.

Statistische Uebersicht.

I. Land und Leute. — Einkünfte. — Schatz.

Als Friedrich den Thron bestieg, machte die ganze Bevölkerung des preußischen Staates 2,240,000 Köpfe in 12,317 Dörfern, 34 Flecken und 368 Städten; als er starb, betrug dieselbe nahe an sechs Millionen, welche auf 22,824 Dörfern, auf 464 Aemtern, in 41 Flecken, 584 Städten, 11 Domkapiteln, 51 Kollegiatstiftern, 150 Mönchsklöstern und 81 Nonnenklöstern lebten; sodaß, wenn man auf Schlesien, Ostfriesland und Westpreußen zwei Millionen Einwohner rechnet, die alten Provinzen sich von 1740 an bis 1786, trotz der Kriege, um 1,770,000 Menschen vermehrt, d. h. fast verdoppelt haben.

Zur Uebersicht der Bodenfläche geben wir Folgendes: Es zählte

die Provinz	Q.-M.	auf welche (1784) kamen		
		Trauungen	Geburten	Todesfälle
Ostpreußen	753	7,240	37,174	22,131
Westpreußen	631	5,410	27,134	15,669
Schlesien	640	12,809	65,348	48,458
Kurmark Brandenburg	444	5,020	22,755	18,349
Neumark Brandenburg	220	1,869	8,836	6,235
Pommern, Lauenburg u. Bütow	507	3,089	15,635	12,110
Magdeburg	104	1,902	8,874	7,054
Halberstadt	32	626	2,878	2,328
Hohnstein	8	162	748	516
Quedlinburg	2	70	349	378
Minden und Ravensberg	51	1,198	5,340	4,754
Tecklenburg	5	163	597	506
Lingen	8	225	686	665
Meurs	6	203	722	631
Geldern	24	419	1,830	1,744
Kleve und Mark	96	1,875	7,802	6,284
Ostfriesland	54	815	3,128	3,188
Neufchatel und Vallengin	15	341	1,277	1,040
Ueberhaupt	3600	43,436	211,113	152,040

23*

Durchschnittlich kamen im J. 1786 im ganzen preußischen Staate auf die Q.-M. 1667 Menschen (jetzt 2576); provinzenweise aber lebten auf der Q.-M. damals

in Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen	3100	Menschen
in Halberstadt	3100	"
in Neufchatel	2700	"
in Magdeburg	2400	"
in Schlesien	2300	"
in Kleve, Geldern, Mark und Meurs	2200	"
in Ostfriesland	1800	"
in der Kurmark	1660	"
in Ostpreußen	1200	"
in der Neumark	1100	"
in Pommern	900	"
in Westpreußen	800	"

Ueber Friedrich's Einnahme, wie über seinen Schatz sind zum Theil ganz lächerliche Angaben ausgesprochen worden: de Beaumont z. B. berechnet in der französischen Enzyklopädie, unter dem Artikel Finances de Prusse, die Einkünfte des preußischen Staats zu Friedrichs Zeiten auf 46 Millionen Thaler. Aber das Wahre ist, daß die Grundsteuer etwas über 6½ Millionen, die Regie sammt den Zöllen 5½ Millionen, die Domänen und Forsten 10 Millionen jährlich eingebracht.

Eben soviel etwa giebt der König selbst, im Großen und Ganzen, gelegentlich an; er sagt nämlich, daß bei dem Tode seines Vaters die Staatseinkünfte jährlich betragen haben 7,400,000 Thaler, daß Schlesien die Einkünfte vermehrt um 3,600,000 Thaler, daß die Staatseinkünfte (Schlesien und Ostfriesland ungerechnet) 1756 (ohne einen Heller neue Auflagen) sich vergrößert um 1,200,000 Thaler, daß Westpreußen 2,000,000 Thaler, die Bank, Akzise und Taback über 3,000,000 Thaler, das Salzmonopol 1,540,000 Thaler, Ostfriesland etwas über 300,000 Thaler eingebracht, was überhaupt 19,040,000 Thaler beträgt.

In den „Beobachtungen und Betrachtungen über die preußischen Staaten," welche Büsching dem Könige 1779 zuschickte, und welche von demselben sehr gnädig aufgenommen wurden, berechnete der Verfasser, daß der Staat etwa 5 Millionen Zivileinwohner zähle und nahm an, daß jeder Kopf dem Könige jährlich 4 Thaler einbringe.

Wenn nun Friedrich's Einnahme am Ende seiner Regierung etwa 22 Millionen Thaler jährlich betragen hat; so leuchtet ein, daß de Beaumont's Größe des Schatzes von 1034 Millionen Livres oder 278 Mil-

lionen Thalern eine lächerliche Annahme sei; auch Büsching's 110 Millionen Thaler scheinen uns sehr übertrieben und der Statsrath v. Schirach, welcher in seinem politischen Journal den Schatz des großen Königs aus vermeintlich offiziellen Quellen zu 103 Millionen Thalern in baarem Gelde angab, fand an Nicolai eine gründliche Widerlegung.

Vor Einführung der Regie war an einen Schatz gar nicht zu denken; sollte der König seitdem aber auch jährlich 2 Millionen rein zurückgelegt haben; so gäbe das immer erst 40 Millionen. Es ist indeß möglich, daß Lombard (in seinen Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807) mit 72 Millionen (an deren Stelle König Friedrich Wilhelm der Zweite nach Einigen 28, nach Andern 49 Millionen Schulden hinterlassen) der Wahrheit näher kommt, obgleich eine zuverlässigere Berechnung derselben immer wünschenswerth bleiben muß.

Will man den Gegenstand etwas sicherer erwägen; so muß man allerlei wohl ins Auge fassen, nämlich: 13 Millionen kostete jährlich die Unterhaltung des Heeres; in den Misswachsjahren 1771 und 1772 erlitten die Kassen, nach des Königs Angabe, bloß bei der Akzise einen Ausfall von 500,000 Thalern; der baiersche Krieg kostete 29 Millionen, ohne was die Kassen litten, da die Armee den Sold in der Fremde verzehrte; auf die Verbesserung des Landes wandte der König seit dem Jahre 1763, nach des Ministers v. Hertzberg detaillirter Berechnung, 24,399,838 Thaler an Geschenken, Erlassungen, Unterstützungen, Vergütigungen und Unternehmungen, welche Geld in Umlauf setzten; in und um Potsdam allein hat der König 10,573,079 Thaler verbaut; die Festungsbauten haben (seit 1763) 6 Millionen gekostet; der Aufwand für die Artillerie hat 1,960,000 Thaler betragen; in den 130 Stück Dosen aus des Königs Verlassenschaft steckte ein Werth von 1,300,000 Thaler, und die an Rußland sieben Jahre lang zum Türkenkriege bezahlten Subsidien belaufen sich auf 3 Millionen. Die letzten sieben Posten betragen für sich über 75, d. h. jährlich mehr als 3½ Millionen und man begreift in der That sehr leicht, daß nur die heilige Gewissenhaftigkeit und die sorgsame Weisheit, mit welcher Friedrich sich als den Sachwalter und Schatzmeister des Staats betrachtet, bei doch nur sehr mäßigen Mitteln, so große Wunder habe thun können, als die besonnene Rechenkunst nachzuweisen im Stande ist.

Noch ist zu bedenken, daß Friedrich von 1764 bis 1786 in Gold, Kurant und Scheidemünze aller Art überhaupt nur 97½ Million hat ausprägen lassen, die er doch nicht ausschließlich zum Aufbewahren bestimmt haben konnte.

Vielleicht giebt es auch einen Begriff von Friedrich's Schatze, wenn man erwägt, daß sein Nachfolger aus Mangel an Geld den baseler Frieden schloß, nachdem jeder der beiden Feldzüge etwa 20 Millionen, die Mobilmachung etwa 10 Millionen gekostet und 10 Millionen vielleicht noch anderweitig verwandt worden; wodurch man immer nur auf 60 bis 70 Millionen Thaler kommt.

Der König selbst hat sich (1779) nur mit folgenden wenigen Worten über seinen Schatz geäußert: „Mittelst einer strengen Oekonomie waren der große und der kleine Schatz gefüllt; jener, um die Kriegeskosten darzureichen, dieser, um Pferde und Alles was eine Armee in Bewegung zu setzen nöthig ist, anzuschaffen." Der große Schatz lag in Berlin, der kleine in einzelnen Hauptstädten der Provinzen: in Magdeburg 900,000 Thaler, in Breslau 4,200,000 Thaler.

Ackerbau und Viehzucht blüheten immer mehr auf; bedeutender aber die Fabriken und Manufakturen, deren Bestand im ganzen preußischen Staate 1785 folgender war:

	Stühle.	Arbeiter.	Werth der Fabrikazion. Thaler.
in Leinenwaaren	51,000	80,000	9,000,000
= Wollenwaaren	18,000	58,000	8,000,000
= Seidenwaaren	4,200	6,000	3,000,000
= Baumwollenwaaren	2,600	7,000	1,200,000
= Leder		4,000	2,000,000
= Eisen, Stahl, Kupfer		3,000	2,000,000
= Taback (wovon 140,000 Zentner im Lande gebaut sind)		2,000	1,000,000
= Zucker		1,000	2,000,000
= Porzellan und Fayence		700	200,000
= Papier		800	200,000
= Talg und Seife		300	400,000
= Glas und Spiegeln			200,000
= Gold, Silber, Spitzen, Stickereien ꝛc.		1,000	400,000
= Schlesischem Krapp			300,000
= Oel		600	300,000
= Bernstein		600	50,000
Zusammen	75,800	165,000	30,250,000

Von dem Werthe der Fabrikazion betrug der auswärtige Absatz 14, der inländische 16 Millionen.

Im Jahre 1786 stieg das Nazionalprodukt der preußischen Fabriken auf 34 Millionen Thaler, weil die Linnenwaaren 2 Millionen und die Wollenmanufakturen 1 Million mehr als im Jahre zuvor eintrugen und weil die Fabrikazion des Landtabacks in diesem, wie in mehreren früheren Jahren, 2½ Million Thaler einbrachte. Uebrigens machen auch diese 34 Millionen nicht den ganzen Ertrag der preußischen Industrie aus, sondern es fehlen daran noch viele wichtige Artikel, z. B. Holz, Korn, Salz, Hanf, und ein großer Theil des Mineralreichs.

II. Friedrich's Heer.

Die preußische Armee bestand den 31. Mai 1740 aus 66 Bataillonen, zusammen 64,553 Mann Infanterie und 60 Schwadronen Kurassieren, 45 Schwadronen Dragonern, 9 Schwadronen Husaren, zusammen 18,515 Mann Kavallerie, wozu noch 4 Garnisonregimenter, 7 Garnisonkompagnien, 4 Landregimenter (zusammen 4822 Mann) in Berlin, Magdeburg, Stettin, Königsberg kamen; die Artillerie zählte 1 Bataillon Feldartillerie von 6 Kompagnien und 1 Bataillon Garnisonartillerie von 4 Kompagnien.

Friedrich's Grundsatz war, sein Heer immer im Verhältnisse zu der wachsenden Bodenfläche und Volksmenge zu vergrößern, sodaß er, nach der Besitznahme von Westpreußen, seine Macht im Frieden bis auf 186,000 Mann vermehrte und für den Fall eines Krieges bis auf 218,000 Mann zu bringen gedachte. Bei seinem Tode bestand die Armee aus 1 Regiment Garde zu Fuß, 1 Bataillon Grenadiergarde, 53 Regimentern Inf., 13 Reg. Kurassieren (darunter die Regimenter Garde du Corps und Gensd'armes), 12 Reg. Dragonern, 10 Reg. Husaren, 4 Reg. Feldartillerie, 13 Kompagnien Garnisonartillerie, 2 Garnisonartilleriekommando's, 4 Mineur-Kompagnien, 1 Pontonier-Commando, 8 Garnisonregimentern, 4 Garnisonbataillonen, 7 Grenadier-Garnisonbataillonen, 4 Landregimentern; überhaupt also aus 120,000 Mann Inf., 40,000 Mann Kavallerie, 10,000 Mann Artilleristen und Mineurs und 30,000 Mann Garnisontruppen, d. h. aus 200,000 Mann.

Die Unterhaltung der Infanterie mag gekostet haben 4,700,000 Thaler, die der Kavallerie 3,800,000 Thaler, die der Feldartillerie und der Mineurs 550,000 Thaler, die der Garnisonartillerie 64,000 Thaler, die

der Garnison-Regimenter und Bataillone 924,000 Thaler, die der Landmiliz 22,000 Thaler. Zu diesen 10,060,000 Thalern kommen noch gegen 3 Millionen für den Servis, für die Offiziere der Suite nebst den Inspekzionsadjutanten, die Razionen für die Generalität und Stabsoffiziere excl. der Kavallerie, für die Invaliden, die Pensionen, die Ecole militaire, das Feldjägerkorps, für den Bau und Unterhalt der Festungen, für das Artilleriematerial und Artillerieversuche und für Vorrathswaffen.

Bei diesen 13 Millionen war die Unterhaltung auf das Allersparsamste eingerichtet: die ganze Infanterie entbehrte der Mäntel; die Reiterpferde wurden vom 1. Juni bis 16. Sept. in Grasung auf das Land gebracht, und die übrige Zeit, gegen Bezahlung festgesetzter Preise, von dem Lande verpflegt. Eben so musste das Lagerstroh für die kampirenden Regimenter bei Revuen und Manövres von dem platten Lande geliefert werden. Die Ersatzpferde kaufte jedes Regiment, weil die Pferdezucht im Lande noch sehr daniederlag, für die etatsmäßigen Remontegelder, erst am Dniester von Türken und Juden, dann auf des Generals Ruesch Vorschlag, in der Türkei selbst durch Kavallerieoffiziere.

Die hier erwähnte ökonomische Einrichtung der Armee lastete vorzugsweise auf dem platten Lande, nämlich die Grasung der Reiterpferde auf den Wiesen der Dorfgemeinden, die sich 1721 durch das sogenannte Kavalleriegeld, welches die Verlegung der Reiterei in die Städte möglich machte, von der Einquartierung losgekauft hatten. — Die Lieferung der gesammten Fourageartikel legte der König dem platten Lande nach dem siebenjährigen Kriege auf, als er den Eskadronschefs die Verpflegung der königlichen Pferde abnahm; in der Neumark gab er für den Scheffel Hafer 8 Gr., für den Zentner Heu 8 Gr., für das Schock Stroh (das Bund zu 20 Pfund) 2 Thaler 12 Gr.; so in den übrigen Provinzen im Verhältniß zu den Marktpreisen. In theuren Jahren musste das Land fast jederzeit zusetzen; aber, das Lästigste war, daß die unbequartierten Kreise ihren Naturalbeitrag öfters viele Meilen weit fahren mussten: um Dem zu entgehen, ließen sie ihren Antheil durch Lieferanten besorgen, was für die entfernten Kreise sehr kostspielig war und den Regimentern schlechte Fourage brachte.

Der Vorspann hinderte die Unterthanen in ihrer Wirthschaft ganz besonders in der Umgegend von Berlin; namentlich mussten der teltowsche und der niederbarnimsche Kreis unsäglich oft Vorspannpferde für Krieges- und Zivilbediente liefern, Kriegesfuhren stellen, und zwar bis auf 6 Meilen weit über Taßdorf bis Lichtenau an der frankfurter Straße. Der niederbarnimsche Kreis gab jährlich 8 bis 10,000 Pferde

zum Vorspann und zu Kriegeszeiten wohl um die Hälfte mehr. Als der Geh.-R. v. Nüßler 1750 Landrath des niederbarnimschen Kreises wurde, bekamen die Bauern im Ganzen für ein Pferd auf die Meile nicht mehr als 1½ Gr.; da nun ein Wagen ohne ausdrücklichen Befehl mit nicht mehr als 4 Pferden bespannt werden durfte, so wurden für 4 Pferde auf die Meile nur 5 Gr. 6 Pf. gegeben. Weil aber die Pferde klein und schwach waren, und die Wagen der Reisenden mit 4 Pferden nicht leicht fortgebracht werden konnten, sondern wohl 6 bis 8 Pferde vorgespannt werden mussten, für welche größere Anzahl die Bauern nichts bekamen; so erhielten sie für ein Pferd auf die Meile nur 1 Gr. und oft noch weniger. Die Kriegesfuhrengelder, welche alle Kreise der Kurmark jährlich aufbrachten, flossen in die sogenannte Molestienkasse und zu Johannis wurde von den versammelten Landesdirektoren und Landräthen berechnet, wie viele Kriegesfuhren jeder Kreis seit einem Jahre geleistet; da dann diejenigen Kreise, welche wegen ihrer Lage weniger oder gar keinen Vorspann gethan, den andern Kreisen den von Denselben geleisteten mehreren Vorspann vergüten mussten. v. Nüßler trug also 1751 den bei der Molestienkasse versammelten Landesdirektoren und Landräthen vor, wie ungerecht es sei, daß der Vorspann den vorzüglich beschwerten Kreisen so gering bezahlt werde und schlug eine billigere Vergütigung desselben, aber vergeblich vor. Darauf vermochte er die andern, durch Kriegesfuhren auch besonders beschwerten Kreise zu einer Vorstellung an die Krieges- und Domänen-Kammer und an das Generaldirektorium und bewirkte, daß die Kriegesfuhrengelder in der Kurmark noch einmal so hoch gesetzet, also daß auf ein Pferd für die Meile 3 Gr. bezahlt wurden; doch konnte er es nicht dahin bringen, daß in den Kreisen, in welchen die Pferde klein und schwach sind, und also statt der bestellten 4 Pferde, 6 und mehrere vorgespannt werden mussten, auch eben so viele bezahlt wurden. Aber auch bei der erhöheten Bezahlung blieb der Vorspann eine sehr drückende Last für das Land.

Außer der Uebungszeit wurden nur 143,123 Mann in der Armee besoldet, der übrige Theil war im Lande beurlaubt. Nach den höchsten Annahmen waren von diesem besoldeten Heere, zum Vortheile der Kompagnie- und Schwadron-Chefs, noch 45,000 Mann als sogenannte Freiwächter beurlaubt, welche, vom Wachtdienste befreit, in ihrer Garnison arbeiteten; sodaß eigentlich nur 98,000 Mann zum Dienste benutzt, 92,000 beurlaubt wurden. Die bei den Fahnen bleibende Mannschaft bestand größtentheils aus Ausländern, deren jährlich 7 bis 8000 im Ganzen nöthig waren.

Auf diese Beurlaubung der sogenannten Freiwächter, welche in der Garnison blieben und sich so viel verdienten, daß sie ihrem Kompagnie-

chef den Sold lassen konnten, waren die Kapitäns und Rittmeister gradezu angewiesen, weil sie von ihrem Gehalte nicht leben konnten. Bei der Grenadiergarde z. B. bekam der Käpitän monatlich 33 Thaler, wovon 4 Thaler für die Uniform abgezogen wurde; die sogenannte Kompagniewirthschaft aber erhöhete seine Einkünfte bis auf 1500 bis 2200 Thaler, sodaß er nun dem Premierlieutenant zu seinen 12 Thalern (wovon 4 Thaler Abzug) monatlich 8 bis 9 Thaler, dem Secondlieutenant und dem Fähnrich 5 bis 8 Thaler Zulage, bei der Kavallerie auch den Tisch geben konnte. Es war ein Glück für die Kompagnie- und Eskadrons-Chefs, in gewerbereichen Städten die Garnison zu haben, wo möglichst viele Freiwächter Arbeit fanden. Im Felde büßte der Kompagnie-Inhaber die Einnahme von den Beurlaubten ein und wurde dafür theils durch die Winterdouceurgelder entschädigt, theils suchte er sich anderweitig zu helfen, oder er setzte von dem Seinigen zu. Nach dem siebenjährigen Kriege sahe der König, was früher nie der Fall gewesen war, auf diese Kompagniewirthschaft. Denjenigen Regimentern nämlich, mit welchen er im Felde zufrieden gewesen, ließ er die Beurlaubung ganz in der alten Art, d. h. die Freiheit, zu beurlauben, so viel sie wollten, auch ließ er einen jeden Kompagniechef nach Belieben seine ausländischen Rekruten selbst anschaffen. In andern Regimentern dagegen kamen fortan den Kapitäns nur 35, 30, 25, 20 oder gar nur 10 Mann Beurlaubte auf die Kompagnie zu Gute; die übrigen nahm der König auf seine eigene Rechnung, wofür aus der allgemeinen Werbung die abgehenden Ausländer ersetzt wurden. Es heißt auch in Friedrich's Nachgelassenen Werken: die Hauptleute hätten die Freiheit, selbst zu werben, gemißbraucht und in fremden Ländern so gewaltsam geworben, daß ein großes Geschrei darüber entstanden sei. Die Beschränkung in der Kompagniewirthschaft aber führte nun einen zum Theil sehr schmutzigen Wucher herbei.

In früheren Zeiten wurde den Regimentern nur eine gutwillige Werbung gegen Handgeld gestattet, welches 1721 auf 30 Thaler für den Inländer feststand. Zwang und Ueberredung waren verboten. Als diese freiwillige Werbung nicht mehr genügte und die gewaltthätige Klagen veranlaßte; so führten die königlichen Befehle vom 1. und vom 18. Mai 1733 ein allgemeines Enrollement für das stehende Heer durch die sogenannten Kantons ein. Das erste Kantonreglement v. 15. Sept. 1733 setzte wesentlich fest: „Alle Einwohner sind dem Regimente obligat, zu dessen Kanton die Feuerstelle gehört, in der sie geboren sind; — nur der Adel und diejenigen Söhne bürgerlichen Standes sind kantonfrei, welche ein sicheres Vermögen von 10,000 Thalern besitzen; — kein

Regiment darf den Kantonisten eines andern Regiments anwerben." — Ein Infanterieregiment bekam, durch die Kabinets-Befehle vom 1. und vom 18. Mai 1733, 5000 Feuerstellen zu seinem Kanton, ein Kavallerieregiment 1800. Die Artillerie bekam auch ihre Kantons, aber, laut K.-O. vom 1. Mai 1733 an den G.-M. v. Linger, nur für die 4 bis 5zölligen Leute. Die Artillerie ergänzte sich auch bloß aus Inländern: weil es überall so Manier war, daß bei der Artillerie lauter Landeskinder genommen werden sollen. Bei den übrigen Truppentheilen, welche Kantons hatten, war die Zahl der Inländer willkürlich, bis durch die Kantonrevisions-Instrukzion vom 24. Okt. 1764 befohlen wurde, daß eine jede Füselier- oder Musketier-Kompagnie aus 71, jede Grenadier-Kompagnie aus 79 Landeskindern bestehen solle, ungerechnet die Trommelschläger und Zimmerleute. Also betrug der jährliche Bedarf für die Kompagnie, bei der 20jährigen Dienstzeit der Inländer, 4 bis 6, höchstens 8 Mann im Durchschnitt. — Bei der Eskadron Kavallerie, Dragoner und Husaren sollte nur ⅓, d. h. 44 Mann, Landeskinder sein. — Die Garnisonregimenter und die leichten Truppen wurden durch Abgegebene der Feldregimenter rekrutirt.

Wie die Kompagnie-Wirthschaft, so veranlasste auch das Kantonwesen, bei dem weiten Spielraum für die Willkür, grobe Missbräuche, welche die Sittlichkeit der Offiziere untergruben und das Volk bedrückten. Das Infanterie-Reglement von 1743 sagte z. B. „Es sollen keine angesessene Bürger, Bauern oder Kossäthen, auch keine Leute von den neu etablirten Unterthanen aus fremden Landen im Königreich Preußen, es wäre dann, daß jemand freiwillig dienen wollte, zu Soldaten weggenommen werden; wie dann auch, wann ein Bürger oder Bauer nur Einen Sohn hat, welcher die Wirthschaft antreten muß, nicht weggenommen werden soll, obgleich selbiger die Größe hat, damit seine Wirthschaft nicht zu Grunde gehe, es wäre dann, daß es ein extra schöner und großer Kerl sei;" welches eine sehr verführerische Klausel war. Auch wurde den Kantonisten die Erlaubniß zu Verheirathungen oder bürgerlichen Niederlassungen oft nur gegen Bezahlung gegeben, obgleich seit K. Friedrich Wilhelms I. Zeiten immer auf's Neue geboten wurde: den kleinen, überhaupt zum Kriegesdienste nicht tauglichen Enrollirten den Trauschein unweigerlich und unentgeldlich zu geben. Wesentlich aber wucherte das Kantongebrechen auch nach dem siebenjährigen Kriege zur Qual des Volkes fort.

Dazu kam, daß, weil nach dem damaligen Zeitgeiste der Kriegesdienst für den gemeinen Mann keine Ehrensache war und, neben dem Fremdlinge, der Auswurf vom Inlande und die armen Klassen vorzugs-

weise zum Waffenhandwerke, unter Führung der adligen Offiziere herangezogen wurden, Alle sich frei zu machen suchten, welche irgend etwas für sich geltend zu machen wussten. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte allmählig allerlei Ausnahmen von der Kantonpflichtigkeit eintreten lassen; Friedrich dehnte dieses Privileg gleich bei seiner Thronbesteigung noch viel weiter aus. Doch wurden in Berlin, welches seit 1746 kantonfrei war, den 23. Januar 1749 Nachmittags einige Leute mit Gewalt zum Kriegesdienste aufgegriffen, was große Unruhe bei der Bürgerschaft erregte und den König zu einer öffentlichen Missbilligung aller gewaltsamen Werbung in Berlin veranlasste, weil er zwar ein immer schlagfertiges großes Heer, aber auch ein volkreiches, durch Fabriken, Manufakturen und Handel blühendes Land haben wollte. Eine allgemeine Militärpflichtigkeit aber schien damals der Betriebsamkeit nachtheilig zu sein, wenigstens die fremde Industrie, deren Niederlassung im Lande Friedrich wünschte, zu verscheuchen. Also wuchs von Jahr zu Jahr die Zahl der Eximirten, sodaß am Ende der Regierung des Königs (bei einer Bevölkerung von 5½ Million Seelen) 970,000 Individuen kantonfrei waren. Kantonfrei waren, nach der Stammliste von 1806, die Provinzen Kleve, Geldern (welches aber im Kriege 200 Artillerieknechte stellen musste), Lingen und Tecklenburg, ein Theil der Grafschaft Mark, Mörs, Ostfriesland, Neufchatel und Valengin; — eben so waren die sechs schlesischen Gebirgskreise von der Kantoneinrichtung ausgenommen und es galt für eine Art von Vorzug, daß der König sich 60 freiwillige Rekruten jährlich für seine Garde aus dem Gebirge stellen ließ; — auch 46 Städte und einige Dörfer waren kantonfrei; außerdem aber mehrere Stände, z. B. der Adel, die großen Kaufleute und Fabrikherrn, die Söhne der königlichen Beamten, der Professoren, der ersten Schullehrer, der Prediger, überhaupt alle Studirende und Künstler, die Kolonisten und Ausländer sammt ihren mitgebrachten Söhnen, die Postknechte, Bergleute, einige Oekonomen, auch die Mennoniten und Juden.

Die Werbung im Auslande, welche Friedrich Wilhelm I., zunächst der großen Leute wegen einführte, war an sich schon ein großer Uebelstand, indem sie, wie die Kolonisten, viel schlechtes Volk ins Land brachte; aber zu dem gesetzlichen Uebelstande gesellten sich, als in einer so gefährlichen Angelegenheit, noch manche außerordentliche Missbräuche. Das Werbereglement von 1743 linderte wenig und da die Hauptleute, solange sie für ihre Kompagnien die Werbung selbst besorgten, um Geld zu sparen, mit Gewalt die Menschen entführen ließen, sodaß alle Fürsten schrien; so überließ der König 1763 dem Obersten v. Wartenberg, wel-

chem die Oekonomie des Kriegesstaats anvertraut war, auch die ganze Werbung, in welcher denn doch die Wurzel des Uebels immer blieb.

Die preußische Werbung hat in den 94 Jahren ihrer Dauer (1713 bis 1807) 42 Millionen Thaler gekostet, wovon auf Friedrich's Zeit allein 18,400,000 Thaler, d. h. durchschnittlich 400,000 Thaler kommen.

Die moralische Beschaffenheit der Armee des Königs war, nach den gleichzeitigen Schriftstellern und nach den Aeußerungen des Königs selbst, auch nach den urkundlichen Thatsachen, in der ersten Hälfte seiner Regierung, d. h. bis zum hubertsburger Frieden besser, als in der andern. Daß dieselbe Armee, deren Heldenthaten, deren unbedingte Hingebung für König und Vaterland wir oben in dem glänzendsten Lichte kennen lernen, auf welcher (nach Friedrich's dankbaren Worten) Preußen sicherer ruhe, als der Himmel auf den Schultern des Atlas, daß diese Armee auch ihre Schattenseiten gehabt, wagt man ungern auszusprechen. Besonders fallen folgende Stellen aus dem Dienstreglement von 1743 auf: (S. 540) „Es haben Se. K. M. missfällig vernommen, wie bei einigen Regimentern keine rechte Harmonie ist, und daraus Factiones entstehen, solches aber schnurgerade wider die Subordination läuft und Sr. K. M. Dienst, auch die Wohlfahrt des Regiments dadurch leidet." — „Desgleichen Se. K. M. in Erfahrung gekommen sind, daß, wann der Chef vom Regiment an den Kommandör vom Regiment, der Kommandör vom Regiment an die andern Stabsofficiers etwas befehlen, solches nicht mit schuldigem Gehorsam, Fleiß und Applikation geschiehet; ja einige Officiers wohl gar, wenn etwas befohlen wird, pro et contra disputiren, und zuförderst ihre Raisonnements geben, ob es recht ist oder nicht; als haben Se. K. M. höchst nöthig erachtet, dergleichen bei höchster Ungnade zu verbieten, und alles Ernstes zu befehlen, daß die Subordination bei einem Regiment vom General bis zum jüngsten Fähnrich auf das Allergenaueste beobachtet werden soll." — S. 543: „Absonderlich sind Se. K. M. höchst missfällig in Erfahrung gekommen, daß die Subalternofficiers gegen ihre Kapitäns nicht schuldige Subordination leisten, auch wohl gar sich offendirt halten, wenn der Kapitän sie zu ihrer Devoir anhält; Weshalb Se. K. M. befehlen, daß die Kapitäns bessern Respect bei ihren Subalternofficiers sich verschaffen sollen; Und wann einer sich unterstehen möchte, den Kapitän, wann er etwas befiehlt, zur Rede zu setzen; Alsdann der Kapitän einen solchen Officier sogleich in Arrest schicken soll." — S. 548: „Weilen Se. K. M. in Erfahrung gekommen sind, daß sowohl Unterofficiers als Musketiers gegen die Officiers raisonniren, und sich mit Worten vergehen; So ist Ihro Majestät ernstlicher Befehl, daß solches nach der größten Rigueur, ohne einziges Nachsehen, bestrafet werden

soll; Es soll auch nicht gelitten werden, daß sich Bursche zusammen rottiren, und Truppweise sich darüber beschweren; Wenn solches geschiehet, so muß der Rebelsführer davor scharf gestraft werden."

Das Regiment Garde in Potsdam, also eins der ausgezeichnetesten und begünstigtsten der Armee, und bei welchem die Deserzion zu Friedenszeit in aller Art sehr erschwert war, hat durch Deserzion Abgang gehabt:

1740 — 56	1 Offiz.	76 Unteroff.	4 Spielleute	311 Gemeine.
1756 — 63	1 „	10 „	18 „	929 „
1763 — 78	1 „	4 „	3 „	33 „
1778 — 79	— „	1 „	— „	70 „
1779 — 92	— „	2 „	1 „	16 „
1792 — 95	— „	— „	6 „	157 „
1795 — 1800	— „	— „	— „	9 „
von 1740 — 1800	3 Offiz.	93 Unteroff.	32 Spielleute	1525 Gemeine.

Bei demselben Regimente entleibten sich

1740 — 56	— Offiz.	1 Unteroff.	— Spielleute	20 Gemeine.
1756 — 63	— „	— „	— „	1 „
1763 — 78	— „	3 „	2 „	39 „
1778 — 79	— „	— „	— „	— „
1779 — 92	2 „	1 „	— „	48 „
1792 — 95	— „	— „	— „	— „
1795 — 1800	— „	— „	3 „	10 „
von 1740 — 1800	2 Offiz.	5 Unteroff.	5 Spielleute	118 Gemeine.

Also in 60 Jahren 130 Selbstentleibte. Dasselbe Regiment zählte in eben diesen 60 Jahren 29 wegen Verbrechen hingerichtete Soldaten.

Ueber den Offizier, als adligen und wissenschaftlich gebildeten Mann, ist oben die Rede gewesen. Er war kastenmäßig vom Bürgerstande geschieden, sowie er auch dem Soldaten als ein Wesen ganz eigener Art gegenüber stand. Nimmt man noch dazu, daß im Großen und Ganzen das Cälibat in dem Offizierkorps herrschte; so kann man sich den Offiziergeist in Krieges- und Friedenszeiten leicht vorstellen. Sollte man auch nicht von selbst zu der Wahrheit kommen, daß der durchaus auf sich und seines Gleichen, besonders in kleinen Garnisonen beschränkte Offizier einen Zeitvertreib werde gesucht haben, der wenig erbaulich sein konnte; so würde man doch durch die Reglements, Patente und ähnliche königliche Erlasse darauf hingetrieben zu bemerken: daß der Becher und die Spielkarte, das Schuldenmachen und viele Rencontres und Duelle in der Armee müssen vorgekommen sein.

Auch scheint der Offizier in Friedrich's Zeit, für die der Ehre und dem Dienste dargebrachten Opfer aller Art keine besonders entschädigende

Ermunterung in raschem Avancement gefunden zu haben; denn nach einer der ältesten gedruckten Uebersichten, welche, 1753 unter dem Druckorte Amsterdam, als „Verbesserte und vollständige Liste der Königl. Preuß. Armee" erschienen ist, waren in derselben (ohne die Stabsoffiziere der Garnisontruppen) vorhanden:

8 Feldmarschälle, der älteste von 1740, der jüngste von 1752,
4 Generale, der älteste von 1743, der jüngste von 1750,
18 G.-L., der älteste von 1737, der jüngste von 1752,
49 G.-M., der älteste von 1742, der jüngste von 1752,
74 Obersten, der älteste von 1739, der jüngste von 1752,
88 Ob.-L., der älteste von 1742, der jüngste von 1752,
205 Majors, der älteste von 1741, der jüngste von 1752.

Danach gelangten die Generale und Stabsoffiziere, die beiden Kriege mitgerechnet, nach 10 bis 12 Jahren erst zu einer höheren Charge.

Nach einer (geschriebenen) Liste von 1769 hatte die Armee in diesem Jahre:

1 F.-M. von 1760,
6 Generale, der älteste von 1758, der jüngste von 1767,
25 G.-L., der älteste von 1757, der jüngste von 1768,
46 G.-M., der älteste von 1757, der jüngste von 1767,
61 Ob., der älteste von 1761, der jüngste von 1767,
74 Ob.-L., der älteste von 1758, der jüngste von 1768,
268 Majors, der älteste von 1758, der jüngste von 1768; wonach die ältesten und die jüngsten einer Charge auch um diese Zeit 10 Jahre auseinander waren, mit alleiniger vortheilhafterer Ausnahme der Obersten.

Nach der Stamm- und Rangliste von 1783 befanden sich damals bei den Feldtruppen:

1 Feldmarschall (Kurfürst von Hessen) 63 Jahre alt,
5 Generale, der älteste, v. Zieten, von 83 Jahren, der jüngste, Herzog von Braunschweig, von 47 Jahren,
27 G.-L., der älteste von 76 Jahren, der jüngste, der Prinz von Preußen, von 38 Jahren,
62 G.-M., der älteste von 75 Jahren, der jüngste von 52 Jahren,
104 Ob., der älteste von 76 Jahren, der jüngste von 48 Jahren,
49 Ob.-L., der älteste von 66 Jahren, der jüngste von 45 Jahren,
346 Majors, der älteste von 66 Jahren, der jüngste von 40 Jahren; durchschnittlich waren damals, nach einer genauen Berechnung, die General-Lieutenants und General-Majors 60, die Obersten und Oberst-Lieutenants 56, die Majors 51 Jahre alt.

Der gemeine Mann konnte, bei seiner Zusammensetzung aus der ganzen Welt und aus der Hefe des Landes, keinen erfreulichen Anblick gewähren. Furcht vor zum Theil grausamen Strafen sollte die frechen Uebelthäter bändigen. Das führte den Offizier zu schauderhafter Rohheit, den sittenlosen Soldaten zu der verwegensten Verschmitztheit. Beides machte auf die guten Landeskinder einen üblen Eindruck und konnte selbst für die übrige Masse des Volks nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben. Die feinfühlenden Seelen wurden durch die gehäuften Spießruthen, Stockprügel und andere Züchtigungen im Innersten verwundet. Selbst in Potsdam übte dieser, aus des alten Dessauers Schule übrig gebliebene Geist der Härte seine schnöde Herrschaft so, daß die neue Königinn Gemahlinn Friedrich Wilhelms des Zweiten, als sie die Kondolenzen und Gratulazionen in Potsdam annahm, zu dem Major v. Kunitzki, dem eben ernannten Kommandör des Ersten Bataillons Königlicher Leibgarde sagte: „Das Bataillon hat in keine bessere Hände gerathen können, als in die Ihrigen; Ich wünsche, daß es die Schmerzen, welche es unter dem General v. Scheelen ausgestanden, bald unter Ihnen vergessen möge."

War nun auch die preußische Armee in dieser äußern und innern Verfassung immer noch die beste in Europa, solange die übrigen Armeen ebenfalls auf den mittelalterlichen Ideen ruhten; so traten doch die Gebrechen derselben, bei dem Lichte des neuen Zeitgeistes, selbst in Preußen und schon in Friedrich's Lebenstagen noch so grell hervor, daß dem jüngeren Geschlechte Humanität statt der alten Barbarei noth schien. Davon zeuget ganz besonders folgendes Rundschreiben, welches der G.-L. v. Möllendorff, 1785 den 10. Juni in Berlin erlassen: „Seit zwei Jahren, als solange ich das Gouvernement in hiesiger Residenz führe, ist eine meiner ersten Bemühungen gewesen, zur Ehre der Menschlichkeit, die barbarisch geringschätzige Art der Offiziere gegen den gemeinen Mann auszumärzen; und ich muß zu meiner Beruhigung und Freude sagen, daß ich bei sechs Regimentern hiesiger Garnison offenbar die Früchte davon gewahr werde. Nur bei Einem Regimente, das ich jetzt noch nicht nennen will, ist die alte, auf irrige Meinungen beruhende Idee einiger Officiers, den gemeinen Mann durch Barbarei, tyrannisches Prügeln, Stoßen und Schimpfen zu seiner Schuldigkeit anzuhalten, noch Mode. Ich rathe es aber demjenigen Herrn Kommandör, so sich diese Verfahrungsart bis Dato zu Schulden kommen lassen, an, davon abzustehen, den gemeinen Mann mehr mit Ambition, als mit der Tyrannei zu der Ordnung und Kriegesgeschicklichkeit zu führen, die des Königs Majestät verlangen. Se. Maj. der König haben keine Schlingel, Canailles, Racail-

les, Hunde und Krobzeug im Dienste, sondern rechtschaffene Soldaten, welches wir auch sind, nur bloß daß uns das zufällige Glück höhere Charaktere gegeben hat. Denn unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut, als wir, und vielleicht würden es manche noch besser, als wir verstehen. Ein jeder Officier sollte sich freuen, ein Anführer ehrliebender Soldaten zu sein; das ist er aber gerade nicht, wenn er diejenigen, deren Befehlshaber er ist, unter eine so geringe Race von Menschen heruntersetzt." — Eben so historisch wichtig ist die „Geschärfte Königliche Verordnung, den gemeinen Mann, weder bei der Anwerbung, noch im Dienste zu vervortheilen," vom 17. Febr. 1787, worin es unter Andern heißt: „Solchergestalt hat es dem Ruhme der preußischen Armee äußerst nachtheilig werden müssen, daß bei Anwerbung der Ausländer nicht bloß hinterlistige Täuschungen und selbst Gewaltthätigkeiten angewendet, sondern zur Herabwürdigung der Ehre und Rechte, von einer der gesittetsten Nazionen, ein Handel mit Menschen getrieben worden, daß die Behandlung des gemeinen Mannes hie und da in übertriebene und das menschliche Gefühl beleidigende Härte ausgeartet gewesen, und daß vorzüglich zu Kriegeszeiten von Männern von Ehre die Wahrheit aus Listen verbannet, und, um schnöden Gewinnstes Willen, unrichtigen Angaben hintangesetzt worden, wodurch mancher kommandirende General in nicht geringe Verlegenheit gerathen ist; anderer, noch ungleich dunkelerer Flecken der Armee nicht zu gedenken, worüber die häufigen Denunciationen und die befremdliche Menge schmutziger Prozesse in verschiedenen Regimentern ein höchst widriges Licht vor der Welt verbreitet haben." — Nach dieser K.-O. sollte auch die Willkür aufhören, mit der die Kapitäns und Stabsoffiziere oft in ihren Einkünften verkürzt worden; aber, wesentlich änderte sie im Geiste der Armee nichts, und konnte sie nichts ändern, weil ohne den gänzlichen Untergang des alten, die Herrschaft des neuen unmöglich war. Der General v. Möllendorff fand den 2. April 1788, bei dem Anfange der Exerzierzeit, abermals eine reformatorische Paroleverordnung nöthig, in welcher er „menschliche Behandlung" der Beurlaubten empfiehlt und die „Unterschleife, Prellereien und unanständig interessirten Handlungen" zu verhindern bittet.

Wenn man diese Aktenstücke bedenkt; so wird man von selbst einsehen, daß der Soldatenstand nicht beliebt sein konnte. Die Bewachung des unsichern Volkes machte Unteroffizieren und Offizieren in der Garnison und im Felde eine große Plage, und der König eröffnet die militärische Instrukzion für seine Generale mit 14 Regeln zur Verhütung der Deserzion, als mit einem wesentlichen Theile ihrer Pflichten, ohne welchen die Feldherrntugenden nichts vermögen würden; „denn, sagt er,

unsre Regimenter sind halb aus Inländern, halb aus Fremdlingen zusammengesetzt, welche für Geld angeworben sind; diese letzteren haben nichts, was sie bindet, also harren sie nur der ersten Gelegenheit, davonzugehen; es kommt also darauf an, die Desertion zu verhindern." Dennoch liefen sie im Unglück der Armee, oder um neues Handgeld zu gewinnen in lichten Schaaren davon, namentlich auch im baierschen Erbfolgekriege, unter den Augen des Königs; auch ist die Anekdote nicht ohne allen Werth, daß ein Grenadier bei Kolin die ablehnende Antwort gegeben: „Herr Lieutenant für sechs Dreier ist es heute genug; die Oesterreicher müssen auch einmal eine Schlacht gewinnen;" welcher Schwank auch so erzählt wird, daß der König selbst, im Augenblicke der Gefahr, den Soldaten zugerufen: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben? aber von einem Grenadier zur Antwort bekommen: „Fritz, für 8 Gr. ist's heute genug!"

Wie verhasst den Inländern der Soldatendienst gewesen, bezeugen die vielen Verordnungen, z. B. wegen Citation der Deserteurs und ausgetretenen Landeskinder, wie auch der Confiskation ihres Vermögens, gegen das Durchhelfen der Deserteurs; selbst die Verordnung gegen die Verstümmelung des Daumens, um sich von dem verhassten Dienste los zu machen, konnte in so nagendem Verhältnisse nicht helfen. Andere glaubten sich zu erlösen, indem sie sich für Schinder- und Scharfrichterknechte ausgaben: aber auch diese erdichtete Infamie schützte im baierschen Erbfolgekriege vor der gezwungenen Aufnahme in die Freikorps' nicht.

Doppelt merkwürdig ist es: daß die andern Staaten in den preußischen Militärstrafen die Quelle der Ehre des siebenjährigen Krieges suchten; Frankreich nahm sie, ganz in der Nähe einer neuen Zeit, bei sich auf: aber, verschiedene Unteroffiziere ließen sich lieber degradiren, ehe sie das Geschäft des Büttels übernommen hätten, und in Lille vergossen Grenadiere eines Regiments von vier Bataillonen Thränen der Wuth über die neue Einrichtung, der Herzog von Vauguyon, ihr Oberst, weinte mit; ja, ein anderer französischer Offizier, welcher befehligt war, einem Soldaten 25 Hiebe zu geben, stieß sich, nach dem 24. den Degen selbst in den Leib.

In unserer Armee ist der nachherige Kriegesminister v. Boyen der erste gewesen, welcher 1799, als Hauptmann in dem Regiment Prinz Georg von Hohenlohe-Ingelfingen, in den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie" es ausgesprochen: daß keine öffentlich entehrende Strafe den Stand des Kriegers entweihen solle; und Fürst Blücher v. Walstatt duldete es schon seit 1794 bei seinem Regimente nicht, daß ein Unteroffizier einen Stock führte, aus Besorgniß: der Hu-

sar könnte doch einmal dadurch getroffen werden; viele Offiziere aber glaubten, wie viele Lehrer, als Pestalozzi aus der Schule den Stock verwies, daß alle Disziplin am Boden liege und daß ohne den Haselstock keine Ordnung weiter zu erhalten sei. Darum währte es bis 1808, daß Scharnhorst durch seine Gedanken zur Bildung einer Armee, aus lauter Landeskindern" und Gneisenau durch seine „Freiheit der Rücken" die neuen Kriegsartikel einleiten konnten.

Vor dem Feinde hat es Friedrich wohl verstanden, die Soldaten, z. B. bei Liegnitz das Regiment Bernburg, durch die Ehre zum glühendsten Enthusiasmus zu erheben.

III. Die bürgerliche Verwaltung.

Der von Kurfürst Joachim Friedrich, den 5. Januar 1605 gestiftete wirkliche Geheime Staatsrath in Berlin bestand zu Friedrich's Zeit aus den vier Departements: des Krieges, der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, Domänen und Polizei, und der Justiz. Sie vereinigten in sich die Verwaltung aller Landestheile; so jedoch, daß jede Provinz ihre besondere Verfassung hatte.

Der dirigirende Minister von Schlesien versah die Finanzen, Domänen und die Polizei jener Landschaft für sich, sowie der Oberpräsident v. Domhardt Westpreußen unmittelbar unter den Augen des Königs verwaltete, der auch den ganzen Staatsrath, weniger doch persönlich, als durch Kabinetsbescheide leitete, zu welchen aber, in der Regel, erst das Gutachten des Departements erfordert wurde.

Die Provinzialbehörden des Staatsraths waren die Krieges- und Domänenkammern, welche von dem Generaldirektorium abhingen, und die Regierungen (oder Landesjustizkollegia), welche unter dem Großkanzler standen.

Die auswärtigen Angelegenheiten und das Kriegesdepartement konnten, ihrer Natur nach, nicht provinzenweise verwaltet werden; auch hat der König niemals einen eigentlichen Kriegesminister gehabt. Das Kabinetsministerium aber, wie das Departement der auswärtigen Angelegenheiten seit Friedrichs Zeiten gewöhnlich hieß, sonderte er noch schärfer von den übrigen Ministerien ab; denn er ließ nur solche politische Gegenstände in den Staatsrath gelangen, welche auf die Landesverwaltung näheren Bezug hatten.

In alten Zeiten verwalteten die Rentkammern bloß das herrschaftliche Vermögen; als aber die Steuern (für das Militär) nicht mehr

24*

jährlich von den Ständen bewilligt wurden, so besorgten die Rentkammern auch diese. Der große Kurfürst bildete dann die Verwaltung bedeutend weiter aus, als die Armee und die Akzise in den Provinzen die **Kriegeskommissariate** veranlassten, welche von dem **Generalkommissariate** in Berlin abhingen, während die **Amts- und Finanzkammern** die Einkünfte von den Aemtern und die Einkünfte für den Ziviletat verwalteten und unter der **Geheimen-Hoffkammer** in Berlin standen, welche seit 1714 das **Generalfinanzdirektorium** hieß. Endlich errichtete Friedrich 3. 1699, um die Domänen ergiebiger zu machen, das **Domänendirektorium**. Damit waren alle Keime zu der Verwaltung eines Staats gegeben, welcher auf Oekonomie und stehendem Heere ruhen sollte. Weil aber das Generalkommissariat und das Generalfinanzdirektorium über ihren Geschäftskreis in ewiger Fehde lebten; so vereinigte K. Friedrich Wilhelm 1. beide durch die Instrukzion, welche er auf dem Jagdschlosse Schönebeck den 20. Dez. 1722 vollzogen, zu einem **General-Ober-Finanz- Krieges- und Domänen-Direktorium**, welches **General-Direktorium** der Minister v. **Ilgen**, nach der Ordre vom 16. Januar 1723, den 19. Januar in's Leben führte, und welchem Friedrich 2. den 20 Mai 1748 eine neue Instruction gab.

Unter den Provinzialbehörden wirkten in den Kreisen, als Organe der Regierungen die Untergerichte; als Organe der Kammern die Krieges- und Steuerräthe in den Städten, die Landräthe auf dem platten Lande.

Die steuerräthlichen Inspekzionen und die landräthlichen Kreise findet man in Büschings und in Leonhardi's Geographien verzeichnet. Friedrich hat nur Weniges an der alten Eintheilung des Landes geändert: sowie er nämlich bei der Erwerbung von Westpreußen das Ermland an Ostpreußen gegen den marienwerderschen Kreis vertauscht, so ordnete er durch die K.-O. vom 18. Sept. 1772 den westlichen Theil des **Zaucheschen Kreises** (78 mittelmärkische Oerter) unter dem Namen des **Ziesarschen Kreises** unter die Verwaltung der Magdeburgischen Landeskollegien, wofür er 38 Oerter des **Luckenwaldischen** (ehemaligen **Jüterbockschen**) Kreises zur Mittelmark legte. — Lauenburg und Bütow wurden im Kammerwesen zu Hinterpommern, im Justizwesen zu Westpreußen gerechnet. — Die Herrschaft Derenburg gehörte im staatsrechtlichen Sinne zur Kurmark; verwaltet aber wurde sie von den halberstädtischen Kollegien.

Die Landräthe waren nicht, wie jetzt, königliche und besoldete Beamte, sondern sie wurden von den Rittergutsbesitzern aus ihrer Mitte gewählt und von dem Könige bestätigt. Sie bildeten eine Art von Land-

stand, indem sie, in der Regel viermal jährlich, alle Edelleute, Gutsbesitzer und Städteabgeordnete zusammen beriefen, um das Beste des Kreises zu berathen.

Die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt führte mit Kraft der König unumschränkt; denn eine geschriebene Verfassung, ein Reichsgrundgesetz, wie eine Staatsreligion, an welche der Landesherr wäre gebunden gewesen, hat Brandenburg-Preußen nie gehabt. Aber in Rücksicht auf die richterliche Gewalt haben die Kurfürsten und die Könige aus dem hohenzollerschen Hause von selbst sich darauf beschränkt: Verurtheilte zu begnadigen und neue Gesetze zu bestätigen. Die Gleichheit vor dem Gesetze aber war, wie noch jetzt, so groß, daß Friedrich seine Prozesse mit Privatpersonen den gewöhnlichen Gerichtshöfen zur Entscheidung überließ: er verlor sie in der Regel und er selbst hatte den Grundsatz aufgestellt, daß in zweifelhaften Fällen die Vermuthung gegen den Fiskus zu entscheiden habe. Des Generalfiskals Amt bestand darin, „daß er auf die Aufrechthaltung Sr. K. M. höchsten Autorität, Gerechtsame und Regalien sowohl, als auf die Landesgesetze, Constitutionen, Reglements, Edikten, Patente, und alle andere Ordres und Verordnungen ein wachsames Auge habe." In Schlesien waren zwei Generalfiskäle; alle übrige Länder und Provinzen hatten nur Einen, in Berlin.

Von den Haupteinnahmequellen ist oben die Rede gewesen, namentlich von den Zöllen und von der Akzise, welche die Städte, neben dem Naturalquartier der Truppen oder dessen Geldwerth, dem Servis, trugen; das platte Land leistete die Kontribuzion oder Grundsteuer neben dem Vorspann, der Fouragelieferung und der Kavalleriegrasung. Jedes Dorf hatte seinen Steueranschlag, nach welchem der Schulze die immer feststehende Kontribuzion erhob, und, wie der Grundherr die seinige, an dem bestimmten Tage, in die, unter der Aufsicht des Landraths stehende Kasse des Kreissteuereinnehmers brachte, welcher die Steuer vom ganzen Kreise am Ende des Monats an die Obersteuerkasse seines Kammerdepartements schickte, die zur Verpflegung der Armee diente und daher auch Kriegeskasse hießen.

Der Adel entrichtete bloß das Lehnpferdegeld; aber, er trug zum Theil eine sehr kostspielige indirekte Steuer, indem die angesessenen Offiziere, nach dem Prinzip des Königs, in einer entfernten Provinz in Garnison standen und ihre Güter fremder Wirthschaft überlassen mussten, während die Söhne anderer Rittergutsbesitzer in den Subalterngraden oft bedeutende Zuschüsse von Hause zogen.

Das Lehnpferdegeld kam allmählig auf, als der mittelalterliche Naturalroßdienst den Vasallen lästig wurde und die Landesherren stehende

Heere hielten: der brandenburgische Adel bewilligte zuerst 1550 für jedes Ritterpferd 20 Gulden; der große Kurfürst aber stellte es seinen Edelleuten, 1663, frei, statt eines ganzen Dienstpferdes (ein Viertelpferd hieß eine Klaue oder ein Huf) zu dem Türkenkriege 40 Thaler zu zahlen; endlich 1717 wurde der Feudalnexus zwischen Lehns-Herrn und Vasallen im Preußischen ganz aufgehoben, wodurch der König alle adlige Lehngüter, gegen einen jährlichen Allodifikazions-Kanon, für Allodial- oder Erbgüter erklärte. Seitdem entrichteten die Rittergutsbesitzer für die ehemalige Lehnspflicht ein sogenanntes Lehnpferdegeld, d. h. sie zahlten jährlich für jedes sonst vom Gute gestellte Ritterpferd, z. B. in der Kurmark 40 Thaler, in den neumärkischen Kreisen Schievelbein und Dramburg 20 Thaler, in Hinterpommern gaben einige allodifizirte Güter den höheren Kanon von 26 Thalern 16 Gr., andere den geminderten von 17 Thalern 9 Gr. 7 Pf., noch andere zwischen beiden Sätzen.

Des Bauern erste Rechtsstufe oder Instanz war, auf den königlichen Aemtern der Justizamtmann; auf den Rittergütern herrschte die alte Patrimonialgerichtsbarkeit: aber der Bauer konnte sich von ihr an die höheren Gerichtshöfe wenden und seit v. Carmer's Rechtsverbesserung waren die Justiziarien bei den Patrimonialgerichten durch den Justizchef bestellt und beaufsichtigt. In den Städten waren die Stadtgerichte die erste Instanz, von welchen die Bürger ebenfalls an die Regierung der Provinz appelliren konnten.

Die Krieges- und Domänenkammern hatten es eigentlich nur mit den Finanzen zu thun; sie zogen aber allmählig soviel Polizeiliches in ihren Kreis, daß sie endlich Polizei- und Finanzkollegia waren und daher 1808 mit Recht den Namen Regierungen bekamen, den bisdahin die Landesjustizkollegia, von dem vielen Nebenwerk geführt hatten, welches sie (vor der allgemeinen Theilung der Geschäfte, wie der Gewerbe) außer dem Rechtswesen noch mitbesorgten. Beide, Kammern und Regierungen, waren Anfangs über ihre Verwaltungssphäre, durch das Umsichgreifen der Kammern, zwiespaltig, bis Friedrich 1747 bestimmte, „welche Prozesse eigentlich vor die Regierungen, und welche vor die Kammern" gehörten.

So war der preußische Staat, wie eine große Maschine, künstlich gebaut, in der thätigsten Bewegung; jeder an seinem Platze, von den Oberen gesehen und geleitet. Alle, das Volk, wie die Beamten und das Heer, vom ärmsten Tagelöhner bis zum reichsten Fabrikherrn, vom niedrigsten Schreiber bis zum Minister, vom Knechte bis zum Marschall umfasste des Königs Auge. Gnadenzeichen, Belohnungen überhaupt, auch Pensionen flossen sparsam, im Zivil fast gar nicht; jeder sollte, wie

der Monarch selbst, in seiner Diensttreue glücklich sein. Das ganze preußische Volk aber hätte den gewaltigen Sturm von 1806 nicht ausgehalten und kein Auferstehungsfest gefeiert, ohne die Erziehung des großen Königs und ohne den, unter seinem Vaterauge errungenen nachhaltigen blühenden Wohlstand.

Sechs und vierzig Regierungsjahre eines solchen Königs mussten ja wohl eine, auf Menschenalter hin erkenntliche Spur bilden. Wie hat Friedrich es nicht recht absichtlich und eigentlich seine Sorge sein lassen, das Volk aufzuklären und wie haben nicht auch Künste und Wissenschaften, Gewerbe und Handel, ja selbst der Ruhm des Krieges unendlich dazu mitgewirkt, Sitten, Gebräuche, Tugenden und Gewohnheiten durchaus umzuändern. Freilich fingen mit Friedrich's Thronbesteigung die alten Klagen über Irreligiosität und Untugend, auch über den Verfall aller Nahrung wieder an, wie zu des großen Kurfürsten Zeiten, sich breit zu machen und 1749 schon sprach Dr. Heinius, als Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, bei der feierlichen Prüfung in dieser Anstalt „Ueber die Frechheit und Sittenlosigkeit in dem öffentlichen Betragen." Aber, in derselben Art ist fortgeklagt worden bis zu Friedrich's Nachfolger. Man hat dann von der tugendhaften Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten neue Sittenreinheit gehofft: aber, auch da noch hat ein späterer Amtsnachfolger des guten Heinius, von 1805 an, länger als ein Menschenalter hindurch geklagt „Ueber einige Hindernisse, welche den Erfolg der Erziehung und die vermehrte Wohlfahrt der Staaten aufhalten." Sieht man diesem Jammer, der auf keine Statistik der Moralität gegründet ist, näher auf den Grund; so findet sich, daß überall mit dem erweiterten Gesichtskreise der Fleiß, mit diesem der Wohlstand und mit diesem der Luxus wachse, d. h. der Wunsch, behaglicher sich zu kleiden und zu nähren, gesunder und bequemer zu wohnen und dann auch der Herrschaft des Geistes über den Körper froh zu werden. Daß dabei die Menschen aus den niedrigen Kreisen der Gesellschaft nach oben streben, nach Gründen fragen und dem Autoritätsglauben untreu werden, haben wir in Friedrichs Zeit gesehen; aber, in wie geringem Maaße gegen die Folgen unsrer Gesetzgebung seit 1807! Und wollte ein Kleingläubiger die Gegenwart wieder gegen Friedrich's Tage als das Uebermaß des Verderbens und als den nothwendigen Vorboten des Endes der Welt ansehen; so müssten wir auch ihn, wie den Ankläger der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, einen Blinden nennen, der nur von dem Schatten weiß, aber nicht bedenkt, daß dieser ein unzertrennlicher Trabant des ungleich größeren Lichtkörpers ist und grade am hohen Mittage am kürzesten erscheint. Dennoch wird in jeder Zeit, welche als Frucht einer bedeuten-

den Aussaat dasteht, diese Klage wiedertönen aus dem Munde einzelner Alten und ganzer Stände, welche mit dem Verluste ihrer sogenannten goldenen Zeit die ganze Menschheit untergehen sehen. Auch hat der große König selber anders in jüngern, anders in alten Tagen die Welt gerichtet. Bald nachdem er den Thron bestiegen, schrieb er an Voltaire: „Das Jahrhundert, in welchem wir leben, zeigt uns Beispiele von Ehrgeiz, von Muth rc.; aber ich wage zu seiner Ehre es zu sagen, daß man jetzt keine von denen barbarischen und grausamen Handlungen sieht, welche man den vorhergehenden Jahrhunderten vorwirft, weniger Schelmstreiche, weniger Fanatismus; — mehr Menschlichkeit und feine Sitten." Als Friedrich alt wurde, sagte er, als Lobredner der Vergangenheit: „Die Berliner taugen nichts!" — wollte er die Ehescheidungen durch strengere Ordnungen hindern, rief er die Geistlichen und Lehrer zu regerem Eifer für die Sittenlehre auf. Und doch stehen wir eben nur auf den Schultern unserer, in Friedrichs Zeit gebildeten Väter und verarbeiten die Thaten der letzten großen Zeit, wie die alten Brandenburger den Ruhm von Fehrbellin, und die alten Preußen den Ruhm von Leuthen verarbeitet haben zu neuen Ernten.

Neuntes Buch.

Friedrich's Schriftwerke.

Der große König hatte über eine Gesammtsausgabe seiner Werke nichts verfügt, aber er hatte die Handschriften derselben zum Theil so sorgsam gefeilt, zum Theil so weise geborgen, daß ein gewissenhafter und dem wichtigen Geschäfte gewachsener Verein die Ordnung und den Druck dieses seltenen literarischen Nachlasses bequem hätte veranstalten können.

Nicht alle noch ungedruckte Werke des Königs waren Staatseigenthum; denn die großen geschichtlichen Denkmäler zur Verherrlichung der preußischen Armee, viele Gedichte, Briefe sammt Antworten, politische und philosophische Abhandlungen lagen wohl in den Schlössern von Potsdam und Sans-Souci zur Verfügung des Thronfolgers; aber Friedrich hatte große Massen seiner andern Geistesarbeiten in guter Absicht verschenkt, namentlich auch an seine literarischen Sekretäre Darget und

Villaume. Es kam also, wenn eine ächte und vollständige Ausgabe von Friedrichs Werken besorgt werden sollte, zunächst darauf an, alle Handschriften zu sammeln und zum Drucke würdig vorzubereiten.

In der That erinnerte der neue König sich schon in dem ersten Monate seiner Regierung dieser wichtigen Angelegenheit, indem er die dem Sekr. Villaume gehörigen Handschriften für 12,000 Thaler erkaufte und, sammt den übrigen, dem Geheimenrath v. Wöllner schenkte, der die gesammten Manuskripte dann an die Buchhändler Voß und Decker in Berlin verkaufte und den französischen Prediger de Moulines zum „Revisor und Herausgeber der Hinterlassenen Werke des Königs" machte. In dem Prospekt, welchen die genannten Buchhändler, den 1. März 1787, dem Publikum überreichten, sagen sie, Seite 3 ausdrücklich: „Um das Publikum zu überzeugen, daß man von diesen Manuskripten nichts Wesentliches vernichten werde, sind wir ermächtigt zu erklären, daß sie, sobald der Druck beendigt ist, gebunden und auf der königlichen Bibliothek niedergelegt werden sollen, wo es einem Jeden erlaubt sein wird, sie einzusehen. Der verehrungswürdige Herr Minister Graf v. Hertzberg, welcher bei der Revision der Werke präsidirt hat, und welcher schon in seinem Historischen Mémoire vom 25. Januar 1787 gesagt hat, daß diese herrlichen Werke ohne alle wesentliche Aenderung oder Abkürzung gedruckt werden sollen; erlaubt uns, das Publikum in seinem Namen dessen zu versichern."

Es schien freilich seltsam genug, daß Wöllner, welcher von Friedrich die bittersten Kränkungen erduldet und welcher durch sein Religionsedikt und durch sein geschärftes Zensuredikt die liberalen Ideen des großen Königs erdrücken wollte, die gebildete Welt mit den Werken des Philosophen von Sans-Souci zu beschenken gedachte. Doch konnte man sich wieder zufrieden geben, da de Moulines, aus seinen literarischen Verbindungen mit dem Könige bekannt war und da ein bewährter Staatsminister desselben seinen Ehrennamen zum Pfande gab.

So erschien denn die ersehnte offizielle Ausgabe der Werke des Königs in drei Haupttheilen:

1) Oeuvres Posthumes de Fréderic II., Roi de Prusse. A Berlin, chez Vofs et Fils et Decker et Fils 1788. 15 Volumes. gr. 8.

2) Oeuvres de Fréderic II., Roi de Prusse. Publiées du vivant de l'Auteur. A Berlin, chez Vofs et Fils, et Decker et Fils 1789. 4 Volumes. gr. 8.

3) Supplément aux Oeuvres Posthumes de Fréderic II., Roi de Prusse. Pour servir de suite à l'édition de

Berlin. Contenant plusieurs Pièces qu'on attribue à cet illustre Auteur. Cologne (Berlin chez Voss et Decker) 1789. 6 Voll. gr. 8.

Dieses Supplément ist zum Theil ein Nachdruck der „Oeuvres Posthumes de Fréderic le Grand," welche (ohne Anzeige des Druckorts und Verlegers, aber) in Basel bei Thurneisen, 1785 in 5 Bänden erschienen waren und welche Handschriften aus Voltaire's und aus Darget's Nachlasse benutzt hatten, sodaß diese Baseler Ausgabe, wo sie der Berliner mit Recht zum Grunde liegt, als eine urkundliche angesehen und benutzt werden muß.

Diese, unter öffentlichem Ansehn veranstaltete Berliner Ausgabe der Werke des Königs ist, abgesehen von ihrer typographischen Beschaffenheit,

1) höchst unvollständig, da sie, außer manchem Andern (z. B. die in den Oeuvres posthumes T. 11. p. 33. und T. 14 p. 76. erwähnte „Dissertation à la louange de la paresse" aus dem Jahre 1768) auch einen höchst karakteristischen Theil des Briefwechsels, namentlich mit seiner ganzen Familie und mit andern wichtigen Personen vermissen läßt;

2) auch verstümmelt ist sie, namentlich in den historischen Werken um ein Großes, was man Anfangs, ehe jemand Druck und Handschrift verglichen hatte, aus den offenbaren Lücken und ungeschickten Zusammenfügungen bloß errieth, da die öffentlich zugesagte Ausstellung der Handschriften in Vergessenheit gerathen war.

3) Was absichtlich sonst noch unterdrückt worden, ergiebt theilweise die Vergleichung mit dem bekannt gewordenen Verzeichnisse Dessen, was Villaume verkauft.

4) Aus Unkunde der Herausgeber fehlen a) die drei Elogen auf v. Keyserlingk, auf Duhan und v. Borcke, welche man in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences et belles Lettres. Année 1746 et Année 1747 findet; b) die Réflexions sur quelques changements à introduire dans la façon de faire la guerre aux Autrichiens, eine der vorzüglichsten Schriften des Königs, welche schon 1767 in der Tactique et manoeuvres des Prussiens, Oeuvre posthume par Mr. L. D. de G*** (de Gisors) und 1788 in (Büttner's) Mémoires du Baron de la Motte Fouqué T. 1. p. 45-71, auch im 5. Bande der Baseler Ausgabe der Oeuvres Posthumes abgedruckt war; c) von einem fehlenden Dialogue des morts und von andern fehlenden Stücken wird weiter unten die Rede sein.

5) Eben so haben die Berliner Herausgeber aus dem 4. Bande der baseler Ausgabe die dem Könige gar nicht angehörenden Pensées sur

la Religion, in das Supplément aux Oeuvres Posthumes T. 2. p. 1-170, und T. 6. p. 129 der Oeuvres Posthumes den (Voltaire'schen) Dialogue entre Marc Aurèle et un Recollet aufgenommen. In gleicher Art hat der Graf v. Hertzberg in den Oeuvres Posthumes T. 5 p. 335-354 seine eigenen diplomatischen Arbeiten gegeben, T. 6. p. 55. 56. auch einen seiner Briefe; dagegen findet man in desselben Grafen Recueil etc. T. 2. p. 364 des Königs Projet de la ligue, welchen man in des Königs Werken vergeblich sucht; wie das auch mit Friedrich's ursprünglichem Avant-propos zur Histoire de mon temps vom Jahre 1745 der Fall ist, welchen man (neben dem v. 1775) allein in Hertzberg's Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. Berlin 1787 findet.

6) T. 4. und 5. des Supplément enthalten den Extrait du Dictionnaire historique et critique de Bayle und T. 6. den Abrégé de l'Histoire ecclesiastique de Fleury; aber man begreift eben so wenig, wie diese drei Bände zu des Königs Werken gerechnet werden konnten, als, wie man Friedrichs Extrait tiré des Commentaires du Chevalier Folard sur l'histoire de Polybe und die, zu seinem und zu seiner Freunde Gebrauche, von ihm 1777 in Druck besorgte Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu auslassen durfte, wenn man jene aufnahm.

7) Der Anti-Machiavel ist im 2. Bande der Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur nach der vom Könige durchaus verworfenen verstümmelten Voltaireschen Ausgabe wiedergegeben; Friedrichs eigene saubere Handschrift dagegen hat Moulines an einen Privatmann verschenkt, der dieselbe, wahrscheinlich an verschiedene Personen wiederum verschenkt hat, sodaß diese kostbaren Papiere nun zum Theil verloren sind.

8) Von den vielen militärischen Instrukzionen ist in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 3. p. 239-382 nur die eine „Instruction du Roi de Prusse pour ses Généraux," welche, wie die Note S. 239. selbst besagt, vom Könige deutsch diktirt worden, nach der französischen Uebersetzung des sächsischen Oberstlieutenant Faesch abgedruckt worden.

9) Das Manuskript, in welchem des Königs Poesien enthalten sind, bestehet aus drei Bänden, die sehr viele Korrekturen von des Verfassers eigener Hand haben. Moulines gab alle drei Pakete, ohne sie zu öffnen, in die Druckerei und überließ die Redaktion den Setzern, welche aber zufällig den letzten Band zuerst vornahmen und dann die beiden andern folgen ließen. Will man nun die Ordnung wiederfinden, in welcher Frie-

drich selbst seine Gedichte der Zeit nach gesammelt hat, so muß man in den Oeuvres Posth. T. 7. p. 105 anfangen und bis T. 8. p 136 fortgehn, dann aber wieder zu T. 7 p. 3-104 zurückkehren.

10) Daß der so beschaffenen Berliner Ausgabe irgend ein Prinzip der Ordnung zum Grunde liegen könne, wird man nun nicht mehr glauben; aber, sich einen genügenden Begriff von der gränzenlosen Willkür zu machen, welche bei dem Abdrucke vorgewaltet, das hält schwer. Wir heben nur Einzelnes aus:

1. Von den beiden gleichzeitigen Gedichten des Königs aus dem Feldzuge 1734 steht das eine in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 3. p. 517, das andere T. 4. p. 310, beide an der unrechten Stelle.

2. T. 6. der Oeuvres Posthumes enthält erstens zwei politische Abhandlungen, aus dem Jahre 1736 die eine, aus dem Jahre 1777 die andere; dann 3 Dialogen, und zwar zwei ächte und statt des dritten ächten eine fremde Arbeit; ferner das Examen critique du Systeme de la Nature, hinter welchem man den Essai sur les Préjugés (welcher sich aber in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 2. p. 295 findet) erwarten sollte, statt dessen aber auf den Avant-Propos sur la Henriade stößt, auf welchen die Abhandlung Sur l'Innocence des erreurs de l'esprit folgt und die poetischen Episteln an Jordan den Schluß machen: sodaß dieser einzige Band, abgesehen von dem unterdrückten und von dem unächten Dialog, das entsetzlichste Gemischgemasch von ästhetischem, poetischem, philosophischem, allen Zeiten entlehntem Stoffe darstellt. Auch gehört der bei Weitem bedeutendste Inhalt dieses Bandes gar nicht in die Oeuvres Posthumes, sondern in die Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur, wenn einmal diese, ganz verwerfliche Abtheilung angenommen wurde.

3. Eine Hauptkonfusion herrscht in dem Briefwechsel des Königs: a) die prosaischen Briefe an Jordan, welche von den poetischen gar nicht zu trennen sind, stehen im 8. Bande der Oeuvres Posthumes, die rein poetischen und die mit Prosa durchwebten poetischen stehn im 6. und die Antworten von Jordan im 12; b) eben so sind Briefe an Voltaire, oder Fragmente davon, der darin befindlichen Verse wegen, aus der T. 8., 9., 10. abgedruckten Korrespondenz nach T. 7. p. 250-297 an die unrechte Stelle gesetzt und mit ähnlichen, an d'Argens und d'Alembert gerichteten Poesien untermengt; c) Friedrich's Briefe an d'Alembert stehen Oeuvres Posth. T. 11., 12; hinter den mit Jahreszahl und Datum versehenen, folgt eine Anzahl sonder Zeitbestimmung, bunt durch einander, ohne daß man sich die kleine Mühe genommen hätte, durch Vergleichung

mit den, T. 14. 15. und Supplément T. 3. p. 81 - 108 abgedruckten Antworten, jeden an seinen Ort zu bringen; d) am Unglücklichsten ist es der Korrespondenz mit Voltaire ergangen: Friedrich's Briefe stehen T. 8., 9., 10 der Oeuvres Posth. sehr lückenvoll und in dem Supplément T. 2. findet sich eine, aus der Baseler Ausgabe entlehnte Ergänzung; Voltaire's Antworten aber, welche die Baseler Ausgabe hat, sucht man in den 25 Berliner Bänden, denen bei aller Unordnung, auch noch die Hülfe eines Registers abgeht, vergebens. Bei Friedrichs Korrespondenz mit Voltaire ist also die Baseler Ausgabe als ergänzendes Original neben der Berliner nöthig. Verschiedene Briefe sind jedoch in dieser besser, z. B. T. 9. p. 116. 120 etc., als in jener; einige sind allein der Berliner eigen, z. B. T. 9. p. 126 u. a. Die Baseler hat den Brief T. 3. p. 48. noch einmal p. 393. Beide Ausgaben erlauben sich Auslassungen: die Baseler unterdrücken (T. 3. p. 275. 277.) was den Herzog von Württemberg betrifft, die Berliner streichen harte Namen und Ausdrücke gegen die Kirche; auch die Namen des Herzogs von Richelieu, des Abbé de l'Isle T. 10. p. 63. 83.; den Grafen Brühl deuten die Berliner meist nur durch ein paar Sternchen an; oft differirt das Datum in beiden Ausgaben, oder es fehlt ganz.

11) Endlich gehen durch alle 25 Bände die sinnentstellendsten Druckfehler und Verdrehungen der Orts- und der Personen-Namen. Die zahllosen Druckfehler mag der ruchlose Korrektor verantworten; die vielen andern Unebenheiten der Art finden sich gewiß in den Originalhandschriften selbst, da der König in solchen Stücken Manches dem Sekretär gut zu machen überließ. Auch scheinen die Herausgeber das gefühlt und zu verbessern gesucht zu haben; denn in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 1. p. 326 z. B. liest man den Namen des Obersten, welcher in der Schlacht bei Warschau ein Infanterie-Regiment befehligte, ganz richtig v. Dobeneck, welcher von Friedrich in der stattlichen Quartausgabe der Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandebourg vom Jahre 1767 T. 2. p. 185. in Taubenkehr verdrehet ist. So hätte die ganze Handschrift vor dem Drucke durchkorrigirt werden müssen; dazu fehlte es den Berliner Herausgebern aber an Fleiß oder an Geschick, wie wir das nur durch Weniges andeuten wollen: Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 1. p. 288 nennt der König das bekannte sächsische Lustlager vom Jahre 1730, das Lager bei Radeberg, was Radewitz heißen soll; T. 4 p. 181. steht Chazot, p. 256. Chasot; Oeuvres Posth. T. 1. p. 45. heißt der letzte Mediceer in Toscana (Johann Gasto) irrig Cosmus; p. 77. heißt derselbe Kurfürst von Mainz Elz und T. 2. p 35. Schönborn; T. 1. p. 82. giebt Friedrich dem

1. Könige von Sardinien (Victor Amadeus) den Namen des 2. (Karl Emanuel), diesem den des ersten; p. 88 werden der Stadt Konstantinopel 2 Millionen Einw. gegeben; p. 125 muß der Todestag Karls 6. der 20., nicht der 26. Oktober sein; p. 130 wird der österreichische Legazionssekretär v. Demerad Monsieur Damrath genannt; p. 135. Friedrich kam nicht den 21., sondern den 15. Dez. 1740 nach Krossen; T. 2 p. 76 sagt eine Note, daß die Vermählung der Prinzeß Ulrike im „August" 1744 gefeiert worden; es geschah aber (nach der [Haudeschen] Berliner Zeitung von 1744 Nr. 71. ff) den 17. Juli; T. 5. p. 286. steht Ludwig 15. beim Jahre 1778 statt Ludwigs 16.; T. 7. p. 215. muß nicht Au Sieur Gellert, sondern Gottsched gelesen werden; Johannes v. Müller wird T. 11. p. 296. Mayer und T. 15. p. 173. Mayers genannt, da doch T. 15. p. 169. ganz richtig Müller steht; T. 12. p. 28. wird der französische Gesandte Graf d'Esterno falsch Estorno, T. 15 p. 219. d'Eterno geschrieben; T. 12. p. 129. 130. 167. müssen die Briefunterschriften nicht Berlin, sondern Breslau heißen, und T. 12. p. 165. Hyndford statt Hinfort gelesen werden; T. 15. p. 46. steht, daß d'Alembert 1756 in Wesel bei dem Könige gewesen, es war aber 1755; T. 15. p. 233. wird der französische Legazionssekretär Chevalier de Gaussen fälschlich de Gosseins genannt. — Im Supplément T. 2. p. 240 wird der englische Kupferstecher Pine (s. oben Bd. 1. S. 32.) Pinne geschrieben.

Kleinere historische Thatsachen aus des Königs Leben auf diesen Berliner Druck zu begründen, ist ganz unstatthaft, weil, wie im Großen, so auch im Kleinen die Treue fehlt. Im Supplément T. 2. p. 178. z. B. ist der Brief an Voltaire vom 8. Aug. 1736 „Fédéric" unterschrieben; da Friedrich doch erst seit Ende Mai 1737 sich Federic, allemal ohne Akzent unterzeichnet.

Was außer der Berliner und der Baseler Ausgabe von den Werken des Königs noch als Sammlung derselben vorkommt, ist Nachdruck. Indeß hat ein solcher sich eine Art von Ruf erworben, nämlich die sogenannte Amsterdamer Ausgabe, welche unter folgendem Titel erschienen ist:

Oeuvres primitives de Frédéric II. Roi de Prusse, ou Collection des ouvrages qu'il publia pendant son regne. Amsterdam 1790. 4 Voll. gr. 8. und

Oeuvres posthumes de Frédéric II. Roi de Prusse. Amsterdam 1789. 19 Voll. gr. 8.

Beide Abtheilungen dieser Ausgabe laufen auch unter dem Druckorte „A Potsdam, Aux dépens des Associés 1803" um.

Es ist dieser Amsterdamer (Potsdamer) Nachdruck deshalb beliebt, weil er geordneter ist, als die Berliner Ausgabe und weil den Briefen gleich die Antworten, auch die Voltaireschen beigefügt sind.

Von deutschen Uebersetzungen der Werke des Königs ist folgende die beste:

Friedrich des Zweiten, K. v. Pr., hinterlassene Werke. Neue viel vermehrte und verb. Aufl. Berlin bei Voß und Decker 1789. 15 Bände. gr. 8. 15 Thaler, herabges. Pr. 8 Thaler.

Supplement zu der ersten Ausgabe der hinterlassenen Werke. Cölln (Berlin bei Voß und Decker) 1789. 4 Bde. gr. 8. 5 Thaler; herabgesetzter Preis $2\frac{1}{2}$ Thaler.

Friedrichs des Zweiten bei seinen Lebzeiten gedruckte Werke. 4 Bände; nebst einem Anhange, oder 5. Bande. 6 Thaler 8 Gr.; herabges. Pr. 5 Thaler.

Das sind die Gesammtausgaben von Friedrich's Werken; wo die einzelnen Schriften selbst zu finden, wird der folgende Nachweis darthun.

I. Die Briefe.

1) Friedrich's Briefe an seinen Vater, zwischen 1733 und 1740 geschrieben, findet man in (Küsters) Offizierlesebuch. Berlin 1796. Theil 4. S. 95-134 und Theil 5. S. 1-39; auch in Fr. Förster's Friedrich's des Gr. Jugendjahre, Bildung und Geist. Berlin 1823. S. 175-228; doch gehört der Brief vom 17. Juli 1731 dieser Försterschen Sammlung nicht dem damaligen Kronprinzen zu, der um diese Zeit noch in Küstrin war, auch nie in so frömmelndem Tone geschrieben, sondern wahrscheinlich dem Markgrafen Friedrich von Baireuth, welcher sich eben in Berlin aufhielt; s. Clef du Cabinet. T. 55. p. 137; — Mémoires de la Margrave de Bareith. T. 1 p. 320-323.

2) Çorrespondance de Fréderic II. avant et après son avènement au thrône avec Mr. Duhan de Jandun (zwischen 1727 und 1745 geschrieben und von Formey herausgegeben). A Berlin, chez Voſs, 1791. 132 S. 8.

3) Lettres inédites ou Correspondance de Fréderic II. Roi de Prusse avec Mr. et Madame de Camas. A Berlin 1802. 136 S. 8. (Herausgeber Buchhändler Umlang, Vorredner Erman). Die 41 Briefe an den Obersten v. Camas gehen von 1734 bis 1740; die 11 an die

Frau v. Camas von 1744 bis 1763; zehn von diesen letztern hat auch das Supplément T. 3. p. 49-61.

4) Correspondance familière et amicale de Fréderic II. Roi de Prusse avec Suhm. A Berlin 1787. 2 Voll. Herausgegeben vom Prof. Duvrier in Dessau, der eine Enkelinn von Suhm zur Frau hatte. Deutsch von Sander. Leipzig 1787. 105 Briefe, vom März 1736 bis November 1740.

5) Friedrich's Briefwechsel mit Voltaire (s. oben Bd. 2. S. 381.) geht vom 8. August 1736 bis 1. April 1778. Ergänzungen zu der Berliner und zu der Baseler Ausgabe der Oeuvres Posthumes geben 1) Mr. de Voltaire peint par lui-même, ou Lettres de cet écrivain. Lausanne 1769. 264 S. 8.; 2) Magazin encyclopédique ou journal des sciences, des lettres et des arts, par Millin. A Paris 1799. T. 1. Année 5. p. 102 ff. und daraus entnommen in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie. Berlin bei Unger 1799. Bd. 3. S. 321; 3) Supplément au Recueil des Lettres de Mr. de Voltaire. Paris 1808. T. 1. p. 164-179 und p. 203; 4) Lettres inédites de Voltaire à Fréderic le Grand, publiées sur les originaux (p. Boissonade). Paris 1802. 230 S. gr. 8. 76 Briefe von 1746-1753, p. 1-204; 5) Lettres inédites de Mdme la Marquise Du Châtelet, et Supplément à la Correspondance de Voltaire avec le Roi de Prusse. A Paris, chez Lefebvre, 1818. 285 S. gr. 8.

6) Friedrich's (30) Briefe an die M. du Châtelet, zwischen 1737 und 1744 geschrieben; Oeuvres Posth. T. 10. p. 159-196; die Antworten T. 12. p. 267-312.

7) Friedrich's (139) Briefe an Jordan, zwischen 1739 und 1745. Oeuvres Posth. T. 8. p. 139-220; die Antworten T. 12. p. 91-266.

8) Correspondance de Fréderic II. Roi de Prusse avec le Comte Algarotti. (s. l.) 1799. 255 S. gr. 8. (Herausgegeben vom Dr. Oglievi in Rom); die Briefe sind aus den Jahren 1739-64; vergleiche Mémoires concernant la vie et les écrits du Comte François Algarotti. Traduit de l'Italien (de l'Abbé Michelessi). A Berlin, 1772. p. 133. 134. 127. 128. 132. 136, woraus das Supplément T. 3. p. 26-30 geschöpft hat.

9) Briefwechsel zwischen Rollin und dem Könige von Pr. Französisch und Deutsch. Nebst Rollin's Leben von Dr. Froriep. Gotha 1781. 128 S. 8., 17 Briefe, von 1737-1740.

10) Friedrich's Brief an die Frau v. Rocoulles vom 17. Febr. 1738 in Formey Souvenirs d'un Citoyen T. 1. p. 20; an demselben Orte p. 3 ff. findet man auch

11) Briefe des Königs an Achard, Beausobre, Graf Manteuffel.

12) Briefe von Friedrich an Fontenelle, Manteuffel, Hénault, Gresset, Wolff, Maupertuis, Achard, Beausobre in den Oeuvres Posth. T. 12. 15. und im Supplément aux Oeuvres Posth. T. 3, wo auch S. 38-49 die Briefe an le Catt stehen. — Die Briefe an den Philosophen Wolff findet man am vollständigsten in (Gottscheds) historischer Lobschrift auf denselben.

13) Friedrich's Briefe an den Markgrafen Karl, 1731-1740, in (Küster's) Offizierlesebuch. Theil 4. S. 65.

14) Friedrich's 3 Briefe an den Leibarzt Eller vom 3., 13. und 25. Mai 1740, in Biester's Neuer Berlinischer Monatsschrift. Mai 1801.

15) Correspondance entre Fréderic II. et le Marquis d'Argens, avec les epitres au Marquis. A Königsberg, chez Nicolovius, à Paris chez Fuchs 1798. 2 T. Diese Sammlung geht von 1742-69 und hat 59 Briefe mehr, als die Berliner Oeuvres Posth. T. 10. 13.

16) Briefwechsel mit Darget, 1751-78, in den Baseler Oeuvres Posth. T. 3. und im Supplément aux Oeuvres Posth. T. 2. p. 455-484, die Antworten T. 3. p. 111-158.

17) Die Korrespondenz mit d'Alembert haben die Oeuvres Posth. T. 11. 12. 14. 15. und das Supplément T. 3. p. 81-108 sehr unvollständig. — An d'Alemberts Stelle als Korrespondent des Königs trat Condorcet; die Briefe an denselben findet man Oeuvres Posth. T. 12. p. 71-82 (die Antworten T. 15 p. 261-284); worauf die Briefe an Grimm folgen, dessen Antworten man aber im Supplément. T. 3. p. 159 zu suchen hat.

18) Einige Briefe des Königs an Baron Pöllnitz, besonders aus den Jahren 1744 und 45 hat (de la Veaux) Vie de Fréderic II. R. de Prusse. A Strasbourg 1787. T. 4. p. 212-222.

19) Einige Briefe an den Abt Stusche, zwischen 1745 und 1753, in Frömrich's Geschichte der Cisterzienser-Abtei Kamenz in Schlesien. Glatz 1817. 198 S. 8.

20) Mémoires des Negociations du Marquis de Valori, Ambassadeur de France à la Cour de Berlin (1739-1750 und dann wieder 1759). Accompagnés d'un Recueil de lettres de Fréderic-le-Grand etc. Paris 1820. 2 Voll. gr. 8. Einige 30 Briefe des Königs, diplomatische und vertrauliche; auch 2 Fac Simile.

21) Einige Briefe an Lord Marishal hat d'Alembert's Eloge auf denselben.

22) Der bekannte Brief des Königs an den Herzog Karl von Württemberg, vom 6. Febr. 1744, und die dazugehörigen Regen-

tenlehren haben zuerst Meiners und Spittler in dem Göttingischen Historischen Magazin. Hannover 1787. Bd. 1. Heft 4. S. 683 bekannt gemacht; wieder abgedruckt im Supplément T. 3. p. 31-38.

23) Friedrich's 2. eigenhändige Briefe an seinen geh. Kämmerier Fredersdorf. Herausgeg. von Burchardt. Mit 2 Fac Simile. Leipzig bei Fleischer 1734. 54 S. 8.

24) Friedrich's Briefwechsel mit dem Könige von Polen und Kurf. v. Sachsen, vom 29. August bis 18. Okt. 1756, sowie den mit dem Kurprinzen von Sachsen und mit der Gräfinn Brühl findet man in den Oeuvres diverses du Philosophe de Sans-Sonci. s. l. 1761. T. 3.

25) Friedrich's Briefwechsel mit Richelieu, 1757, findet man im 9. Bande der von Soulavie herausgegebenen Mémoires du Maréchal de Richelieu.

26) Die Frau v. Blumenthal hat in ihrer Lebensbeschreibung Hans Joachims v. Zieten. Berlin, 1805. 3. verb. und verm. Aufl. 2 Bde. gr. 8. aus Zietens Nachlasse alle Briefe des Königs an diesen General von 1742-1786 mitgetheilt.

27) (Büttner) Mémoires du Baron de la Motte Fouqué, Général d'Infanterie Prussienne, dans lesquelles on a inséré la Correspondanc intéressante avec Frédéric II. R. de Pr. Berlin 1788. 2 Voll. 8. Ein Theil dieser Korrespondenz, nämlich bis zur Gefangennehmung des Gen. v. Fouqué ist schon in dem Recueil des lettres de S. M. le Roi de Prusse. A Leipsic 1772 erschienen.

28) Korrespondenz Friedrich's 2. mit dem Gen. v. Wobersnow, in Bezug auf den Feldzug gegen die Russen im J. 1759, 25 Briefe, gedruckt im Militärwochenblatt. Berlin 1826. Nr. 533-537.

29) Friedrich's (19) Briefe an den Gen. v. Seydlitz, aus den Jahren 1759 bis 1773, gedruckt in Gubitz' Gesellschafter. Berlin 1825. Nr. 148-153 und im Militärwochenblatt. 1833. Nr. 894-897.

30) Der Briefwechsel zwischen Friedrich 2. und dem Prinzen August Wilhelm, über den unglücklichen Rückzug aus Böhmen 1757, ist u. d. T. „Anekdoten zur Erläuterung der Brandenburgischen Geschichte und des letzteren Krieges" 1769 (ohne Druckort) auf 106 Oktavseiten erschienen. Die Schrift ist selten; aber es sind mehrere französische Uebersetzungen davon vorhanden: a) Lettres secrètes touchant la dernière guerre de main de maitre. Francfort 1771, en 2 Parties. b) Lettres secrètes touchant la dernière guerre, divisées en trois parties. Amsterdam 1772 (Der 1. Theil enthält den Bericht des Pr. v. Pr. über seine Operazion im J. 1757 und seine Kor-

respondenz mit dem Könige; die beiden andern die militärischen Briefe des Königs an Fouqué aus dem J. 1759); c) Recueil de lettres de Sa M. le R. de Pr. etc. Le tout enrichi de notes par un officier Général au service de la Maison d'Autriche. Lpz. 1772; d) Derselbe Briefwechsel vom 1. bis 17. Juli 1757, ist auch wieder abgedruckt u. d. T. Relazion des Pr. v. Pr., aus einer Handschrift der Münchener Centralbibliothek, in des Freih. v. Aretin Beyträge zur Gesch. u. Literatur &c. München 1805. Bd. 5. S. 71-112, und S. 161-175; e) in C. v. Decker's und L. Blesson's Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Berlin bei Mittler 1832. Heft 4. S. 65-104 findet man ebenfalls den Bericht des Prinzen und einen Theil seines Briefwechsels mit dem Könige („unverändert nach dem Original-Manuskripte") in deutscher Sprache. — Die in obigen Schriften mitgetheilten Briefe sollen echt sein und die Originale im Geh. Archive zu Berlin aufbewahrt werden; die stärksten Briefe des Königs aber sollen noch nicht bekannt sein, z. B. einer, worin er seinem Bruder schreibt: er könne nicht 9 Mann kommandiren.

31) Von dem höchst wichtigen Briefwechsel des Königs mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig ist in den Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Berlin bei Reimer 1819. Heft 4 und Heft 6 ein Theil abgedruckt.

32) Friedrich's Briefe an den Minister Gr. v. Finckenstein findet man in Cosmar's und Klaproth's Staatsrath. S. 58 ff. u. S. 426 ff. — Drei andere, über des Min. v. Hertzberg schwere Krankheit im Nov. 1780, findet man in Woltmanns Zeitschrift: Geschichte und Politik. Berlin bei Unger 1801. Bd. 3. S. 382-384.

33) Gesammelte Staatsbriefe Sr. Maj. Friedrich's 2. K. v. Pr. zur Erläuterung der Geschichte unserer Zeit. Frkf. u. Lpz. 1762. 8.

34) Friedrich an die Kaiserinn von Russland, als sie ihm 1768 ihren Entwurf eines neuen russischen Gesetzbuchs übersandt; in Mosers Europ. Völkerrecht. Theil 1. S. 358; eben da, S. 285 findet man

35) Friedrich's Brief an K. Stanislaus Augustus von Polen, als die Konföderirten ihn den 3. Nov. 1771 hatten ermorden wollen.

36) Friedrich an seine Schwester die Herzoginn von Braunschweig, den 8. Okt. 1742, den 12. Mai 1785 und den 10. August 1786 in dem Supplément T. 3. p. 77-80.

Hieher gehören auch unsere fünf Urkundenbücher und die in unsrer größern Lebensgeschichte selbst mitgetheilten und nachgewiesenen Briefe des Königs.

25*

Den Uebergang von den Briefen zur Poesie des Königs bilden seine

1) Lettres au Public. A Berlin, chez Bourdeaux 1753, deren Voltaire in seinen Briefen an Madame Denis, Potsdam, den 15. Okt. 1752 und den 15. März 1753, auch an den Herz. v. Richelieu, den 20. März 1753 gedenkt. Sie stehen in dem Supplément T. 3. p. 209-221 und sind ins Deutsche übersetzt von Lessing (s. Lessings Leben. Berlin 1793. Theil 1. S. 160) u. d. T. Schreiben an das Publikum. Aus d. Fr. Berlin (ohne Namen des Druckers und Verlegers) 16 S. 8.; eben so das 2. und 3. Schreiben. Voltaire behauptet, Friedrich habe diese Briefe geschrieben, um zu zeigen, daß er seiner Hülfe entbehren könne.

2) Erklärung und genaue Beschreibung der Manövres 2c. nebst einem großen Plan. Berlin, bei Voß 1753. 22 S. 4. Von dem Ob.-L. Balbi nach des Königs Angaben verfasst (Nicolai Anekdoten. Heft. 5. S. 3.), um das Publikum durch diese Parodie des Sächsischen Lustlagers bei Radewitz 1730, von der wahren Bedeutung der ersten großen Kriegesübungen bei Spandau, 1753, abzulenken.

3) Die oben Bd. 1. S. 153 mitgetheilte Dichtung von dem Hagelwetter in Potsdam, 1767.

II. Die Gedichte.

Die älteste Ausgabe von des Königs früheren Gedichten führt den Titel:

Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci. Au Donjon du Chateau. Avec Privilège d'Apollon. M. DCCL. 3 Voll. in 4.:

T. 1. enthält bloß das komische Heldengedicht Le Palladion, Poëme grave (s. unser größeres Werk Bd. 1. S. 471 und Urkundenbuch Theil 2. S. 343).

T. 2. enthält auf 246 Quartseiten 1) Préface; 2) (8) Odes; 3) (16) Epîtres.

T. 3. enthält auf 312 Quartseiten 1) (10) Epîtres familières; 2) (19) Pièces Diverses; 3) (11) Lettres en Vers et en Prose (die erste an Jordan von 1743; die übrigen 10 an Voltaire, 1743 bis 1750); 4) (3) Pièces Académiques: Eloge de Jordan, Eloge de Goltze, Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les loix.

Diese Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci (über welche unser größeres Werk Bd. 1. S. 467 umständlicher spricht) war aus der eigenen

Schloßdruckerei des Königs in Berlin (s. Supplément aux Oeuvres posth. T. 3. p. 130), nur in sehr wenigen Abdrücken für die vertrautesten Freunde des Königs, hervorgegangen, geziert mit Vignetten des Kupferstechers Schmidt. Den 1. Band nahm er bald ganz zurück, weil er das Palladium verwarf, welches aber von den Berliner Herausgebern aus dieser Originalausgabe in den 1. Band des Supplément aux Oeuvres posthumes p. 1-184 wieder aufgenommen worden ist, nachdem die Baseler Ausgabe (T. 4. p. 1-184) es in ungenauerer Gestalt zuerst allgemein gemacht. Von den beiden andern Bänden gab Friedrich bald eine neue Auflage, von welcher wir aber nur den 1. Band kennen, nämlich: „Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci. Tome premier. M. DCCLII." 416 Quartseiten; im Aeußern der ersten Ausgabe ganz ähnlich: nur fehlen der neuen Ausgabe auf dem Titel die Zusätze „Au Donjon du Chateau" und „Avec Privilège d'Apollon." Es enthält diese Ausgabe von 1752, bei durchaus verbessertem Texte: 1) die Préface des 2. Theils der Ausgabe von 1750, 2) zwei Oden mehr, als derselbe (nämlich die Au Comte de Bruhl und die A Voltaire); 3) vier Episteln mehr, als derselbe (nämlich die Au Comte Gotter, A Maupertuis, Au Général Brédow, Au Maréchal Keith); auch stehen die Episteln in den beiden Ausgaben nicht in derselben Folge; 4) enthält diese neue Ausgabe L'Art de la Guerre, Poëme en six Chants, welche der früheren Sammlung abgeht, obgleich sie schon 1749 erschienen war; s. unser größeres Werk Bd. 1. S. 467. Anm. 1., wo auch der deutschen Uebersetzungen dieses schönen Gedichtes, auch der (nach der neuen Berlinischen Monatsschrift. 1806. August. Nr. 3.) vom Etatsrath Hegewisch in Biesters Berlinischer Monatsschrift von 1790-91 herrührenden, gedacht ist.

Von diesen, sehr geheim gehaltenen Gedichten des Königs, erschien zu Anfange des Jahres 1760 in Lyon (nicht in Potsdam, wie auf dem Titel steht) der oben (Bd. 1. S. 317) erwähnte Nachdruck u. d. T. „Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci" ein Duodezbändchen mit sehr kleiner Schrift. Da dieser Nachdruck auch alle satirische Ausfälle auf gekrönte Häupter und ihre Diener wiedergab; so ließ er durch den Buchhändler Néaulme in Berlin die Lyoner Ausgabe durch einen Avis du Libraire, welchen Marquis d'Argens eiligst in großer Anzahl nach London und St. Petersburg verbreitete, für eine verstümmelte und unberufene erklären und da Néaulme mit der beabsichtigten, für den Buchhandel bestimmten Ausgabe zögerte; so übertrug d'Argens sie dem Buchhändler Voß in Berlin, bei welchem nun, nach des Verfassers eigener Handschrift die

Poesies diverses. A Berlin, chez Chrétien Fréderic Vofs. MDCCLX. 346 S. 8. erschienen (auch eine Quartausgabe mit den Kupferstichen der beiden ersten Ausgaben); s. Bd. I. S. 468 f. unsers größeren Werks.

Diese Gedichte stehen in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 3. p. 467 bis zu Ende und T. 4.

Die ernsten Gedichte aus der Zeit des siebenjährigen Krieges findet man in den Oeuvres Posthumes der Berliner Ausgabe T. 7 und 8; die scherzhaften Gedichte und die fliegenden Blätter aus derselben Zeit, in dem Supplément aux Oeuvres posth. T. 1 u. 3; — die poetischen Episteln an Marquis d'Argens stehen beisammen im 2. Bande der Correspondance entre Fréderic II. et M. d'Argens, p. 511 ff; die Epitres à Mr. Jordan in den Oeuvres posth. T. 6. p. 220-329.

Die kleinen Gedichte aus der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege hat der 8. Bd. der Oeuvres posth.

Le Poëme sur les Confédérés vom J. 1771 ist wieder abgedruckt im Supplément aux Oeuvres posth. T. 1. p. 185 - 260; die Todtengespräche haben die Berliner Oeuvres posth. T. 6. p. 89 - 138, nämlich zwei ächte und ein unächtes; dagegen fehlt der Dialogue des Morts entre Madame de Pompadour et la Vierge Marie, welcher (nach Oeuvres posth. T. 11. p. 176. 184 und T. 14. p. 235. 239. 249) im J. 1773 gedruckt worden ist.

Andere poetische, zum Theil satirische Erzeugnisse, deren in unserm größeren Werke, Bd. 3. S. 556. 557 gedacht ist, sind im Supplément T. 3 u. T. 1 wieder abgedruckt.

Auch im dramatischen Fache hat sich der König versucht. Von der Tragödie Nisus und Euryalus wissen wir (aus Oeuvres posth. T. 9. p. 47. 57. 58) freilich bloß, daß er sich 1739 damit beschäftigt und daß sie drei Akte haben sollte; dagegen ist seine Ecole du Monde, comédie en trois actes p. Mr. Satyricus, ein Gelegenheitsstück zu Cäsarions Hochzeit dem 30. Nov. 1742, von dem Verfasser zwar als eine werthlose Frucht nie in Druck gegeben, dennoch aber sehr oft (nach den [Haudeschen] Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1750. Nr. 76) auch 1750 aufgeführt worden; die Baseler Oeuvres posthumes haben dieses Stück T. 4. p. 349-427, das Supplément T. 1. p. 367-446.

Die Komödie Tantale en Procès, welche man im Supplément T. 1. p. 319-364 findet, wird dem Hofpoeten des Markgrafen Karl, Mr. Pottier zugeschrieben.

Den Prologue de Comédie welchen Friedrich 1770, der Kurfürstinn von Sachsen zu Ehren, gedichtet, findet man in den Oeuvres

posth. T. 8. p. 93-97; Erwähnung geschieht des Prologs in den Oeuvres posth. T. 11. p. 62, T. 14. p. 95 und T. 10. p. 50, welcher Brief (nach der Baseler Ausgabe) den 25. Nov. 1769 geschrieben ist.

Louis XV. aux champs Elysées, Drame en vers, hat der König im Oktober 1774 geschrieben; s. Oeuvres posth. T. 11. p. 195; gedruckt im Supplément. T. 1. p. 293-315.

In den Jahrbüchern der preußischen Monarchie. Berlin bei Unger. 1800. Bd. 1. S. 251 wird einer poetischen Epistel des Königs an den Mahler Antoine Pesne, als in Jacobi's Taschenbuch stehend gedacht. Wir haben das Gedicht nicht finden können, und bitten deshalb öffentlich um gütigen genaueren Nachweis. Vielleicht weiß auch jemand um die, 1789 von drei Buchhändlern auf einmal angekündigte und nach Zahl und Inhalt bestimmte Sammlung von philosophischen Episteln aus Friedrich's früheren Jahren, die aber nie erschienen ist; s. Jahrbücher der pr. M. a. a. O. S. 252.

III. Die Elogen.

Die 3 Elogen auf Keyserlingk, vom J. 1745, auf Duhan, vom J. 1746, und auf Jordan, welche letztere den 24. Januar 1746 in der Akademie vorgelesen wurde, sind zuerst gedruckt worden in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences et belles Lettres. Année 1746. Berlin, 1748. p. 457 ff. Die Eloge auf Duhan findet man auch in der Correspondance de Fréderic avec Duhan p. 19.

Die Eloge auf den General v. Golz, welche, nach der berliner Zeitung von 1748 Nr. 66, den 30. Mai 1748 in der Akademie vorgelesen worden und

die Eloge auf Caspar Wilh. v. Borcke findet man zuerst in derselben Histoire de l'Académie. 1747. Berlin, 1749. p. 9-21.

Die Eloge auf de la Métrie ist den 24. Januar 1752 von dem Geh. Rath Darget in der Akademie vorgelesen und in der Histoire de l'Ac. Année 1750. A Berlin 1752. p. 3-8 gedruckt worden.

Die Eloge auf den Gen. v. Stille ist den 24. Januar 1753 in der Akademie vorgelesen und in der Hist. de l'Ac. Année 1751. A Berlin 1753. p. 152 gedruckt worden.

Die Eloge auf den Baron v. Knobelsdorf ist den 24. Jannar 1754 in der Akademie von des Prades vorgelesen und in den Mémoires de l'Ac. Année 1752. Berlin 1754. p. 1-3 gedruckt worden.

Die Eloge auf den Prinzen Heinrich ließ der König den 30. Dez. 1767 von Thiébault in der Akademie vorlesen und sogleich bei Decker in Berlin besonders drucken, eben so

Die Eloge auf Voltaire, welche der König zu Schatzlar in Böhmen geschrieben und den 26. Nov. 1778 in der Akademie hatte vorlesen lassen; s. Oeuvres posth. T. 15. p. 109 und T, 12. p. 35.

Sieben von diesen Elogen sind wieder abgedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 3. p. 121 - 236; die 1., 2. und 5. sind von den Herausgebern vergessen worden.

Das Portrait de Voltaire, welches aus den Baseler Oeuvres posth. T. 3. p. 425. 426 in das Supplément T. 1. p. 365. 366 übergegangen, war schon im Juni 1756 in Gentleman's Magazine erschienen; ist aber keine ganz selbstständige Arbeit des Königs, sondern nur eine Nachbildung eines Portrait de Voltaire aus dem J. 1738, welches man, sammt des Königs Nachahmung, in Formey's Souvenirs d'un Citoyen T. 1. p. 327 340 findet.

IV. Die Geschichtswerke.

1) Seine Denkwürdigkeiten zur Brandenburgischen Geschichte hat der König, sowie die einzelnen Theile davon fertig geworden, durch den Geh.-R. Darget seit dem 1. Juni 1747 in der Akademie vorlesen und eben so einzeln auch in der Geschichte der Akademie abdrucken lassen (s. unser größeres Werk. Bd. 1. S. 473); bis er folgende vollständige Original-Ausgabe selbst besorgte: Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandebourg. Au Donjon du Chateau. M.DCCLI. gr. 4. 20 Seiten Vorrede und 498 S. mit Karten, Vignetten und Kupferstichen von G. F. Schmidt. Inhalt: 1) Epître au Prince de Prusse; 2) Discours préliminaire; 3) Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg (welche von Friedrich dem Ersten Kurfürsten bis auf das J. 1740, d. h. bis auf König Friedrich Wilhelm I. einschließlich, herabgehen); 4) De la Superstition et de la Religion; 5) Des Moeurs, des Coûtumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences; 6) Du gouvernement ancien et moderne du Brandebourg; 7) Du Militaire, depuis son institution, jusqu'à la fin du règne de Frédério Guillaume II. (womit K. Friedrich Wilh. I. gemeint ist). Diese Ausgabe, deren gesammter Inhalt den ersten Band der Oeuvres

publiées du vivant de l'Auteur füllt, ist sehr selten. Das Exemplar derselben, welches Friedrich an Voltaire schenkte, hat dieser dem Kurfürsten von der Pfalz wieder zum Geschenke gemacht, durch welchen es in die Manheimer, und aus dieser in die Münchener Bibliothek gekommen ist; s. Freih. v. Aretin Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der pfalzbaierschen Centralbibliothek zu München. München 1805. Bd. 5. S. 559.

Für das Publikum war indeß schon folgende rechtmäßige Ausgabe, mit der schönen Zueignung an den Prinzen von Preußen erschienen: Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandebourg, A Berlin et à la Haye chez Jean Néaulme 1751. 2 Voll. in 4. mit 35 Kupferstichen von Schleuen. Der 1. Bd. geht bis 1688; der 2. enthält das Leben Friedrich's I. Königs und die 4 Abhandlungen: De la Superstition etc., des Moeurs etc., du Gouvernement etc., sur les Raisons etc.

Derselbe Verleger gab auch 1751 unter demselben Titel eine Duodezausgabe in Einem Bande, 403 S., ohne Kupfer, aber mit 2 Landkarten und mit zwei genealogischen Tafeln.

Eine neue Prachtausgabe dieses Werkes erschien u. d. T.: Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandebourg. D'après l'original. 3 Tomes in gr. 4. A Berlin chez Chrétien Frédéric Voſs, 1767, mit schönen Vignetten und mit den Bildnissen aller Brandenburgischen Regenten aus dem Hause Hohenzollern von G. F. Schmidt. 3 Alphabet 7 Bogen. 8 Thaler. Diese Ausgabe ist an einigen Stellen von den älteren verschieden; der 1. Theil enthält einen Discours préliminaire, hierauf die frühere Geschichte der Hohenzollern und der Mark; dann die 11 Kurfürsten bis 1688; der 2. Theil enthält Friedrich 1. und Friedrich Wilhelm 1., sammt der Abhandlung du militaire; der 3. Theil giebt die andern drei bekannten Abhandlungen und eine neue, nämlich die Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois.

Welcher Hülfsmittel und Quellen der König sich zu dieser Arbeit bedient, ist aus unserm größern Werke Bd. 1. S. 474. 475 zu ersehen.

2) Die Histoire de mon temps, 2 Voll., macht die Fortsetzung der, bis auf das Jahr 1740 heruntergeführten Brandenburgischen Denkwürdigkeiten, und ist die erste geschichtliche Arbeit des Königs; wenigstens war sie zum Theil schon lange vor den Mémoires de Brandebourg geschrieben, welches aus den Briefen an Voltaire vom 18. Nov. 1742, vom 6. April, 21. Mai und 24. August 1743 erhellet; der 1. Theil scheint 1743, der andere 1746 beendigt worden zu sein: beide reichen bis

auf den dresdener Frieden herab und sind erst durch die Berliner Oeuvres posth. T. 1 und 2 bekannt geworden. (Ueber die beiden Avant-Propos' zu diesem Werke s. oben Bd. 2. S. 379.)

An die Histoire de mon temps schließt sich unmittelbar an Recueil de quelques Lettres et autres Pièces intéressantes pour servir à l'histoire de la paix de Dresde. A Berlin, chez Haude et Spener 1746. 60 Oktavseiten, welche die Korrespondenz Friedrichs II. mit dem englischen Gesandten Thomas Villers am dresdener Hofe, vom November 1745 an, den Frieden zu beschleunigen, enthält.

Die zehn Friedensjahre bis zum siebenjährigen Kriege hat der König nicht besonders beschrieben: „parceque (wie es Oeuvres posth. T. 3. p. 3 heißt) des intrigues politiques, si elles ne mènent à rien, ne méritent pas plus de considération que des tracasseries de Société; et quelques détails sur l'administration intérieure d'un Etat ne fournissent pas une matière suffisante à l'histoire."

3) Die Histoire de la guerre de sept ans ist, wie es am Schlusse derselben heißt, Berlin, den 17. Dez. 1763 beendigt; die Vorerinnerung ist vom 3. März 1764. Bekannt geworden ist das Werk erst durch die Oeuvres posth. T. 3 und 4. Welcher Quellen der König sich zu diesem Werke bedient, haben wir in unserm größeren Werke. Bd. 2. S. 462 gesagt.

4) Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne. 1775, geschrieben 1778 und gedruckt in den Oeuvres posth. T. 5. p. 1-218.

5) Mémoires de la guerre de 1778 et Correspondance de l'Empereur et de l'Impératrice Reine avec le Roi, au sujet de la Succession de la Bavière; im Juni 1779 geschrieben und gedruckt in den Oeuvres posth. T. 5. p. 219-354.

Damit enden Friedrich's historische Werke; denn die folgenden beiden Auszüge hat er von Andern, nach seinen Ideen machen lassen:

1) Abrégé de l'Histoire ecclésiastique de Fleury, traduit de l'Anglois. Bern (Berlin) 1766. 2 Voll. in 12. Nur die Vorrede ist des Königs Eigenthum; dennoch nimmt der Abrégé den ganzen 6. Band des Supplément ein.

2) Extrait du Dictionnaire historique et critique de Bayle, divisé en deux Volumes avec une Préface. Nouvelle Edition augmentée. A Berlin, chez Voss 1767. 8. Nach dem Briefe der Markgräfinn von Baireuth an Voltaire vom 12. Juni 1752, wollte der König schon damals den Geist aus Bayle

ausziehen lassen. Mit der ersten, im Sommer 1765, wirklich zu Stande gebrachten Ausgabe (s. Voltaire's Brief vom 1. Febr. 1766 und des Königs Antwort vom 25. Nov. in den Oeuvres complètes de Voltaire. A Basle 1792. T. 76. p. 151. 161. und Oeuvres posth. T. 10. p. 20.) war der König nicht zufrieden. — Der zweite, von d'Argens besorgte Auszug, füllt Bd. 4 und 5. des Supplément.

Diese Auszüge haben darin ihren Grund, daß der König die Folianten und Quartanten nicht liebte und von Büchern, die er viel benutzte, Handausgaben gern hatte. So ließ er auch, wie er den 26. März 1777 an Voltaire schreibt „zu seinem und zu seiner Freunde Gebrauche" drucken: Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu. A Berlin, chez Decker 1777. 8.

V. Die Philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften.

1) Considérations sur l'état présent du Corps politique de l'Europe, 1736 verfasst, aber erst in den Oeuvres posth. T. 6. p. 1-52 gedruckt.

2) Dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit, 1738 geschrieben und gedruckt (s. Supplément T. 2. p. 207) und wieder gedruckt in den Oeuvres posth. T. 6. p. 189-218.

3) Avant-Propos sur la Henriade de Voltaire, im September 1739 geschrieben, gedruckt in den Oeuvres posth. T. 6. p. 169-188.

4) Antimachiavel. „Je médite un ouvrage sur le Prince de Machiavel" — sind die ersten Worte, mit welchen Friedrich den 22. März 1739 in dem Briefe an Voltaire (Oeuvres posth. T. 9. p. 52) dieses Unternehmens gedenkt; auch die Briefe an Denselben vom 26. Juni und 9. Sept. (a. a. O. p. 57. 78), sowie die Briefe an die Marquise du Châtelet vom 20. Aug. und vom 27. Okt. (a. a. O. T. 10. p. 185. 188) sprechen von des Prinzen Beschäftigung: „den Feind der Menschheit und den Lästerer der Fürsten zu widerlegen;" und an Algarotti, der damals in London war, schreibt er den 1. Sept., daß er die Widerlegung des Machiavel bald beendigt habe, daß er damit beschäftigt sei, einige Nachlässigkeiten im Stil und einige Fehler gegen die Reinheit der Sprache zu verbessern, die ihm im Feuer der Komposizion entwischt sein könnten: er werde ihm dann das Werk, sobald es vollendet sei, über-

senden und ihn bitten, den Druck zu besorgen. (Corresp. de Fr. II. avec le Comte Algarotti p. 6); demselben Freunde schreibt er den 29. Okt. 1739 (a. a. O. p. 9), daß er seinen Antimachiavel in 3 Wochen zu vollenden gedenke und daß er ihn um die Besorgung des Druckes bitten wolle, wenn er dann noch in London sei: da indeß John Pine, der den Druck ausführen sollte, das Werk verschob, so entschloß Friedrich sich, wie er das den 19. Mai 1740 an Algarotti (a. a. O. p. 23.) schreibt, seine Widerlegung in Holland drucken zu lassen. Er hatte nämlich bei dem lebhaften Briefwechsel mit Voltaire, diesem Freunde fleißig über den Fortgang seiner Arbeit Nachricht mitgetheilt, und, sowie der M. du Châtelet den 27. Okt. die Einleitung, so ihm den 6. Nov. einige rohe Bruchstücke (Supplément aux Oeuvres posth. T. 2. p. 220.), endlich aber den 4. Dez. die 12 ersten Kapitel überarbeitet zugesandt (a. a. O. p. 223). Die folgenden Briefe an Voltaire vom 6. und 10. Januar, 3. Febr., 18. März (nicht Mai, wie Oeuvres posth. T. 9. p. 105 steht) und 23. März 1740 handeln immer noch von der Verbesserung der Handschrift und daß der Verfasser durchaus ungenannt bleiben müsse (Supplément T. 2. p. 228. 233 und Oeuvres posth. T. 9. p. 88. 91.); bis Friedrich ihm denn in dem Briefe vom 26. April (a. a. O. p. 97.) sagt: „Je vous abandonne mon ouvrage;“ worauf Voltaire Anfangs Juni, dem Buchhändler Johann van Duren im Haag die Handschrift schenkte. Zwar hielt der König seine Arbeit immer noch nicht für reif genug (Supplément T. 2. p. 245); aber — er gab dem gelehrten Freunde die Sache ganz anheim (a. a. O. p. 246. 248. 249). So erschien denn die erste Ausgabe des Antimachiavel u. d. T.

Examen du Prince de Machiavel, avec des notes historiques et politiques. A la Haye, chez Jean van Duren, M. D. CC. XLI. Avec Privilège, mit einer Titelvignette; XXXII. und 342 S. gr. 8.; welche Ausgabe auch mit dem Druckorte „A Londres, chez Guillaume Meyer, libraire dans le Strand. MDCCXLI“ in den Buchhandel gekommen.

Voltaire, der sich indeß mit van Duren veruneinigt hatte, besorgte nun auf eigene Kosten eine (fehlerhafte, überhaupt schlechtere) Ausgabe u. d. T.

Anti-Machiavel ou Essai de critique sur le Prince de Machiavel, publié p. Mr. de Voltaire. A la Haye, aux dépens de l'éditeur (chez Pierre Paupie) MDCCXL. XVI und 194 S. gr. 8. Die Vorrede ist zwar „A la Haye, ce 12. Octobre 1740. F. de Voltaire“ unterschrieben; da Voltaire aber p. 192 der van Durenschen (und Meyerschen) Ausgabe gedenkt, so steht das Zeitverhältniß

der seinigen, als der späteren, über allen Zweifel hinaus fest. Die van Durensche erschien übrigens im September 1740. Friedrich äußert sich über dieselbe, in dem Briefe an Voltaire vom 7. Okt. 1740 (Oeuvres posth. T. 9. p. 119) sehr unzufrieden, weil sie die willkürlichsten Aenderungen enthielt, namentlich das 15. und 16. Kapitel durchaus verunstaltet hatte. Auch wollte der König diese voltairesche Ausgabe durch die Zeitungen missbilligen und eine neue echte Ausgabe selbst besorgen. Beides ist nicht geschehen, weil Friedrich auf die Nachricht von dem Tode Kaiser Karls 6. ganz andere Beschäftigungen bekam. „La mort de l'Empereur, schreibt er den 28. Okt. 1740 an Algarotti (Correspond. p. 36) fait de moi un très mauvais correcteur; c'est une epoque fatale pour mon livre, et peut-être glorieuse pour ma personne." Dagegen gab van Duren im April und im Mai 1741 zwei neue Ausgaben, von welchen in den Oeuvres posthumes T. 12. p. 130. 139 die Rede ist, unter dem Titel.

Examen du Prince de Machiavel, avec des notes historiques et politiques. A la Haye, chez Jean van Duren, 1741. 364 S. 8.; und

Examen du Prince de Machiavel, avec des notes historiques et politiques. Troisième édition, enrichie de plusieurs pièces nouvelles et originales, la plûpart fournies p. M. F. de Voltaire. A la Haye, chez Jean van Duren. MDCCXLI. 2 Tom; LX und 248 und 322 S. 8. Avec Privilège de Sa Majesté Imperiale.

Alle diese, besonders die van Durenschen Ausgaben, sind vielfach nachgedruckt worden; ja, selbst in die Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 1. p. 1-162 haben die Berliner Herausgeber den van Durenschen, vielfach verstümmelten und zum Theil sehr gekürzten Text, rein aus Bequemlichkeit, wieder aufgenommen, was um so unverantwortlicher ist, weil sie nicht nur des Königs Unzufriedenheit mit allen bisherigen Ausgaben des Antimachiavel kannten, sondern auch, da der Verfasser nur die von Cäsarion und von seinem Sekretär Gaillard angefertigten Kopien an Voltaire abgesandt hatte (Oeuvres posth. T. 9. p. 88.), im Besitze der Originalhandschrift sich befanden, welche de Moulines verschenkte, ohne sie benutzt zu haben. Ein Theil von dieser Handschrift ist, wie man schon aus unserm größeren Werke Bd. 4. S. 411-414 weiß, gerettet und so eben im Druck erschienen u. d. T. Anti-Machiavel ou Examen du Prince de Machiavel. Corrigé pour la plus grande partie d'après le Manuscript original de Frédéric II. Hambourg chez Perthes. 1834. gr. 8.

5) Der Fürstenspiegel, dessen oben (Theil 2. S. 385. Nr. 22.) gedacht ist, von Friedrich dem jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg, den 6. Febr. 1744, bei seiner Abreise von Berlin überreicht, wo derselbe, nach seines Vaters Tode, seit dem Dezember 1741 seine Erziehung beendigt; s. unser größeres Werk. Bd. 1. S. 236. 259. 475.

6) Wahrhafter Plan betreffend die Reform der Justiz, welchen Se. K. M. in Pr. Selbst und durch Dero eigenen Lumières formiret haben, wornach alle Prozesse in Sr. K. M. Provinzen tractiret, und in dreien Instanzen in einem Jahre geendiget werden. Halle, in Verlegung des Waisenhauses, 1749. 32 S. in 4. Diese, dem Großkanzler v. Cocceji als Grundlage zu dem Codex ertheilte Instrukzion, bestand aus 18 Punkten, welche in obiger Schrift grade so abgedruckt sind, wie der König sie abgefasst.

7) Seinen Essai sur les lois schickte der König den 12. Febr. 1750 an Algarotti (Correspond. de Fr. avec Algarotti p. 142. 144). Dieser Essai scheint eins zu sein mit der oben (Band 2. S. 393) erwähnten Dissertation sur les Raisons d'établir ou d'abroger les lois, welche in den Oeuvres publiées du vivant de l'auteur T. 2. p. 165-210. wieder abgedruckt worden ist.

8) 1753 schrieb der König, in der Voltaire-Maupertuisschen Streitsache, Lettre d'un Académicien de Berlin à un Académicien de Paris; wieder gedruckt im Supplément. T. 3. p. 195-206.

9) 10) Der Discours sur les satiriques und der Discours sur les libelles, beide aus dem Jahre 1759, finden sich in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 2. p. 211. und 227-239.

11) Der Discours sur la guerre, zuerst 1765 gedruckt, wahrscheinlich aber schon früher geschrieben, steht auch in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 2. p. 239-270.

12) Instruction pour l'Académie des Nobles, vom Jahre 1765 (s. Oeuvres Posth. T. 11. p. 5), wieder gedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 3. p. 453-466.

13) Essai sur l'amour propre envisagé comme principe de Morale, den 11. Januar 1770 von Thiébault in der Akademie vorgelesen; gedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 2. p. 271-294.

14) Dialogue de Morale à l'usage de la jeune Noblesse; 1770 den 28. März ausgegeben. Deutsch von Ramler u. d. T. Moralisches Gespräch zum Gebrauch der adligen Jugend aus dem

Französischen übersetzt. Berlin bei Decker 1770; Beides, das Französische wie die deutsche Uebersetzung auf des Königs Befehl von dem G.-L. v. Buddenbrock zum Druck befördert und in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 2. p. 365-386 wieder gedruckt.

15) Lettre sur l'Education, addressée à Mr. Burlamaqui, gedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 2. p. 339-364.

16) Examen critique du Système de la nature, 1770, gedruckt in den Oeuvres posth. T. 6. p. 139-168; vergl. Oeuvres posth. T. 11. p. 81. 93. T. 14. p. 115.

17) Examen de l'Essai sur les Préjugés, 1770 gedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 2. p. 295-338. — (Essai sur les préjugés ou de l'influence des opinions sur les moeurs et sur le bonheur des hommes. Ouvrage contenant l'apologie de la Philosophie par M. D. M. A Londres. 1769.)

18) De l'utilité des Sciences et des arts dans un état; s. oben Band 2. S. 311; wieder gedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 2. p. 387-404.

19) Essai sur les formes de Gouvernement et sur les devoirs des Souverains; nach Supplément. T. 3. p. 61. im Jahre 1777 geschrieben; und nach dem Briefe in den Oeuvres posthumes T. 12. p. 34 an d'Alembert, welcher eigentlich T. 11. p. 275 stehen müsste, da er, wie aus dem Bezug auf Grimm (Oeuvres posth. T. 15. p. 60) und aus d'Alembert's Antwort vom 27. Nov. 1777 (Oeuvres posth. T. 15. p. 60) erhellet, aus dem Nov. 1777 stammt, im Hause des Königs nur in acht, oder, nach Oeuvres posth. T. 9. p. 347, gar nur in sechs Exemplaren gedruckt; von den Berliner Herausgebern nicht in die Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur, sondern in die Oeuvres posth. T. 6. p. 53-88 aufgenommen. Deutsch u. d. T. Friedrich's des Gr. Versuch über die Beherrschungsformen und Regentenpflichten, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. F. Kremmer (Polizeidirektor in Meiningen). Schmalkalden 1822. 8.

20) Lettres sur l'amour de la patrie ou Correspondance d'Anapistémon et de Philopatros, vom Jahre 1779; s. d'Alemberts Brief an den König vom 19. Nov. und des Königs Antwort vom 3. Dez. 1779 in den Oeuvres posth. T. 15. p. 127. und T. 11 p. 283. Gegen die Enzyklopädisten; wieder gedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 3. p. 3-60.

21) Die Schrift De la Littérature Allemande vom Jahre 1780, findet man in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur T. 3. p. 61-120 wieder; die dazu gehörige Correspondance du Roi avec le Ministre de Hertzberg à l'occasion de l'écrit: Sur la Littérature allemande etc. steht im Supplément. T. 3. p. 63-77.

22) Projet de la Ligue entre les Princes d'Allemagne, dressé par le Roi Frédéric II. de sa propre main 1784; gedruckt in de Hertzberg Recueil etc. T. 2. p. 364.

23) Von des Königs übrigen diplomatischen Arbeiten ist wenig bekannt geworden; wir verweisen deshalb auf unser größeres Werk im Allgemeinen, namentlich auf Bd. 4. S. 31. Anm. 1. und S. 150 Anm. 2; auch auf die oben S. 394. Nr. 5 genannte Korrespondenz mit Maria Theresia und Joseph.

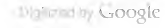
VI. Die Militärischen Schriften.

Die Reglements, welche den kleinen Dienst angehen, sind 1743 erschienen, nämlich das für die Infanterie den 1. Juni, das für die Kavallerie-Regimenter den 13. Juli, für die Dragoner den 1. Juli, für die Husaren den 1. Dez. Sie sind alle sehr umständlich und gründlich ausgearbeitet und sollten „wohl verwahret und an keinen gezeigt werden." Auch ein neues Marsch- und ein neues Ökonomie-Reglement gab der König. Alle diese Reglements, so wichtig sie auch für die Geschichte des Karakters der damaligen Armee sind, haben sich allmählig sehr selten gemacht; s. unser größeres Werk Bd. 1. S. 202. 477.

Die Instrukzionen und Disposizionen des Königs, welche die Taktik und Strategie angehen, sind sehr zahlreich; der geringere Theil ist gesammelt, mehrere sind einzeln gedruckt, viele findet man nur handschriftlich in den Archiven des großen Generalstabes der Armee zu Berlin. Folgende sind uns bekannt geworden:

1) Disposizion, wie sich die Offiziers von der Kavallerie, und zwar die Generals sowohl, als die Kommandörs der Eskadrons in einem Treffen gegen den Feind zu verhalten haben. Berlin, den 25 Juli 1744; zuerst gedruckt in (v. Canitz) Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin 1823. Thl. 1. S. 337-344.

2. 3) Die Instrukzion für die Generalmajors von der Kavallerie und die für die G.-M. v. d. Inf., beide vom 14. August



1748, zuerst gedruckt in der Neuen militärischen Zeitschrift. Wien 1811. Heft 2. S. 75-97; 99-106. In österreichische Hände scheinen diese beiden Instrukzionen, nach den mit abgedruckten Briefen des Königs an Fouqué, durch dessen Unglück bei Landeshut gekommen zu sein.

4) Die General-Principia vom Kriege, appliciret auf die Tactique und auf die Disciplin derer Preußischen Trouppen (o. O.) 1753. 214 S. gr. 8. und am Ende des Werks mit „Friderich“ unterzeichnet. Die Einleitung zu dieser Schrift, welche allen in den Buchhandel gekommenen Ausgaben derselben fehlt, heißt:

„Die Kriege, welche von Mir geführet worden, haben Mir die Gelegenheit gegeben, daß ich über die Principia dieser großen Kunst reflectiret habe, durch welche verschiedene Reiche und Staaten emporgebracht, verschiedene hergegen gestürzet und übern Haufen geworfen worden.“

„Die Römische Krieges-Disciplin, welche jetzo nur noch bei Uns subsistiret, muß uns bewegen, daß wir auch in diesem Stücke ihrem Exempel nachahmen, und uns im Kriege eine beständige Meditation davon machen, im Frieden aber uns in der Uebung erhalten.“

„Ich habe also vor nützlich und nothwendig zu sein geglaubet, denenjenigen von Meiner Armée Meine Reflexions zu communiciren, welche nach Mir den größesten Antheil an dem Commando haben, und welchen auch nur ein halbes Wort von Mir genug sein muß, um Ihnen Meine Gedanken zu expliciren; und endlich denenjenigen, welche auch in Meiner Abwesenheit nach Meinen Principiis agiren müssen.“

„Im gegenwärtigen Werke habe Ich sowohl Meine eigene Reflexions, als auch die, welche Ich in denen Schriften der größesten Generals gefunden, zusammengebracht, und ein Werk daraus gemacht, welches Ich auf die Disciplin unserer Trouppen appliciret habe. Ich schreibe darin nur allein von dem, so auf den Preußischen Dienst applicable ist, und stelle Mir zugleich keine andere Feinde vor, wie unsere Nachbaren, weil beide Worte unglücklicherweise Synonyma geworden und eins das andere in sich fasset. Ich hoffe, daß Meine Generals bei Durchlesung dieses Werks mehr als durch alles was Ich ihnen mündlich sagen kann, überzeuget sein und klar sehen werden, daß die Disciplin unserer Trouppen das Fundament von der Gloire und von der Conservation des Staats ist, und daß wenn sie solche auf diesem point de vue ansehen, sie sich dadurch noch mehr, als jemals ermuntern werden, die Ordre bei denen Trouppen in ihrer Vigueur zu erhalten und darunter niemahlen nachzulassen, auf daß man sonsten nicht von Uns sagen könne, daß diejenigen Instrumente in unsern eigenen Händen stumpf und un-

brauchbar geworden wären, durch welche wir vorhin unsere Reputation erworben hätten."

„Nichts ist schöner, als sich Ruhm erworben zu haben, es sei aber auch weit entfernet von uns, daß wir uns durch eine schändliche Sicherheit einschläfern lassen wollten, vielmehr müssen wir von weiten her diejenigen Mittel praepariren, welcherwegen die Zeit und die Evenements uns Gelegenheit bieten werden, daß wir uns deren werden nützlich bedienen können."

„Uebrigens setze Ich in folgenden Meinen Raisonnements das Reglement vor die Armée zum voraus, als welches eigentlich der Catechismus Meiner Officiers ist, und handele also nur in gegenwärtiger Schrift von dem, was eigentlich die Function eines Generals angehet, und was in dem Kriege das Große und das Sublime genennet wird."

Darauf folgen die 28 Artikel in der Ordnung, wie sie in den Oeuvres du Roi publiées du vivant de l'Auteur T. 3. p. 239-382 stehen, durch 10 Plane erläutert. Obgleich dieses wichtige Werk 1760 in feindliche Hände gerieth und mehrmals gedruckt wurde; so theilte der König dasselbe auch nachher noch den Generalen seiner Armee als ein heiliges Geheimniß mit, z. B. 1770 den 20. Dez. dem G.-M. v. Krusemarck für die Brandenburgisch-Magdeburgische Kavallerie-Inspekzion; s. auch unsern 3. Urkundentheil. S. 240. Nr. 49.

Die General-Principia vom Kriege geriethen mit dem preußischen G.-M. v. Czettritz, den 21. Febr. 1760 bei Cosdorf an der Elbe in die Hände des Kaiserl. F.-M.-L. Freih. v. Beck; s. (v. Cogniazo) Geständnisse eines österreichischen Veterans. Theil 3. S. 125 f. worauf die Schrift 1761 deutsch in Druck erschien, aber ohne Plane, obgleich im Grundtexte durch Zahlen und Buchstaben auf die, vielleicht niemals fertig gewordenen Plane verwiesen wird. Dieser Nachdruck ist sehr selten; häufiger kommt folgende Uebersetzung vor: Instruction militaire du Roi de Prusse pour ses Généraux, traduite de l'Allemand par Mr. Faesch Lieut.-Col. dans les Trouppes saxonnes. Avec XIII Planches, gravées en taille douce. Francf. et Lpz. 1761. Von dieser Ausgabe sind allerlei Nachdrücke und Uebersetzungen erschienen, bis die folgende Sammlung eine große Geltung gewonnen hat:

Unterricht des K. v. Pr. an die Generale seiner Armeen. Vermehrt mit den Instrukzionen, welche der König nach der Ausgabe des obengenannten bekannten Unterrichts für seine Armee nach und nach bis an seinen Tod aufgesetzt hat, und erläutert durch acht Plane, und durch viele Beispiele aus dem siebenjährigen Kriege von G. Scharnhorst, K. Großbr. Churhannöverischen Artillerie Capitän und Lehrer der Mili-

tärschule zu Hannover. Hannover 1794. 390 S. 8. Der erste Anhang des Werks enthält:

a) (5.) Instrukzion für die Kommandörs der Kurassier-, Dragoner- und Husarenregimenter. 1778;

b) (6.) Instrukzion für die Kommandörs und Bataillons der Infanterie, vom 12. April 1778;

c) (7.) Instrukzion für die Inspektöre der Infanterie vom 25. Juli 1781;

d) (8.) Instrukzion für die schlesische Infanterie. 1781. Der zweite Anhang enthält (9.) „Sr. M. des K. v. Pr. geheimen Unterricht, enthaltend die den Offiziers Dero Armee, besonders denen von der Kavallerie ertheilten geheimen Befehle, wie sie sich bei gegenwärtigen Umständen (1778) verhalten sollen, aus dem Französischen des Prinzen von Ligne übersetzt," welches folgenden Titel führt: „Instruction secrette, dérobée à Sa Majesté le Roi de Prusse, traduite de l'Original allemand, par le Prince de Ligne. 1779."

Eine neue Ausgabe der Scharnhorstschen Sammlung ist der „Unterricht Friedrich's II. für die Generale seiner Armee nebst den von dem Könige späterhin gegebenen Instrukzionen. Neu herausgegeben, und mit Anmerkungen in Bezug auf die neuesten Veränderungen der Kriegführung versehen von einigen deutschen (d. h. preußischen) Offizieren (G.-M. v. Schütz und Major Schulz). Leipzig, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung, 1819, 2 Theile; doch fehlt in dieser Sammlung die Instrukzion für die schlesische Infanterie von 1781.

10) Eine „Disposizion vor die Infanterieregimenter und Bataillons" vom 16. Juli 1779 (wegen der im baierschen Kriege bemerkten Gebrechen) werden wir nächstens an geeignetem Orte bekannt machen.

11) Instrukzion für die Infanterieregimenter, vom 24. August 1785, haben wir im Militärwochenblatt. Berlin 1733. Nr. 903. S. 5019 abdrucken lassen.

12) Eine (handschriftliche) Instrukzion für die Kavallerie (ohne Jahr und Datum) 6 Folioseiten, fängt an:

„Sobald die Pferde auf die Grasung geschickt sein, so soll ein jedes Regiment in seinen Garnisons mit denen Geld- und Kirchen-Paraden ohne Gewehr fleißig marchiren und die Leute besser ausarbeiten, damit sie eben so gerade, als wie die Infanterie werden. Die krümmsten Kerls müssen sie alleine vornehmen und einzeln marchiren lassen, solange bis selbige gerade geworden. Hiezu kann der Junius, Julius und Augustus gebraucht werden, und wo nach diesen dreien Monathen die krummen

Kerls nicht gerade worden sind, so müssen es ihre Officiers nicht verstehen, es dahin zu bringen, weshalb Ich alsdann einen Officier von der Infanterie schicken werde, der es bewerkstelligen soll. Wenn die Pferde von der Grasung einkommen, so sollen die Bursche alle einzeln reiten, wobei die Officiers genau acht haben müssen, alles zu corrigiren, was sie unrecht finden, und wenn es denen Leuten gewiesen und selbige sich negligiren, so müssen dergleichen Kerls Hiebe haben."

„Hierauf werden zugweise einzelne Glieder vorgenommen ꝛc. ꝛc."

13) Handschriftlich ist auch eine „Instruction für die Inspecteurs der Cavallerie, gegeben im August des J. 1781" vorhanden, welche so anfängt: „Ich erneuere nicht die vorigen Ordres, die Ich ihnen schon gegeben habe, welche ihnen längst bekannt sind ꝛc.; der Schluß lautet: „Diejenigen Stabsoffiziere, die sich zum meisten appliciren werden, die jungen Officiers bei die Regimenter auf den Fuß zu formiren, werden sich am Meisten bei Mir insinuiren, weil wenn bei der Cavallerie Ordnung beim gemeinen Mann, muntere und intelligente Officiers sein, man alles mit ihnen ausrichten kann; und wenn eins oder das andere davon fehlet, es nur halb Werk ist. Dabei müssen die Commandeurs und Generals sich erinnern, daß der Friede lange gedauert hat, und wenn wir die Jugend nicht abrichten, so kommt das Werk ins Stecken, und so kann man durch die Nachlässigkeit den künftigen Ruhm verlieren, den sie bis dato mit Recht erhalten haben."

14) Die Instrukzion zum Campement bei Spandau, vom 7. August 1753 werden wir nächstens an geeignetem Orte bekannt machen.

15) Instrukzion des Königs über die Lagerkunst, den Ingenieuren diktirt zu Breslau in seinem Zimmer, den 13. Dez. 1758; gedruckt in „Nationalschrift für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe in den preuß. Staaten. Berlin, bei Braun 1801. Bd. 1. S. 523 — 526.

16) Instrukzion Friedrichs II. an seine Artillerie-Obersten v. Dieskau und Müller; vollzogen im Lager bei Proßnitz vor Olmütz, den 30. Juni 1758; gedruckt in C. v. Decker, Fr. v. Ciriacy und L. Blesson Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Berlin 1828. Bd. 12. Heft. 1. S. 78 ff.

17. 18) König Friedrich's II. Instrukzion für seine Artillerie an den G.-M. v. Holzendorf erlassen mit einer Kab.-Ordre, Potsdam, den 10. Mai 1782, gedruckt in der Oestreichischen militärischen Zeitschrift. Wien 1819. Bd. 3. Heft 7. S. 100-104; — eine frühere „Instruction für die Artillerie von Sr. Majest. gegeben,

Potsdam, den 3. Mai 1768, 21 Seiten Folio nebst 10 Plans, ist noch Handschrift.

19) Réflexions sur quelques changements etc.; s. oben Bd. 2. S. 378. Nr. 4.

20) Instruction pour les Majors-Généraux de la Cavalerie, ein halber Druckbogen, unterzeichnet Breslau, den 16. März 1759; sie fängt an: Quoique les Majors-Généraux de la Cavalerie soient déjà munis d'une Instruction, je trouve pourtant à propos de leur ajouter ici quelques choses." Man findet diese Instruction sammt den Réflexions (Nr. 19.) in dem oben genannten Recueil de lettres de Sa Majesté le Roi de Prusse. 2. Partie, auch in den Lettres secrètes touchant etc. p. 216-223.

21) Réflexions sur les Caractère et les talens de Charles XII. Roi de Suède, 1759; s. unser größeres Werk. Bd. 2. S. 236 Anm. 3. und S. 237. Anm. 1. Wieder gedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 3. p. 383-416.

22) Grundsätze der Lagerkunst und Taktik. o. O. 1771. 94 S. klein Folio, mit 37 Planen. Am Schlusse der Abhandlung unterschrieben „Sans-Souci, den 12. Nov. 1770. Friderich."

Diese Grundsätze sind auch französisch erschienen u. d. T. Elemens de Castramétrie et de Tactique. (s. l.) MDCCLXXI. 86 S. kl. Folio, mit einer Titelvignette von Schleuen und mit 37 Planen. Am Schlusse steht „Sans-Souci ce 12. Nov. 1770. Federic." Warum der König dieses Werk geschrieben, setzt er in der Vorrede, auch Oeuvres posth. T. 5. p. 170 auseinander. Es fehlt in allen Ausgaben der Werke des Königs.

23) Des Marches d'Armées et de ce qu'il faut observer à cet égard; gedruckt in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. T. 3. p. 417-452.

24) Extrait tiré des Commentaires du Chevalier Folard sur l'histoire de Polybe, pour l'usage d'un Officier; avec les plans et les figures necessaires pour l'intelligence de cet abrégé (s. l.) 1753. 174 S. 4. Diesen Auszug aus den 6 großen Quartanten des Folard hat der König selbst gemacht und mit einem Avant-Propos begleitet. Der Akademiker Francheville besorgte den Druck. Es wurden nur 110 Exemplare abgezogen.



VII. Die Unterredungen des Königs mit Personen allerlei Standes.

1) Mit dem franz. Gesandten Marquis de Valori; s. Mémoires de Valori T. 1. p. 284.

2) Mit dem Dr. Tralles in Breslau, 1757; s. Dr. Balthasar Ludwig Tralles Aufrichtige Erzählung seiner mit Friedrich dem Gr. ꝛc. gehabten Unterredung. Breslau, 1789.

3) Mit dem Regimentsfeldscheer Theden; s. Thedens Jubelfeier und Lebensbeschreibung herausgegeben von Mayer. Berlin, 1787.

4., 5) Mit Gellert und Gottsched, 1760; s. oben Bd. 1. S. 342 ff. und unser größeres Werk. Bd. 2. S. 272. 274.

6) Mit der Dichterinn Karsch, 1763; s. die Gedichte derselben, herausg. von Fr. v. Klenke. Berlin 1792. S. 183-187; Anekdoten und Karakterzüge. Berlin bei Unger 1787. Sammlung 8. S. 102.

7) Mit dem Mathematiker Lambert, 1764; s. Lamberts Leben und Wirken von Huber. Basel 1829; Sulzers eigene Lebensbeschreibung, herausgegeben von Fr. Nicolai. Berlin 1809. S. 39.

8) Mit Casanova, 1764; s. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seignalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuskript bearbeitet. Leipzig bei Brockhaus. 1826. Bd. 9. Kapitel 11. S. 469-475 und S. 499.

9) Mit Professor Darjes in Frankfurt a. d. O., in den sechziger Jahren; s. Scheibler Merkwürdigkeiten zur Preußisch-Brandenburgischen Geschichte. Frankfurt 1786. S. 43.

10) Mit Thiébault, seit 1765; s. dessen Souvenirs.

11) Mit dem Kandidaten aus Thüringen im Juni 1766; Spenersche Zeitung vom 24. Januar 1819.

12) Mit dem römischen Bildhauer Cavaceppi, im Juni 1768; s. Bernoulli Sammlung kurzer Reisebeschreibungen. Berlin 1781. Bd. 1. S. 81-89.

13) Mit Prof. Merian, 1770; s. Fréderic Ancillon Eloge historique de Jean Bernard Merian. Berlin 1810. S. 67.

14) Mit dem Prinzen von Ligne, 1770 und 1780; s. Mémoire sur le Roi de Prusse Fréderic le Grand. A Berlin chez Unger 1789.

15) Mit Gertrud Elisabeth Mara, 1771; s. Rochlitz Für Freunde der Tonkunst. 2. verb. Aufl. Leipzig bei Cnobloch 1830. Bd. 1. S. 70.

16) Mit dem Ritter Dr. v. Zimmermann, 1771 und 1786; s. Zimmermann's Unterredungen ꝛc. und seine Fragmente.

17) Mit Dutens, im März 1771; s. Mémoires d'un Voyageur qui se repose. T. 1. chapitre 39.

18) Mit Sulzer, 1777; s. Sulzers Leben 2c. und Nicolai's Anekdoten. Heft 2. S. 139.

19) Reisegespräch des Königs (mit dem Oberamtmann Fromme) den 23. Juli 1779. Zum Besten armer Soldatenkinder in Druck gegeben vom Verfasser der preußischen Kriegeslieder. Halberstadt bei Groß 1784. 46 S. 8.

20) Mit Formey, zuerst den 24. Dez. 1779; s. Formey Souvenirs d'un Citoyen. T. 1. p. 124. ff.

21) Garve hat über seine Unterredungen mit dem Könige (1779 und 1784) in der Vorrede zu seiner Charakteristik Friedrichs II. Einiges mitgetheilt.

22) Mit Johannes v. Müller, den 12. Febr. 1781; s. Briefe zwischen Gleim, Heinse und Müller. Aus Gleims literarischem Nachlasse. Zürich 1806. Bd. 2. S. 171.

23) Mit Meierotto, den 22. Januar 1783; s. Brunn Versuch einer Lebensbeschreibung Meierotto's. Berlin 1802. S. 265 - 272. S. 521.

24) Mit Marquis de Bouillé, 1784; s. Minerva, ein Journal histor. und polit. Inhalts v. Dr. Bran. Jena 1828. August. S. 163; Morgenblatt für gebildete Stände. 1828. Nr. 184. 185.

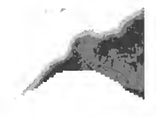
25) Mit der Herzoginn von Kurland, im September 1784; s. Dorothea, letzte Herzoginn v. Kurland; geschildert von Christoph August Tiedge. Leipzig bei Brockhaus. 1823. S. 76. 77.

26) Mit dem Grafen Ségur, im Januar 1785; s. Mémoires ou souvenirs et anecdotes p. Mr. le Comte de Ségur. Paris 1826. T. 2. p. 118 ff.

27) Mit Rüchel; s. Rüchels Leben von Fouqué. Theil 1. S. 29. ff.

28) Mit Dantal; s. Dantal's Delassements litéraires etc.

29) Mit Gleim, den 22. Dez. 1785; s. Gleims Leben v. Körte. Halberstadt 1811. S. 219 ff. und Berlinische Monatsschrift. 1786. Januar. S. 91.



VIII. Von den musikalischen Kompositionen des Königs

sind nur folgende durch den Druck bekannt geworden:

1) Johann Sebastian Bach's Musikalisches Opfer, dem Könige von Preußen Friedrich II. zugeeignet. (Lpz. 1747). Das vom Könige dem Komponisten aufgegebene Thema (s. oben Bd. 1. S. 146) ist 1) als dreistimmige Klavierfuge unter dem Namen Ricercar, oder mit der Aufschrift: Regis Jussu Cantio Et Reliqua Canonica Arte Resoluta ausgeführt; 2) als sechsstimmiges Ricercar für's Klavier; 3) folgen Thematis Regii elaborationes canonicae; 4) ein Trio für Flöte, Violine und Baß über dasselbe Thema.

2) Sinfonia a 2 Violini, 2 Fl., 2 Corni, Viola et Basso (1747). Alla spese di Balth. Schmid. Norimb. (in Kupfer gestochen.)

IX. Folgende Schriften sind dem Könige fälschlich beigelegt worden:

1) Considérations sur l'état de la Russie sous Pierre-le-Grand, abgedruckt in den Oeuvres posthumes du Roi de Prusse, servant de Supplément aux différentes éditions des oeuvres de ce Monarque. Envoyées, en 1737, à Voltaire, par le Prince Royal de Prusse, depuis le Roi Fréderic II. A Berlin. 1789. CCV. und 287 S. gr. 8.; s. unser größeres Werk. Bd. 1. S. 463.

2) Die Vorrede zu des Probst's Reinbeck Philosophischen Gedanken über die vernünftige Seele und deren Unsterblichkeit. Berlin 1740. 423 Oktavseiten; s. unser größeres Werk. Bd. 1. S. 464.

3) Die Pensées sur la Religion, (s. oben Bd. 2. S. 378.) welche unter zwei verschiedenen Titeln erschienen sind: La vraie Religion demontrée par l'Ecriture sainte. Traduite de l'Anglois de Gilbert Burnet. A Londres 1745; — Examen de la Religion dont on cherche l'éclaircissement de bonne foi. Attribué à Mr. de St. Evremond. A Trevoux aux depens des Pères de la Société de Jesus. 1745. Es haben aber weder der Londoner Bischof Burnet, noch St. Evremond, noch die Väter der Gesellschaft Jesu an diesem Machwerke Theil; sondern ein Lieutenant de la Serre, wie aus der folgenden Schrift zu ersehen: „Schreiben des Herrn Predigers Vernede, aus

Mastricht, von der merkwürdigen, auf seinem Todtbette im vorigen Jahre geschehenen Bekehrung des Herrn Lieutenants de la Serre, eines gewesenen Freigeistes, welcher nicht nur alle seine atheistischen Schriften wiederrufen und verdammt, sondern auch selbige zu verbrennen gebeten hat. Berlin, 1749. ½ Bogen in 8.; s. Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen. 1749. Nr. 31.

4) Die Komödie Tantale en Procés; s. oben Bd. 2. S. 390.

5) De l'Amérique et des Américains ou Observations curieuses du Philosophe la Douceur, qui a parcouru cet Hémisphère pendant la dernière guerre en faisant le noble métier de tuer des hommes sans les manger. Berlin, chez Samuel Pitra (eigentlich bei Decker) 1771. Der Verf. heißt Bonneville (s. unser größeres Werk Bd. 3. S. 561); Zimmermanns Fragmente Bd. 1. S. 131 und Bd. 3. S. 4. 9 ff. halten den König für den Verfasser.

6) Die Pensées philosophiques sur la Religion, welche 1785 in Berlin erschienen, verrathen einen katholischen Verfasser; die Allg. Deutsche Bibliothek (Bd. 90, S. 334) schreibt sie dem Abbé de Prades zu.

7) Dernières Pensées du Roi de P***, écrites de Sa main. A Berlin (Genève) 1787. 41 Seiten Klein-Duodez. Nach Barbier Dictionnaire des Anonymes und nach der Correspondance de Grimm heißt der wahre Verfasser Constant.

Wir haben auch dieser Uebersicht der Schriften des Königs eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet, weil wir hoffen und wünschen, daß es den vaterländischen Geschichtsforschern gelingen möge, eine ächte und vollständige Ausgabe von Friedrich's Werken (ein Königsdenkmal sonder Gleichen) vorbereiten zu helfen, welche es verdiene, von dem preußischen Throne allen gekrönten Häuptern und Regierungen der Welt als Ehrengeschenk dargereicht zu werden.



Gedruckt in der Nauckschen Buchdruckerei.

